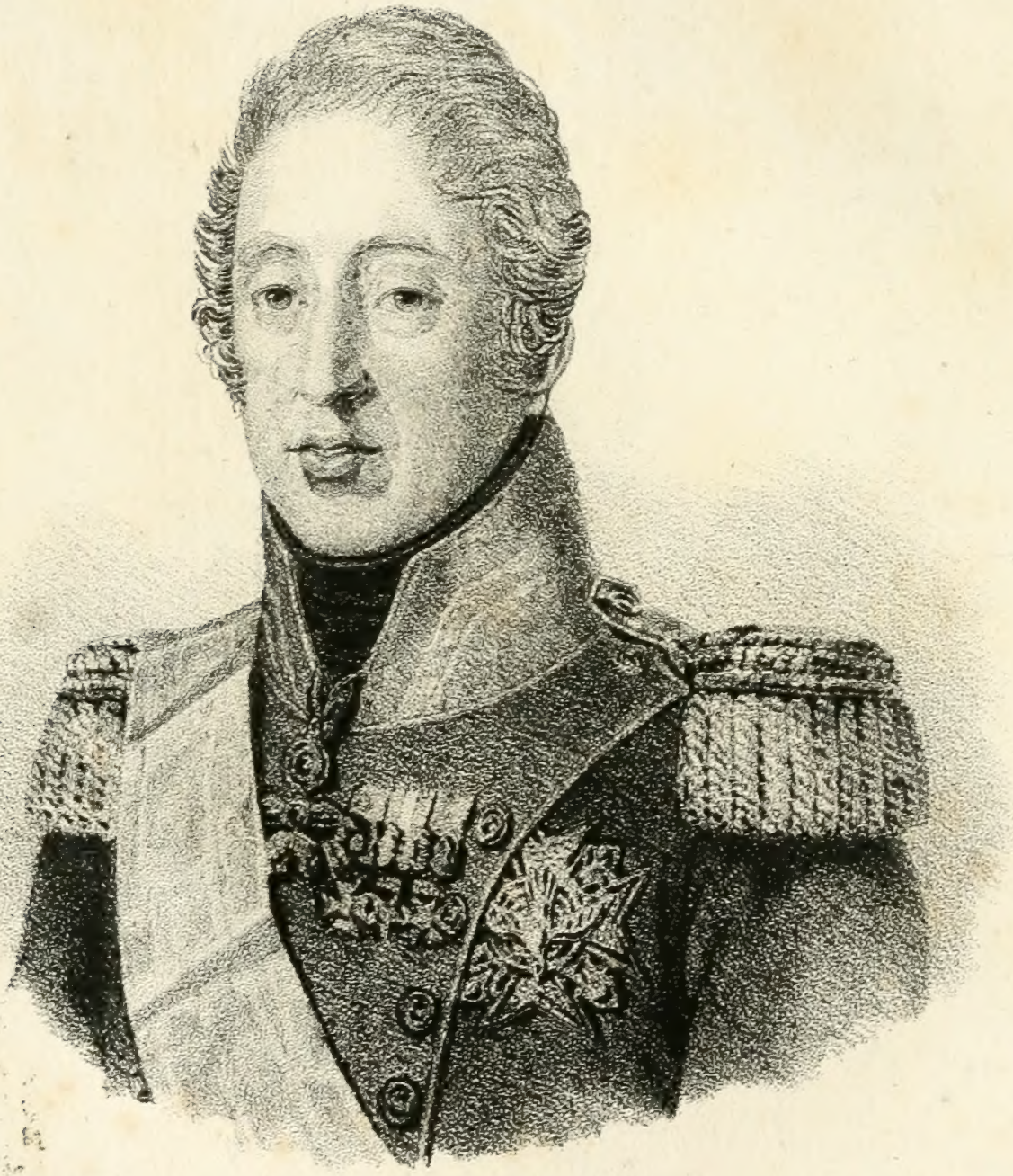
1166



KARL X.

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

MAR 16 1915
UNIVERSITY OF TORONTO

Zweiter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

Mit 16 Portraits.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

LIBRARY
MAR 16 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

D
2
T27
1830

Inhalt.

Die Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

		Seite
	Einleitung	3
I.	Frankreich	5
	1) Zustand vor Eröffnung der Kammern	5
	2) Kurze Sitzung der französischen Kammern im März	15
	3) Die Expedition gegen Algier	28
	4) Die Eroberung von Algier	41
	5) Die letzten Anstrengungen der Ultras	72
	6) Die Ordonnanzen	90
	7) Die drei Tage	102
	8) Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs	137
	9) Die Vertreibung der Bourbons	147
	10) Reform der Charte	164
	11) Louis Philipp, König der Franzosen	180
	12) Reformen	201
	13) Die Partei des Widerstandes	208
	14) Unruhen im October	219
	15) Proceß der Exminister, und Unruhen im December	228

Seite

II. Die Niederlande 251
1) Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution 251
2) Der Aufstand in Brüssel 261
3) Täuschende Unterhandlungen. 276
4) Dreitägige Schlacht in Brüssel 295
5) Die Trennung Belgiens von Holland 304
6) Der Brand von Antwerpen 315
7) Der Nationalcongreß und die Protokolle . . 327

Die Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

Die Geschichte des Jahres 1830.

Einleitung.

Die Weltbegebenheiten haben plötzlich eine andere Wendung genommen. Die Physiognomie Europa's ist im Jahre 1830 eine andere als im Jahre 1829. Nicht mehr sind Aller Augen nach dem Oriente gerichtet, sie haben sich wieder nach dem Westen gewendet, und es handelt sich nicht mehr um das Primat Rußlands oder Englands, nicht mehr um den Rangstreit rivalisirender Cabinette, sondern um den Riesenkampf der Revolution und Restauration, des Liberalismus und der Legitimität, der Bewegung und des Widerstandes, nicht bloß in Einem Lande, sondern in ganz Europa. Die Revolution, von der einst Mirabeau prophezeyte, sie werde die Reise um die Welt machen, kehrte nach ihrem ersten Ausfluge nach Frankreich zurück; Napoleon tödtete, die heilige Allianz begrub sie. Plötzlich aber wacht sie wieder auf, und gleich einem unvorhergesehenen Erdbeben von Westen nach Osten streichend, erschüttert sie das Gebäude jener legitimen Allianz, in das die europäische Menschheit sich schon einzuwohnen angefangen hatte.

Die erste Hälfte des Jahres 1830 schleppte sich noch langsam in Unterhandlungen über die Wiederherstellung Griechenlands hin, die zu keinem Resultate führten. Selbst der Tod Georgs IV und die Erhebung seines liberalen Bruders Wilhelm IV auf den

englischen Thron, änderte noch nichts in den Verhältnissen Europa's, da das Ministerium Wellington am Staatsruder blieb. Die Eroberung Algiers durch die Franzosen ist als bloße Episode zu betrachten. So sehen wir Europa bis zum Schlusse des Julius in tiefer Ruhe und verhängnißvoller Unthätigkeit. Kaum war je ein früheres Semester so leer an Ereignissen. Aber diese Stille verkündete den Sturm. Am Ende des Julius bricht die Revolution in Frankreich aus, und dann in reißender Schnelligkeit folgen im August und Septemberdie belgische Revolution und die Unruhen in Deutschland. Darauf im October die mißlungene Insurrection Spaniens, und im November die Volksbewegung in England, welche Wellington stürzt. Neu erstarkend dann in der furchtbarsten Explosion bricht am Schlusse des November und Anfangs December die Revolution in Polen aus, und in demselben Monate erhebt sich das Volk in allen Schweizer Kantonen und stürzt seine aristokratischen Verfassungen und Regierungen, um sie im demokratischen Sinne zu ändern.

So hat dieses ewig denkwürdige Jahr sich erfüllt, reich an Gegenwart, reicher noch an Zukunft, das Schlußjahr der fünfzehnjährigen Restaurations- und Friedenszeit, die mit dem zweiten Pariser Frieden 1815 begann, wahrscheinlich der Anfang einer neuen Sturmperiode, aus der das alte Europa entweder verjüngt, oder, wenn es dazu nicht die moralische Kraft hat, in trauriger Erschöpfung wie nach den Stürmen der Reformation hervorgehen wird.

Die Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

I.

Frankreich.

1.

Zustand Frankreichs vor Eröffnung der Kammern.

Die Folgen des unheilschwangern 8 August 1829 begannen sich mehr und mehr zu enthüllen, und ein schweres Ungewitter hing näher stets und drohender über dem schönen Frankreich. Der kleine Funke des Hasses, der in der Seele eines Jesuiten glomm, sollte zum verzehrenden Weltbrande werden. — Wie das Ministerium Polignac zum Staatsruder gelangt, welchen Geist des Widerstandes es in Frankreich aufgeregt und bis zu welchem Grade die wechselseitige Erbitterung zwischen der herrschenden Partei und dem Volke am Schlusse des Jahres 1829 gediehen war, haben wir im vorigen Jahrgange geschildert. Wir knüpfen nun die Erzählung wieder da an, wo wir sie fallen lassen.

König Karl X war fest und unwiderruflich entschlossen, seinem Volke nicht nachzugeben. Er beharrte auf diesem Entschlusse mit religiöser Gewissenhaftigkeit, wie es denn außer Zweifel gesetzt ist, daß jesuitischer Einfluß ihn ganz und ungetheilt beherrschte. Die jesuitische Propaganda, die durch ihn regierte, war keine bloße Fiction des Parteihasses, sie existirte wirklich. Man rechnet vorzüglich dazu den Erzbischof von Paris, Latil, und andere Geistliche, welche bei Hofe Ansehn genossen. Indeß würde man dem Verstande und der Energie des Königs Unrecht thun, wenn man sich ihn als einen Bethörten, Betrogenen denken wollte. Er dachte und handelte vielmehr selbst, mit Einem Wort, er war selbst Jesuit.

Ueber den Plan dieser Partei kann kein Zweifel obwalten, da sie ihn bei dem mißlungenen Versuche ihn auszuführen (durch die Ordonnanzen im Julius), verrathen hat. Man wollte zunächst die Preßfreiheit aufheben und ein neues Wahlgesetz einführen, wodurch die Kammer ein bloß serviles Werkzeug der Regierung werden sollte. Wie weit man dann noch ferner gehen wollte, läßt sich leicht errathen, denn die Contrerevolution hat immer das eine nämliche und fest bestimmte Ziel, den Absolutismus, die uneingeschränkte Despotie des siècle de Louis XIV.

Das Ziel stand fest, der Wille es zu erreichen nicht minder. Allein die Regierung schwankte noch in Betreff der Mittel, durch welche sie das Ziel des Absolutismus erreichen wollte. Es ist nothwendig, diesem dunkelsten und zugleich wichtigsten Theile der Geschichte eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Wollte man den liberalen Blättern glauben, so wäre die

Regierung schon längst, schon am 8 August 1829 auf Staatsstreiche vorbereitet, zu Staatsstreichen entschlossen gewesen, denn es ist bekannt, daß unmittelbar nach der Einsetzung des Ministeriums Polignac durch die liberalen Blätter in ganz Frankreich jener furchtbare Argwohn verbreitet wurde, der jeden Augenblick einen Staatsstreich erwartete. — Wollte man dagegen den spätern Versicherungen der angeklagten Minister und ihrer Vertheidiger glauben, so hätte die Regierung nicht eher ernstlich an einen Staatsstreich gedacht, als unmittelbar vor dessen Ausführung im Julius.

In beiden Meinungen ist etwas Wahres und etwas Falsches. Daß die Regierung dem Gedanken, die Charte durch einen Gewaltstreich zu verletzen, von Anfang an nicht fremd war, ist nicht zu bezweifeln, weil sie oft damit drohte, und weil sie ihn endlich — wirklich ausführte. Der Argwohn, daß die Regierung mit diesem Gedanken umgehe und den Fall der Gewalt unter die möglichen Fälle gesetzt habe, war nur zu wohl begründet. Dagegen gingen die liberalen Blätter offenbar zu weit, wenn sie selbst glaubten und das französische Volk glauben machten, daß alle constitutionellen Versicherungen der Regierung, vom 8 August an, nur Betrug und Heuchelei gewesen seyen, um den Staatsstreich zu maskiren, der gleich anfangs beschlossen gewesen sey und für den man nur Vorwände und einen gelegenen Zeitpunkt gesucht habe. Es läßt sich im Gegentheil aus den eigenen Handlungen der Regierung beweisen, daß sie sich bis auf den letzten Augenblick vor einem Staatsstreiche wegen seines ungewissen Erfolgs gefürchtet habe, daß es ihr mit der Bemühung, ihre Vortheile auf constitutionellem Wege und vermittelst der Kammern zu verfolgen, schmerzlicher Ernst gewesen sey, und daß sie endlich nur in ei-

nem Anfalle von Verzweiflung, als sie auf constitutionellem Wege nicht mehr siegen konnte und doch um keinen Preis nachgeben wollte, sich zu dem Staatsstreiche entschlossen habe, den sie ohne gehörige Vorbereitung, mit Uebereilung und mit zitternder Hand ausführte. Der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach. Dieß ist die Auflösung des Räthsels.

Wozu auch die Regierung zuletzt sich entschließen mochte, sie mußte so lange als möglich auf dem constitutionellen Wege bleiben. Gelang es ihr, die Kammern für ihre Absichten zu gewinnen und durch neue, von servilen Kammern sanctionirte Gesetze das friedlich zu erlangen, was sie sonst nur durch Gewalt zu erlangen hoffen durfte, — desto besser für sie. Gelang es ihr aber nicht, so gab sie sich wenigstens den Schein, als ob sie von der constitutionellen Bahn nicht weichen und als ob im Gegentheil die Kammern dieselbe verlassen wollten. Sie konnte dann die Kammern zu Beleidigungen reizen, die ihr einen Vorwand zu Staatsstreichen liehen, und wenn sie endlich wirklich diese Staatsstreiche ausführen wollte, so konnte die bisherige constitutionelle Heuchelei nur dazu dienen, das Volk einzuschläfern, und man konnte dann durch eine plötzliche Ueberraschung mit Gewaltstreichen die Liberalen unvorbereitet treffen.

Die Regierung wünschte offenbar den ersten Fall und zitterte vor dem zweiten. Allein wenn man ihren Gang verfolgt, so erkennt man leicht, daß sie sich anfangs vor einem Staatsstreiche, da derselbe noch fern war, nicht so sehr fürchtete, als nachher, da er nahe kam. Je näher dem 8 August, dem Anfangspunkte dieser verhängnißvollen Periode, desto freigebiger war die Regierung mit Drohungen. Je näher dem 25 Julius, dem Endpunkte dieser Periode, desto dringender und ängstlicher wurden ihre Bemühungen, noch wo möglich die

Kammern zu gewinnen und den Staatsstreich zu vermeiden, bis ihr dieß entschieden unmöglich ward. Das unbesonnene Schwanken aber zwischen Drohungen und versöhnlichen Betheurungen diente nur dazu, die Schwäche der Regierung ruchtbar zu machen, ohne der Nation ihren Argwohn zu nehmen.

Zu Anfang des Jahres 1830 herrschte noch das System der Drohungen, und die Sprache der ministeriellen Blätter war sehr kriegerisch. Dieß erklärt sich daraus, daß die alte Kammer noch bestand, von der die Regierung keine Zustimmung hoffen durfte, welche sie also auflösen wollte. Um sie aber mit Eclat auflösen zu können, und den Schein des Rechts auf seine Seite zu bringen, wünschte der König, sie zu einem unvorsichtigen, vielleicht gar illegalen Schritte und zu einer Beleidigung seiner Würde zu verleiten. Zu gleicher Zeit suchte man auch durch zügellose Angriffe der Ultrablätter die liberalen Blätter zu einer gleichen Heftigkeit aufzureizen und dadurch einen legalen Vorwand zu Einschränkung der Preßfreiheit zu erhalten. Wenn dieß gelang, so hoffte man, die liberale Partei in der Kammer und in den Journalen als Ruhestörer behandeln und rechtmäßig verdammen zu können. Dann aber hoffte man, öffentlich durch eine würdige constitutionelle Haltung und heimlich durch Drohungen und alle Arten von Wahlumtrieben eine neue Kammer zusammenzusetzen, deren Mehrheit ministeriell seyn würde, und dem Allem sollte die Eroberung von Algier die Krone aufsetzen. Triumphirte die weiße Fahne, zeigte sich Bourmont als großer Feldherr, wurde dem kriegerischen Sinne und den Mercantil-Interessen der Nation durch eine solche Eroberung geschmeichelt, so hoffte die Regierung, ihr moralischer Credit werde dadurch unermeßlich steigen und na-

mentlich die Armee werde sich für sie aussprechen. Endlich hoffte man auch die ungeheuern Schätze des Deys von Algier zu erbeuten, die der Regierung bei ihren Planen sehr zu Statten kommen mußten.

Waren dieß die Plane und Hoffnungen der Regierung, so müssen wir nun auch die der Nation und die der Vermittler zwischen beiden kennen lernen. Schon im vorigen Jahrgange haben wir die royalistische Opposition geschildert, welche, eifrig dem Königthum ergeben, große Besorgnisse für dasselbe hegte, wenn der König fortführe sich der Nation feindselig entgegenzustellen. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß diese gemäßigten Royalisten den Argwohn der Liberalen theilten, die Möglichkeit eines Staatsstreichs als sehr wahrscheinlich voraussetzten und die Regierung beständig davor warnten, ein Beweis mehr, daß jener Argwohn keine bloße Fiction war. Diese royalistische Opposition bestand theils aus den alten Höflingen Karls, die mit ihm einst seine Verbannung getheilt, und die nun fürchteten, daß Staatsstreiche zu einer neuen Revolution und zu einer neuen Verbannung der Bourbons vom französischen Boden führen würden, theils aus den ritterlichen, romantischen und ehrlichen Anhängern des Thrones und Altars, die, wie der berühmte Chateaubriand, eine gute Sache nicht durch schlechte Mittel vertheidigt wissen wollten, daher bei gränzenloser Ehrfurcht vor der legitimen Dynastie doch das Ministerium verabscheuten, theils endlich aus Nebenbuhlern des Ministeriums, aus den gestürzten Parteien Villèle's und Labourdonnaye's.

Indem diese royalistische Opposition, die Männer, die nach und nach die Sache des Ministeriums verließen, die sogenannten Defectionen Agier, der die rechte Seite der Kammer nach sich

zog, Chateaubriand, der die Pairs nach sich zog, Villèle und Labourdonnaye, die selbst einen großen Theil der Staatsdiener nach sich zogen, und Fitz-James, der den Hof nach sich zog, indem alle diese Defectionen sich entweder neutral verhielten oder sogar geradezu, um nur das Ministerium zu stürzen, mit den Liberalen gemeine Sache machten, wuchs die Volkspartei täglich mehr zu einer imposanten Masse an. Alle Fractionen des Liberalismus, das linke Centrum und die äußerste Linke der Kammer, und alle Oppositionsjournale vergaßen die Unterschiede, die bisher zwischen ihnen bestanden, und wirkten einhellig zu demselben Zwecke des Widerstandes zusammen, ja ihre Einigkeit war so groß, daß sie selbst in der Art und Weise den Widerstand zu äußern, nicht von einander abwichen, sondern alle auf gleiche Weise neben der festesten Entschlossenheit zugleich die vorsichtigste Mäßigung und die pünktlichste Beobachtung der durch die Verfassung vorgeschriebenen Formen sich zur Pflicht machten. Dadurch allein waren sie im Stande, einerseits die gemäßigten Royalisten für sich zu gewinnen, und andrerseits die böse Absicht des Ministeriums, welches sie gern zu ungesetzlichen Schritten gereizt hätte, zu vereiteln. Festen Blickes, aber mit Anstand und Zurückhaltung, immer den Finger auf der Charte, stand das französische Volk seinen Ministern in einer drohenden Ruhe gegenüber, einem Löwen gleich, den eine Schlange von allen Seiten umschleicht, ohne den Sprung zu wagen.

Man hat den Liberalen, sofern sie damals noch in allen ihren Unterhandlungen neben dem offenkundigen Hasse gegen das Ministerium eine treue Anhänglichkeit an die Person des Königs und an die Dynastie der Bourbone zur Schau trugen, deßfalls Heuchelei vorgeworfen. Uns dünkt, mit Unrecht.

Mag immer eine kleine Anzahl von Demokraten und vielleicht noch von Napoleonisten unter ihnen gewesen seyn, die den König mehr haßten als das Ministerium, — die große Mehrzahl der Franzosen war gewiß in ihren Aeußerungen der Ergebenheit, Friedlichkeit und Mäßigung aufrichtig, und wenn Karl X damals noch das Ministerium entfernt und den bescheidenen Forderungen der Nation nachgegeben hätte, würde er sicher die traurige Katastrophe seiner Absetzung vermieden haben. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß die Person Karls X den Franzosen eine besondere Liebe eingeflößt habe; aber gewiß ist, daß die Mehrzahl der Franzosen aufrichtig eine constitutionelle Monarchie wollte, und daß ihnen insofern jeder Monarch, Karl X so gut als jeder andere, recht war, so lange er nur der Constitution treu blieb. Man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, jene damals noch von den Liberalen ausgesprochenen Versicherungen der Ergebenheit seyen der Person des Königs gewidmet und insofern erheuchelt gewesen. Nein, sie galten nur dem constitutionellen Throne an sich, und waren insofern ganz aufrichtig.

Schon bei den üblichen Neujahrsaudienzen sprach der König Worte aus, die man für Drohungen nehmen mußte. Er äußerte z. B. gegen den wegen seines unabhängigen Sinnes allgemein geehrten Präsidenten des Gerichtshofs, Seguier, er erwarte, daß der Gerichtshof seine Pflichten „nicht vergessen werde," und gegen den berühmten Naturforscher Cuvier, der im Namen der Universität den Glückwunsch abstattete: „aller Unterricht muß auf die Religion gegründet werden." Jener Ausspruch drohte den Gerichten, wenn sie gegen die liberalen Journale zu gelinde Urtheile fällen sollten, und dieser schien eine neue Jesuitenherrschaft anzukündigen. Eines der wü-

thendsten Ultrablätter, L'Apostolique, schrieb um diese Zeit: „Alle göttlichen und menschlichen Gesetze verurtheilen die Feinde Gottes und der Könige (die Liberalen) zum Tode. Warum wendet man diese Gesetze nicht an? König und Regierungen werden vor Gott und Menschen verantwortlich, und auf Saumseligkeit in diesem Stücke folgt Strafe. Hätte König Saul nicht versäumt den Agap hinrichten zu lassen, so hätte er nicht selbst Thron und Leben verloren!"

Indeß erließ der König am 6 Januar eine Ordonnanz, welche die Kammern auf den 2 März zusammenberief, und beide Parteien schienen einstweilen ruhig abwarten zu wollen, was aus dem Zusammenstoße der Regierung mit den Kammern entstehen würde. Am 12 Januar nahm die Regierung eine neue Anleihe von 80 Millionen auf, um für den Krieg von Algier Geldmittel in den Händen zu haben, und das Haus Rothschild stand nicht an, die andern Concurrenten bei dieser Anleihe so hoch zu überbieten, daß es 102 Fr. 7½ Cent. für 100 Fr. bezahlte. Am 27 Januar ernannte der König ein halbes Dutzend entschiedene Ultras zu neuen Pairs, unter andern den Baron Vitrolles und den Grafen Labourdonnaye, den letztern, um ihn für sein verlornes Ministerium zu entschädigen. Doch versäumte die Regierung auch nicht, dem Volke, besonders den niedrigsten Classen, durch kleine Concessionen zu schmeicheln. So erließ der König am 14 Februar eine Ordonnanz, wodurch allen Gemeinden des Königreichs die Wohlthat von Primärschulen ertheilt wurde, und der Hof gab einen glänzenden Ball zum Besten der Armen, die durch die Strenge des Winters gelitten hatten, wobei 115,750 Fr. eingingen.

Mittlerweile arbeiteten die Journale, die unstreitig

eine der wichtigsten Rollen in diesem großen Drama spielten, immerwährend gegen einander. Von der royalistischen Seite der Moniteur als Organ der Regierung, die Gazette de France als Organ Villèle's, äußerst geistvoll redigirt, aber nur im Tadel der liberalen Blätter geschickt und consequent, in den eigenen Rathschlägen dagegen schwankend, bald hitzig, bald zurückhaltend; endlich die Quotidienne, der Drapeau blanc und die Apostolique, die ihren Haß weniger verbargen und durchgängig zu offener Gewalt aufforderten. Von der liberalen Seite der ältern liberalen Journale, der Constitutionnel, das Journal des Debats, der Courier français, der Messager des Chambres; die früher mehr dem Handel, den Gewerben und Wissenschaften gewidmeten, jetzt aber in die Politik übergegangenen Journale: der Globe, das Journal du Commerce; endlich die neuentstandenen trefflich redigirten und ganz der Sache der Freiheit gewidmeten Journale: der National, der Temps und der Figaro, dessen Kühnheit und sprudelnder Witz den Ernst und die Würde der andern Journale mächtig unterstützte. Die größten Talente Frankreichs wirkten in diesen Blättern für Eine Sache zusammen, und sie waren deßfalls so einig, daß sie alle ihre Schritte gleichzeitig thaten, alle zugleich Mäßigung zeigten, wo es die Klugheit gebot, und Energie, wo es galt, etwas zu wagen.

Da die Ultrablätter an Zahl, Talent und Wirksamkeit den liberalen Blättern sehr weit nachstanden, so nahm man seine Zuflucht zu Broschüren. Namentlich sollte die Schrift des Herrn Cottu, worin derselbe das System der Regierung rechtfertigen wollte, eine große Wirkung hervorbringen. Sie erschien jedoch nur, um von allen Seiten verdammt und verspottet zu werden.

2.

Kurze Sitzung der französischen Kammern im März.

Dienstag den 2 März eröffnete der König die Session der Kammern im Louvre. Er trat in den Sitzungssaal und setzte sich auf seinen Thron. Rechts vom Könige war der Dauphin, links der Herzog von Orleans. Hierauf hielt er die Thronrede, in welcher außer der Anzeige, daß Prinz Leopold König von Griechenland geworden sey, und daß eine französische Armee Algier angreifen werde, nichts von Belang vorkam, bis zum Schlusse, der wörtlich also lautete: (Was wir in Klammern eingeschlossen haben, hat der König in der Kammer wirklich gesprochen, ist aber nachher im officiellen Bericht absichtlich, um die Rede zu mildern, ausgelassen worden.) „Meine Herren, das erste Bedürfniß meines Herzens ist, Frankreich glücklich zu sehen, wie alle Reichthümer seines Bodens und Gewerbfleißes sich entwickeln, und wie dasselbe die Institutionen, deren Wohlthat zu befestigen ich fest gesonnen bin, im Frieden genießt. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone gestellt, diese Rechte sind geheiligt; meine Pflicht gegen mein Volk ist, dieselben unverkümmert auf meine Nachfolger zu bringen. Pairs von Frankreich, Deputirte der Departemente, ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung, um das Gute zu bewirken, das ich thun will. Sie werden (mit Verachtung die Verleumdungen,) die treulosen Einflüsterungen, welche die Bosheit zu verbreiten sucht, abweisen. Setzten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse entgegen, die

ich nicht voraussehen will (und nicht voraussehen kann), so werde ich (in meiner Macht und) in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie jederzeit für ihre Könige bewiesen, Kraft finden, dieselben zu besiegen."

Als Karl X die Worte sagte, er werde seine Kronrechte unangetastet auf seine Nachkommen zu vererben wissen, so schöpfte er mit sichtbarer Anstrengung Luft, um stärker zu sprechen; aber die Bewegung in seinem Herzen wurde heftig genug, um seine Stimme zu schwächen; es entfiel ihm aus den Händen der Hut; der Herzog von Orleans hob ihn auf und gab ihn zurück. — Die Rede wurde von der rechten Seite und von etwa hundert Pairs stark beklatscht, die übrigen Zuhörer verhielten sich stillschweigend. Doch in diesem Stillschweigen lag Entrüstung. Der König hatte die Stimme von ganz Frankreich eine verleumderische, treulose genannt. Er hatte in dem sophistischen Satze, die Landesfreiheiten ständen unter dem Schuße der Kronrechte (anstatt zu sagen, beide stehen unter dem Schuße der Charte), die Charte schon aufgehoben und seine absolute Gewalt angekündigt. Er hatte endlich mit einem Staatsstreiche gedroht und dem Volke den Krieg erklärt.

Die Kammern waren unterdessen ordnungsmäßig eröffnet. Herr Royer Collard, ein gemäßigter Liberaler, wurde zum Präsidenten der Deputirtenkammer gewählt, und diese so wie die Pairskammer schritt sofort zur Abfassung der Antwort-Adresse an den König. Es zeigte sich, was die liberalen Blätter längst vorhergesagt und die Ultrablätter nur sophistisch bestritten hatten, daß in beiden Kammern die überwiegende Mehrheit der Mitglieder sich entschieden gegen

gen das Ministerium und mithin auch gegen die Thronrede erklärten, und mit einziger Ausnahme der äußersten Rechten waren alle Parteien, die gemäßigte Rechte wie das Centrum und die Linke, hierin vollkommen einig. Die Beibehaltung des Ministeriums und des in der Thronrede angekündigten Systems drohte Frankreich und dem Könige selbst die größte Gefahr. Die wahren Anhänger des Königs vereinigten sich daher gern mit den wahren Anhängern des Volks, jene um den König, diese um die Freiheit des Landes zu retten, beide, um die Minister zu stürzen. Ueberdieß fühlten beide Kammern das Bedürfniß, sich beim Volke wieder populär zu machen und sich von dem gerechten Tadel zu reinigen, den ihnen ihr laues Benehmen in der Sitzung des vorigen Jahres zugezogen hatte. Besonders die Pairs suchten ihren in der Meinung des Volks ziemlich gesunkenen Credit wieder zu gewinnen.

Am 8 März hielt Herr von Chateaubriand in der Pairskammer eine glänzende Rede, welche tiefen Eindruck machte. Er ging den ganzen Gang des Ministeriums Polignac durch und belastete jeden Schritt desselben mit centnerschweren Vorwürfen, die um so gewichtiger waren, als er selbst kein sogenannter Liberaler, sondern ein bekannter warmer Royalist war. Er sagte unter Anderm über die auswärtige Politik Frankreichs: „Es ist wahr, daß wir unsere Soldaten haben ausrücken, unsere Schiffe auf den Wogen sich umtreiben, unsere Schätze fließen lassen, um den Thron Griechenlands dem Tochtermanne des Königs von England zu geben. Und was hat England gethan, um im Namen seines Mandatars über die Hellenen zu herrschen? Es hat sich, so lange es konnte, ihrer Freiheit widersetzt. Es drückte öffentliche Wünsche für den Sieg derer aus, welche die Väter erwürgt und die Kinder verkauft hatten. Die

Griechen werden die Matrosen der brittischen Flotte werden; wir dürften uns damit begnügen, glanzvolle Reisende an berühmten Ufern gewesen zu seyn, einem englischen Prinzen das Geschenk eines Scepters gemacht zu haben, der durch einige Tropfen unsers Bluts geweiht und durch unser Gold geschmiedet ward. — Warum ist Don Miguel, der illegitime Souverain, ein legitimer Fürst in den Augen derer, die sich die einzigen Vertheidiger des Throns und des Altars nennen? Darum, weil Don Miguel die Constitution seines Vaterlandes umgeworfen hat. Sollte es ihm einmal einfallen, Portugal eine Charte geben zu wollen, so wird man bald gefunden haben, daß er nur ein Usurpator sey. Ueber Algier habe ich nur einige Worte zu sagen; es würde mich zu weit führen, wenn ich prüfen wollte, ob die Expedition zu gehöriger Zeit gemacht wird, ob die nöthigen Fonds von den Kammern gefordert werden sollten, ob die Anschaffungsacte öffentlich und mit Concurrenz beschlossen worden sind. Und wenn ich wiederholen höre, daß man uns erlaubt hat, Soldaten nach Afrika überzusetzen, so frage ich, bei wem man um diese Erlaubniß hätte anfragen mögen. Hatten wohl die alten Feldherren, die ich in dieser Versammlung erblicke, vor etwa zwanzig Jahren sich Marschrouten von der englischen Admiralität auszubitten, um mit dem Siege von einem Ende von Europa zu dem andern zu reisen?"

Ueber die innere Politik bemerkt er: „Daß ein Minister in einem Augenblicke des Schreckens oder in einem Anfalle von Unklugheit einen Staatsstreich führt, ist begreiflich; daß er sich aber zu einer Reihe von Staatsstreichen vorbereitet, ohne zu wissen, was ihm auf dieser mit Abgründen besäeten Laufbahn aufstoßen dürfte, dieß ist in der That ganz unerklärlich. Frankreich war vor dem 8 August in der tiefsten Ruhe; der König,

von Liebe und Ehrfurcht umgeben, durfte nur noch das Schauspiel der Wohlthaten genießen, die er auf seine Völker verbreitet hatte. Jedes Princip der Bewegung war in den Massen zerstört; sie hatten das, was sie verlangt, erhalten: die Freiheit und Gleichheit durch und vor dem Gesetze. Wo waren sie, jene großen Freunde der Legitimität, gegen welche der Widerstand der vorigen Minister sich unzureichend fand?"

Am 9 März überreichte eine Deputation der Pairskammer dem Könige ihre Antwortsadresse, worin sie mit Mäßigung und Würde den vom Ministerium eingeschlagenen Weg mißbilligte, unter Anderm auch für Donna Maria und gegen Don Miguel sprach, und in Bezug auf die Schlußstelle der Thronrede eine wohlgemeinte Warnung gab: „Frankreich will eben so wenig mehr Anarchie, als sein König den Despotismus wünscht! Sollten strafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hindernisse erregen, so würden sie bald nicht nur durch die Pairs, sondern auch durch das gleichzeitige Zusammenwirken der beiden Kammern und der unermeßlichen Mehrheit der Franzosen überstiegen seyn." Dieß konnte dem König mit hinlänglicher Deutlichkeit beweisen, daß er im Fall eines Staatsstreichs auf die Pairskammer so wenig zu zählen habe, als auf die Deputirtenkammer, und daß die erstere entschlossen sey, mit der letztern gemeinschaftliche Sache zu machen.

In der Deputirtenkammer war die Mehrheit so stark auf Seite der Liberalen, daß die rechte Seite auch nicht einen einzigen ihrer Candidaten bei der Wahl des Präsidenten, der Vicepräsidenten und Secretaire durchsetzte. Diese Mehrheit wurde durch die kluge Mäßigung der äußersten Linken erhalten, denn um die royalistische Opposition nicht zu verletzen und von der Sache der Liberalen zu trennen, hüteten sich die letzteren

vor jeder Uebertreibung, so daß z. B. der greise Labbey de Pompières, der als Alterspräsident die erste Sitzung eröffnete und in seinem Feuereifer für die Freiheit sich allzu kühne Reden erlauben wollte, von seinen klügern Freunden bald zum Stillschweigen gebracht wurde. Bei den Verhandlungen über die Antwortsadresse der Kammer sprach der Royalist Agier eben so energisch gegen das Ministerium, wie Chateaubriand in der Pairskammer. Er legte den Accent vorzüglich auf die schon beginnende, und zwar durch das Ministerium selbst herbeigeführte Anarchie im Innern: „Alles ist in Unordnung, ich gehe noch weiter, ich behaupte, daß jedes umgewälzt ist, nichts geachtet wird, daß jedes Gefühl des Anstandes vergessen ist. Mit Einem Worte, die Gesetze sind ohne Kraft, weil sie ohne Vollziehung bleiben. Die Journale, die dafür bekannt sind, ministeriell zu seyn, verspotten, beschuldigen, verleumden täglich Frankreich, und das Ministerium bleibt still dabei! Sie verlangen die Aufhebung der Charte, den Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, und das Ministerium rührt sich nicht!“

Der Minister Guernon de Ranville suchte seine Collegen zu vertheidigen, und sein Argument war zuletzt: „Im Jahre 1789 verlangte man von dem Könige die Entlassung der Minister, und Ludwig XVI gab nach. Die Geschichte hat aber mit blutiger Schrift die Folgen dieser Nachgiebigkeit aufgezeichnet.“ Dieß war ganz im Sinne des **montre à cheval**, das in den Tuillerien sprüchwörtlich geworden. Man sagte: steigen wir lieber zu Pferde als auf den Karren, und die Minister bedachten dabei nicht, daß sie verantwortlich seyen, und daß bei dieser Verantwortlichkeit das zu Pferde steigen gerade das Mittel seyn mußte, auch auf den Karren zu steigen. — Die Antwortsadresse ging mit 221 Stimmen gegen 181 durch. Sie

würde noch 30 Stimmen mehr für sich gehabt haben, wenn sich die Mehrheit hätte bequemen wollen, eine von der royalistischen Opposition gewünschte Milderung in die Adresse aufzunehmen.

Am 18 März wurde sie durch Royer-Collard an der Spitze einer Deputation dem Könige überbracht, und mit fester Stimme vorgelesen. In dem minder bedeutenden Eingange befindet sich nur Eine merkwürdige Stelle: „Es ist ein würdiger Gegenstand der Fürsorge Ew. Majestät, dem Jammer, der Portugal heimsucht, ein Ziel zu setzen, ohne den heiligen Grundsätzen der Legitimität, die für Könige so unverletzbar wie für die Völker ist, Eintrag zu thun.“ Folgendes aber sind die wichtigen Schlußworte: „Sire, dieses Volk liebt und verehrt Ihre Autorität; fünfzehn Jahre des Friedens und der Freiheit, die es Ihrem erlauchten Bruder und Ihnen verdankt, haben in seinem Herzen den Dank tief eingewurzelt, der es an Ihre erlauchte Dynastie knüpft. Seine durch die Erfahrung und die Freiheit der Erörterungen gereifte Vernunft sagt ihm, daß vorzüglich in Sachen der Autorität das Alterthum des Besitzes der heiligste aller Rechtsansprüche ist. Seine Ueberzeugung ist demnach mit seiner Pflicht im Einklange, und es betrachtet die heiligen Rechte ihrer Krone als die sicherste Bürgschaft seiner Freiheiten, und die Integrität Ihrer Prärogativen für Erhaltung seiner Rechte nothwendig. Inzwischen, Sire, offenbart sich mitten unter den einstimmigen Gefühlen der Ehrfurcht und Ergebenheit, womit Ihr Volk Sie umgibt, in den Gemüthern eine lebhafte Unruhe, die die Sicherheit stört, die Frankreich angefangen hatte zu genießen, die Quellen der Wohlfahrt trübt, und wenn sie länger fortdauern sollte, für seine Ruhe verhängnißvoll seyn könnte. Unser Gewissen, unsre Ehre, die

Treue, die wir Ihnen geschworen haben und immer bewahren werden, legt uns die Pflicht auf, Ihnen die Ursache davon zu enthüllen. Sire, die Charte, die wir der Weisheit Ihres erlauchten Vorgängers verdanken, und deren Wohlthat zu befestigen Ew. Majestät den festen Willen haben, setzt als ein Recht die Dazwischenkunft des Landes bei Berathung der öffentlichen Interessen fest. Diese Dazwischenkunft sollte nur mittelbar seyn, und ist auch nur mittelbar, weise abgemessen, mit genau gezogenen Schranken umgeben, zu deren Ueberschreitung wir niemals irgend einen Versuch dulden würden; aber sie ist positiv in ihrem Resultate; denn sie macht aus der fortwährenden Zusammenwirkung der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes die unabweisliche Bedingung des regelmäßigen Ganges der Staatsgeschäfte. Sire, unsre Loyalität, unsre Ergebenheit verpflichten uns Ihnen zu sagen, daß dieses Zusammenwirken nicht vorhanden ist. Ein ungerechtes Mißtrauen in die Gefühle und in die Gesinnungen Frankreichs ist gegenwärtig der herrschende Gedanke der Verwaltung. Ihr Volk ist darüber bekümmert, weil er für dasselbe beleidigend ist! Dieses Mißtrauen sollte sich Ihrem edeln Herzen nicht nähern. Nein, Sire, „Frankreich will eben so wenig Anarchie, als Sie Despotismus wollen," es ist würdig, daß Sie in seine Loyalität Vertrauen setzen, so wie es Ihren Versprechungen vertraut. Zwischen denen, die eine so ruhige, so treue Nation mißkennen, und uns, die wir mit inniger Ueberzeugung in dem Schoße Ew. Majestät die Schmerzen eines ganzen Volkes niederlegen, das auf die Achtung und das Vertrauen seines Königs eifersüchtig ist, möge die Weisheit Ew. Majestät den Ausspruch fällen! Ihre königlichen Prärogativen haben in

Ihre Hände die Mittel gelegt, zwischen den Staatsgewalten jenen constitutionellen Einklang zu sichern, der die erste und nothwendigste Bedingung der Stärke des Throns und der Größe Frankreichs ausmacht."

Der König antwortete Hrn. Royer-Collard: „Mein Herr, ich habe die Adresse, die Sie mir im Namen der Deputirtenkammer überbringen, angehört. Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der beiden Kammern zur Vollziehung alles Guten, das ich beabsichtigte, zu rechnen. Mein Herz fühlt Kummer, die Deputirten der Departements erklären zu hören, daß von ihrer Seite diese Mitwirkung nicht vorhanden ist. Meine Herren, ich habe meine Entschließungen in meiner Rede zu Eröffnung der Session angekündigt; diese Entschließungen sind unerschütterlich; das Interesse meines Volks verbietet mir, mich davon zu entfernen. Meine Minister werden Ihnen meine Absichten bekannt machen."

Dieser feindseligen Antwort entsprach das Betragen der Dauphine. Die Tochter Ludwigs XVI ging durch den „Friedenssaal," in welchem die Deputation sich befand, erwiederte aber den ehrfurchtsvollen Gruß derselben nur mit einem stolzen vorübergleitenden Blick, und wandte sich mit auffallender Geringschätzung nach der andern Seite, um einige Officiere zu grüßen.

Dieser Empfang entsprach sehr wenig den Hoffnungen Frankreichs und der redlichen Gesinnung der Kammern. Beide Antwortsadressen hatten dem Könige die Mittel an die Hand gegeben, sich aus seiner bedenklichen Lage zu ziehen. Sie hatten eben so ehrfurchtsvoll als fein den König von seinen Ministern getrennt, und den gerechten Tadel nur auf diese

letztern gewälzt. Sie hatten, wie es ihre Pflicht war, ihm ernstlich vor den Gefahren gewarnt, womit die Beibehaltung des Ministeriums drohte. Noch war es Zeit. Ohne seiner Würde das Mindeste zu vergeben, konnte der König die Minister entlassen, ja er war gewiß, dafür den wärmsten Dank einzuernten. Allein in unseliger Verblendung befangen, sah er in der Warnung der Kammer nichts als die Beleidigung, die sein Anhang längst gewünscht hatte. Er erklärte nun jene pflichtmäßige Warnung für eine revolutionäre Handlung, für einen Eingriff in die Rechte des Throns, für eine Beleidigung der Majestät.

Schon am nächsten Tage wurden beide Kammern auf den 1 September prorogirt, am 19 März. Der Saal der Deputirtenkammer war gedrängt voll, und eine große Menschenmenge hatte sich um denselben versammelt. Als die königliche Ordonnanz, welche die Sitzung aufhob, vorgelesen worden, standen die Deputirten der Rechten unter lautem Jubel auf, schwenkten ihre weißen Taschentücher und riefen: es lebe der König! Die Mehrheit der Deputirten und der Zuhörer blieben in tiefer Stille und riefen, nachdem die Rechte geendet, mit donnerndem Rufe ein dreimaliges: Es lebe die Charte! Die Rechte erhob von Neuem den Ruf: Es lebe der König, der wiederholt von dem Rufe: Es lebe die Charte! gedämpft wurde. — Am Abende desselben Tages versammelten sich die liberalen Deputirten in der Straße Richelieu, wo sie ihre gewöhnliche Zusammenkunft hielten, und gelobten sich feierlich, „unwandelbar in den gesetzlichen Schranken zu bleiben, ihre Mitbürger aufzufordern, immer Klugheit mit Festigkeit zu verbinden und den Versuchen der Gewaltthätigkeit, des Betrugs und der Bestechung den Widerstand entgegenzu-

setzen, zu dem das Gesetz ermächtigt, und den die Ehre gebietet.“

Das Betragen der beiden Kammern, besonders der Deputirtenkammer erweckte allgemeinen Enthusiasmus in Frankreich und hauptsächlich unter den Parisern. Die Stadt gab am 1 April den Deputirten der Seine ein glänzendes Gastmahl, wobei Herr Odillon-Barrot sie anredete: „Als dieses Ministerium, das alle unsere Gefühle der Ehre und der Nationalität verletzt und höhnt, und sich dieß zum Ruhme anrechnet; dieses Ministerium, dessen politisches Glaubensbekenntniß darin besteht, daß wir der Würde, der Freiheit des Menschen nur durch Concession genießen, daß wir nur durch Concession leben und athmen, und dessen erster Ausruf war: Keine Concessionen mehr! als dieses Ministerium unvermuthet in Frankreich einfiel, haben Sie alle dem von Frankreich ausgestoßenen Schrei der Besorgniß geantwortet; Sie eilten alle auf den Posten der Ehre herbei; Sie verweigerten eine Mitwirkung, die eine Mitschuld gewesen wäre; Sie brachten an die Stufen des Thrones den festen und ehrfurchtsvollen Ausdruck der Klagen und der Angst des Vaterlandes; Sie wußten Mäßigung mit Festigkeit zu verbinden; Sie haben bei dieser großen Prüfung unserer Repräsentativregierung das edelste Mandat würdig erfüllt. Wir fühlen uns auch noch zu einem Zeugnisse der Theilnahme und des Danks für die Presse verpflichtet. Auch sie hat unter diesen schwierigen Verhältnissen ihre Pflicht gethan. Unser innigstes Mitgefühl begleitet diese muthigen Schriftsteller, die Vertheidiger unseres politischen Glaubens und unserer Rechte. Mögen sie ihren Muth nicht verlieren; es ist schön, selbst um den Preis der persönlichen Freiheit

die Freiheit Aller zu vertheidigen. In diesem Kampfe zwischen der fortrückenden und der zurückschreitenden Civilisation, zwischen der Gleichheit und dem Privilegium, zwischen der Herrschaft der Gesetze und derjenigen des bon plaisir oder der blinden Gewalt, kann der Sieg nicht zweifelhaft seyn: die Tribüne und die Presse haben ihre Pflicht gethan; wir werden die unsere thun."

Anders lautete die Sprache der Ultras, die voller Jubel waren. Die Quotidienne sagte: „Der König hat alle Eigenschaften des glänzenden Grafen von Artois, verstärkt durch die Erfahrungen des Unglücks und die harten Prüfungen der Tugend. Dieß ist der König, welchem die Deputirtenkammer in seinem Palaste einen Verweis zu geben den Muth hatte. Diese Verwegenheit hat bereits ihren Lohn; sie wird dessen noch mehr erhalten. Wir Royalisten dürfen uns Glück wünschen; wir haben einen König, der die Rechte und Pflichten der Herrscher kennt; um ihn einen Dauphin, der es werth ist, wenn es seyn muß, das Scepter in der Hand seines Vaters zu befestigen; ein junges Kind, unserer Kinder edle Hoffnung; eine erlauchte Familie, die jedem Unglücke zum Trost, jeder Tugend zum Muster dient." — In demselben Sinne schreibt der Drapeau-blanc: „Gestern wagte die Revolution eine Drohrede und einen herausfordernden Blick gegen den Thron zu erheben. Heute gedemüthigt, mit gebeugtem Haupte, bekümmerter Stirne, staunt, erschrickt die Revolution, daß sie einen Augenblick an den Sieg ihrer Plane glauben konnte. Was hat sich denn zugetragen, daß der Stand der Dinge so plötzlich und völlig sich änderte? Ein Schritt ist geschehen, ein Wort wurde gesprochen: der König beliebte an Männer, deren einige höchst strafbar, andere höchst thöricht

sind, das Wort zu richten, was ihnen zur Genüge sagt: Für sie sey bloß noch in der Reue Heil. Die Häupter der anarchischen Partei gratulirten einer dem andern um die Wette zu der Weisheit ihrer Maßregeln, zu der Würde ihres Benehmens, zu dem Adel ihrer Worte. Eine Stunde später wußte die Hauptstadt, auf welcher Seite Adel und Würde sey. Der 18 März ist bestimmt, eine neue Zeit für die Monarchie zu eröffnen."

Dennoch richteten zwanzig Deputirte der Rechten, welche nicht für die Adresse gestimmt hatten, eine eigene Adresse an den König, worin sie ihm erklärten, daß sie zwar jederzeit mit dem Ministerium stimmen würden, doch aber fürchteten, das jetzige Ministerium sey unfähig. Auch von dieser Warnung, so wie von der der gemäßigten Hofpartei (Fitz-James) wurde keine Notiz genommen.

Die Absicht der Regierung war nun offenbar, die Eroberung von Algier abzuwarten. Um aber bis dahin die Gemüther zu beruhigen, wurde die Kammer nicht aufgelöst, sondern nur prorogirt, und zwar auf den 1 September, damit es noch wahrscheinlicher werde, daß sie nicht aufgelöst werden würde, denn jeder mußte denken, wenn der König wirklich die Kammer auflösen wolle, würde er ihren Fortbestand nicht bis zum September erklärt haben. Auch die Gazette de France fuhr mit großer Kunst fort, das Verfahren der Regierung als ächt constitutionell zu vertheidigen und dagegen das Verfahren der Kammer unconstitutionell zu nennen, sofern die Kammern nur das Recht hätten, Minister, welche die Charte wirklich verletzt, anzuklagen, aber nicht vor Ministern zu warnen, welche die Charte noch nicht verletzt hätten.

Aller Augen richteten sich nunmehr auf die Expedition von Algier. Die Opposition wußte wohl, in welcher genauen

Verbindung diese auswärtige militärische Unternehmung mit der innern Politik Frankreichs stand, auch verfehlte sie nicht, zu bemerken, daß die Gelder zu diesem kostspieligen Kriege von keiner Kammer votirt worden seyen, allein sie hütete sich wohl, allzu heftige Einwendungen gegen diese Expedition zu erheben, theils weil der Krieg in Frankreich immer populär ist und der Nationalstolz in dieser Angelegenheit geschont werden mußte, theils weil durch die Expedition eine bedeutende Menge Truppen, die im Innern das Volk hätten besser im Zaum halten können, aus Frankreich entfernt wurden, und endlich weil dieser Krieg in der großen Angelegenheit des Landes den Ausschlag geben sollte, und man eine baldige Entscheidung herbeiwünschte. Einige scheinen auch auf den Fall einer Niederlage vor Algier gehofft zu haben, weil in diesem Falle das Ministerium Polignac eben so viel an Credit verlieren mußte, als es durch den Sieg zu gewinnen hoffte.

3.

Die Expedition gegen Algier.

Wenn auch das französische Ministerium bei dem Kriege gegen Algier ganz andere Zwecke verfolgte als die der Humanität, so kam doch der Erfolg wirklich der Humanität zu Statten. Es wäre längst die Pflicht des bewaffneten Europa's gewesen, jene elenden Raubnester Afrika's auszurotten, welche die kleinern europäischen Seestaaten zu schimpflichen Tributen zwangen, oder ihrem wehrlosen Handelsstande unsäglichen Schaden zufügten, die Menschen in die Sklaverei schleppten und von ihrer Beute jene Schätze aufhäuften, die in den

Sälen der Casaubay das Erstaunen der französischen Soldaten erregten.

Frankreich insbesondere hatte, wie wir schon im vorigen Jahrgange auseinandergesetzt, die gerechtesten Ursachen zum Kriege gegen Algier. Der Seeminister, Baron d'Haussez, entwickelte diese Ursachen in der kurzen Sitzung der Kammer am 16 März sehr ausführlich: „Frankreich besaß seit mehrern Jahrhunderten auf der Küste von Afrika ein weites Gebiet und eine wichtige Niederlassung, bestimmt die Korallenfischerei zu schützen, die es auf einer Strecke von mehr als sechzig Lieues ausübte, als, von der Zeit der Restauration an, die Regierung von Algier durch Erklärungen und Handlungen die Absicht an den Tag legte, es in diesem Besitze zu stören. Diese Acte sind der lang voraus angekündigte und später ausgeführte Entwurf, uns von einer französischen Besitzung zu verjagen, und die Zerstörung unserer Niederlassungen auf der afrikanischen Küste; — die Verletzung des uns durch die Verträge gesicherten Privilegiums der Korallenfischerei; — die Weigerung, sich dem allgemeinen Völkerrechte zu fügen, und ein Seeräubersystem aufzugeben, das die gegenwärtige Existenz der Regentschaft von Algier gefährlich für alle Flaggen macht, die das Mittelmeer beschiffen; — bedeutende Eingriffe in die im gemeinsamen Einverständnisse mit Frankreich für die Untersuchung der in der See befindlichen Schiffe getroffenen Anordnungen; — die willkürliche Bestimmung verschiedener Zölle und Abgaben trotz der Verträge; — die Plünderung verschiedener französischer, so wie zweier römischer Schiffe, trotz der eingegangenen Verpflichtung diese Flagge zu respectiren; — die gewaltsame Zurücksendung des Generalconsuls des Königs in Algier im Jahre 1814; — die Verletzung

des Domicils des Consularagenten in Bona im Jahre 1815; — und inmitten dieser einzelnen Thatsachen ein stets an den Tag gelegter Wille, uns der Besitzungen, der Vortheile jeder Art, der unter lästigen Bedingungen erworbenen Privilegien zu berauben, welche die Verträge uns zusichern, und sich den Verpflichtungen zu entziehen, welche die Verträge auflegen. Endlich kam die Anmaßung, die den Bruch zwischen den beiden Staaten entschied. Eine Uebereinkunft am 28 Oct. 1819 mit den algierischen Häusern Bacri und Busnach abgeschlossen, von dem Dey gebilligt und ratificirt, hatte den Betrag der Summe, die Frankreich (für Getreidelieferungen) jenen Häusern schuldete, auf sieben Millionen Franken festgestellt. Der Art. 4 dieser Uebereinkunft gab den französischen Unterthanen, die selbst Gläubiger von Bacri und Busnach waren, das Recht, auf die Summe beim königlichen Schatze Einsprache einzulegen für einen ihren Ansprüchen entsprechenden Werth, und diese Ansprüche sollten von den königlichen Gerichtshöfen zu Paris und Aix entschieden werden. Die Unterthanen des Königs declarirten für $2^1/_2$ Millionen Reclamationen; $4^1/_2$ Millionen wurden an Bacri und Busnach bezahlt, und der Rest in der Depots- und Consignations-Casse gelassen, bis die Tribunale darüber ihr Urtheil gefällt hätten. Die Jahre 1824 und 1825 verflossen unter Prüfung jener vor die königlichen Gerichtshöfe gebrachten Reclamationen; aber der Dey, ungeduldig den Rest der sieben Millionen ankommen zu sehen, schrieb im Oct. 1828 dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs einen Brief, in welchem er ihn auffordert die $2^1/_2$ Millionen unverzüglich nach Algier absenden zu lassen, und verlangte, die französischen Gläubiger sollten ihre Reclamationen vor ihm rechtfertigen. Baron von Damas,

damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der es nicht für passend erachtete, selbst auf ein so wenig anständiges Schreiben zu antworten, beschränkte sich darauf, dem Generalconsul zu wissen zu thun, daß die Forderung des Deys unzulässig sey, weil sie in directem Widerspruche mit der Uebereinkunft vom 8 Oct. 1819 stünde. Unter diesen Umständen war es, daß der Generalconsul, der sich am 30 April in der Audienz des Deys präsentirt hatte, um ihn, am Tage vor den muselmännischen Festen, der Sitte gemäß zu complimentiren, vom Dey ungestüm gefragt wurde, ob er die Antwort auf sein Schreiben noch nicht erhalten hätte; der Generalconsul erwiederte, er habe noch keine erhalten, worauf ihm der Dey mit einem Fliegenwedel mehrere Schläge gab, und ihm befahl, sich zu entfernen. Die Regierung des Königs, von dieser Insulte benachrichtigt, schickte dem Consul den Befehl zu, Algier zu verlassen. Als er am 15 Junius abgereist war, befahl der Dey sogleich dem Gouverneur von Constantine, die französischen Niederlassungen in Afrika, namentlich das Fort Lacalle, zu zerstören, das, nachdem es die Franzosen am 21 Junius geräumt hatten, vollständig geplündert und vom Giebel bis zum Grunde in Trümmer verwandelt wurde. Damals fing die Blokade an, die seit dieser Zeit, ohne zu irgend einem Resultate zu führen, Frankreich jährlich mehr als sieben Millionen kostet. Im Julius 1829 glaubte die Regierung des Königs, die Unwirksamkeit dieses Repressionssystems erkennend und auf entschiedenere Maßregeln denkend, um den Krieg zu endigen, doch ehe sie ihren Entschluß faßte, dem Dey gegenüber noch einen letzten Schritt thun zu müssen. Herr von Labretonnière ward nach Algier gesandt; er trug unsre gerechten Reclamationen dem Dey bis in seinen Palast.

Der Dey weigerte sich, ihm Recht widerfahren zu lassen, und als Herr von Labretonnière sich aus dem Hafen entfernen wollte, gaben die nächsten Batterien, auf ein von dem Schlosse selbst, in dem sich der Dey befand, ausgegangenes Signal, plötzlich Feuer auf das Parlamentärschiff. Das Feuer dauerte eine halbe Stunde, bis das Schiff, das Herrn von Labretonnière trug, sich außerhalb der Kanonenschußweite befand. Dieß ist die Reihe der Klagen, dieß ist das treue Bild des Zustandes der Dinge, der jetzt den König zwingt, zu den Mitteln zu greifen, welche die Vorsehung in seine Hände legte, um die Ehre seiner Krone, um die Privilegien, das Eigenthum, ja selbst die Sicherheit seiner Unterthanen zu sichern, und endlich Frankreich und Europa von der dreifachen Geißel zu befreien, welche die civilisirte Welt unwillig ist noch zu tragen, von der Seeräuberei, der Sclaverei der Gefangenen und den Tributen, die ein barbarischer Staat allen christlichen Mächten auflegt."

Indeß war der Krieg keineswegs nothwendig. England und die Pforte boten ihre Vermittlung an, und der Dey von Algier würde haben nachgeben müssen. Allein das französische Ministerium wies jeden Vermittlungsvorschlag zurück und bestand auf dem Kriege, weil ihr eine glänzende Expedition und ein Sieg nothwendig war, um die weiße Fahne mit Lorbeeren zu schmücken, die Armee zu gewinnen, Bourmont zu einem Nationalhelden zu machen und durch Siegsgeschrei die Stimme der Unzufriedenheit in Frankreich zu übertäuben.

England besorgte, der Besitz von Algier werde Frankreich eine reiche Colonie und größern Einfluß auf dem mittelländischen Meere verschaffen und es vielleicht zu noch weitern Eroberungen verleiten. Man erwartete daher, daß England sich-

gegen die Expedition erklären und sie mit Gewalt verhindern würde. Schon hieß es, Admiral Malcolm habe mit einer großen englischen Flotte sich vor Algier aufgestellt, um die Landung der französischen Flotte unmöglich zu machen. Allein diese Besorgnisse waren eitel. Das Ministerium Polignac in Frankreich hatte sich mit dem Ministerium Wellington in England längst verständigt. Wellington erlaubte den Zug nach Algier, Polignac aber versprach dagegen, den Sieg nur gegen die liberale Partei zu benutzen, Algier selbst aber nach dem Siege nicht zu behalten. Das englische Parlament, das von diesem Verständnisse noch nicht gehörig unterrichtet war und den Rüstungen Frankreichs mit Eifersucht zusah, verlangte dringend zu wissen, was Wellington gethan habe, um die Nachtheile zu verhindern, welche für England aus dieser Expedition erwachsen könnten; — worauf das englische Ministerium versicherte, es habe von Frankreich in dieser Beziehung „die befriedigendsten Erläuterungen" erhalten.

Die Pforte besorgte, ihre ohnehin nur noch scheinbare Souveränetät über die Nordküste Afrika's vollends zu verlieren, wenn Frankreich einen Theil dieser Küste eroberte. Sie sandte daher einen gewandten und kräftigen Mann, Tahir Pascha, nach Algier, um im Namen des Sultans den Dey abzusetzen, die Regierung selbst zu übernehmen und Frankreichs Forderungen zu befriedigen. Allein so geheim diese Sendung gehalten wurde, so wurde doch der französische Gesandte in Constantinopel, Graf Guilleminot, davon unterrichtet, und gab sogleich dem französischen Blokadegeschwader vor Algier einen Wink, welches Tahir Pascha nicht durchließ, sondern nach Toulon führte, unter dem Vorwande, ihn dort Quarantaine halten zu lassen.

Dagegen glaubte man, der Pascha von Aegypten werde mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen, und Tripolis angreifen, während die Franzosen Algier angriffen. Allein dieses Gerücht, das eine Zeit lang ganz Europa beschäftigte, bestätigte sich nicht.

Am 11 April wurde der Kriegsminister, General Bourmont, zum Obergeneral der Armee von Algier ernannt, mit Uebergehung aller französischen Marschälle, welche auf diese Ehre Anspruch machten. Es hieß sogar, Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, dem man mit dem Oberbefehle geschmeichelt, habe den geschickten Plan zur Eroberung Algiers entworfen, den nachher Bourmont in seinem eigenen Namen ausgeführt. Der Obergeneral verließ Paris am 19 April unter den Segenswünschen des Königs. Als er aber am 24 April in Lyon eine große Heerschau hielt, ward er vom Volke daselbst öffentlich ausgepfiffen. Hierauf begab er sich nach Toulon, um die Ausrüstung zu beschleunigen. Ihm folgte am 25 April der Dauphin, der zwar die Expedition nicht mitmachen, aber doch die Armee inspiciren und ihr gute Gesinnungen einflößen sollte. Eine lange Proclamation im Moniteur, worin nochmals alle Gründe des Kriegs auseinander gesetzt waren, kündigte dem Publicum die nahe bevorstehende Ausführung des lang erwarteten Unternehmens an.

Die vor Toulon liegende französische Seemacht, welche die Landungsarmee überführen und unterstützen sollte, bestand aus 11 Linienschiffen, 2 rasirten Linienschiffen, 21 Fregatten, 7 Corvetten, 24 Briggs, 2 Goeletten, 8 Bombarden, 15 Frachtschiffen, 6 Dampfbooten, und war bemannt mit 12,000 Mann. Admiral Duperré, ein in Frankreich allgemein geachteter und populärer Mann, commandirte sie.

BOURMONT.

Außerdem wurden eine große Menge Transportschiffe herbeigebracht. Auch Sardinien gab Schiffe her, obgleich der Turiner Hof anfangs Furcht zeigte, gegen Algier mitzuwirken, — so großen Respect hatten die kleinen italienischen Staaten vor den Barbaresken! Spanien seinerseits öffnete der französischen Flotte alle seine Häfen, und befahl, dieselbe im Nothfalle mit allem Erforderlichen zu unterstützen.

Die Landmacht, die in Toulon eingeschifft wurde, und unter dem Befehle Bourmonts stand, betrug 30,000 Mann Infanterie und 5000 Mann von andern Waffengattungen. Bourmont hatte, um zu zeigen, daß er sich gänzlich für die Ehre dieser Unternehmung aufopfern wolle, seine vier Söhne mitgenommen.

Die Armee war verschwenderisch mit Allem ausgerüstet, was sie nur irgend zur Eroberung Algiers und zum Aufenthalte an einer fremden und feindlichen Küste bedurfte. Aber man hatte dabei unerhörte Summen vergeudet, worüber das Volk sich heftig beklagte.

Der National schrieb: „Ueberall zeigten sich die Nachtheile einer aufs Aeußerste getriebenen Eile, eines schlechten Verproviantirungssystems und einer thörichten Verschwendung in den Mitteln. Das Material ist ungeheuer, zweimal beträchtlicher als es für die ägyptische Expedition gewesen, die doch die Bestimmung hatte, ein unermeßlich großes Land zu erobern und sich darin für die Dauer niederzulassen. Man spricht von hundert Stücken Belagerungsgeschütz, von Kanonen, wo jede mit Munition zu 1000 Schüssen versehen sey. Neben vielen scharfsinnigen Mitteln zu Erhaltung des Lebens der Soldaten und zu Sicherung ihrer Gesundheit hat man kindische, lächerliche, prunkhafte angewendet, die rein hin-

ausgeworfen sind, und an welche Leute von wahrer Erfahrung und Kenntniß niemals denken. Für die Generalstäbe soll ein außerordentlicher Luxus entwickelt seyn. Man will in Afrika mit einer imposanten Pracht ans Land steigen. Man verlangt Ruhm und die Bequemlichkeiten von Paris. Dieß war nicht die Art, mit der der junge Held vorrückte, der Malta im Vobeigehn einnahm, und der in einigen Stunden bei Alexandrien landete. Maß und Sparsamkeit sind die Kennzeichen vollendeter Praxis und wahrer Geschicklichkeit."

Ein Schreiben aus Toulon vom 17 Mai fügt hinzu: „Man sah gestern in der Stadt eine Menge angebundener Hunde umherführen. Ich fragte, ob man sie einschiffen würde, und erhielt zur Antwort, sie seyen bestimmt, das Wasser der Brunnen zu kosten, die man an der afrikanischen Küste antreffen würde, in der Besorgniß, sie möchten vergiftet seyn. Man sah auch Puppen aus Pappendeckel, die wie unsere Soldaten gekleidet und bewaffnet waren. Man soll im Sinne haben, sie um irgend eine falsche Redoute aufzustellen, die durch angebrachte Feuer absichtlich beleuchtet würde, um die Aufmerksamkeit des Feindes dahin zu leiten, der alsdann die wahre Stellung des Heeres vernachlässigen würde."

Noch ehe die Flotte von Toulon absegelte, ereignete sich an der Küste von Algier ein trauriger Vorfall. Zwei französische Briggs, Aventure und Silène, geriethen am 15 Mai beim Cap Binguet während eines sehr nebeligen Morgens auf den Sand und konnten aller Anstrengungen ungeachtet sich nicht mehr flott machen. Zum Unglück waren keine andern französischen Schiffe in der Nähe. Die Mannschaft mußte sich, um nicht von den anlobenden Wellen verschlungen zu werden, auf das Land retten, und da ihre Zahl gering und ihr Pulver

durchnäßt war, so hielt sie es für gerathen, sich den an der Küste umherschweifenden Beduinen ohne Widerstand zu ergeben. Der Schiffslieutenant d'Assigny, welcher die Aventure befehligt hatte, erzählt selbst: „Wir schlugen den Weg nach Algier ein. Es war ungefähr vier Uhr Morgens. Kaum waren wir eine Viertelstunde gegangen, als ein Haufe bewaffneter Beduinen auf uns losstürzte. Nun befand sich unter uns ein Malteser, der das Arabische verstand, und lange Zeit mit Seeleuten von Algier umhergesegelt war. Dieser bot sich für die Rettung von uns Allen zum Opfer dar. Er versicherte den wüthenden Barbaren, wir seyen Engländer. Dreimal ward ihm der Dolch an die Kehle gesetzt, um ihn zu schrecken, und darnach zu beurtheilen, ob seine Angaben wahr wären. Seine Festigkeit imponirte den Arabern, und machte sie, obgleich sie nicht ganz überzeugt waren, wenigstens zweifelhaft. Unter dem Vorwande, uns auf einem kürzeren Wege nach Algier zu führen, ließen sie uns die Gebirgsroute einschlagen. Als wir in einem kleinen Dorfe angekommen waren, begannen sie uns zu plündern und ließen uns ohne Hemd dem Winde und den kalten Regengüssen von Norden ausgesetzt. Nachdem wir ungefähr vier Stunden in den Gebirgen zurückgelegt hatten, gelangten wir in ein ziemlich beträchtliches Dorf, wo sie uns anhalten ließen, und an Einige von uns etwas weniges Brod vertheilten. Mehrere Male während dieses peinlichen Marsches gingen wir in die Hände anderer Haufen dieser Araber über, und jeder solche Wechsel veranlaßte unter diesen Räubern das entsetzlichste Geschrei und die feindlichsten Demonstrationen. Indessen trotz der erhobenen Dolche und Yatagans floß kein Blut; ein Einziger von uns wurde leicht am Kopfe verwundet. Nach einer halbstündigen Ruhe faßten die Araber den Entschluß, uns

zu vertheilen. Herr Bruat, Commandant des Silène, mit ungefähr der Hälfte der Mannschaft ward in diesem letztern Dorfe beherbergt, ich schlug mit den Uebrigen den Weg wieder ein, den wir gekommen waren. Man vertheilte uns unterwegs in zerstreute Weiler, die jedoch einander nahe genug standen, daß wir uns nöthigen Falls von dem, was vorgehen könnte, Zeichen geben konnten. Die Officiere, die Eleven, die Bootsmänner (maîtres) wurden unter diesen Gruppen vertheilt, und ich empfahl ihnen, in ihren Berührungen mit diesen wilden Bewohnern aufs vorsichtigste zu Werke zu gehen. — In dem Hause des Beduinen angekommen, der uns unter seinen Schutz genommen hatte, weigerten sich zuerst die Weiber, uns aufzunehmen; auch in einer andern Hütte wurden wir abgewiesen; endlich aber ließen sie sich durch unser Schicksal erweichen. Man zündete uns Feuer an, gab uns zu essen, und zwei Tage gingen ohne Störung vorüber. Der erste Anlaß zur Unruhe ward uns durch einige Seesoldaten gegeben, die aus den benachbarten Häusern entflohen und das Feld durchliefen, in der Hoffnung sich zu retten. Sie wurden bald wieder eingefangen, aber die Beduinen gaben nun genauer auf uns Acht. Am 18 Abends hatten die Fregatten und einige Briggs sich den gestrandeten Schiffen genähert, und schickten Bote aus, um sie zu recognosciren. Diese Landungsvorkehrungen verbreiteten von allen Seiten Schrecken. Alle Araber bewaffneten sich und stiegen heulend die Berge herunter. Die Weiber nahmen ihre Kinder auf den Rücken und bereiteten sich zur Flucht. Uns schloß man in die stärksten Hütten ein, uns bei der geringsten Bewegung mit dem Tode drohend. Ein Kanonenschuß, den wir hörten, schien für alle der Augenblick der Ermordung, denn auf welche Seite auch das Glück sich wenden, ob die Beduinen besiegt wer-

den oder siegen mochten, mußten sie sich an uns wegen ihrer Verluste rächen, oder durch ihren Sieg exaltirt uns den unglücklichen Opfern ihrer Wuth beigesellen. Glücklicher Weise aber zog die Fregatte ihre Boote wieder an sich, und Alles kehrte für uns in die frühere Ordnung zurück. Auch in den Gebirgen stand Herr Bruat, bei dem 23 Mann und der Malteser waren, eine dreitägige Todesgefahr aus. Endlich durfte der Malteser sich in das Lager der Türken begeben, um Schuß für sie nachzusuchen. Kaum war er eine Stunde auf dem Wege, als unsere Leute besser behandelt wurden. Mehrere der Araber gaben ihnen die Effecten zurück, deren sie sie am ersten Tage unserer Gefangenschaft beraubt hatten. Herr Bruat wurde nun selbst über den Fluß ins türkische Lager gebracht und in das Zelt des Effendi geführt, der ihn gut behandelte und ihm die Sicherheit seiner Gefährten versprach. Auch frug ihn der Effendi, ob es wahr sey, daß die Truppen gegen ihren Willen abgingen? Herr Bruat antwortete, das Betragen unserer Soldaten, wenn sie gelandet wären, würde ihm die Falschheit dieser Versicherung beweisen. Alles schien ruhig in den Bergen, und das Schicksal unserer Kameraden gesichert; aber ungefähr um 8 Uhr Abends ließ sich auf der andern Seite des Flusses großes Geschrei hören. Man sagte, die Schiffsdivision habe sich den Trümmern der Briggs wieder genähert, durch das Feuer der Artillerie seyen Beduinen verletzt worden, endlich hätten mehrere in die Gebirge entflohene Franzosen daselbst eine Frau verwundet. Diese Ursachen zusammengenommen, waren wahrscheinlich die Gründe der Niedermetzelung. Der Effendi erblaßte, als er diese Nachrichten erhielt, und beklagte sich gegen Herrn Bruat, daß die Gegenwart dieser Schiffe die Araber erbittert habe, ohne uns irgend eine Hülfe bieten

zu können. Der Capitän bemerkte ihm, die Schiffe hätten ihre Pflicht gethan, indem sie wohl voraussetzten, daß wir noch in den Bergen verborgen wären; und was die andern Angaben des ihm gemachten Berichts betreffe, so seyen sie wahrscheinlich falsch. Den folgenden Tag ward Herr Bruat auf Befehl des Dey's nach Algier gebracht, und kam daselbst am 20 Morgens an. Er ward vor den Aga geführt, der ihm die bereits an ihn gestellten Fragen erneuerte. Ein von Toulon datirtes Schreiben, das ihm gezeigt wurde, bewies ihm, daß er von Allem, was vorging, Nachricht erhielt. Am folgenden Tage, nachdem Herr Bruat die Berge verlassen hatte, führten die Araber 11 Personen in zwei Abtheilungen an den Fluß, und darunter zwei Officiere. Sie wurden sogleich nach Algier gebracht. Endlich am 20 um 4 Uhr Morgens versammelten uns die Araber, bei denen ich mit einem Theile der Meinigen gewohnt hatte, um uns an den Fluß Buberak zu führen und uns in die Hände der Officiere des Dey's zu übergeben. Einer derselben, der Französisch sprach, sagte uns, wir könnten uns sehr glücklich schätzen, dem Blutbade entgangen zu seyn; bereits seyen 20 Köpfe nach Algier gebracht, und man spreche von einer noch viel größern Zahl. Bei diesen Nachrichten blutete uns das Herz; am folgenden Tage, gegen 4 Uhr Abends, gelangten wir nach Algier, von türkischen Soldaten escortirt und zahlreichem Pöbel gefolgt. Man führte uns vor den Palast des Dey's, wo das schreckliche Schauspiel unserer Leiden unsere Blicke in seiner ganzen furchtbaren Wahrheit traf — die Häupter unserer Kameraden waren hier vor den Augen eines zügellosen Pöbels ausgestellt. Mehrere von uns konnten diesen Jammerblick nicht ertragen und sanken ohnmächtig zu Boden. Nach zehn Minuten führte man uns in den

Bagno, wo wir zwölf der Unsrigen fanden, die, vereinigt mit denen, die ich begleitete, bis jetzt die einzigen Trümmer sind, welche ich von diesem unglücklichen Schiffbruche sammeln konnte. Der englische und der sardinische Consul hatten eine Audienz beim Dey gefordert, um die Officiere für sich zu erhalten, aber wir baten sie, keine Schritte deßhalb zu thun, da wir entschlossen sind, stets bei unsern Leuten zu bleiben, und in Allem ihr schlimmes Loos zu theilen. Der sardinische Consul übernahm es, die nöthigen Fonds zur Nahrung der beiden Schiffsmannschaften vorzuschießen; wir regelten darnach die Ausgaben mit aller möglichen Ordnung und Sparsamkeit. Der Dey selbst schickte uns am Tage unserer Ankunft die Gegenstände unserer ersten Bedürfnisse."

Es fanden sich später noch einige Gerettete ein, so daß die Gesammtzahl der Schiffbrüchigen, die in Algier eingekerkert waren, 86 betrug. In Ketten geschmiedet und während der Belagerung von Algier in beständiger Todesfurcht schwebend, rettete sie dennoch die Großmuth des Dey's vor der Wuth des Pöbels.

4.

Die Eroberung von Algier.

Widrige Winde verzögerten die Einschiffung der Truppen zu Toulon. Sie begann am 11 Mai und endete am 19ten. Doch konnte die Flotte erst am 25, 26 und 27 Mai in verschiedenen Abtheilungen die Anker lichten und in die hohe See gehen. Admiral Duperré berichtet über das Schicksal der Flotte: „Sie trat gut zusammengeschlossen ihre Fahrt an, als sie in der Nacht vom 27sten auf den 28sten von einem Ost- und Ost-Süd-Ost auf der Höhe von Minorca und

Majorca überfallen ward. Ich führte sie unter den Wind der Inseln, wo sie Schutz fand. Das Wetter war wieder schön geworden; nachdem ich die Armee und das Convoi gesammelt und für die Abfahrt der Landungsflottille, die in der Bucht von Palma vor Anker lag, Fürsorge getroffen hatte, nahm ich meine Richtung nach der Küste von Algier. Am folgenden Abend am 29 recognoscirte ich dieselbe, so weit das Auge reichte. Das Wetter war schön; der Wind wehte von Osten, vielleicht etwas zu stark. Die Flotte manövrirte in der Nacht so, daß sie den folgenden Morgen am 30 Mai, mit Anbruch des Tages in kleiner Entfernung vom Lande war. In der That befand sie sich am 30 um 1 Uhr Morgens auf der Nordseite des Caps Carine, in einer Entfernung von höchstens 5 bis 6 Stunden. Die Küste war aber mit Wolken bedeckt, der Horizont sehr trüb, die Stärke des Windes nahm immer zu, und Alles deutete schlechtes Wetter an. Die Flotte entfernte sich von der Küste in nördlicher Richtung mit Ost und Ost-Süd-Ost, ohne daß sie, wie ich glaube, wegen der trüben Witterung bemerkt worden wäre. Es war unmöglich eine Masse von Schiffen von so verschiedener Art und Güte vereinigt, und in der gehörigen Richtung auch so dicht als möglich beim Winde segelnd zu erhalten. Also konnten wir uns nicht auf dem Meridian von Algier behaupten. Die Reserve, aus Gabarren und andern Schiffen von geringerer Güte bestehend, ward unter den Wind getrieben. Das Convoi, das ich aus Vorsicht mehrere Meilen weit im Winde gehalten hatte, behauptete sich darin ziemlich gut. Aber ein dreitägiger starker Wind aus Ost-Süd-Ost ließ uns keine weitere Hoffnung, die Küste von Algier wieder gewinnen zu können. Es blieb demnach nichts übrig, als die Reserve und das Convoi in der

Bucht von Palma zu sammeln, und in Erwartung guten Wetters, so wie der Wiedervereinigung und neuen Anordnung der Convois, die Armee unter dem Winde der Inseln zu halten. Das von Toulon am 27 abgesegelte Convoi, das sich der Armee an der Küste von Algier anschließen sollte, ward nach seiner Abfahrt durch einen heftigen Nord-Ostwind zerstreut. Ich traf auf mehrere Schiffe desselben, die ich dem Convoi, das die Armee begleitet, anschloß. Andere erhielten durch leichte von mir ausgeschikte Schiffe die Anweisung, nach der Bucht von Palma zu steuern, wo die allgemeine Vereinigung statt finden wird."

Der Admiral kam am 2 Junius nach Palma, es gelang ihm, daselbst die ganze Flotte wieder zu versammeln, und am 10 brach er von Neuem auf. Die Landungstruppen, die nun schon seit dem 11 Mai, also vier Wochen, zur See gewesen, waren zum Theil mißvergnügt und sehnten sich sehr, endlich das Ufer zu erreichen. Die Beschädigungen durch den Sturm waren verhältnißmäßig nur unbedeutend.

Ehe wir die Armee landen lassen, wollen wir den Blick auf die feindliche Küste richten „Auf der westlichen Seite der Rhede von Algier erhebt sich die Stadt dieses Namens, mit ihren blendend weißen Häusern (ungefähr 15,000 an der Zahl), amphitheatralisch an dem vom Mittelmeere bespülten gebirgigen Ufer. Die Straßen sind uneben und eng, mit Ausnahme der die Stadt von Nord-West nach Süd-Ost durchschneidenden, ungefähr 30 Fuß breiten, mit Buden besetzten Hauptstraße. Ueber den Terrassendächern der (meist von Backsteinen erbauten) Häuser ragen zehn große Moscheen, einige christliche Capellen und Hospitien, das Arsenal und eine Reihe Casernen hervor, in denen die Besatzung der

Stadt, die türkische Miliz, haust. Der von einigen Porphyrsäulen getragene Palast des Dey's liegt in der Spitze des Dreiecks, das die Stadt bildet. Die letztere hat etwas über eine Stunde im Umfange, und ist von einigen vermauerten und sechs offenen Thoren umschlossen, von welch letzteren sich drei auf der Landseite befinden: Babazun gegen Osten (von welcher Seite Karl V 1541 die Belagerung eröffnete), das Neuthor gegen Süden (das zum Kaiserfort [Sultansfort] führt) und gegen Westen Babaluette (der Hinrichtungsplatz der Christen). Das vierte Thor Alkazava ist die Pforte des Arsenals, das fünfte die Pforte des Molo, und das sechste am westlichen Meeresufer, das Thor Pescada. Auch innerhalb der Stadt befinden sich viele Thore, welche die verschiedenen Quartiere von einander trennen und die des Nachts geschlossen werden. Das Hauptfort, die Citadelle, ist das Kaiserschloß (Sultansfort), das von Karl V angelegt wurde, und auf der Krone eines die Stadt beherrschenden Berges gelegen ist. Die Stadt ist ganz nach alter Art befestigt, d. h. bloß mit einer dreißig Fuß hohen Mauer umgeben, vor der ein trockener Graben gezogen ist, der durch eine zweite, 4½ Fuß hohe und 3 bis 4 Fuß dicke, oben spitz zulaufende Mauer gedeckt wird. Die geneigte Lage der Gräben macht es unmöglich, sie mit Wasser zu füllen, und die hohe Ringmauer selbst wird von unbefestigten Wohnhäusern unterbrochen. Indessen läuft von einem bis zum andern Ende des die Rhede von Algier bildenden Halbzirkels eine fast ununterbrochene Reihe von Bastionen, Schanzen und Batterien, von denen manche erst seit Lord Exmouths Angriff aufgeworfen wurden, und die mit einer furchtbaren Artillerie besetzt sind. Zu den am stärksten befestigten Punkten gehört die Alkazava (worin

sich früher der Schatz befand) und der Molo. Auf den Klippen, die den Molo umgeben, befindet sich gleichfalls ein Fort, das von Zöglingen der polytechnischen Schule in Paris erbaut worden seyn soll, die 1815 bei einer Purification jenes Instituts vertrieben wurden. Vom Kaiserschlosse aus, wo 1611 eine reiche Quelle entdeckt wurde, führt ein offener Aquäduct in gemauerten Röhren den vielen an den Straßenecken befindlichen Brunnen das Wasser zu, das, wenn es abgeschnitten würde, in der Stadt durch nichts ersetzt werden könnte, da sich daselbst außer jenen Brunnen bloß Cisternen befinden. Auf einer felsigen Insel (Al Je Zeire) vor dem Hafen der Stadt erbaute 1509 Ferdinand der Katholische ein Castell, aus dem Khair Eddyn, des berüchtigten Haruk Barbarossas Bruder, die Spanier vertrieb, und die Insel durch einen Steindamm mit dem festen Lande verband. Auf dieser, nun stark befestigten und mit einem Springbrunnen und Leuchtthurme versehenen Insel liegen die für das Seewesen bestimmten Gebäude. Alle, die dieses Land beschrieben, sagen einstimmig, daß das Klima der Berberei mild und gesund sey. Die Jahreszeiten folgen sich in regelmäßiger Ordnung, und obgleich im Herbste die Hitze sehr groß ist, so wird sie doch meist, selbst in dieser Jahreszeit, von dem Nordwinde gemäßigt. Die Küste von Algier ist keineswegs dürr und unfruchtbar; die Höhen, welche die Stadt umgeben, sind mit zahlreichen Obstgärten bedeckt, mit Weinreben, Orangen und Oliven bepflanzt, und die schönsten und verschiedenartigsten Landschaften darbietend. In den Umgebungen der Stadt zählt man nicht weniger als zwanzig tausend Gärten und Weinberge. Der Boden bringt im Ueberflusse Gerste, Weizen und alle zur Nahrung des Menschen nöthigen Dinge hervor."

„Die Elemente, welche die gegenwärtige Bevölkerung der afrikanischen Küste ausmachen, sind: 1) auf den Gebirgen an dem südlichen Abhange des Atlas und in der Wüste der Stamm der Berbern, der von den beiden mauriſchen und arabiſchen Stämmen ſowohl durch die Sprache, als durch die phyſiſche Conſtitution ſich unterſcheidet. Dieſer, in vier Hauptnationen abgetheilte Stamm erſtrekt ſich längs der Kette des Atlas von den Gränzen von Aegypten bis an das atlantiſche Meer. Er herrſcht in der Wüſte bis an die Gränzen des Negerſtamms. Es iſt unmöglich an ihm die alten Reſte der Getuler im Weſten, und der alten Libyer im Oſten des Atlas zu verkennen. 2) Dießſeits des Atlas, von dem Fuße der großen Kette bis an das Meer der große Stamm, der Mauren, der für ſich allein die Städte und die angebauten Ebenen bewohnt, ein angeſiedelter Stamm zum Unterſchiede des wandernden Stamms der Araber, der die Sprache der leztern annahm, aber ſie mit Idiotismen ſpricht, die gleichſam die Reſte ſeiner alten Sprache ſind. 3) Die Negerſklaven, die aus dem Innern von Afrika eingeführt ſind. Die Räuber der Wüſte ſchleppen ſie von den Ufern des Joliba mit ſich fort. Die Karawanen kaufen deren von den Nationen des mittlern Afrika's, mit denen ſie Handel treiben, und die ihre Gefangenen und oft ſelbſt ihre Kinder verkaufen. Die Afrika fremden Elemente ſind: 1. Die aus Aſien gekommenen Araber, die in Afrika die Sitten ihres Vaterlandes und ihres Stamms beibehalten haben. Sie ſind in Unterſtämme abgetheilt, die mit ihren Zelten und ihren Heerden in den Ebenen und den nicht angebauten Thälern reiſen. Nur ſehr wenige bebauen das Feld, und ſelbſt dieß vorübergehend. Ihre phyſiſche Conſtitution iſt dieſelbe wie in Aſien, und unterſcheidet ſie eben

so genau wie ihre Sitten von dem Stamme der Mauren. 2) Die Türken, eine fremde, wenig zahlreiche Miliz, die despotisch zu Algier herrscht, deren Herrschaft aber zu Tunis und Tripoli von den Mohren gestürzt ward. 3) Die Juden, verachtete Händler, die gegen Beleidigungen unempfindlich sind, und sich überall verbreitet haben, von den Städten, wo sie wohnen, bis in die Thäler der Berbern und die tiefe Wüste, die sie in Handelsgeschäften besuchen. 4) Einige seltene christliche Einwohner, die der Handel herbeiruft, oder die Gefangenschaft an diesen unwirthbaren Gestaden zurückhält, die aber kaum gezählt zu werden verdienen. 5) Endlich die Chiulis, die von Türken mit den Weibern des Landes entsprungen sind, trotz der strengen Vorschrift, die solche Heirathen verbietet. Sie bilden einen besondern, ziemlich zahlreichen Stamm zu Algier, der von den Türken und Mauren gleich gehaßt ist, der aber einig, thätig, und wie alle gekreuzten Stämme scharfsinnig ist, und bei weiterer Vermehrung eines Tags gerade deßwegen, weil er von Jedermann zurückgestoßen wird, in Afrika dieselbe Rolle spielen dürfte, die die Kreolen in Amerika gespielt haben. Dieß sind die Elemente der Bevölkerung an den Küsten der Berberei. Man sieht bei dem ersten Blicke, wie groß die Schwäche der Türken in Algier ist, und welchen Nutzen ein gewandter Politiker von dem Hasse ziehen könnte, den die Mauren und Araber gegen sie hegen."

Eine zu Toulon erschienene Schrift schildert die Persönlichkeit des Dey's und seiner vornehmsten Beamten folgendergestalt: „Aly-Soco — heißt es darin — der Vorgänger des jetzigen Dey's, hatte den Entwurf gefaßt, sich von der türkischen Miliz unabhängig zu machen. Er ließ die Gesin-

nungen der vielvermögendsten Einwohner ausforschen, hatte sich der Unterstützung mehrerer Scheikhs der Araber und Kabaylen versichert, und verstärkte die maurische Miliz und das Corps der Chiulis (Abkömmlinge der Türken), welche die Algierische Politik sonst stets von den hohen Stellen entfernt hält. Sein innigster Vertrauter war Hussein, sein geheimer Secretär, der scheinbar den Planen seines Herrn schmeichelte, aber unter der Hand alle Entwürfe des Dey's den Chefs der türkischen Miliz mittheilte. Da nahm die Pest Aly hinweg. Hussein ward ohne Opposition zum Dey erwählt. Er hatte weder Mitbewerber noch gefährliche Gegner zu fürchten, daher auch nicht viele Köpfe zu opfern. Es scheint, daß man ihm nicht vorwerfen kann, sehr blutdürstig zu seyn. Er gehört zu der Classe der Ulema's oder Lehrer des Gesetzes, und ist deßwegen unterrichteter als seine meisten Vorgänger. Er ist fest, ja hartnäckig, wie alle diese Emporkömmlinge. Gar wohl bekannt ist ihm die Stellung Algiers den europäischen Mächten gegenüber, deren Politik er übrigens verachtet; aber seine Erfolge gegen die Engländer im Jahre 1814 geben ihm eine sehr hohe Idee von seiner Macht. Man kann nicht sagen, daß Hussein Bei grausam sey, in dem Sinne, den die Algierer mit diesem Worte verknüpfen; streng in seinen Urtheilen, gilt er doch für sehr gerecht, wenigstens gegen die Seinigen, und es wäre thöricht, von ihm eben so viel Gerechtigkeit für die Juden und Christen zu erwarten. Seine geschickt angewandten Freigebigkeiten erwarben ihm die Liebe der Miliz; schon öfter vertheilte er unter seinen Soldaten die Tribute der europäischen Mächte, und noch neuerlich eine beträchtliche Summe, die Spanien bezahlte. Der Hazenagi oder Großschatzmeister, sein erster Minister, heißt Braham.

Er

Dey von Algier.

Er gilt für sehr verschmitzt, und sein natürliches Mißtrauen macht alle Unterhandlungen mit ihm sehr schwierig. Ibrahim Bah Aga ist Befehlshaber des Landheeres und Kriegsminister, der vom Dienste eines Pfeifenstopfers und Kaffeeträgers rasch zum Schwiegersohne des Dey's und zum Seeminister erhoben wurde. Den jetzigen Posten erhielt er kurz nach dem Anfange der Feindseligkeiten mit Frankreich, da der Dey seinen Vorgänger verurtheilt hatte, unter dem Stocke zu sterben. Ibrahim ist ein sehr schöner Mann, noch jung, ein Muster Algierischen Stolzes und Uebermuthes. Der Wekil-Ardji oder Generalintendant der Marine, ist heftig und auffahrend. Er trägt den Beinamen Soco (Narr), wegen seiner häufigen Anfälle von Wuth gegen seine Untergebenen. Hadji Achmet, Bey von Constantine, ist ein Coluglu (Türken-Abkömmling). Er stammt aus sehr geachteter Familie; auch sein Vater und Großvater waren lange Zeit Beys. Er stand früher beim Dey in Ungnade, bis ihm der letzte Bahaga seine jetzige Stelle verschaffte — eine doppelte Anomalie in diesem Lande: daß ein Coluglu zu so hohen Functionen berufen wird, und ein Schützling dem Sturze seines Beschützers entgeht. Hussein, Bey von Oran, soll ein vortrefflicher Mensch seyn, der seit mehr als zehn Jahren die Provinz verwaltet, ohne sie zu sehr zu drücken, und doch den Forderungen des Dey's genügt, was gewöhnlich sehr schwer mit einander zu vereinen ist."

Die Streitkräfte des Dey's bestanden aus 7 — 8000 Türken, 5 — 6000 Caluglu's, (oder Chiulis) und 5 — 6000 Mauren, welche die Besatzung Algiers bildeten. Dazu kamen 30 — 40,000 Mann arabische Beduinen, unter ihren Scheikhs, und maurische Truppen, welche die Beys von Oran, Con-

stantine und Titeri herbeiführten. Die letztern fanden sich erst am 18 Junius vor Algier ein, und der Dey beeilte sich überhaupt nicht, die Landung zu verhindern. Es scheint sein Plan gewesen zu seyn, die Franzosen aufzureiben, wenn sie gelandet seyn würden. Das Vertrauen auf seine überlegene Stärke ist, allen Nachrichten zufolge, sehr groß gewesen.

Wir gehen nun zur Landung der französischen Expeditionsarmee über. Die Flotte ging am 10 Junius vor Palma unter Segel und kam am 12ten ins Angesicht der afrikanischen Küste. Allein der starke Wind verhinderte die Landung. Man sagt, Bourmont habe auf der Stelle landen wollen und sey darüber mit Duperré in Streit gerathen, der die Gefahr einer Landung besser einsah. Gewiß ist, daß beide Befehlshaber sich nachher im Angesichte der Truppen umarmten, um denselben den Verdacht der Uneinigkeit, der auf den Geist der Truppen schädlich hätte wirken können, zu benehmen. Duperré theilte die politischen Ansichten und Zwecke Bourmonts nicht, weßhalb ihn auch die öffentliche Meinung in Frankreich um so viel höher stellte. Auch hat Duperré später das Benehmen Bourmonts in Algier nicht undeutlich getadelt, allein Ehre und Pflicht geboten ihm damals, sich mit seinem Nebenbuhler zu vertragen, um den Truppen kein Aergerniß zu geben. — Die Landung wurde erst am 14 Junius bewerkstelligt, nachdem der Wind sich gelegt hatte. Die Flotte bot einen imposanten Anblick dar. Alle Schiffe waren festlich geschmückt, und von allen Masten wehte die weiße Flagge. Die Truppen jubelten, endlich das Ziel ihrer langen, beschwerlichen Fahrt erreicht zu haben.

„Man wählte zum Landungspunkte die Halbinsel Sidi-Ferruch. Sie ist fast eine halbe Stunde lang und hat die Form

einer Sanduhr. Auf der Hälfte ihrer Länge befindet sich ein Thurm (Torre-Chica), an welchem eine Batterie aufgestellt war. Die Algierer hatten die Küste vollständig geräumt, sich auf mehr als Kanonenschußweite zurückgezogen, und hielten sich hinter Hügeln versteckt. Selbst ihre Batterien waren durch Gesträuch maskirt. Sie hofften ohne Zweifel, die Landung würde langsam vor sich gehen, es würde zuerst nur ein schwaches Corps ans Land gesetzt werden, das vertrauensvoll vorrückte, wo dann ihre Cavallerie gut mit ihm fertig geworden wäre. Die an Bord der Flotte erhaltenen Nachrichten ließen Maßregeln ergreifen, welche jene Dispositionen scheitern machten. Das Linienschiff Breslau befand sich auf der einen Seite der Bucht, eine Corvette und zwei Briggs stellten sich mit Tauen verbunden auf der andern Seite auf, und die Bombarden bildeten die Flügel. Das Linienschiff Breslau erhielt mehrere Kugeln vom Fort, wodurch ein Matrose getödtet und ein anderer verwundet wurde. Am 14 befanden sich die an Bord der Linienschiffe eingeschifften platten Fahrzeuge bereits um 2 Uhr Morgens mit Soldaten beladen im Meere. Die Division der Dampfboote näherte sich dem Lande, um das Ufer zu säubern, und die Ausschiffung begann mit einer Schnelligkeit, welche die Plane und Hoffnungen des Feindes vereiteln mußte. Alle Operationen gingen in größter Ordnung vor sich, unter den Augen des Admirals selbst, der auf seinem Boote die Positionen recognoscirte. Die Dampfboote, deren Artillerie sehr gut bedient ist, begannen das Feuer, und wurden von den beiden Briggs und den Bombarden secondirt. Unter ihrem Schutze wurden die Truppen ans Land gesetzt, und formirten sich trotz des Feuers des Feindes mit vollkommener Ordnung. Als es vollständig Tag ge-

worden war, befanden sich bereits zehntausend Mann mit ihren Feldstücken am Lande. Um neun Uhr war fast die ganze Infanterie vereinigt. Das Heer rückte aus der Halbinsel divisionsweise hervor, in geschlossenen Colonnen, mit Tirailleurs in den Zwischenräumen. Nun demaskirte der Feind dreißig Feuerschlünde, die durch ein unterhaltenes Feuer unsere Truppen belästigten, aber von dem Geschütze der oben bemerkten, durch Taue verbundenen Schiffe bald zum Schweigen gebracht wurden. Auf diesem Theile der Küste befinden sich vier bis fünf Fuß hohe Dünen. Da es nicht klug gewesen wäre, sich dieser Position zu nähern, erhielt die Division Berthezène Befehl sie zu umgehen, während die Flotte sie in die Flanke nahm. Die Truppenbewegungen geschahen mit vieler Ordnung und Kaltblütigkeit, trotz der zahlreichen Angriffe der arabischen Cavallerie, die eine Masse von ungefähr 15,000 Mann entwickelte. Eine ungefähr gleiche Zahl von Fußvolk und Reiterei hielt die Höhen besetzt. Das Feuer der Flotte und die gute Haltung unserer Truppen zwangen die Cavallerie zum Rückzuge, und die Stellung selbst wurde von dem Feinde geräumt, der einen Theil seiner Kanonen darin zurückließ."

Die weiße Fahne wehte nunmehr auf Torre-Chica, wo Bourmont sein Hauptquartier nahm, und die Landung wurde ungehindert fortgesetzt. Aber am 16 Junius brach ein heftiges Ungewitter aus, das für die Flotte förmlich zum Sturm wurde. Die Ausschiffung des Materials ward dadurch unterbrochen. Am 18 überschwemmte ein zweiter Sturm die Bivouacqs der Soldaten und unterbrach abermals die Ausschiffung. An diesem Tage rüstete man sich desto eifriger zu Algier.. Die drei Beys von Oran, Titeri und Constantine rückten in das Lager von Sidi-Chalef (Staoueli), gegenüber von dem französischen

Lager, und der Dey ernannte unter großen Feierlichkeiten seinen Eidam Ibrahim-Bach-Aga zum Oberbefehlshaber des Heeres, und der Mufti gab den ausziehenden Truppen den Segen. Man schätzte ihre Zahl auf 40,000 Mann, die am folgenden Tage, 19 Junius, gegen die Franzosen ausrückten und ihnen die große Schlacht bei Sidi-Chalef lieferten. Bourmont beschreibt die Schlacht folgendermaßen: „Am 19 rückte bei Tagesanbruch die feindliche Armee auf einer Linie vor, die bei weitem ausgedehnter als die Fronte unserer Stellungen war; seine Hauptanstrengungen waren aber auf die Brigaden, Clouet und Achard, gerichtet. Hier befand sich die türkische Miliz. Sein Angriff erfolgte mit vieler Entschlossenheit; Janitscharen drangen bis in die Verschanzungen ein, welche die Fronte unserer Bataillone bedeckten, hier fanden sie den Tod. Die dritte Brigade der Division Berthezène und die beiden ersten Brigaden der Division Loverdo wurden von den Contingenten von Oran und Constantine angegriffen. General Loverdo ließ den Feind bis in den Grund der Schlucht vordringen, die die Stellung deckt, und ihn dann mit dem Bajonnette angreifen. Viel arabisches Fußvolk fand hier seinen Tod. Nach Zurückschlagung des Feindes ergriff die Brigade Clouet wieder die Offensive. Die Hitze der Truppen war so groß, daß man sie kaum in Schranken halten konnte. Die Brigaden Achard und Poret de Morvan rückten zur Unterstützung der Brigade Clouet vor. Der entscheidende Augenblick war gekommen; ich befahl den Angriff der Batterien und des Lagers der Feinde. Die zwei ersten Brigaden der Division Loverdo, unter Anführung der Generale Damremont und d'Uzer rückten vor. Die dritte Brigade, die auf den linken Flügel detachirt war, folgte unter dem Befehle

des Generals d'Arcine der Bewegung des Generals Clouet. Drei Regimenter der Division d'Escars rückten zur Bildung der Reserve vor. Der Enthusiasmus läßt sich kaum beschreiben, den die Truppen äußerten, als das Zeichen zum Angriffe des feindlichen Lagers gegeben ward. Das Vorrücken erfolgte mit außerordentlicher Schnelligkeit. Trotz der Schwierigkeiten des Terrains war die Artillerie, nach neuern Mustern eingerichtet, beständig in erster Linie. Ihre ausnehmende Beweglichkeit mußte kräftig zum Erstaunen des Feindes beitragen. Für alle diejenigen, die Theil an dem Kampfe von Staoneli nahmen, wird die Frage zwischen dem alten und neuen Systeme entschieden erscheinen. Das Feuer der Batterie, die der Feind vorwärts von seinem Lager errichtet hatte, hielt unsere Truppen keinen Augenblick auf. Die acht Feuerschlünde von Bronze, mit denen sie ausgerüstet waren, wurden von dem 20sten Linienregimente genommen. Die Türken und Araber hatten von allen Seiten die Flucht ergriffen; ihr Lager fiel in unsere Gewalt; 400 Zelte waren darin errichtet, das des Aga's von Algier, und die der Beys von Constantine und Titeri sind von großer Pracht. Man fand eine beträchtliche Menge Pulver und Wurfgeschütz, Magazine von Lebensmitteln, mehrere Schafheerden und etwa hundert Kamele, die unsere Transportmittel vermehren werden." Man focht von beiden Seiten mit großer Erbitterung. Die Araber schnitten allen Franzosen, deren sie todt oder lebendig habhaft werden konnten, die Köpfe ab, weil ihnen der Dey jeden Franzosenkopf theuer bezahlte. Daher auch die Wuth der französischen Soldaten, welche selten den Arabern Pardon gaben, den übrigens auch keiner verlangte. Mehrere türkische Officiere stießen sich selbst den Dolch in die Brust, um nicht in die Hände

der Franzosen zu fallen, und ein Araber, den man verwundet gefangen hatte und um die Ursache der Grausamkeit seiner Landsleute befragte, antwortete: „Tödtet mich, aber fragt mich nicht.“

Es gab Franzosen, welche den Sieg rasch verfolgen und Algier durch einen Handstreich nehmen wollten. Namentlich soll der tapfere General Berthezène, dem die Ehre des Tages gebührt, dieser Meinung gewesen seyn. Allein Bourmont war nicht so tollkühn, da das Kaiserschloß, der Schlüssel von Algier, noch nicht genommen war, einer regelmäßigen Belagerung bedurfte und überdieß rings mit Minen umgeben war, deren Sprengung man bei einem ersten Vordringen fürchtete. Ueberdieß war die Bestürzung in Algier keineswegs so groß, als man zum Theil im französischen Lager geglaubt haben mag. Der Dey ließ mehrere Chefs, die sich nicht tapfer gehalten hatten, auf der Stelle köpfen, und sein Eidam, der Oberbefehlshaber, kam nicht nach Algier zurück, sondern sammelte die Truppen vor der Stadt, und schwur, die erste Niederlage bald blutig zu rächen.

Während nun Bourmont die Ausschiffung und Zurüstung des schweren Belagerungsparks betrieb, rückten die Algierer, 35,000 Mann stark, aufs neue gegen Sidi-Chaleff vor. Bourmont erzählt: „Am 24 Junius, beim Anbruche des Tages, zeigten sich die Türken und Araber in sehr ausgedehnter Front und nicht geringerer Ordnung als am 19. Alle Dispositionen waren getroffen, daß der erste Angriff ihnen zwei Stunden Terrain verloren machte; sie wurden mit großer Präcision ausgeführt. Die Division Berthezène und die erste Brigade der Division Loverdo rückten mit einer Batterie Feldgeschüz vor. So wie unsere Infanteriebataillone, in Colon-

nen gestellt, in der Ebene erschienen waren, die sich vorwärts des Lagers ausbreitet, ergriff der Feind auf allen Punkten die Flucht. Mit großer Schnelligkeit überschritten die französischen Truppen diese Ebene. Sechstausend Metres vom Lager verändert sich der Anblick des Landes, die Formen werden bestimmter, und man befindet sich auf der Gruppe der Höhen, die Algier mit seinen Gärten einnimmt. Man sieht hier zahlreiche Wohnungen. Die Reben, Hecken und Fruchtbäume, mit denen der Boden bedeckt ist, erinnern an die fruchtbarsten und bestcultivirten Länder Europa's. Man hätte voraussetzen sollen, die Türken würden sich mit Kraft hinter diesen zahlreichen Hindernissen vertheidigen, die ihnen das Terrain darbot, aber geschlagen und entmuthigt hielten sie nirgends Stand. Ich glaubte dieß benützen zu müssen, um rasch diesen Raum zu überschreiten, und bald erreichten die französischen Truppen die Gränze, die ihn von einem offenen Lande trennt. Sie faßten Stellung. Eine Schlucht trennte sie von dem Feinde, der endlich auf dem Höhenrücken, der dem, den wir besetzten, gegenüber lag, Halt gemacht hatte. Die Artillerie hatte mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit alle Schwierigkeiten des Terrains überwunden. Sie stellte sich in Batterie auf, und einige mit großer Genauigkeit geworfene Granaten zerstreuten die Gruppen, die sich noch zeigten. Vielleicht fürchteten die Türken, sie möchten nun in den Platz zurückgeworfen werden, von dem uns nur noch ein Zwischenraum von 4000 bis 6000 Metres trennte. Auf dem Abhange der Höhen, deren Rücken sie besetzt hielten, war ein Pulvermagazin errichtet. Sie sprengten es in die Luft; das Auffliegen war furchtbar. Dichte Rauchwolken, die sich auf mehr als hundert Metres erhoben, und die Strahlen der afrikanischen Sonne widerspiegelten, boten

dem Heere ein prachtvolles Schauspiel dar. Die Explosion war von keinem Unfalle begleitet. Zwei Escadronen Chasseurs waren der Bewegung der Infanterie gefolgt, aber die eilige Flucht des Feindes und die Natur des Bodens gestatteten ihnen keinen Angriff. Der Feind hatte kein Geschütz; vielleicht hatte er eingesehen, daß es mitführen so viel heiße, als es uns in die Hände liefern. Die Zahl der kampfunfähig gemachten Mannschaft war wenig beträchtlich; ein einziger Officier wurde gefährlich verwundet — der zweite der vier Söhne, die mir nach Afrika gefolgt sind." — Der hoffnungsvolle junge Mann starb bald darauf, allgemein betrauert. Die liberalen Blätter in Frankreich bezeigten ihm ihr Beileid auch. Der Temps sagte: „Auch wir werden bei unserer Strenge gegen den Flüchtling von Waterloo, gegen den ausgezeichneten Officier von Staoneli gerecht seyn. Wir lieben jenes großherzige Ungestüm eines Sohnes, der fühlt, daß ihm und seinen drei Brüdern die eben so edle als schwierige Aufgabe obliegt, den väterlichen Namen wieder zu Ehren zu bringen."

Das Wetter blieb noch immer unbeständig. Am 26 Junius überfiel die Flotte ein neuer Windstoß und die Verluste und Schäden waren noch bedeutender als am 16ten. Mehrere Linienschiffe rissen von den Ankern. Duperré schrieb, er sehe ein, daß die Bucht von Sidi-Ferruch unhaltbar sey, allein die Gegenwart der Flotte war zur Ausschiffung und zur Unterstützung des Landheeres unumgänglich nothwendig. Duperré hielt sich also mit der größten Anstrengung aller Kräfte seiner Marine. Er sah sich gezwungen, um die Schiffe zu erleichtern; 150 Ballen Lebensmittel, Wein- und Branntweinfässer über Bord zu werfen, wobei es ihm zu Statten kam, daß der Wind diese Gegenstände an die Küste trieb, wo sie von der Armee

glücklich aufgefangen wurden. Doch fielen einige Unordnungen und kleine Plünderungen dabei vor.

Bourmont betrieb unterdessen sehr eifrig die Ausrüstung des Belagerungsparkes, und richtete sein Augenmerk nunmehr auf das Kaiserschloß. In der Nacht vom 29 auf den 30 Junius ließ er die Laufgräben eröffnen. Er erzählt selbst: „Während der Nacht, und selbst in den Stunden, wo die Arbeiter wieder am Werke sind, schoß die feindliche Artillerie wenig. Den Tag über schlichen sich türkische und arabische Tirailleurs, von dem Gebüsche begünstigt in die Hohlwege, die sich zur Linken der Angriffswerke befanden. Sie verwundeten eine ziemlich große Zahl Mannschaft, bald aber deckten die Schulterwehren die Truppen. Man mußte sich auf kräftige Ausfälle gefaßt machen. Der Besitz des Kaiserforts erlaubte dem Feinde, sich ohne Gefahr vorwärts der Casauba zusammenzuziehen; er benutzte diesen Vortheil nicht. Uebrigens war Alles in Bereitschaft gesetzt ihn gut zu empfangen. Die Batterien waren mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit errichtet worden. Unter den 26 Feuerschlünden, die in ihnen aufgepflanzt waren, zählte man 10 Vierundzwanzigpfünder, 6 Sechzehnpfünder, 4 zehnzöllige Mörser und 6 achtzöllige Haubitzen. Alles war am 4ten vor Tage bereit. Um 4 Uhr Morgens gab eine Rakete das Signal; das Feuer begann. Das des Feindes antwortete darauf drei Stunden sehr lebhaft. Die türkischen Kanoniere blieben, ungeachtet die Ausweitung der Schießscharten sie fast ganz bloßstellte, tapfer auf ihren Posten, aber sie konnten nicht lange gegen die Geschicklichkeit und Unerschrockenheit der Unsern kämpfen, die General Lahitte mit seinem Beispiele und seinem Rathe belebte. Um 8 Uhr war das Feuer des Forts zum Schweigen gebracht; das unserer Batterien fuhr fort, die Vertei-

digungswerke zu zertrümmern. Der Befehl, Bresche zu schießen, war gegeben, und begann, ausgeführt zu werden, als um 10 Uhr eine furchtbare Explosion einen Theil des Schlosses verschwinden machte. Feuerwürfe und Wolken von Staub und Rauch erhoben sich auf eine ungeheure Höhe. Steine wurden in allen Richtungen umhergeschleudert, jedoch ohne bedeutende Unfälle zu veranlassen. General Hurel befehligte die Laufgräben; er verlor nicht einen Augenblick, um den Raum zu überschreiten, der unsere Truppen von dem Schlosse trennte, und sie daselbst inmitten der Trümmer aufzustellen. Es scheint gewiß, daß um 9 Uhr die entmuthigten Vertheidiger in die Stadt gezogen waren, unter dem Geschrei, daß sie nutzlos geopfert würden, und daß dann der Dey befohlen hatte, das Pulvermagazin des Schlosses in die Luft zu sprengen. Um 2 Uhr ward mir auf den Ruinen des Kaiserschlosses ein Parlamentär zugeführt. Es war der Secretär des Dey's. Er bot an, Frankreich für die Kriegskosten zu entschädigen. Ich erwiederte, vor Allem müßten die Casauba, die Forts und der Hafen den französischen Truppen übergeben werden. Er schien zu bezweifeln, ob diese Bedingung angenommen würde, gab aber doch zu, daß die Hartnäckigkeit des Dey's verderblich gewesen sey. Da die Algierer, hieß es, im Kriege mit dem Könige von Frankreich seyen, so dürfen sie nicht das Abendgebet verrichten, wenn sie nicht vorher den Frieden erlangt hätten. Er kehrte nach Algier zurück. Kurz darauf wurden zwei der reichsten Mauren von Algier von dem Dey geschickt. Sie verhehlten nicht, daß unter den Milizen wie unter den Einwohnern der Schrecken aufs höchste gestiegen sey, und daß alle eine augenblickliche Unterhandlung wünschten. Sie suchten nach, daß ich das Feuer aufhören lasse, indem sie versprachen, daß auch

die Artillerie des Platzes schweigen sollte. Diese Einstellung der Feindseligkeit hatte in der That statt. General Valazé benützte sie, um vorwärts dem Kaiserschlosse Communicationen zu eröffnen. Um 3 Uhr kam der Secretär des Dey's abermals, begleitet von dem Consul und dem Viceconsul von England. Er wünschte, daß die Friedensbedingungen schriftlich abgefaßt würden. Sie wurden es, und ich ließ ihnen ein Document übergeben, von dem Ew. Exc. beigeschlossen eine Abschrift finden. Um 4 Uhr fand sich der Secretär zum drittenmal ein. Der Dey ließ darum nachsuchen, daß man ihm einen Dolmetscher schicken möchte, mit Hülfe dessen er Alles verstehen könnte, was man von ihm forderte. Herr Braschewits, ehemaliger erster Dolmetscher der Armee von Aegypten, begab sich in die Casauba. Als man dem Dey den Conventionsentwurf kennen gelehrt hatte, sagte er, er nehme die Bedingungen desselben an, und die französische Loyalität flöße ihm vollkommenes Vertrauen ein. Ich hatte die Convention unterzeichnet. Er versah sie mit seinem Siegel, suchte aber nach, daß der Waffenstillstand bis um 5 Uhr Nachmittags verlängert würde, damit er Zeit hätte, sein Conseil zu versammeln und es zu bestimmen, die aufgelegten Bedingungen zu unterschreiben. Das Feuer wurde bis auf neuen Befehl eingestellt. Indessen gingen die Arbeiten ihren Gang fort, und am 5ten mit Tagesanbruch verband eine Communication von 800 Metres das Kaiserschloß mit dem Platze, auf dem die Breschebatterie gegen die Casauba errichtet werden sollte. Heute kamen die beiden Mauren wieder. Sie waren von dem Dey beauftragt, die Verpflichtung zu bestätigen, die er eingegangen, indem er sein Siegel auf die Convention gedrückt hatte; aber sie wünschten eine Verschiebung der Besetzung um 24 Stunden. Ich forderte, daß die Forts, der

Hafen und die Stadt um 11 Uhr Vormittags den französischen Truppen übergeben würden. Der Dey willigte ein, und in diesem Augenblicke weht Frankreichs Fahne auf den Thürmen dieser Stadt, deren Demüthigung seit so vielen Jahrhunderten der Gegenstand der Wünsche des ganzen Europa's war."

Admiral Duperré unterstützte den Obergeneral nachdrücklich mit der Flotte. Er berichtet: „Um die Operationen der Belagerungsarmee zu unterstützen, hatte ich schon am 29sten einen falschen Angriff auf die Seebatterien des Feindes befohlen, um seine Aufmerksamkeit auf mehrere Punkte zumal zu ziehen und ihn zu veranlassen, die Kanoniere und selbst einen Theil der Besatzung in die Batterien zu rufen. Eine tiefe Windstille, welche am 30sten den ganzen Tag über herrschte, widersetzte sich der Ausführung des Befehls. Am 1 Julius trat indessen ein gelinder Westwind ein, und wir setzten uns in Bewegung. Admiral Rosamel segelte mit seiner Division in voller Kanonenschußweite unter den Batterien von der Landspitze Pescada bis zum Molo, indem er mit seinen Batterien das Feuer des Feindes erwiederte. Während des Defilirens vor den Forts bemerkte man, daß diese von Kanonieren entblößt waren, denn das Feuer begann nur gegen die Schiffe des Centrums. Erst nach der Ankunft der Kanoniere, die wohl von andern Punkten herbeigerufen wurden, ward ihr Feuer anhaltend auf alle unsere Schiffe gerichtet, ohne sie jedoch zu treffen, obgleich mehrere über sie wegschossen. Als die Division in die Schußweite der furchtbaren Werke des Molo gekommen war, wechselte sie ihre Kugeln mit denen des Feindes, und verfolgte ihren Lauf nach der Bai; hier fand sie aber eine vollkommene Windstille, so daß sie unter Matifu hin trieb, wo sie gestern, den 2ten, hingehalten wurde. Den ganzen Morgen des 3ten suchte die

Armee, der die Windstille nicht gestattet hatte, sich in irgend einer Ordnung zu sammeln, dem Signale gemäß, das ich ihr gemacht hatte, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Um 2 Uhr war dieß 10 Linienschiffen und Fregatten, sowohl von der Schlachtescadre als von der Landungsescadre gelungen, die sich dem Admiralschiffe, das die Spitze derselben bildete, anschlossen. Die andern suchten ihre Posten zu gewinnen. Um 2 Uhr 15 Minuten defilirte die Armee in Linie an allen Batterien des Meeres vorüber, indem sie bei den drei Batterien an der Spitze der Pescada den Anfang machte. Kurz vorher, ehe ich in schiefer Richtung bei denselben angelangt war, sah ich, daß sie vom Feinde geräumt waren, und zu gleicher Zeit erblickte ich eine Abtheilung unserer Truppen, die aus einem benachbarten Lager herunterkam, Besitz davon ergriff und ein weißes Sacktuch wehen ließ, das aber bald durch eine Flagge ersetzt ward, die durch das Boot der Bellona, die ihre Stellung vor der Armee eingenommen hatte, abgeschickt wurde. Diese Bewegung der Räumung ward ohne Zweifel durch den am 1sten von dem Gegenadmiral Rosamel gemachten Angriff, und durch die gestern von mir vorgenommene Recognoscirung mit der gesammten Armee veranlaßt. Diese Batterien sind drei an der Zahl: eine von 5 Kanonen war entwaffnet; die zweite, mit 18, und die dritte, mit 10 Kanonen ausgestattet, hatten noch ihr ganzes Geschütz und ihre Ausrüstung. Eine benachbarte, die Fläche bestreichende Batterie ward ebenfalls geräumt. Der Feind hatte bei dieser Bewegung ohne Zweifel die Absicht gehabt, alle seine Kanoniere auf den der Stadt, dem Platze und der Marine näher gelegenen Forts und Batterien zu versammeln. Um 2 Uhr 40 Minuten eröffnete der Schiffscapitän Gallois, Commandant der Bellona, vorwärts von der Armee, auf das

Fort der Engländer in kleiner Schußweite seiner Achtzehnpfünder ein lebhaftes und wohlunterhaltenes Feuer. Der Feind beantwortete dasselbe sogleich. Um 2 Uhr 50 Minuten begann das Admiralschiff in halber Kanonenschußweite das Feuer, und nun defilirten alle Schiffe der Armee nach einander selbst bis auf die Briggs in halber Kanonenschußweite unter dem donnernden Feuer aller Batterien von dem Fort der Engländer bis zu dem des Leuchtthurms einschließlich. Die Bombarden erwiederten fortsegelnd das starke von dem Feinde gemachte Bombenfeuer. Um 5 Uhr hörte mit dem letzten Schiffe der Armee das Feuer auf. Am 4 Julius, den Tag nach dem Angriffe, dessen Hauptzweck war, die Kanoniere und Truppen des Feindes, die ich in großer Zahl nach dem Kaiserschlosse abziehen gesehen hatte, wieder zur Rückkehr in die Stadt zu veranlassen, eröffneten die Belagerungsbatterien ihr Feuer auf das Fort um 3 Uhr Morgens. Um 10 Uhr, nach einer furchtbaren Explosion, die 60 Meilen weit gehört ward, sahen wir, daß das Fort zum Theil zerstört war, und unsere Truppen Besitz davon genommen hatten. Nach einer halben Stunde bereitete ich eine Bewegung zu Erneuerung eines Angriffs auf die Batterien des Meeres vor, als ich, durch ungünstige Winde gehindert, mich noch überdieß in Vollziehung dieses Entwurfes durch die Ankunft eines Parlamentärboots aufgehalten sah, das den Admiral der algierischen Flotte an Bord hatte, der mich im Namen des Dey's ansehen sollte, die Feindseligkeiten einzustellen, und mich um Frieden bat. Man bemerkte in demselben Augenblick einen andern Parlamentär, in der Richtung nach dem Kaiserschlosse. Unsere und die feindlichen Batterien hatten ihr Feuer eingestellt. Ich erklärte dem Abgesandten, er sollte seinem Gebieter sagen,

die Dispositionen der Armee unter meinen Befehlen seyen denen der Landarmee untergeordnet, und er müßte sich demnach in dieser Beziehung an den Obergeneral wenden.“ Wenn demnach, worüber die liberalen Blätter sich bitter beklagten, Duperré bei der Capitulation nicht zu Rathe gezogen worden ist, so hat er doch selbst anerkannt, daß dieß allein dem Obergeneral zugestanden habe.

Die Capitulation selbst lautete: „Das Fort der Casauba, alle andern Forts, die von Algier abhängen, und der Hafen dieser Stadt werden den französischen Truppen diesen Morgen um 10 Uhr (französische Stunde) übergeben. Der Obergeneral des französischen Heeres verpflichtet sich gegen Se. Hoh. den Dey von Algier, ihm die Freiheit und das Besitzthum zu lassen, das ihm persönlich zugehört. Der Dey kann sich mit seiner Familie und was ihm angehört frei nach dem Orte zurückziehen, den er wählen wird, und so lange er in Algier bleibt, wird er daselbst mit seiner ganzen Familie unter dem Schutze des Obergenerals des französischen Heeres stehen; eine Schutzwache wird die Sicherheit seiner Person und seiner Familie verbürgen. Der Obergeneral sichert allen Soldaten der Miliz dieselben Vortheile und denselben Schutz zu. Die Ausübung der mahomedanischen Religion wird frei bleiben. Die Freiheit der Einwohner aller Classen, ihre Religion, ihr Eigenthum, ihr Handel, und Gewerbe werden auf keine Weise angegriffen, und ihre Frauen werden geachtet werden; der Obergeneral verpflichtet sich hiezu mit seinem Ehrenwort. Die Auswechslung dieser Uebereinkunft wird vor 10 Uhr diesen Morgen statt finden, und die französischen Truppen werden unmittelbar darauf in die Casauba und sofort in alle die andern Forts der Stadt und der Marine einziehen. Im La-

ger

ger vor Algier, 5 Julius 1830. (Unterz.) Graf Bourmont. (Hier das Siegel des Dey's.) Der Generallieutenant, Chef des Generalstabs, Baron Desprez."

Die Seetruppen drangen zuerst in die Stadt und befreiten die schiffbrüchigen Gefangenen der Briggs Aventure und Silène. Diesen waren von den Algierern selbst ihre Ketten in dem Augenblick abgenommen worden, da die Unterhandlung wegen der Uebergabe begonnen hatte. So lange die Algierer sich einbildeten, sie könnten das französische Heer vernichten, insultirten sie die Gefangenen auf jede Art und zeigten ihnen die Köpfe ihrer ermordeten Kameraden; als der Dey aber fand, daß das Glück den Christen lächelte, nahm auch das Schicksal der Gefangenen schnell eine andere Wendung. Sie wurden von den Galeeren abgeholt und durften frei in der Stadt herumgehen. Die Einwohner küßten ihnen die Hände und flehten sie um ihren Schuz an gegen die Wuth der Soldaten, die in die Stadt einziehen sollten. Außer den Schiffbrüchigen wurden drei oder vier andere Franzosen gefunden, die kürzlich gefangen worden waren, und eine Anzahl Griechen, die in einem abscheulichen Kerker fast ohne Luft und Nahrung in Ketten lagen.

Das Heer zog am 7 Julius gegen Mittag in Algier ein, die Artillerie an der Spize, was sie wohl verdiente, denn ihr gebührt die größte Ehre des Feldzugs. Ein Privatschreiben meldet: „Die Casauba fanden wir in der größten Unordnung; der Dey scheint sie in höchster Eile verlassen zu haben. Das Innere erinnerte uns an die Erzählungen von „Tausend und Eine Nacht." Es ist unglaublich, welche Menge von kostbaren Dingen wir fanden. Das Serail war angefüllt mit Frauenkleidern vom höchsten Reichthum, herrlichen Teppichen,

silber- und goldgestickten Polstern, und einer Unzahl von Sachen, die zur Toilette der Damen gehören, im mannichfaltigsten Farben- und Goldglanze. Der Dey reclamirte sie, da sie sein Privateigenthum seyen, aber es herrschte in unserer Einrichtung noch so wenig Ordnung, daß ein großer Theil in die Hände einer Menge von Plünderern kam, die dem Hauptquartiere folgen und dem Heere Schande machen. Dieß ist die Kehrseite der Medaille, und sie ist mit Schändlichkeiten bedeckt. Der Schatz der Regentschaft ist viel beträchtlicher, als man gehofft hat; bei der ersten Schätzung wurden hundert Millionen angenommen. Man hat die Siegel darauf gelegt. Der Generalzahlmeister Firino, der Oberintendant Dennié und der Souschef des Generalstabs, General Tholozé, wurden beauftragt, das Inventarium davon aufzunehmen; alle drei stehen im Rufe ausgezeichneter Redlichkeit, und das Heer setzt das vollste Vertrauen in sie." Was diese berüchtigte Plünderung der Schätze von Algier betrifft, so ist dieselbe anfangs in den liberalen Blättern übertrieben worden; indeß ist es erwiesen, daß die französischen Officiere, und gerade solche von hohem Range, sich nicht geschämt haben, im Palaste des Dey's dessen Privatschätze zu stehlen, und man glaubte von Bourmont, daß er mehrere Millionen auf die Seite geschafft. die Hauptmasse des eigentlichen Staatsschatzes aber, 40—50 Millionen Franken, sind richtig in die Hände der französischen Regierung gekommen. Wie man privatim stahl, erhellt aus folgendem späterm, glaubwürdigem Berichte: „Man kann sich keine Idee von den Verschleuderungen machen, die statt fanden; man hätte glauben sollen, diese Expedition sey bloß unternommen worden, um den Generalen Gelegenheit zu liefern, sich zu bereichern. Die Schamlosigkeit, die bei diesen Plünderungen

den Vorsitz führte, ist empörend. Ich will nur Ein Beispiel anführen. Ein junger Officier war zuerst in einen der Säle der Casauba gedrungen, und hatte ein Schmuckkästchen ergriffen, das Diamanten vom höchsten Werth enthielt. Wohlgefällig betrachtete er diese reiche Beute, als sich General L..... wie ein Wüthender auf diesen kostbaren Schatz warf und ihn dem Officier entriß, indem er ihm Vorwürfe über sein Benehmen machte. Ein Obrist kam hinzu, der mit dem General theilen wollte. Nach großem Streite blieb der Sieg dem General, der ohne Zweifel die Rechte des Löwen in der Fabel geltend machte. Der Dey reclamirte später das Schmuckkästchen als Privateigenthum seines Harems. Der Obergeneral versicherte, fruchtlose Nachforschungen darüber angestellt zu haben, und um Hussein zu befriedigen, ließ er ihm endlich 1½ Millionen Franken auszahlen. Der Werth des Schmuckkästchens soll an drei Millionen betragen haben."

Man glaubte übrigens von Bourmont, er habe auch den Staatsschatz angegriffen, da man bemerkte, er habe unterm 7 Julius geschrieben, der Schatz übersteige bei weitem die Kriegskosten, während er am 8ten sich schon corrigirt und geschrieben, der Schatz reiche nur aus, um einen Theil der Kriegskosten zu decken. Indeß schrieb drei Monate später der Messager des Chambres: „Sehr umständlichen Details gemäß, die uns von Algier in Betreff der Ergebnisse der Untersuchungscommission zugekommen sind, scheint erwiesen, daß aus dem Schatze der Casauba nichts genommen ward, und daß es selbst physisch unmöglich gewesen seyn würde, insgeheim irgend eine beträchtliche Summe daraus zu veruntreuen; daß wenn aber der öffentliche Schatz, der der Eroberung zugehört, nichts für Privatvermögen geliefert hat, dieß nicht mit dem

Privatschatze des Dey's und der vornehmsten türkischen Großen der Fall gewesen ist, die im Verhältnisse der Summen, die man ihnen mitzunehmen gestattete, ihr Lösegeld bezahlen mußten. Die Commission mußte also jetzt hauptsächlich in Bezug auf diese mittelbaren Beraubungen nachforschen, und es ist wichtig, daß sie mit unerschütterlicher Festigkeit die Erpresser ausfindig mache, da der vielfache Verdacht zu viele Männer mit Schmach bedroht." — Man fand übrigens im Schatze des Dey's viele alte und seltene Münzen, unter andern auch aus der Zeit Carls V, der bekanntlich Algier vergeblich belagerte.

Nachdem Bourmont von der Casauba Besitz genommen, stattete ihm der Dey einen Besuch ab. Man empfing ihn mit militärischen Ehren. Ein Privatschreiben meldet darüber: „Der Dey hat sein Unglück mit vieler Resignation erduldet. Er ist ein Mann von 60 Jahren, aber noch frisch für sein Alter. In seiner Miene ist ein Gemisch von Sanftheit und Gleichgültigkeit, nach dem man nicht hätte erwarten sollen, daß er so lange an der Spitze einer solchen Regierung habe stehen können. Den Tag nach unserm Einzug in Algier schien er etwas bekümmert, und sagte, als man ihn darüber fragte: Wenn man von solcher Höhe gefallen ist, so kann man schon etwas betroffen seyn. Er faßte sich aber bald wieder, und gab dem Obergeneral in einer Unterredung, die er mit ihm hatte, Auskunft über Staatseinkommen, über Summen, die die Beys von Titeri, Constantine und Oran noch schuldig seyen, über den Charakter der ausgezeichnetern Bewohner der Stadt und des Landes, sowohl Franken als Algierer, und wie man sich auf ihre Versprechungen verlassen könne. — Die erste Bedingung bei Uebergabe des Platzes bestand darin, ihn der

Pforte nicht auszuliefern, deren seidene Schnur er gefürchtet hätte. Er sagte, wenn wir die von Tahir Pascha befehligte Fregatte nicht angehalten hätten, so würde er sie selbst mit Kanonen zurückgewiesen, und nie dem Tahir Pascha den Eintritt in Algier gestattet haben, der von dem Sultan beauftragt gewesen sey, ihn enthaupten zu lassen." Da es ihm frei stand, sich den Ort seines künftigen Aufenthaltes selbst zu wählen, so entschied er sich anfangs für Livorno, dann für Paris, zuletzt aber für Neapel. Er schiffte sich am 12 Julius mit seinen zwei Tochtermännern, 52 Frauen und 60 Personen seines Gefolges ein und kam am 31 Julius in Neapel an. In der Nähe dieser Stadt ließ er sich auf einem Landgute nieder, und lebte sehr zurückgezogen. Am 2 October ertheilte ihm der König von Neapel eine Audienz. Man erzählte sich unter Anderm auch die Anekdote von ihm, daß er sich sehr gewundert habe, als man ihm in diesem christlichen Königreiche nicht gestatten wollte, einen seiner Sklaven ohne weitern Proceß umbringen zu lassen. Am 24 October begab er sich nach Livorno, wo er ebenfalls ein Landhaus bezog.

Algier ward unterdeß von Bourmont zweckmäßig organisirt. Er ließ die noch übrigen 2500 unverheiratheten Türken, welche die Hauptmacht des Dey's gebildet hatten, auf Schiffe bringen und nach Kleinasien überführen. Den verheiratheten Türken ward gestattet, in Algier zu bleiben, doch folgten viele ihren Brüdern nach Asien, weil sie, wenn sie in Algier blieben, die Rache der Eingebornen fürchteten, deren harte Unterdrücker sie so lange gewesen waren. Die Eingebornen, Mauren, Araber und Juden, waren über ihren Abzug sehr erfreut und empfingen die Franzosen mit einem zwar keineswegs aufrichtigen, aber doch erheuchelten Vertrauen. Bour-

mont ernannte den General Tholozé zum Platzcommandanten, Herrn d'Aubignose zum Chef der Polizei, und eine Commission unter dem Vorsitz des Oberintendanten Denière, zur Organisirung einer neuen Verwaltung.

Was die Provinzen betrifft, so war der Bey von Titeri der erste, der Unterwerfung heuchelte. Bourmont berichtet: „Schon den Tag nach der Eroberung Algiers kam sein kaum 16 Jahre alter Sohn, um mir anzukündigen, er sey bereit sich zu unterwerfen, und wenn ich es ihm gestattete, würde er sich selbst vorstellen. Sein junger Abgesandter erfüllte seine Mission mit einer Naivetät, die an die Zeiten des Alterthums mahnte. Ich gab ihm ein sicheres Geleit für seinen Vater, der den folgenden Tag sich nach Algier begab. Ich ließ ihn an der Spitze der Regierung seiner Provinz, unter der Bedingung, daß er uns denselben Tribut bezahle wie dem Dey."

Die Beys von Constantine und Oran dagegen behielten noch ihre feindliche Stellung bei und zogen sich mit den Trümmern ihres Heeres in ihre Provinzen zurück. Da aber auf diese Weise die Umgegenden von Algier gesäubert waren, so kamen die Araber bald in großer Zahl mit Lebensmitteln in die Stadt, um sie für gute Bezahlung an die Franzosen zu verkaufen, und ein friedlicher Verkehr trat an die Stelle der kriegerischen Ereignisse. Allein die plötzliche Ruhe, die reiche Beute, die Nachsicht, welche die höhern Officiere gegen die Soldaten üben mußten, weil sie im Plündern deren Mitschuldige geworden oder sie darin noch übertroffen hatten, alle diese Umstände stimmten den Geist der Landtruppen herab, erzeugten ein lockeres Leben und veranlaßten Krankheiten. Duperré klagt darüber in einer officiellen Depesche vom 28 Julius, indem er sagt: „Es gibt auch Kranke unter den Seeleuten,

aber in weit geringerer Zahl. Der Grund liegt in der unter ihnen aufrecht erhaltenen Polizei und Disciplin."

Wir machen hier, nachdem wir die Eroberung der Hauptstadt geschildert, einen Abschnitt, und verschieben die Geschichte der kleinen Expeditionen, welche zum Zwecke hatten, auch die noch widerspänstigen Beys der Provinzen zu unterwerfen, auf ein späteres Capitel, um jetzt zu den großen Ereigniſſen in Frankreich überzugehen, welche bald nach der Eroberung Algiers erfolgten.

Bourmonts Sieg machte bei Hofe und bei den Ultras große Sensation. Der König ernannte durch Ordonnanz vom 15 Julius den General Bourmont zum Marschall von Frankreich, den Admiral Duperré aber nur zum Pair, um diesen einigermaßen den Beifall entgelten zu lassen, den ihm die Liberalen zollten, da es schon nicht mehr möglich war, daß ein Günstling des Volks Günstling des Königs seyn konnte, oder umgekehrt. Die liberalen Blätter aber erklärten auf der Stelle, daß der Sieg von Algier den Ministern nichts nützen, sondern vielmehr schaden sollte. Sie verlangten nunmehr, daß Algier als französische Colonie behalten und nicht wieder verlassen werden sollte, und setzten dadurch Polignac, der den Engländern die Räumung Algiers hatte versprechen müssen, in nicht geringe Verlegenheit. Das Journal des Debats äußerte sich: „Sollten unsere Gegner in Folge dieses ganz französischen Siegs einige Liguistenrodomontaden machen, so wollen wir sie gewähren lassen, und uns nicht darum kümmern. Wir haben in Bezug auf Algier zweierlei Dinge zu thun, die mehr werth sind als eine Antwort auf die unmächtigen Rodomontaden unserer Gegner; das Erste ist, zu prüfen, was die Minister mit ih-

rer Eroberung anfangen werden; das Zweite, sie anzuklagen, daß sie den Krieg ungesetzlich, ohne Credite, die durch die Kammern votirt worden wären, begonnen haben. Die Minister anklagen! Wie, nach einem Siege! — Ja! denn Algier ist besiegt, aber nicht die Charte, nicht die Staatsgesetze. Sie leben, sie stehen aufrecht diese Gesetze, die verbieten, Krieg ohne regelmäßig votirte Credite anzufangen, diese Gesetze, welche Minister verurtheilen, die das Geld des Volks ohne Ermächtigung ausgeben. Der Sieg gehört dem Könige, der Armee, Frankreich; das Vergehen aber den Ministern, und das Recht anzuklagen und zu bestrafen, gehört den Kammern. Jedem wird werden, was ihm gebührt: unsern Soldaten ihr Ruhm, den Ministern ihre Strafe."

5.

Die letzten Anstrengungen der Ultras.

Frankreich ging mit immer raschern Schritten seiner großen Katastrophe entgegen. Nirgends ist die damalige Lage Frankreichs klarer, und wie der Erfolg bewiesen hat, treuer geschildert worden als in einem Artikel des englischen Morning-Journal: „Die Partei, welche in diesem Lande der Regierung opponirt, besteht nicht aus armem, unwissendem Pöbel. In ihren Reihen findet man fast alle die reichsten Männer Frankreichs, sowohl Landeigner, als Manufacturisten, Kaufleute und Bankiers, und eine sehr große Majorität der besterzogenen Classen, Professoren der Wissenschaft und Literatur, Aerzte, Rechtsgelehrte und Magistrate jeden Ranges, von den Friedensrichtern bis zu den Präsidenten der königlichen Ge-

richtshöfe. Diese bilden die wahre Aristokratie Frankreichs; denn da die Pairs meist dürftig und abhängig sind, während der Clerus so unwissend als arm ist, so üben die Andern über die Nation im Ganzen allen jenen Einfluß aus, den höherer Reichthum und Bildung unabänderlich verleihen. Auch muß bemerkt werden, daß die wenigen reichen und einflußreichen Mitglieder der Pairie — die Talleyrand, Louis und Dalberg — zu der liberalen Partei gehören. Im Ganzen ist es keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß neun Zehntheile des Eigenthums und der Intelligenz Frankreichs gegen die Minister in Schlachtordnung stehen, die bloß von einem Zehntel unterstützt werden: von den rückgekehrten Emigrés, von den Priestern und von den Leuten aus allen Classen, deren Imagination die Priester mit einer abergläubischen Verehrung für den Nachkömmling des heiligen Ludwig eingenommen haben. Unter die letztern muß man eine bedeutende Zahl Soldaten zählen, obgleich drei Viertel ihrer Officiere mit liberalen Ansichten schwanger gehen. Fast alle unsere Collegen machen auf den hohen Stand der französischen Renten aufmerksam, der beweisen soll, daß die Franzosen selbst keine Furcht vor einer Krisis haben. Wir glauben, daß die große Masse der Nation keine Krisis fürchtet, daß sie aber dennoch eine hoffen und erwarten mag. Allerdings muß zugegeben werden, daß die Fonds fallen müßten, wenn die Nation es für möglich hielte, daß der König ohne die Kammern, und bloß durch seinen eigenen „unveränderlichen Willen" regierte. Dieß also wird weder gehofft noch gefürchtet. Es scheint daraus zu folgen, daß die Nation vertrauensvoll darauf zählt, die Regierung zu besiegen, daß sie aber in einem solchen Siege keinen Grund zur Furcht findet. Ein Gefühl der Macht ist ein Ge-

fühl der Sicherheit. Wären die Parteien von fast gleicher Stärke, so würden die Fonds wahrscheinlich gefallen seyn, weil man einen verlängerten, vielleicht blutigen Kampf erwartet hätte; so aber mögen sie einen hohen Stand beibehalten, weil man einen kurzen und unblutigen Sieg von Seite der Nation erwartet."

Wahrheiten dieser Art waren indeß weit entfernt, von der französischen Regierung begriffen zu werden, sie schien es vielmehr recht darauf anzulegen, Mißgriffe zu machen. Zu Anfang des Aprils kam Villèle, der seit seinem Sturze zurückgezogen in Toulouse lebte, nach Paris, und bot in dieser gefährlichen Zeit aufs neue der Regierung sein Talent an. Man hätte ihn nicht verschmähen dürfen; allein da er nicht neben, sondern über Polignac stehen wollte, so fand er kein Gehör und reiste am 12 April unverrichteter Sache nach Toulouse zurück. Dieß veranlaßte einen unpolitischen Zank der Gazette de France mit der Quotidienne, da erstere Alles aufbot, Villèle zu empfehlen, letztere aber Polignac beim Ministerium zu erhalten strebte. Noch unpolitischer handelte der Moniteur, der mit vornehmer Miene beide Journale abkanzelte. Dieß diente nur, die Unsicherheit und die Zerwürfnisse der Ultras aufzudecken und sie in den Augen der Liberalen lächerlich zu machen. Der Moniteur verbot es gleichsam den übrigen Ultrajournalen, die Regierung zu vertheidigen, als ob das gar nicht nöthig oder unter ihrer Würde gewesen wäre. Polignac redete kein Wort in der Kammer, schrieb auch kein Wort und that auch nichts. Er schien sich in der Rolle eines Veziers zu gefallen, dessen Sklaven in stummer Unterthänigkeit warten, bis er sein asiatisches Stillschweigen bricht und einen Blutbefehl gibt. Dieß war höchst un-

klug. Das redselige und hörselige Frankreich verzeiht nichts so wenig, als ein Stillschweigen, das Verachtung auszudrücken scheint; ja es würde vielleicht den lauten Despotismus sogar der stummen Freiheit vorziehen. Ein Bekannter frug Polignac damals, wie er bei seinem großen Amte noch Zeit finden könne, so oft aufs Land zu gehen? „Bah, erwiederte der Minister, alle vierzehn Tage gebe ich meinem Departement einen Druck mit dem Daumen, und dann geht Alles von selbst.“

Der Hof beging außerdem mehrere Fehler, die mit dazu beitrugen, ihn unpopulär zu machen. Noch immer hatte Karl X einen großen Theil der Schulden nicht bezahlt, die er einst als Graf von Artois gemacht. Die Gläubiger, schon von fern die Möglichkeit einer Vertreibung der Bourbons ahnend, beeilten sich, in ihren Forderungen dringender zu werden, aber sie wurden, wie immer, abgewiesen. Auch der Aufenthalt der königlichen Familie von Neapel, die auf ihrer Rückreise aus Spanien am 15 Mai in Paris ankam und mehrere Wochen daselbst verweilte, konnte in einer solchen Zeit keinen günstigen Eindruck machen. Man erinnerte sich an den unglücklichen Gallotti, der in den Kerkern von Neapel schmachtete, an die Gräuelscenen der letzten neapolitanischen Restauration, an den Triumph des Absolutismus in diesem Lande, und man vergaß nicht, daß die Bourbons in Frankreich denen in Neapel nahe verwandt seyen, ja es schien, als ob diese neuen in Paris veranstalteten Familienfeste schon im voraus die Rückkehr des alten Bourbonischen Despotismus auch in Frankreich feiern sollten.

Nunmehr folgte eine Uebereilung auf die andere. Unmittelbar nach der Ankunft des Königs von Neapel, am 17

Mai, wurde trotz der frühern Prorogation auf den 1 September die Kammer definitiv aufgelöst und die Wahl einer neuen Kammer anbefohlen, die am 3 August ihre Sitzung eröffnen sollte. Gleich darauf wurde am 19 Mai eine Ministerveränderung im Sinne des Absolutismus und der Gewaltstreiche proclamirt. Die beiden Minister Chabrol und Courvoisier nämlich waren aus Gewissenhaftigkeit und Furcht von Polignac abgefallen, wollten auf der constitutionellen Bahn bleiben, und widersetzten sich der Auflösung der Kammer. Man entfernte sie daher aus dem Ministerium und nahm in dasselbe kühnere Männer auf. Darf man auch den nachherigen Versicherungen der Minister glauben, daß damals noch durchaus keine Staatsstreiche beschlossen worden seyen, so ist es doch klar, daß man Minister wählte, die sich nicht weigern würden, Staatsstreiche auszuführen, falls sie räthlich scheinen sollten.

Graf Peyronnet, nächst Polignac der unpopulärste Mann in ganz Frankreich, berüchtigt durch seine Gewaltthätigkeit als Justizminister unter Villèle und besonders verrufen durch den bekannten Salonbau (vergl. den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs Seite 202), oder wie es in der königlichen Ordonnanz hieß, „unser sehr lieber und getreuer Graf," wurde Minister des Innern, anstatt Montbel's, der sich wider Willen genöthigt sah, die Finanzen anzunehmen, von denen Chabrol entfernt wurde. Chantelauze, ein bigotter Royalist von der Rechten, wurde anstatt Courvoisier's Justizminister, und Baron Capelle, ehemals Generalsecretär unter Villèle, erhielt das neugemachte Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Außerdem wurden noch mehrere, dem Volke längst verhaßte Männer, wie der berüchtigte Dudon, Berthier,

Eigenthümer der Quotidienne, ꝛc. zu Staatsministern ohne Portefeuille ernannt.

Die Wahl so äußerst unpopulärer und zugleich so gewaltthätiger Männer ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß unmittelbar nach dem Siege von Algier Staatsstreiche erfolgen würden. Nun war kein Rückschritt mehr möglich. Die Leidenschaften begannen ihr Spiel, und jeder ergriff seine Partei. Furcht und Hoffnung brachte die erste geheime Anarchie unter die Staatsdiener selbst. Man bemerkte, daß troz der ängstlichen Wechsel der Präfecten und anderer wichtiger öffentlicher Beamten doch nicht mit Sicherheit auf diese Subalternen zu zählen sey, daß viele, absichtlich heuchelnd, die Stimmung des Volks in ihrem Departement der Regierung günstiger schilderten, als sie es war, und daß mehrere bei den neuen Deputirtenwahlen, indem sie öffentlich für die Regierung zu handeln schienen, heimlich das Volk begünstigten, weil sie bereits die Popularität dem Beifall einer Regierung vorzogen, deren kurze Dauer ein gewisser Instinct sie ahnen ließ. Dazu kam, daß der allzuhäufige Ministerwechsel Männer von allen Systemen in die Aemter gebracht hatte, welche zu controliren den neuern Ministern in so kurzer Zeit nicht möglich war.

Damals nahmen die Brandstiftungen in den Provinzen auf beunruhigende Weise überhand und vermehrten die Bestürzung, welche das neue Ministerium des Schreckens bewirkt hatte. Sie verheerten vorzüglich die Normandie, doch verbreiteten sie sich bald noch weiter, und häufige Feuersbrünste wiederholten sich in den Departementen der Drome, der Yonne, der Somme und Aisne. In der niedern Normandie nahmen sie dergestalt überhand, daß das Volk aufzustehen

drohte, und mehrere Regimenter zur Erhaltung der Ruhe dahin abgesandt wurden. Die Thäter blieben unbekannt. Die Ultras behaupteten, sie seyen von den Liberalen aufgestiftet, um Anarchie herbeizuführen. Die Liberalen dagegen schoben die Schuld den Ultras zurück, und behaupteten, diese seyen es, welche Anarchie veranlassen wollten, um dadurch ihre Staatsstreiche zu rechtfertigen. Bei dieser Gelegenheit sagte der National: „Es gibt nichts Verächtlicheres als diese Anschuldigungen aller Verbrechen, die die Parteien einander zuschieben. Leute von einiger Rechtlichkeit und Besonnenheit wissen, daß auf allen Seiten nur Menschen sich befinden, die guter eben so sehr wie böser Leidenschaften fähig sind; daß alle Parteien sich gleichen; daß alle eine furchtbare Rechnung abzulegen haben; daß der einzige Unterschied zwischen ihnen in der gerechten oder ungerechten Sache liegt, die sie vertheidigen; daß nur diese allein und nicht die Menschen über den Vorzug von Seite aufgeklärter und redlicher Gemüther entscheiden dürfte. So beurtheilt ist die Partei der Revolution, mit Allem was man ihr vorwirft, dennoch diejenige, auf deren Seite man seit 40 Jahren vorzugsweise gewesen seyn möchte. Es wäre jetzt Feigheit und Undankbarkeit, die Sache der Revolution zu verlassen. Wir verdanken ihr Alles, was wir sind, und nicht nur wir, die wir sie vertheidigen, sondern auch unsre Gegner, die sie verleumden und schmähen. Das regierende Haus verdankt ihr seine Unabhängigkeit von der Hofaristokratie, die Möglichkeit zu regieren, die am Ende des Lebens Ludwigs XV nicht mehr existirte; ein Einkommen von mehr als 40 Millionen. Der Adel des alten Regime's verdankt ihr ein neues Daseyn durch die Pairie, die aufgefrischten Titel, die bezahlten Schulden und eine Mil-

lfarde. Der Adel des neuen Regime's verdankt ihr Alles, Alles von dem Brode an, das er ißt, bis zu seinen Titeln von Herzogen und Fürsten, obgleich dieß Viele zu vergessen scheinen. Die Schmähschriftsteller, die sie verleumden, verdanken ihr jene Freiheit, die sie gegen sie mißbrauchen. Die Revolution hat Alles wieder neu errichtet, Thron, Paläste, Hütte; sie hat Alles besser, sicherer und wohlthätiger gemacht; und wir als undankbare Bewohner dieses umfassenden Gebäudes, wir leben, um diejenigen zu verleumden, die es errichtet haben. Die Sache der Revolution hat Alles mit ihrem umfassenden und erhabenen Nutzen bedeckt; wenn man aber von der Sache zu den Menschen herabsteigen, ihre Handlungen ausrechnen will, so nehme man sich wohl in Acht; die Rechnung kann furchtbar für Alle, vorzüglich aber für die Feinde der Revolution selbst ausfallen. Wir verachten diesen niedrigen Wahnsinn der Recriminationen; weil man uns aber dazu nöthigt, so möchten auch wir unsrerseits jene Männer, die sich ausschließlich Royalisten nennen, und dadurch diesen Titel entweihen, fragen, wer denn die Anstifter so vieler Handlungen sind, die entweder die Revolution angefangen oder erbittert, und so viel in ihren Kräften stand, ihre erhabenen Resultate zerstört haben? Wer hat die Revolution durch Betreibung der Entlassung der HH. Turgot und Neker, durch Verhinderung, daß der Riß der Finanzen geheilt wurde, durch Widerstand gegen eine Reform der unerträglich gewordenen Mißbräuche unvermeidlich gemacht?... Diejenigen, die sich die Royalisten nennen. Wer hat dem unglücklichen Favras den Untergang bereitet?... Diejenigen, die sich die Royalisten nennen... Wer hat zu der verhängnißvollen Reise nach Varennes gerathen, während welcher der erste Gedanke, sich

des Königthums zu entledigen, aufstieg? Wer hat sich geweigert im Augenblicke der Revision wieder zurückzukehren, in einem Augenblicke, wo eine Wiederaussöhnung möglich war? Wer hat ein beständiges Mißtrauen zwischen dem Könige und dem Volke unterhalten? Wer hat den dringenden Briefen Ludwigs XVI widerstanden? Wer hat ihn dazu gebracht, sich durch die Verweigerung der Sanction der Gesetze gegen die Ausgewanderten zu compromittiren? Wer verlor die Zeit mit unnützen und strafbaren Reisen durch Europa, wo man mit seiner Person an der Seite des Monarchen hätte stehen sollen? ... Diejenigen, die sich die Royalisten nennen. Wer hat das berüchtigte braunschweigische Manifest gemacht, gedroht, zu Paris keinen Stein auf dem andern zu lassen, und den Sturm vom 10 August hervor zu rufen; wer? Ebenfalls diejenigen, die sich die Royalisten nennen. Wer befand sich bald zu Paris, bald an den Gränzen, bald auf der Reise durch Europa, die Plane Frankreichs ausliefernd, den Weg nach der Hauptstadt zeigend und überall Feinde aufstiftend? Wer waren die Franzosen, die sich bei den Preußen 1792 im Lager bei La Lune befanden, und die 1814 mit den Russen vor Montmartre standen, die auf die Nationalgarden Frankreichs feuerten; wer?... Diejenigen, die sich die Royalisten nennen. Wer forderte zu den ersten Füsilladen der Vendee auf? Wer ermordete die Friedensrichter, die Maires, die Käufer der Nationalgüter? Wer hielt die Diligencen an? Wer füllte die Rhone mit Leichnamen 1795? Wer mordete zu Marseille, zu Fort-Saint-Jean? Wer ließ unsere Soldaten während der Belagerung von Kehl umbringen, bezeichnete den Punkt, wohin der Feind schießen sollte, und ließ die Franzosen unter den Haubitzen zerschmettern?

Wer

Wer besoldete Mörder unter dem Consulate, und sprengte Pariser Straßen in die Luft? ... Diejenigen, die sich die Royalisten nennen. Und wer mordete im Jahre 1815 im Süden zu Nimes, zu Marseille? Wer brachte Brune um? Wer schoß Labedoyère, Ney, Mouton-Duvernet nieder? Immer die Männer, die sich die Royalisten nennen. Wer hat seit 15 Jahren Frankreich in Gährung gesetzt, die friedliche Einführung seiner Institutionen gehindert, anfangs versucht die Charte zu zerstören, und als das Zerstören derselben unmöglich schien, sie zu verfälschen? Wer hat mitten in einem allgemeinen Frieden noch einmal an die Fremden gedacht, und seine Zuflucht durch geheime Noten zu ihnen genommen?... Diejenigen, die sich die Royalisten nennen. Endlich im verflossenen Jahre, wer hat in einem Augenblicke der Wiederaussöhnung von Neuem Verwirrung verbreitet, die Staatsgewalten in Opposition gesetzt und einen neuen Kampf zwischen ihnen hervorgerufen, dessen Ausgang schwer vorauszusehen ist? Immer diejenigen, die sich die Royalisten nennen. Dieß findet man, wenn man in seinen traurigen Erinnerungen nachsuchen will; dieß, was man weit eher aus allen Gedächtnissen verbannen sollte; dieß, was der Stifter der Charte gerathen hat, weise zu vergessen; dieß, was einer Partei Stillschweigen auflegen sollte, die dabei, daß sie sich alle diese Handlungen vorzuwerfen hat, jene große und schöne Entschuldigung nicht geltend machen kann: Ich habe das Vaterland befreien und vor den Fremden erretten wollen; und die im Gegentheile bekennen muß: Ich habe das Vaterland in Knechtschaft versetzen, und es an die Heere von Europa überliefern wollen." — Später hat man Spuren entdeckt, die ziemlich starken Verdacht erregen, daß die Brand-

stiftungen der geheimen, hinter dem Ministerium und durch dasselbe agirenden Regierung nicht fremd gewesen sind. Wir kommen darauf zurück.

Vor der Auflösung der Kammer und dem Ministerwechsel handelte es sich nur um das Ministerium. Nachher handelte es sich schon um mehr, um die Dynastie selbst. Waren Staatsstreiche nicht mehr zu vermeiden, so war auch die Revolution nicht mehr zu vermeiden, und diese konnte leicht weiter führen, als man anfangs im Sinne hatte. Unter diesen Umständen machte sich der Name Orleans bemerklich. Der erste Gedanke an einen Sturz der herrschenden Dynastie war auch der erste Gedanke an eine Erhebung des Hauses Orleans. Schon hatte man es ominös gefunden, daß während der verhängnißvollen Rede in der Kammer dem Könige der Hut vom Kopfe gefallen, und daß der Herzog von Orleans ihn aufgehoben hatte. Jetzt zog dieser Herzog von Neuem die Aufmerksamkeit auf sich, als er am Ende Mai's die Anwesenheit der königlichen Familie von Neapel benutzte, um kurz vor deren Abreise (30 Junius) in seinem Palast, dem in der Geschichte der Revolution so berühmten Palais-Royal, einen glänzenden Ball zu geben. Dreitausend Personen waren zu diesem Feste geladen, und eine noch zahlreichere Menschenmenge umgab den Palast des längst als Volksfreund beliebten und unter den jetzigen Umständen doppelt gefeierten Herzogs, und drängte sich tumultuarisch in seinen Garten, wobei im Taumel der Freude einige kleine Excesse vorfielen, die Gartenstühle auf einen Haufen geworfen und verbrannt wurden ꝛc.

Das Hauptinteresse lenkte sich nun zunächst auf die neuen Wahlen zur Deputirtenkammer. Die Regierung wandte alle möglichen Mittel an, dieselben zu ihren Gunsten zu len-

ken. Es wurden dabei auch ungesetzliche Intriguen gebraucht, welche später die Annullirung vieler einzelnen Wahlen zur Folge hatten. Officiell aber erließ das Ministerium am 27 Mai ein Umlaufschreiben an die Militärcommando's, wodurch alle Officiere, welche zugleich ein Wahlrecht besaßen, ermächtigt und aufgefordert wurden, Urlaub zu nehmen und zu den Wahlen im ministeriellen Sinne mitzuwirken. Im Widerspruche mit allen constitutionellen Grundsätzen verwechselte der Kriegsminister Bourmont die Militärpflicht mit der Bürgerpflicht, und verlangte von den Officieren in ihrer Eigenschaft als bürgerliche Wähler denselben Gehorsam gegen das Ministerium, den sie in ihrer Eigenschaft als Soldaten ihm schuldig waren. Er sagte in jenem Schreiben: „es sey unverträglich mit der Pflicht eines Officiers, sich bei den Wahlen gegen ein Ministerium auszusprechen, das Se. Majestät gebilligt habe." — So wurde, wer nur irgend von der Regierung abhing, durch Drohungen angetrieben, für sie zu stimmen. Auch die Bischöfe beeilten sich, durch Hirtenbriefe das Volk zu bearbeiten. Diese Hirtenbriefe waren größtentheils in der Sprache der wüthendsten Leidenschaft abgefaßt. Sie schleuderten jede Art von Verleumdung und Verwünschung auf die Liberalen und forderten eben so fanatisch wie der Apostolique und die Quotidienne auf, sie zu vertilgen. Besonders zeichnete sich durch seine inquisitorische Wuth der Hirtenbrief des Herrn von Cosnac, Bischofs von Meaux, aus. — Am 13 Junius erließ der König selbst eine Proclamation. Darin hieß es: „Franzosen, die letzte Deputirtenkammer hat Meine Absichten mißkannt. Ich hatte das Recht auf ihre Mitwirkung zu Vollbringung des Guten, das Ich im Sinne hatte, zu zählen; sie hat Mir dieselbe verweigert! Als

Vater Meines Volks ward Mein Herz darüber bekümmert; als König ward Ich dadurch beleidigt: Ich sprach die Auflösung dieser Kammer aus. Franzosen! Eure Wohlfahrt macht Meinen Ruhm; euer Glück ist auch das Meinige. Ihr werdet in dem Augenblicke, wo die Wahlcollegien auf allen Punkten Meines Königreichs eröffnet werden sollen, auf die Stimme eures Königs hören. Die constitutionelle Charte und die durch sie gegründeten Institutionen aufrecht erhalten, war immer das Ziel Meiner Bestrebungen, und wird es immer seyn. Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß Ich die geheiligten Rechte, die das Erbtheil Meiner Krone sind, frei ausüben und ihnen Achtung verschaffen. In ihnen liegt die Bürgschaft der öffentlichen Ruhe und Eurer Freiheiten. Die Natur der Regierung würde verkehrt seyn, wenn strafbare Eingriffe Meine Prärogativen schwächten; und Ich würde Meine Eide verrathen, wenn Ich dieß duldete. Beruhigt euch über eure Rechte. Ich sehe sie als mit den Meinigen verschmolzen an, und werde sie mit gleicher Sorgfalt beschützen. Laßt euch durch die hinterlistige Sprache der Feinde eurer Ruhe nicht irre führen. Stoßt unwürdigen Argwohn und falsche Besorgnisse zurück, die das öffentliche Vertrauen erschüttern würden, und ernste Unordnungen veranlassen könnten. Die Absichten derer, welche diese Besorgnisse verbreiten, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, werden an Meiner unerschütterlichen Entschließung scheitern. Eure Sicherheit, eure Interessen sollen eben so wenig wie eure Freiheiten bloßgestellt werden: Ich wache über die einen wie über die andern. Wähler, begebt euch eilig in eure Collegien. Möge nicht eine tadelnswerthe Nachlässigkeit sie eurer Gegenwart berauben! Möge dasselbe Gefühl euch beseelen, dieselbe Fahne

euch vereinigen! Es ist euer König, der dieß von euch verlangt; es ist ein Vater, der euch ruft. Erfüllt eure Pflichten; Ich werde die Meinigen zu erfüllen wissen."

Das ängstliche Bemühen, die Wahlen zu Gunsten der Regierung zu lenken, scheint zu bestätigen, was die angeklagten Minister nachher immer behauptet, daß nämlich die Regierung noch der Constitution treu bleiben und keine Staatsstreiche versuchen wollte. Allein in diesem Falle hat der König etwas Unmögliches gewollt. Er konnte nicht „die Rechte des Volks mit gleicher Sorgfalt, wie die seinigen, beschützen" und zu gleicher Zeit den durch die Kammern ausdrücklich ausgesprochenen Nationalwillen verdammen. Er konnte nicht „die Interessen und Freiheiten des Volks zu respectiren" versprechen und zu gleicher Zeit dem Volke drohen und Minister um sich versammeln, die als kühne und durchgreifende Fanatiker bekannt waren. Wer zweifelte, daß er gesetzlich regieren wollte, so lange das Volk sich stumm und leidend den Gesetzen unterwerfen würde, die seine Willkür ihm auflegte? Allein es zweifelte auch Niemand, daß er den gesetzlichen Weg verlassen würde, wenn das Volk sich jene Willkür nicht gefallen lasse. Man sah also in den Versprechungen des Königs nur einen letzten Wunsch, durch List zu gewinnen, was, wenn die List nicht gelänge, trotz allen jenen Versprechungen mit Gewalt versucht werden sollte. Während der König, wie es scheint, mit wirklicher Angst das Resultat der Wahlen abwartete und dieselben für seine Minister günstig zu stimmen suchte, um nicht zu dem letzten gefährlichen Mittel der Staatsstreiche greifen zu müssen, glaubte man fast allgemein, und suchten alle liberalen Blätter zu überreden, daß die Staatsstreiche schon vorher beschlossen und daß die Bemühungen von Seite der Re-

gierung bei den Wahlen, so wie ihre Versprechungen nur affectirt seyen, um sagen zu können, man habe erst dann Staatsstreiche versucht, nachdem man alle constitutionellen Mittel vergeblich erschöpft habe.

Daher schlugen denn auch alle Maßregeln der Regierung fehl. Die Wahlen fielen mit weit überwiegender Mehrheit zu Gunsten der Liberalen aus. Noch ein letztes Mittel wurde versucht, indem 20 Wahlcollegien bis auf den 19 Julius prorogirt wurden. Man wollte theils Zeit zu neuen Wahlumtrieben gewinnen, theils den Sieg von Algier abwarten. Allein dieß Alles half nichts mehr. Die öffentliche Meinung war weit mächtiger und sicherer. Die Liberalen waren durch ganz Frankreich eng mit einander verbunden und durch ein geheimes Comité directeur geleitet, welches, von den angesehensten Männern gebildet und unterstützt, überall Vertrauen und Gehorsam fand, und von dem alle gemeinsamen Maßregeln ausgingen. Hier wurde die Wiedererwählung der 221 Deputirten, welche in der letzten Kammer für die Adresse gestimmt, den Wählern zum Gesetze gemacht, und außer diesen 221 fielen auch die meisten übrigen Wahlen liberal aus. Indeß muß man der Thätigkeit des Comité directeur nicht zu viel Gewicht beilegen. Die öffentliche Meinung und das Volk thaten Alles, ohne sie wären alle Propaganden und Verschwörungen unnütz und lächerlich gewesen.

Eben da die letzten Wahlen statt fanden, in der Mitte des Julius, wurde die Eroberung von Algier bekannt, und wie wir schon oben gesehen, diente dieser Sieg nicht, die Schwierigkeiten, mit denen das Ministerium zu kämpfen hatte, wegzuräumen, sondern nur, sie zu vermehren.

Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Zauderte

der König, so erkaltete vollends der laue Triumph, der seiner Partei durch den Sieg von Algier geworden war, und ließ er die so entschieden liberal gestimmte Kammer, in welcher jene 221 Deputirten aufs neue und sehr verstärkt den Ministern gegenübertreten sollten, sich versammeln, so mußten die Minister weichen. Da nun aber der König um keinen Preis dem Volke nachgeben wollte, so blieb ihm nichts übrig, als den Staatsstreich, mit dem er längst gedroht hatte, rasch und kraftvoll auszuführen. Noch einmal warnten die treuen Anhänger des Königs vor diesem gefährlichen Schritte. Man sagte damals, daß selbst eine erlauchte Dame, die Dauphine, ihren Oheim beschworen habe, den letzten Worten des sterbenden Ludwig XVIII: „Regiert gesetzlich!" treu zu bleiben (eine übrigens unverbürgte Nachricht, die nicht ganz mit dem früheren Betragen der Dauphine übereinstimmt). Auch fremde Cabinette sollen gewarnt haben. Der König muß entweder noch in seinem Vorsatze geschwankt haben, oder er verstellte sich. Er behielt bis zum entscheidenden Moment die Maske der Gesetzlichkeit bei. Die Minister affectirten so viele constitutionelle Mäßigung, daß man von Peyronnet sagte, „er wolle die Charte mit seinen Umarmungen ersticken." Auch auswärtige Höfe erhielten durchaus beruhigende Versicherungen, und man ging so weit, einen deutschen Souverain, der damals gerade auf der Rückreise aus England begriffen war, nach Paris einzuladen, als ob ihn dort Festlichkeiten erwarteten, während man zur nämlichen Zeit sich zum Bürgerkriege rüstete.

Daß der König, obgleich er lang genug mit der Gewalt gedroht hatte, doch keineswegs ernstlich darauf vorbereitet war, geht aus den erbärmlichen Anstalten hervor, die dabei getroffen wurden. Wenn er wirklich schon längst zu Staatsstreichen

fest entschlossen gewesen wäre, so würde er ohne Zweifel bessere vorbereitende Maßregeln getroffen haben. Was er that, trägt sichtbar die Spuren einer übereilten Entschließung. Auch haben die angeklagten Minister einstimmig ausgesagt, daß ihnen der Entschluß des Königs erst unmittelbar vor der Ausführung bekannt geworden sey.

Die große Tragödie begann mit einem lächerlichen Vorspiele. Man hatte den eben so barbarischen als thörichten Einfall, den Pöbel gegen die wohlhabende Mittelclasse bestechen zu wollen. „Am 19 Julius hatten Deputationen der Damen der Halle, der Kohlenträger ꝛc. die Ehre, dem Könige in Saint-Cloud ihren huldigenden Glückwunsch zur Einnahme Algier's darzubringen, wobei die Damen der Halle (die berüchtigten Poissarden) Sr. Majestät Bouquets überreichten. Ein Kohlenträger wendete sich an den König mit den Worten: Sire, ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause. Machen Sie es wie der Kohlenträger, und zählen Sie auf uns.“ Trotz dieser lächerlichen Farce sah man bald darauf den eigentlichen Pöbel von Paris noch kräftiger als der wohlhabende Mittelstand gegen den König sich erheben. Eine große Proscriptionsliste und Verhaftbefehle gegen die liberalen Häupter von Paris, gegen die berühmtesten Deputirten, gegen die einflußreichsten Journalisten waren vorbereitet, aber man zauderte, sie rasch in Vollzug zu setzen. Man ließ diesen mächtigen Männern Zeit, sich an die Spitze der Revolution zu stellen. Eine kleine Armee von 12,000 Mann war zusammengezogen, durch große Geldverschwendungen bestochen, und Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, ein alter Napoleonischer Feldherr, sollte sie befehligen; aber dieses Heer war der unermeßlichen Bevölkerung von Paris nicht gewachsen, und man zögerte, es die Offensive

ergreifen zu lassen. — Hätte man zuerst die Bayonnette gebraucht, Paris mit starker Macht besetzt, die Häupter des Volkes verhaftet, so hätte der Staatsstreich doch Nachdruck gehabt, und der Sieg wäre zweifelhafter gewesen; aber in unbegreiflicher Verblendung fing man damit an, Ordonnanzen zu erlassen, welche das ganze Volk erbittern und unter die Waffen bringen mußte, uud dann erst versuchte man es mit der Gewalt, als es zu spät war."

Allein wir dürfen fragen: war Napoleon stärker als Marmont, da er 1795 die Sectionen der Pariser mit Kartätschen niederschmetterte? und war seit jenem Tage nicht jede Volksbewegung, jede Bürgerbewaffnung in der ganzen Runde von Europa durch die wohlorganisirte Militärgewalt besiegt worden? Was war seit fünf und dreißig Jahren der Bürger? — Nichts! der Soldat? — Alles! Es ist nur zu gewiß, daß der waffenlose Bürger nicht mehr gefürchtet wurde, daß man ihm, daß er sich selbst die Energie nicht zutraute, die er nachher unerwartet entwickelte, und es ist eben so gewiß, daß es nicht zu kühn war, zu hoffen, die so oft geschlagene, so oft entwaffnete, so oft in ihren Meinungen leichtsinnig wechselnde, so oft feig und servil erschienene, so oft ihre eigene Verächtlichkeit nicht einmal beschönigende Masse, als welche die Bevölkerung von Paris sich seit jenen Tagen das Vendemiaire gezeigt hat, werde sich auch dießmal im Angesicht des für den Absolutismus bewaffneten Europa's der Beweiskraft der Kartätschen, der ultima ratio regum fügen. Der Heroismus des Bürgers war beinahe fabelhaft geworden, und die liberalen Chorführer, — was waren sie? Schreier, Phrasendrechsler, ihre ganze Energie eine abgenutzte Wortmacherei, die ein Kanonenschlag zerschlagen konnte. Diese Beschuldigungen sind hundertmal wiederholt

worden und schienen selbst dem Unparteiischen nicht ganz aus der Luft gegriffen. Und dennoch! Völker sind so unergründliche Räthsel, daß sie jeder Berechnung spotten.

6.

Die Ordonnanzen.

Am 25 Julius, demselben Tage, an welchem vor 38 Jahren der Herzog von Braunschweig jenes unglückliche Manifest gegen die Franzosen erließ, welches damals den Sturz der Bourbons nach sich zog, erließ auch Karl X die unglücklichen Ordonnanzen, die ihn vom Throne stürzen sollten. Sie gingen unmittelbar vom Könige und von dem geheimen jesuitischen Comité aus, das im Hintergrunde Alles leitete, während die Minister im Vordergrunde nur ihre Befehle zu vollziehen hatten. Chantelauze mußte die Ordonnanzen nach der Vorschrift des Königs abfassen, alle Minister mit Ausnahme des abwesenden Bourmont, mußten sie unterzeichnen. Nur Polignac scheint es ohne Widerstreben gethan zu haben. Die übrigen fühlten das Gewicht ihrer Verantwortlichkeit, und gehorchten nur dem ausdrücklichen Befehle des Königs. Peyronnet sagte, indem er unterschrieb, mit Würde: „Sie wollen meinen Kopf, hier ist er!“ Der Exminister Labourdonnaye soll aber darüber gespottet haben, daß die Minister sich zu so willenlosen Werkzeugen hergegeben. „Wenn um meinen Kopf gespielt wird,“ soll er gesagt haben, „so will ich wenigstens die Karten selbst in der Hand halten.“

Die erste der sechs verhängnißvollen Ordonnanzen hob die Preßfreiheit auf, die zweite löste die Depu-

tirtenkammer auf, die dritte schuf ein neues ganz illiberales Wahlgesetz, die vierte berief eine neue Kammer auf den 28 September, und die fünfte und sechste ernannte eine Menge höchst unpopulärer Ultras zu Staatsräthen. Es ist wichtig, die erste, zweite und dritte Ordonnanz ganz vorzulegen, damit man genau erkenne, was Frankreich berechtigte, seine Dynastie zu ändern.

I. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden ꝛc. haben befohlen und befehlen, wie folgt: Art. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist suspendirt. 2. Die Verfügungen der Art. 1, 2 und 9 des ersten Titels des Gesetzes vom 21 Oct. 1814 sind wieder in Kraft gesetzt. Demnach wird kein Journal und keine periodische oder halbperiodische Schrift, die bereits errichtet ist oder errichtet werden soll, ohne Unterschied der Materien, die darin abgehandelt werden sollen, weder zu Paris noch in den Departements anders erscheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von Uns sowohl die Verfasser als der Drucker besonders erhalten haben. Diese Ermächtigung soll alle drei Monate erneuert werden. Sie soll wieder zurückgenommen werden können. 3. Die Ermächtigung soll durch die Präfecten provisorisch zugestanden und provisorisch entzogen werden können den Journalen und periodischen oder halbperiodischen Werken, die in den Departements herausgegeben werden oder herausgegeben werden sollen. 4. Die mit Uebertretung des 2. Art. herausgegebenen Journale und Schriften sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder außer Dienst gesetzt werden. 5. Keine periodische Schrift unter 20 Druckbogen kann anders als mit Ermächtigung Unsers Minister-Staatssecretärs des

Innern zu Paris und der Präfecten in den Departements erscheinen. Jede Schrift von mehr als 20 Druckbogen, die nicht ein und dasselbe Werk ausmachen wird, soll gleichfalls der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterworfen seyn. Schriften, die ohne Ermächtigung herausgegeben würden, sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder außer Dienst gesetzt werden. 6. Die Denkschriften über Processe, und die Denkschriften der gelehrten oder literarischen Gesellschaften sind einer vorläufigen Ermächtigung unterworfen, wenn sie im Ganzen oder zum Theil politische Materien behandeln, in welchem Fall die durch den 5. Art. vorgeschriebenen Maßregeln auf sie anwendbar sind.

II. Ordonnanz. In Betracht des 50. Art. der constitutionellen Charte, nachdem Wir von den Umtrieben benachrichtigt sind, die auf mehreren Punkten Unseres Königreichs verübt worden waren, um die Wähler während der letzten Wahlcollegien zu täuschen und irre zu führen, nach Anhörung Unseres Conseils, haben Wir befohlen und befehlen: Die Deputirtenkammer ist aufgelöst.

III. Ordonnanz. Da Wir beschlossen haben, der Wiederkehr der Umtriebe vorzubeugen, welche einen verderblichen Einfluß auf die Wirksamkeit der letzten Wahlcollegien ausübten, und daher Willens sind, die Wahlgesetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundsätzen der constitutionellen Charte gemäß zu reformiren, so haben Wir die Nothwendigkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechts zu bedienen und durch von Uns ausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staats und die Unterdrückung jedes die

Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen, und haben, nach Anhörung Unseres Staatsraths, befohlen und befehlen: Art. 1. Gemäß den Artikeln 15, 36 und 50 der constitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten der Departements bestehen. 2) Der Wahlcensus und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliarsteuer eingetragen sind. 3) Jedes Departement wird so viele Deputirte haben, als ihm durch den Art. 36 der constitutionellen Charte zugetheilt sind. 4) Die Deputirten sollen erwählt und die Kammer erneuert werden nach der Form und in der Zeit, welche durch den Art. 37 der constitutionellen Charte bestimmt sind. 5) Die Wahlcollegien werden sich in Bezirkscollegien und Departementalcollegien theilen. Davon sind ausgenommen die Wahlcollegien jener Departements, welchen bloß Ein Deputirter zukommt. 6) Die Bezirkswahlcollegien werden aus sämmtlichen Wählern bestehen, deren politischer Wohnort in dem Bezirke liegt. Die Departements-Wahlcollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Wähler des Departements bestehen. 7) Die gegenwärtige Umgränzung der Bezirkswahlcollegien ist beibehalten. 8) Jedes Bezirkswahlcollegium wird so viele Candidaten wählen, als seinem Departement Deputirte zukommen. 9) Das Bezirkscollegium theilt sich in so viele Sectionen, als es Candidaten zu erwählen hat. Diese Theilung geschieht im Verhältnisse der Zahl der Sectionen und der Gesammtzahl der Wähler des Collegiums, mit möglichster Rücksicht auf die Anforderungen der Localität und Nachbar-

schaft. 10) Die Sectionen des Bezirkswahlcollegiums können sich an verschiedenen Orten versammeln. 11) Jede Section eines Bezirkscollegiums wird einen Candidaten wählen, und abgesondert von den übrigen ihre Functionen ausüben. 12) Die Präsidenten der Sectionen des Bezirkscollegiums werden durch die Präfecten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. 13) Das Departementscollegium wird die Deputirten wählen. Die Hälfte der Deputirten eines Departements muß aus dem Verzeichnisse der von den Bezirkscollegien vorgeschlagenen Candidaten genommen werden. Ist jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungerad, so geschieht die Theilung ohne Schmälerung des dem Departementalcollegium vorbehaltenen Rechts. 14) Im Falle, wo durch Auslassungen, durch wichtige oder doppelte Ernennungen das Verzeichniß der von den Bezirkswahlcollegien vorgeschlagenen Candidaten unvollständig wäre, kann, wenn dieses Verzeichniß unter der Hälfte der erforderlichen Zahl steht, das Departementalcollegium einen weitern Candidaten außerhalb des Verzeichnisses erwählen; steht das Verzeichniß unter dem Viertel, so kann das Departementalcollegium die ganze Zahl der Departementaldeputirten außerhalb des Verzeichnisses ernennen. 15) Die Präfecten, Unterpräfecten und Oberofficiere, welche eine Militärdivision befehligen, können in den Departements, wo sie ihre Functionen ausüben, nicht gewählt werden. 16) Das Verzeichniß der Wähler wird durch den Präfecten im Präfecturrath abgeschlossen. Es wird fünf Tage vor dem Zusammentritte der Collegien angeschlagen. 17) Reclamationen über das Wahlrecht, welche von den Präfecten nicht gewürdigt wurden, werden von der Deputirtenkammer beurtheilt, zur Zeit, wo diese über die Gültigkeit der Operationen der Collegien entscheidet. 18) In den

Departementalcollegien werden die beiden älteſten und die beiden höchſt beſteuerten Wähler das Amt der Scrutatoren verrichten. Dieſelbe Anordnung wird in denjenigen Sectionen der Bezirkscollegien beobachtet werden, die aus mehr als 50 Wählern beſtehen. In den andern Sectionen wird das Scrutatorenamt von dem älteſten und von dem höchſtbeſteuerten Wähler ausgeübt werden. Der Secretär wird in dem Collegium der Sectionen der Collegien von dem Präſidenten und den Scrutatoren ernannt. 19) Keiner hat in das Collegium oder die Section des Collegiums Zutritt, der nicht in das Verzeichniß der dahin gehörigen Wähler eingetragen iſt. Dieſes Verzeichniß wird dem Präſidenten übergeben und bleibt in dem Sitzungsorte des Collegiums, ſo lange daſſelbe ſeine Functionen ausübt, angeſchlagen. 20) Jede Discuſſion oder Berathſchlagung irgend einer Art iſt in dem Wahlcollegium unterſagt. 21) Die Polizei des Collegiums ſteht dem Präſidenten zu. Ohne ſein Anſuchen kann keine bewaffnete Macht an dem Orte der Sitzungen aufgeſtellt werden. Die Militärcommandanten ſind gehalten, ſeinen Requiſitionen nachzukommen. 22) Die Wahl geſchieht in den Collegien und Sectionen der Collegien nach der abſoluten Mehrheit der eingegangenen Stimmen. Sollte indeſſen die Wahl nach zweimal vorgenommenem Scrutinium noch nicht entſchieden ſeyn, ſo nimmt das Wahlbureau das Verzeichniß derjenigen, welche bei dem zweiten Scrutinium die meiſten Stimmen erhalten haben, auf. Dieſes Verzeichniß muß eine doppelt ſo große Anzahl von Namen enthalten, als noch Candidaten zu wählen ſind. Beim dritten Scrutinium kann die Stimme nur ſolchen gegeben werden, welche auf jenem Verzeichniſſe ſtehen, und die Wahl erfolgt durch relative Stimmenmehrheit. 23) Die Wähler werden durch Wahlzettel

stimmen. Jeder Wahlzettel muß so viele Namen enthalten, als Candidaten zu wählen sind. 24) Die Wähler werden ihr Votum auf dem Schreibtische des Wahlbureau's niederschreiben, oder dort von einem der Scrutatoren niederschreiben lassen. 25) Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der seinen Zettel abgibt, werden von dem Secretär auf eine behufs der Constatirung der Stimmenzahl geführte Liste eingetragen. 26) Jedes Scrutinium wird sechs Stunden lang offen bleiben und dann noch in derselben Sitzung erledigt. 27) Ueber jede Sitzung wird ein Protokoll aufgenommen. Dieses wird von sämmtlichen Mitgliedern des Wahlbureau's unterzeichnet. 28) Nach dem Art. 46 der constitutionellen Charte kann in der Kammer zu einem Gesetze kein Amendement gemacht werden, wenn dieses nicht von Uns vorgeschlagen oder bewilligt worden, und wenn es nicht zuvor an die Bureaur gewiesen und von diesen discutirt worden ist.

Die IV. Ordonnanz berief in einfachen Worten eine neue Kammer. Die fünfte und sechste erhob die HH. Delavau, Vaublanc, Dudon, Forbin, Frenilly Desperey, Castelbajac, Mayrinhac, Cornet d'Incourt, Villebois, Formon, Conny, Curgay, Villeneuve, Chaulieu, Contades und Bergasse zu ordentlichen und außerordentlichen Staatsräthen. Diesen sechs Ordonnanzen folgte ein Bericht der Minister an den König, durch den dieselben motivirt werden sollten. Darin heißt es: „Trotz eines materiellen Wohlstandes, wovon unsere Annalen kein Beispiel aufweisen, geben sich fast auf allen Punkten des Königreichs Zeichen der Desorganisation und der Anarchie kund. Ein thätiger, heftiger, unermüdlicher Uebelsinn arbeitet daran, alle Grundlagen der Ordnung zu untergraben, und Frankreich das Glück zu rauben,

dessen

dessen es unter dem Scepter seiner Könige genießt. Geschickt, jede Unzufriedenheit zu benützen, jeden Haß zu beleben, rührt derselbe unter dem Volke einen Geist des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die höchste Macht auf, und sucht allenthalben die Keime der Unruhe und des Bürgerkriegs auszusäen. Man darf es durchaus nicht verkennen: diese Bewegungen, welche ohne große Gefahr in einem noch höhern Grade anwachsen können, sind fast gänzlich durch die Freiheit der Presse hervorgerufen und angestiftet. Zu allen Zeiten ward in der That die periodische Presse nur ein Werkzeug der Unordnung und des Aufstandes, und es liegt in ihrer Natur nur ein solches Werkzeug zu seyn. Welche zahlreiche und unumstößliche Beweise lassen sich zur Behauptung dieser Wahrheit aufführen! Durch die gewaltsame und ununterbrochene Thätigkeit der Presse erklären sich die allzu raschen und allzu häufigen Wechsel unserer inneren Politik. Sie erlauben weder, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungssystem festsetzte, noch daß man sich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren sie fähig sind, beschäftigen konnte. Alle Ministerien seit 1814, obgleich sie unter verschiedenen Einflüssen gebildet wurden und entgegengesetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denselben Pfeilen, denselben Angriffen und derselben Zügellosigkeit der Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Concessionen der Staatsgewalt, Parteiallianzen, nichts konnte sie diesem gemeinschaftlichen Geschicke entziehen. Diese an Betrachtungen so fruchtbare Vergleichung würde allein hinreichen, um der Presse ihren wahren und unwandelbaren Charakter anzuweisen. Sie strebt durch fortwährende, ausdauernde, täglich wiederholte Bemühungen da-

hin, alle Bande des Gehorsams und der Subordination zu erschlaffen, die Springfedern der öffentlichen Autorität abzunützen, diese in der Meinung der Völker herabzusetzen und verächtlich zu machen, und ihr überall Verlegenheiten und Widerstand zu schaffen. Ihre Kunst besteht darin, nicht etwa an die Stelle einer allzu leichten Unterwerfung des Geistes eine weise Freiheit der Prüfung zu setzen, sondern die positivsten Wahrheiten als Probleme darzustellen; nicht etwa über politische Fragen eine offene und nützliche Controverse anzuspinnen, sondern diese unter einem falschen Gesichtspunkte darzustellen und sie durch Sophismen aufzulösen. Auf diese Art hat die Presse Unordnung in die unbefangensten Intelligenzen gebracht, die festesten Ueberzeugungen erschüttert, und inmitten der Gesellschaft eine Verwirrung von Grundsätzen erzeugt, die zu den verhängnißvollsten Versuchen führt. Durch die Anarchie in den Doctrinen macht sie das Vorspiel zu der Anarchie im Staate. Es ist merkwürdig, Sire, daß die periodische Presse nicht einmal selbst ihre wesentlichste Bedingung, nämlich die der Publicität erfüllt hat. Es ist befremdlich, aber dennoch wahr, daß es keine Publicität in Frankreich gibt, wenn man dieses Wort in seiner richtigen und strengen Bedeutung auffaßt. Bei diesem Zustande der Dinge kamen die Thatsachen, wenn sie nicht ganz unterschoben sind, nur entstellt und auf die gehässigste Art verstümmelt zur Kenntniß mehrerer Millionen von Lesern. Eine von den Journalen erhobene dichte Wolke verschleiert die Wahrheit und hemmt gewissermaßen den Durchgang des Lichts zwischen Regierung und Volk. Die Könige, ihre Vorfahren, Sire, liebten immer, sich ihren Unterthanen mitzutheilen, ein Vergnügen, das die Presse Ew. Majestät bisher nicht genießen lassen wollte.

Eine alle Gränzen überschreitende Frechheit achtet, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten, weder den ausdrücklichen Willen des Königs, noch die vom Throne herabgeklungenen Worte. Jener wurde verkannt und entstellt, diese wurden der Gegenstand treuloser Auslegung und bittern Hohns. In dieser Art ward der letzte Act der königlichen Gewalt, die Proclamation, im Publicum in Mißcredit gesetzt, noch ehe er zur Kenntniß der Wähler gekommen war. Dieß ist noch nicht alles. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, strebt sie die Debatten beider Kammern zu lenken, und es ist unbestreitbar, daß sie darin einen eben so traurigen als entscheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrschaft hat besonders seit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit sah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbestimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Insulten und ihren Schmähungen verfolgen. Zu oft schon, Sire, mußte in der Kammer die Freiheit der Berathungen den wiederholten Streichen, welche die Presse gegen dieselbe führte, unterliegen. Wir tragen kein Bedenken, hier den ganzen Umfang unserer Uebel aufzudecken, um auch den ganzen Umfang unserer Hülfsquellen besser würdigen zu können. Eine systematische, im Großen angelegte und mit beispielloser Hartnäckigkeit geleitete Veränderung greift von fern und nah auch den untersten Agenten der Regierung an. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Schmähung gesichert, wenn er von seinem Souverän das geringste Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält. Ein großes über Frankreich

ausgespanntes Netz umgarnt alle öffentlichen Beamten; in beständigen Anklagestand gesetzt scheinen sie gewissermaßen ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft; man schont bloß die, deren Treue wankt; und lobt bloß die, deren Treue unterliegt; die übrigen werden von der Faction bezeichnet, ohne Zweifel, um später als Opfer der Volksrache zu fallen. Nicht minder eifrig bemühte sich die periodische Presse mit ihren vergifteten Waffen die Religion und die Priester zu verfolgen. Sie will — und wird es stets wollen — in den Herzen der Völker die religiösen Gefühle bis auf den letzten Keim vernichten. Zweifeln Sie nicht, Sire, es wird ihr gelingen, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quellen der öffentlichen Moral verfälscht, und mit vollen Händen Hohn und Verachtung über die Diener des Altars ausschüttet. — So großen, durch die periodische Presse zur Welt gebrachten Uebeln gegenüber müssen Gesetze und Gerechtigkeit gleichmäßig ihre Unmacht bekennen. Wenn sie einschreitet ist der Schaden bereits geschehen, und statt ihn zu ersetzen, fügt die Strafe noch den Scandal der öffentlichen Verhandlung bei. Die gerichtliche Verfolgung ermüdet, die aufrührerische Presse ermüdet niemals. Die Unzulässigkeit, oder vielmehr die Nutzlosigkeit der in den bestehenden Gesetzen bestimmten Vorsichtsmaßregeln ist durch die Thatsachen nachgewiesen. Ebenso haben die Thatsachen bewiesen, daß die öffentliche Preßfreiheit bloßgestellt ist. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, deren Verheerungen Schranken zu stecken. Es gibt nur Ein Mittel, sie zu befriedigen — zur Charte zurückzukehren. Sind auch die Worte des Art. 8 zweideutig, so ist doch sein Sinn offenbar. Es ist gewiß, daß die Charte die Freiheit der Journale und der periodischen Schriften nicht zugestanden hat. Im Jahre

1819, zu der Zeit selbst, als ein entgegengesetztes System in den Kammern vorwaltete, wurde darin offen verkündet, daß die periodische Presse nicht durch die Verfügung des Art. 8 geregelt sey. Diese Wahrheit ist überdieß auch durch die Gesetze bestätigt, die den Journalen die Bedingung einer Cautionsleistung auflegten. Jetzt, Sire, bleibt nur noch zu fragen, wie diese Rückkehr zur Charte und zum Gesetze vom 21 October 1814 bewerkstelligt werden soll. Die Staatsconstitution ist erschüttert. Ew. Majestät allein bewahrt die Kraft, sie wieder herzustellen und auf ihren Grundlagen zu befestigen. Der Art. 4 bekleidet Ew. Majestät mit einer hinlänglichen Gewalt, allerdings nicht um unsere Institutionen zu ändern, aber um sie zu befestigen und desto unwandelbarer zu machen. Gebieterische Nothwendigkeiten gestatten nicht mehr, die Ausübung dieser obersten Gewalt zu verschieben. Der Augenblick ist gekommen, zu Maßregeln Zuflucht zu nehmen, die im Geiste der Charte, aber außerhalb der gesetzlichen Ordnung liegen, deren sämmtliche Hülfsquellen fruchtlos erschöpft wurden."

Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Gazette de France zuerst dem 14ten Artikel der Charte eine Auslegung gegeben, wie sie der König in diesem kritischen Augenblicke gebrauchte. Der Artikel sagt nur: Le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois et de la sûreté de l'état. Das heißt, der König hat die Pflicht, die Gesetze zu vollziehen; die Gazette de France aber legte den Sinn hinein, der König hat das Recht, die Gesetze umzustoßen. Diese dem ganzen Sinne der Charte widerstreitende und durchaus sophistische Auslegung wurde aber vom Könige angenommen und den Ordonnanzen zu Grunde gelegt.

7.

Die drei Tage.

Am 26 Julius, Montag Morgens, wurden die Ordonnanzen durch den Moniteur bekannt. Diese Nachricht traf die bisher friedliche Hauptstadt wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Anfangs betäubte sie uns machte allen Verkehr still stehn, bald aber entflammte sie den Zorn und brachte die Leidenschaften zu einem wüthenden Ausbruche. Jedermann verließ sein Gewerb. Man versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen, man las in den Gärten der Tuillerien und des Palais royal die Ordonnanzen vor. Die großen Handelshäuser stellten augenblicklich ihre Zahlungen ein, die reichen Fabrikherren und Buchdrucker entließen ihre Arbeiter. Diese letztere höchst wichtige Maßregel rührte nicht allein von Furcht her, sie war auch von Seiten der reichen Liberalen darauf berechnet, die große Masse der plötzlich entlassenen und dadurch für den Augenblick brodlosen Arbeiter aufzureizen. Diese Arbeiter, vorzüglich aber die zahlreichen Drucker der durch die Ordonnanzen aufgehobenen liberalen Journale tobten nun durch die Straßen, schrien um Brod, und berathschlagten, nach Saint-Cloud zu ziehen, wohin der Hof sich zurückgezogen hatte, um die Wirkung der Ordonnanzen abzuwarten. Indeß verging dieser Tag noch ohne Excesse. Erst gegen Abend kam es zu einem noch unbedeutenden Streite. Ein gewisser Marquis von Chabannes, ein excentrischer Kopf, der in dem Journal Le Régénérateur allen Parteien den Krieg erklärte, hing in seinem Bureau satyrische Verse und Carricaturen aus. Gendarmen eilten herbei, sie abzureißen, wurden aber vom Volk ausgezischt und hart gedrängt. Zu gleicher Zeit lauerten an-

dere Volkshaufen dem Fürsten von Polignac auf, den man von Saint-Cloud zurück erwartete, sie verfehlten aber den rechten Wagen, und der Fürst kam unerkannt in sein stark bewachtes Hotel, in welchem nur unter dem Ruf: Nieder mit Polignac! einige Fenster eingeworfen wurden. — Die in Paris anwesenden Deputirten versammelten sich bei Casimir Perier, um gemeinsame Maßregeln zu ergreifen. Dasselbe thaten die Journalisten. Die Drucker einiger Journale zeigten Angst, selbst einige Redactionen, namentlich des Constitutionnel, fühlten eine menschliche Schwäche. Desto muthiger traten andere auf. Das Journal du Commerce, dem der Buchdrucker aus Furcht vor der Polizei seine Pressen verweigerte, wandte sich noch in der Nacht an Herrn Debelleyme, Präsidenten des ersten Tribunals von Paris, der auch nicht anstand, dem Drucker die Fortsetzung des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen erst in den Journalen und noch nicht officiell durch das Gesetzbulletin bekannt gemacht seyen, also auch noch keine Gesetzeskraft hätten. Dieser gesetzliche, aber dem Könige gegenüber sehr kühne Schritt des Gerichtspräsidenten machte den Journalisten nicht wenig Muth.

Am 27 Julius erschien früh Morgens eine Protestation der Journale, unterzeichnet von 43 Gerants und Redacteurs fast aller liberalen Pariser Blätter, an deren Spitze aber die kühnen und berühmten Verfasser des National, Thiers und Mignet, und die des Globe und Courrier français standen. In dieser Proclamation hieß es: „Das gesetzmäßige Regime ist unterbrochen, das Reich der Gewalt hat begonnen. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge hört der Gehorsam auf, eine Pflicht zu seyn. Die Bürger, welche vor allen zu gehorchen haben, die Herausgeber öffentlicher

Blätter, müssen zuerst das Beispiel des Widerstandes gegen eine Autorität geben, die sich ihres gesetzlichen Charakters entäußert hat. Es genügt, die Gründe, auf welche sich jener Widerstand stützt, hier anzuführen. Die Gegenstände, über welche die heute bekannt gemachten Ordonnanzen Verfügungen treffen, gehören zu denen, über die, der Charte gemäß, die königliche Autorität nicht allein entscheiden darf. Der Art. 8 der Charte sagt, daß sich die Franzosen in Allem, was die Presse betrifft, nach den Gesetzen zu richten haben, also nicht nach Ordonnanzen. Ferner sagt die Charte im 35sten Art., die Organisation der Wahlcollegien soll durch Gesetze, also nicht durch Ordonnanzen geregelt werden. Der Wortlaut der Charte, das bisherige Verfahren der Krone selbst und die Entscheidungen der Gerichtshöfe stellen es außer Zweifel, daß in Betreff der Presse und der Wahlorganisation nur die Gesetze, d. h. der König, vereint mit den Kammern, Verfügungen treffen können. Die Regierung hat somit heute die Gesetzmäßigkeit verletzt, und wir sind des Gehorsams entbunden. Wir machen den Versuch unsere Blätter erscheinen zu lassen, ohne die uns auferlegte Autorisation nachzusuchen; wir werden alles Mögliche thun, um sie wenigstens heute nach ganz Frankreich zu versenden. Die Bürgerpflicht gebietet uns dieß; wir erfüllen sie hiermit. Es steht uns nicht zu, der gesetzwidrig aufgelösten Kammer ihre Pflichten vorzuschreiben, indessen dürfen wir sie im Namen Frankreichs auf das angelegentlichste bitten, sich auf ihr unbestreitbares Recht zu stützen, und nach Kräften der Uebertretung der Gesetze zu widerstreben. Die Charte sagt zwar im 50sten Art., daß der König die Deputirtenkammer auflösen kann; aber dazu ist es nothwendig, daß sie vorher versammelt gewesen, und als Kammer

constituirt sey, kurz, daß sie irgend ein System an den Tag gelegt habe, welches ihre Auflösung hervorrufen konnte. Bevor also die Kammer versammelt und constituirt ist, kann nichts weiter als das Wahlgeschäft beendigt seyn; die Charte sagt aber nirgends, daß der König berechtigt sey, die Wahlen für ungültig zu erklären, folglich sind die heute bekannt gemachten Ordonnanzen gesetzwidrig, weil sie etwas thun, was durch die Charte nicht autorisirt ist. Die auf den 3 Aug. zusammenberufenen Deputirten sind in gesetzmäßiger Form zusammenberufen; ihr Recht muß eben so gut heute noch bestehen, als es gestern bestand. Frankreich schwört, sie nicht zu vergessen; sie müssen Alles thun, was sie können, um ihr Recht zu behaupten."

Zu gleicher Zeit erklärte der feurige Dunoyer, Herausgeber des Censeur, mit seiner Namensunterschrift: „Er schwöre bei seinem Leben, keine Steuern zu bezahlen, bis die monströsen Ordonnanzen zurückgenommen seyen."

Wie nun die Journale den Widerstand begannen, so wurde auch zuerst gegen sie Gewalt gebraucht. Schon früh um neun Uhr belagerten die Gendarmen die Bureaux des National und des Temps, brachen das erstere gewaltsam auf, ließen sich aber mit dem andern in Unterhandlungen ein. Die Eigenthümer, welche die Thüre fest verrammelt hatten, hielten ihnen aus dem Fenster den Criminalcoder vor und lasen ihnen mit größter Kaltblütigkeit den Artikel vor, der den gewaltsamen Einbruch in ein Haus verbot. Die Gendarmen ließen einen Schlosser nach dem andern kommen, die Thüre zu öffnen, aber kein einziger wollte sich dazu verstehn. Man mußte einen Kerkerwächter zu dem entehrenden Geschäfte des Thürerbrechens gebrauchen. Die Pressen wurden zerstört, die Journa-

listen verhaftet. Zugleich erließ der verhaßte Polizeipräfect Mangin einen verschärften Befehl, keine den letzten Ordonanzen zuwiderlaufende Zeitung oder andere Druckschrift öffentlich auszubieten.

Nun vergrößerten sich die Zusammenläufe des Volkes, die von den Gendarmen denselben Vormittag mehrmals auseinander getrieben wurden. Man jagte die Menge aus dem Palais-Royal, welches der Mittelpunkt der Zusammenläufe war, und schloß dessen Gitter. Aber nun schlossen auch die Bürger ihre Läden, alle Arbeit hörte auf, und die mäßige Menge wogte immer zahlreicher und immer zorniger durch die Straßen. Die Fäuste ballten sich, und wüthendes Geschrei erfüllte die Luft, den schrecklichen Ausbruch der Volksrache vorher verkündend. Aber noch war die Menge nicht bewaffnet, noch war kein Blut vergossen, noch konnten versöhnende Maßregeln den Sturm beschwören. Statt dessen ließ der König, der unterdessen ruhig zu Saint-Cloud Whist spielte, die Bajonnette brauchen, und der verhängnißvolle Kampf begann.

Um 4½ Uhr erhielten die Truppen Befehl, sich aufzustellen, die Garde auf den Plätzen des Carousel, des Palais-Royal, Ludwigs XV, und vor dem Hotel des Fürsten von Polignac, die Linientruppen auf dem Platze Vendome und den Boulevards. Unterdessen wuchs aber auch die Volksmenge von Stunde zu Stunde und drängte sich besonders in den Straßen Richelieu und Saint-Honoré. Um sie auseinander zu treiben, wurden zwei Abtheilungen Truppen nach verschiedenen Seiten abgeschickt, jedoch Gendarmerie an der Spitze, weil man das Militär erst im äußersten Nothfalle brauchen wollte. Die erste dieser Abtheilungen gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux so ins Gedränge des Volkes, daß sie weder

vorwärts noch rückwärts konnte, und in Folge dieses Gedränges und der herrschenden Erbitterung wurde sie von einem Hause aus, an welchem gerade gebaut wurde, mit einem Hagel von Steinen und Ziegeln überschüttet. Bald darauf fielen die ersten Schüsse, die Einen behaupten vom Volke aus, die Andern von den Soldaten. Die letzteren jagten durch ein Pelotonfeuer die Menge aus einander und rückten vor. — Die andere Abtheilung zog durch die Straßen Saint-Honoré und stieß hier auf eine heranwogende Volksmasse, die einige große Wagen (Omnibus) umgestürzt und dadurch eine Versammlung gebildet hatte. Die Soldaten forderten das Volk dreimal auf, auseinander zu gehen, aber da diese Aufforderung nicht von der gesetzmäßigen bürgerlichen Behörde ausging, so achtete das Volk nicht darauf, sondern antwortete durch Steinwürfe. Jetzt rückten die Truppen vor, drangen durch die Versammlung und schossen, jedoch anfangs nur in die Luft. Erst hinter der Kirche Saint-Roch, wo das Volk von Neuem sich setzte und einen fürchterlichen Steinhagel auf die Truppen machte, wurde scharf geschossen. Da das unbewaffnete Volk nun nicht länger Stand hielt, vereinigten sich die beiden Truppenabtheilungen in der Straße Castiglione, stellten Wachen aus und zogen sich dann auf ihre Corps zurück. Allein da es dunkel wurde, kam die Menge wieder hervor, plünderte die Buden der Waffenhändler, wenn diese nicht freiwillig ihre Waffen hergaben, und allarmirten die Wachtposten der Gendarmen; jedoch gelang es ihnen nur den an der Börse zu überwältigen und das Wachthaus in Brand zu stecken. Aber die einbrechende Nacht kam dem Volke trefflich zu Statten, da sich die Soldaten nicht in die dunkeln und unsichern Gassen wagen durften.

Die in Paris anwesenden Deputirten fühlten, daß sie die Journale und das Volk, die bisher allein auf dem Kampfplatze erschienen waren, unterstützen müßten. Schon am Tage zuvor (am 26sten) hatten sie Zusammenkünfte bei Casimir Perier und Alexander Delaborde gehalten, die jedoch noch ohne Resultat geblieben waren. Am Abende des 27sten versammelten sie sich wieder und verfaßten eine Protestation, die indeß erst am folgenden Tage bekannt gemacht werden konnte, da sie denn nicht verfehlte, den Muth des Volkes lebhaft anzufeuern. Sie lautet: „Unterzeichnete regelmäßig gewählte und jetzt in Paris anwesende Deputirte halten sich durch Pflicht und Ehre für verbunden, laut gegen die Maßnahmen zu protestiren, welche die Räthe der Krone geltend gemacht haben, um das gesetzliche Wahlsystem umzustürzen und die Preßfreiheit zu vernichten. Besagte in den Ordonnanzen vom 25 Julius 1830 enthaltene Verfügungen laufen schnurstracks den verfassungsmäßigen Vorrechten der Pairskammer, dem öffentlichen Rechte der Franzosen, den Befugnissen und Aussprüchen der Gerichtshöfe entgegen, und drohen den Staat in eine Verwirrung zu bringen, welche eben so sehr für den Frieden in der Gegenwart als für die zukünftige Sicherheit gefährlich werden kann. Ihrem Eide unverbrüchlich getreu, protestiren deßhalb die Unterzeichneten einstimmig nicht nur gegen jene Verfügungen an sich selbst, sondern gegen alle Acten, die daraus abgeleitet werden könnten; und in Betracht, daß einerseits die Deputirtenkammer nicht aufgelöst werden kann, weil sie sich noch nicht constituirt hat, und daß sodann der Versuch, eine andere Deputirtenkammer mittelst eines neuen, willkürlichen Verfahrens zu bilden, mit der Verfassung und den verjährten Rechten der Wähler in offenem Widerspruche steht, erklären Un-

terzeichnete, daß sie sich noch immer als die rechtmäßigen Erwählten derjenigen Bezirks- und Departemental-Wahlcollegien, die ihnen ihre Stimmen gegeben haben, betrachten, und daß nur solche an ihre Stelle treten können, die durch Wahlen ernannt würden, welche den vom Gesetze aufgestellten Grundsätzen und Formen gemäß wären. Wenn aber Unterzeichnete ihre Rechte nicht wirklich ausüben und nicht alle Pflichten erfüllen, die ihnen ihre gesetzliche Wahl auferlegt hat, so ist die Ursache nur darin zu suchen, daß materielle Gewalt sie daran hindert. Labbey de Pompières, Sebastiani, Mechin, Casimir Perier, Guizot, Audry de Puyraveau, André Collot, Gaëtan de la Rochefoucault, Mauguin, Bernard, Voisin de Gartempe, Froidefond de Bellile, Villemont, Firmin Didot, Daunou, Rollis, Villemant, de Lariboisière, Comte de Bouty, Louis Dufresne, Girod de l'Aine, Laisné de Villevesque, Benjamin Delessert, Marchal, Nau de Champlouis, Millaux Comte d'Estourmell, Comte de Lobau, Baron Louis, Comte de Montguyon, Levaillant, Tranchont, General Gérard, Jacques Lafitte, Garnier, Dugas-Monbel, Vassal, Alexander de Laborde, Jacques Lefebvre, Matthieu Dumas, Eusèb, Salverte, de Doulmaine, Chardel, Hernaux, Bavoux, Charles Dupin, Hely d'Oissel, Eugen d'Harcourt, Baillot, General Lafayette, Georges Lafayette, Jouvencel, Bertin de Vaux, Comte de Lameth, Bernard, Duchafaut, August de Saint-Aignan, Keratry, Ternaux, Jacques Odier."

Der reiche Banquier Lafitte spielte bei diesen und allen nachfolgenden Vorfällen eine Rolle, die ihm die Dankbarkeit seiner Mitbürger und die Verehrung ihrer Nachkommen zusichert; obgleich mit der Regierung in allerlei Finanzverbin-

dungen stehend; obgleich unermeßliche Reichthümer ihn hätten behutsam machen können; obgleich durch eine Wunde am Fuße im Gehen gehindert, nahm er an allem den thätigsten Antheil, versammelte er wiederholt bei sich seine Amtsbrüder, leitete deren Schritte und war einer der Ersten, die sich an die Spitze des Umschwungs stellten. Daß die Namen Lafayette und Benjamin Constant vergeblich auf der Liste gesucht wurden, darf nicht befremden; beide Freunde der Freiheit waren nicht in Paris zugegen und mußten erst von ihrem Landsitze oder ihren Vergnügungsreisen herbeigerufen werden; daß aber Dupin der Aeltere nicht nur anfangs fehlte, sondern auch dann noch nicht unterschrieb, als sein Bruder schon längst auf der Liste stand, beweist, daß schön reden leichter ist, als muthig handeln, und daß auch feste Charaktere im Augenblicke der Gefahr unschlüssig bleiben können.

Auch der König und die Minister waren in dieser verhängnißvollen Nacht vom 27sten bis auf den 28sten Julius nicht ganz unthätig. Paris wurde in Belagerungszustand und Marschall Marmont officiell zum Befehlshaber der bewaffneten Macht erklärt, die von allen Seiten aus der Umgegend zusammengezogen und nach Paris geschickt wurde. Allein Karl X sowohl als der Dauphin blieben selbst ganz ruhig in Saint-Cloud, anstatt sich den Truppen und dem Volke zeigen, und à cheval zu steigen, was sie so oft thun zu wollen sich gerühmt hatten. Polignac und die übrigen Minister befanden sich in Paris unter dem Schutze der Truppen, ihre ganze Thätigkeit bestand aber auch weiter in nichts, als 45 Verhaftsbefehle gegen die vornehmsten Liberalen zu erlassen. Der Polizeipräfect sollte diese Befehle vollziehen, allein es wurde, wie es heißt aus Furcht, unterlassen.

So brach der ewig denkwürdige 28 Julius heran, ein klarer heißer Sommertag und zufällig der Jahrestag des 9 Thermidor, an welchem Robespierre gestürzt worden und die Schreckensherrschaft ein Ende genommen. Das Volk hatte die Nacht trefflich benutzt, in vielen Straßen Barricaden errichtet und sich so gut als möglich bewaffnet. Die zahlreichen Schüler der Rechts- und Arzneischule ließen sich nicht länger halten, ebenfalls in Reihe und Glied zu treten, und die Schüler der polytechnischen Anstalt, die einst 1814 mit Heldenmuth den Montmartre vertheidigt, befreiten sich ebenfalls mit Hülfe des Volks aus ihren Mauern, wo man sie vergeblich zurückzuhalten suchte. Endlich zögerten auch die ehrbaren und wohlhabenden Bürger nicht länger, dem niedern Volke beizustehen und in der alten Tracht und Bewaffnung der Nationalgarde strömten sie aus allen Häusern zusammen. Zugleich waren in der Nacht alle königlichen Wappen und Zeichen zertrümmert worden, und an ihre Stelle trat die dreifarbige Fahne, die alte Farbe der Freiheit und des Ruhmes, der Republik und des Kaiserreichs. Sie wurde zuerst in der Vorstadt Saint-Antoine entfaltet unter dem tausendstimmigen Jubel des Volks. Ganz Paris stand mit dem ersten Strahle der Sonne unter den Waffen, von glühender Kampflust beseelt.

Der Marschall versäumte es, dem Volke zuvorzukommen. Er hielt die Soldaten in den Casernen zurück, während das Volk sich ungehindert sammeln, ordnen und Muth zusprechen konnte. Das Gemeindehaus auf dem Grèveplatze, ein wichtiger Posten, wurde um 8 Uhr vom Volke ohne Widerstand genommen. Erst um 9 Uhr stellte der Marschall die Truppen auf, beging aber dabei wieder den Fehler, sie viel zu sehr zu

zerstreuen. In enge, von sehr hohen Häusern umgebene Straßen eingekeilt, vermochten sie dem in den Häusern und hinter Barricaden verschanzten Volke nicht kräftig genug zu widerstehen und konnten sich wechselseitig keinen Beistand leisten, ja selbst die Communication zwischen den einzelnen Abtheilungen wurde häufig abgeschnitten. Der Marschall bildete vier Colonnen, die er nach verschiedenen Richtungen in der Stadt vertheilte. Nun erst, gegen Mittag, begann der eigentliche Kampf.

Die erste Colonne marschirte gegen das Gemeindehaus und um dasselbe entspann sich auf dem Grèveplatz ein furchtbares Gefecht, das den ganzen Tag ununterbrochen anhielt. Die erste kleine Abtheilung von Soldaten, welche heranrückte, wurde von den Bürgern zurückgeschlagen. Den Kanonen der Garde gelang es, das Gemeindehaus zu nehmen. Bald aber strömte das Volk aus allen umliegenden Gassen wieder herbei. Das schreckliche Feuer der Garden hemmte den Angriff. Auf einer Hängebrücke, die an der Insel de la Cité zum Grèveplatz führt, standen Schweizer. Ein Jüngling, Namens Arcole, stürzte mitten durch den Kugelregen auf sie zu, und fiel. Doch das Volk drang ihm nach und schrieb seinen bedeutungsvollen Namen (man denke an die berühmte Brücke von Arcole in Italien) auf den Schwibbogen der Brücke. Das Stadthaus wurde zum zweitenmal von den Bürgern genommen, doch verstärkt kehrten die Soldaten zurück, und in rastlosem Gefechte wurde nun das Stadthaus verloren und wiedergenommen, nochmals verloren und wieder genommen, bis die tapfern Bürger das Schlachtfeld behaupteten und die hart mitgenommenen Truppen bei anbrechender Nacht sich mühevoll den Rückweg bahnten. Alle umliegenden Häuser waren theilweise zertrümmert

und

MARMONT
Herzog v. Ragusa

und starrten von Kugeln, der Platz war von Todten und Verwundeten erfüllt, doch die dreifarbige Fahne wehte am Gipfel des Gemeindehauses, der Stadt den Sieg ihrer Bürger verkündend.

Die zweite Colonne marschirte gegen die Vorstadt Saint-Antoine über die Boulevards. Sie wurde vom Volke nicht minder lebhaft empfangen, zuerst am Thore Saint-Denis, dann am Thore Saint-Martin. Indem sie in die Straße Saint-Antoine eindringen wollte, um von da nach dem Grèveplatze vorzurücken und die daselbst kämpfenden Truppen zu unterstützen, fand sie den Weg verbarricadirt und erlitt aus den umliegenden Häusern so großen Verlust, daß sie, voll Erbitterung, mit Haubizen zu schießen begann. Aber die erste Kugel wurde aufgefangen und sogleich zu einem Fenster herausgehängt, mit der Aufschrift: Karl X an sein Volk! Bei der evangelischen Kirche gelang es den Soldaten, das Volk zu vertreiben. Nur ein Fahnenträger blieb zurück, und pflanzte unerschrocken die Fahne auf, bis man ihn niederhieb. Da indeß die Barricaden sich von allen Seiten vervielfältigten, sah die Colonne sich endlich unverrichteter Dinge zum Rückzuge gezwungen.

Die dritte Colonne marschirte gegen den Platz des Victoires, kam aber auf der Straße Montmartre in ein eben so furchtbares Gedränge. Die Schweizer retirirten mit Zurücklassung einer Kanone. Ein Zögling der polytechnischen Schule stürzte vor, warf sich auf die Kanone und rief: Sie ist unser, ich halte sie, und will eher sterben, als sie fahren lassen! Die Bürger retteten ihn und die Kanone aus den Händen der zurückgekehrten Schweizer. Der Kampf wurde immer furchtbarer und die Colonnen abgeschnitten, von allen Seiten mit Barricaden umringt. Da rückte Marmont selbst mit seiner Reserve ihr zu Hülfe, allein auch er vermochte nicht durch die

Straße Montmartre zu dringen und mußte endlich den Rückweg suchen.

Eine vierte Colonne stand bei der Magdalenenkirche, behauptete diesen Posten nach einem kurzen Kampfe, und blieb übrigens unthätig.

Die geschlagenen Truppen zogen sich in die Tuillerien und das Louvre zurück. Von letzterem Palaste aus schossen die Schweizer, bis es Nacht wurde, unaufhörlich auf die Bürger, selbst auf Weiber, und wer nur in den Bereich ihres Schusses kam. Und selbst die Nacht machte dem Kampfe noch kein Ende, denn um 11 Uhr wurde die Caserne der Gendarmen in der Straße Saint-Martin von den Bürgern erstürmt.

Die Tapferkeit und noch mehr der Edelmuth des Volkes zeigte sich an diesem Tage im glänzendsten Lichte. Unverzagt warfen sich wohlhabende Bürger, arme und ungebildete Arbeiter, Studenten, selbst Weiber und Knaben, Menschen, die nie eine Waffe geführt hatten, den Kugeln und Bajonnetten entgegen. Und es fand nicht die mindeste Ausschweifung statt. Selbst der roheste Pariser Pöbel zeigte sich großmüthig gegen den überwundenen Feind, keine Grausamkeit ward begangen, keine Plünderung. In einem Zimmer, aus welchem das Volk den ganzen Tag hindurch geschossen hatte, fanden die Besitzer das Silberzeug unberührt, das in demselben offen herumstand. Einem halbverschmachteten, verwundeten Arbeiter bot man Geld. Da zog er wüthend den Säbel und schrie: „Elender, du wagst mir Geld zu geben, mir, einem Soldaten des Vaterlandes!“ Zahllose Anekdoten, Züge der edelsten Großmuth schildernd, wurden durch Flugschriften und Lithographien bald überall verbreitet. Mehr davon hier anzuführen, erlaubt uns der Raum nicht.

Die geschlagenen Truppen befanden sich in einer traurigen Lage. Zwar hatte man große Summen Geldes unter ihnen ausgetheilt. Es war dazu, wie später nachgewiesen wurde, beinahe eine Million verschwendet worden (553,271 Fr. von der Civilliste, und 421,000 aus dem Staatsschatze). Man fand bei jedem gemeinen Soldaten bei 50 Fr. Allein für dieses Geld konnten sie sich nicht die dringendsten Lebensbedürfnisse anschaffen. Von Mattigkeit übermannt fanden sie auf ihren Stationen nur Wein und Branntwein, aber kein Brod. Des Sieges schon im voraus versichert, hatte man nicht daran gedacht, daß die Thüren der Bürger sich den Soldaten verschließen würden. Zu dieser physischen Entmuthigung gesellte sich eine moralische. Das zermalmende Gefühl, Bürgerblut in Strömen vergossen zu haben und doch geschlagen zu seyn, die Scham, die Reue folterte die Soldaten. Eine solche Nacht war schrecklicher als das Gemetzel des Tages. Viele Officiere verließen die Reihen. Ein alter Edelmann, Graf Latour du Pin, schrieb folgenden Brief an Polignac: „Monseigneur, nach einem Tage, der, wider alle göttlichen und menschlichen Gesetze, mit Gemetzel und Unglück erfüllt war, an dem ich nur aus menschlichen Rücksichten Antheil nahm, die ich mir nicht vergebe, verbietet mir mein Gewissen auf das bestimmteste, auch nur einen Augenblick länger im Dienste zu bleiben. In meinem Leben habe ich oft genug Beweise meiner Ergebenheit an den König gegeben, so daß man meine Absichten nicht verleumden kann, wenn ich das, was von ihm ausgeht, von den Gräueln unterscheide, die man in seinem Namen verübt. Demzufolge habe ich die Ehre, Sie zu bitten, Mouseigneur, meine Dimission als Capitän der Garde unter die Augen des Königs zu bringen.“

Polignac achtete auf so etwas nicht. In seinen Augen war der Sieg gar nicht zweifelhaft. „Schießen Sie, wohin Sie wollen, wohin Sie können," soll er bei Ertheilung der Blutbefehle gesagt haben. Weit entfernt, dem Gemetzel ein Ende zu machen, dachte er auch am Abende dieses unheilvollen Tages nur daran, es morgen zu erneuern. An diesem blutigen Abende des 28 Julius begaben sich die Häupter der Liberalen. General Gérard, Graf Lobau, Lafitte, Casimir Perier und Mauguin, in die Tuillerien. Der beredte Lafitte führte das Wort, forderte den Marschall Marmont nachdrücklich auf, den Kampf einzustellen und machte ihn im Namen der Kammer für die Folgen verantwortlich. Der Marschall zuckte die Achseln und entschuldigte sich damit, daß Gehorsam die Ehre des Soldaten sey. „Aber die Ehre des Bürgers", rief Lafitte mit Feuer, „ist es nicht, seine Mitbürger zu erwürgen!" Er erklärte sodann dem Marschall, das Volk werde zur Ordnung und Ruhe zurückkehren, wenn die Ordonnanzen widerrufen, die Minister entlassen und die Kammern am 3 August versammelt würden. Der Marschall erbot sich, diese Bedingungen dem Fürsten Polignac mitzutheilen, kam aber von diesem nach einer Viertelstunde mit der Antwort zurück, der Fürst verschmähe es, in Unterhandlung zu treten, wenn sie keine andern Bedingungen zu machen hätten. „So will man den Bürgerkrieg!" rief Lafitte mit Heftigkeit; der Marschall machte eine stumme Verbeugung, und die Deputation kehrte unverrichteter Sache aus den Tuillerien zurück.

Indeß schickte der Marschall sogleich den Obristlieutenant Komierowsky an den König, um ihn von den Vorschlägen der Deputirten in Kenntniß zu setzen. Der Obristlieutenant kam mit Staub bedeckt in St. Cloud an, und verlangte,

sogleich vor den König gelassen zu werden. Wie? in diesem Anzuge? rief man ihm zu, und es hielt schwer, bis man sich endlich entschloß, für dießmal die Etikette bei Seite zu setzen und den Obristen, wie er war, vorzulassen. Allein der König dachte noch ganz wie Polignac und ließ dem Marschall antworten: „er solle sich fest halten, man müsse jetzt alle Truppen auf dem Carousselplatz und dem Platze Ludwigs XV vereinigen und nur noch mit Massen agiren.“

So brach der Donnerstag, der 29 Julius an. Am Morgen dieses Tages ließ Polignac Herrn Arago kommen, um ihn über den Zustand der Hauptstadt zu befragen. „Man muß sobald als möglich dem Blutvergießen ein Ende machen, sagte Herr Arago, dieß ist das Einzige, was übrig bleibt; denn die Linientruppen wanken, und werden bald zur Nation übergehen.“ — „Gut, erwiederte Polignac, so muß man auf die Einen wie auf die Andern schießen.“ — Ganz hoffnungslos war übrigens die Sache des Königs noch nicht. Obgleich die Linientruppen nicht Lust hatten, gegen das Volk zu kämpfen, konnte man doch auf ihre Neutralität rechnen. Die sichern Garden aber hatten noch die Tuillerien, das Louvre und deren Umgebungen, die wichtigsten Punkte der Stadt, besetzt und Ueberfluß an Kanonen und Munition, während den Bürgern Pulver und Blei ausging.

Auch die Nacht auf den Donnerstag war indeß vom Volke benutzt worden. Ganz Paris war ein Lager: Die öffentlichen Gebäude waren theils in Hospitäler, theils in Casernen verwandelt, auf den Plätzen goß man Kugeln und verfertigte Pulver, das Pflaster der Straßen ward allenthalben aufgebrochen, die Steine wurden zu Barricaden aufgehäuft oder in die Häuser vertheilt, und diese Barricaden erhöhte man zu

bedeutender Höhe durch mit Steinen angefüllte Fässer, durch umgeworfene Karren, Wagen und Eilkutschen, durch aufgehäufte Geräthschaften aller Art, und nur gering waren die Zwischenräume von einer Barricade zur andern, auf denen zum Theil dreifarbige Fahnen wehten, und hinter welchen Bewaffnete aufgestellt waren. Während die Einen arbeiteten, stellten die Andern sich in Reih' und Glied oder hielten Wache, und ohne Gefahr zu irren, kann man die Anzahl der an jenem Morgen auf den Sammelplätzen unter Waffen Stehenden auf 30 bis 40,000 anschlagen. Die Bewaffnung war noch eben so bunt, als sie den Tag zuvor gewesen war. Zöglinge der polytechnischen Schule schienen sich zu vervielfältigen um überall mit Rath und Beistand gegenwärtig zu seyn. Die Sturmglocke läutete unaufhörlich in allen Thürmen, man feuerte ohne Unterlaß. Schon hatte man sich der meisten Barrieren versichert, und die umliegenden Gemeinden machten mit den Parisern gemeinschaftliche Sache. Unterdessen waren die Arbeiter der Vorstädte St. Marceau und St. Victor, unter Anführung der Zöglinge, vom Platze des Odéon und andern Punkten ausgezogen, und hatten sich des in ganz Europa berühmten Artillerie-Museums, das hinter der Kirche St. Thomas d'Aquin ist, bemeistert; in einem Augenblicke war die ganze vortreffliche Sammlung zerstreut, jeder nahm, wozu er gelangen konnte, und selbst solche Waffen wurden mit fortgeführt, die nicht mehr zum Gebrauche sich eigneten. Man sah nun in den Händen zerlumpter Arbeiter die kostbarsten Gewehre, Säbel oder Piken aus früherer Zeit, manche von ungeheurem Gewichte, andere mit den schönsten Verzierungen geschmückt, einige von unschätzbarem Werthe. Auch Kanonen erbeutete man hier. Die Invaliden waren übergegangen, auch

die Kriegsschule, die daran stößt, hatte sich für das Volk erklärt; aber in der Straße de Babylone, die sich von der du Bac nach dem Boulevard der Invaliden zieht, war noch eine Schweizercaserne übrig, welche von mehreren hundert Mann vertheidigt wurde. Ein Zögling der polytechnischen Schule, ein unbärtiger Feldherr, leitete den Angriff. Erst nahm man die nahe liegenden Häuser ein, um aus den Fenstern die Casernen zu beschießen, dann stürzte man sich aus der nahe liegenden Straße des Brodeurs auf dieselbe los, deren Thore geschlossen waren, und wo die Schweizer hinter allerlei Geräthen sich verschanzt hatten. Aus den Fenstern schossen diese auf die wogende Menge, unter der sie ein fürchterliches Blutbad anrichteten; ihnen selbst war lange nicht beizukommen, da sie den Schüssen der Stürmenden Matrazen und Betten entgegenhielten. So wurden alle Versuche abgeschlagen, und groß war die Verlegenheit, als der Rath gegeben wurde, die Caserne in Brand zu stecken. Längs der Mauer derselben häufte man nun Heu, Stroh und brennbare Materialien aller Art auf; ein fürchterlicher Rauch erhob sich zu den Belagerten und hüllte die Angreifenden mit dichtem Schleier ein. Nun konnten die Schweizer nicht länger widerstehen; von allen Seiten drangen ihre Feinde ein, viele wurden niedergemacht, und nur der Großmuth einzelner Bürger, die sie vertheidigten, hatten andere ihr Leben zu verdanken; indessen hatte ein Theil dieselben Mittel gefunden, durch einen hintern Ausgang sich zu retten.

Auf der ganzen linken Seite der Seine blieb jetzt kein Feind mehr übrig, und die Sieger liefen nach den Quais, um ihren jenseits ebenfalls von Sieg zu Sieg eilenden Brüdern beizuspringen.

Der Börsenplatz war früh um 9 Uhr noch von den Königlichen besetzt, allein in der Umgegend hatten sich zahlreiche Schaaren gesammelt, die nur auf einen Anführer warteten, um von ihrer Seite zu handeln. Ein Publicist forderte den eben vom Lande angekommenen General Dubourg, einen wenig bekannten Mann, der aber 1815 den König nach Gent begleitet, seitdem eine Militärdivision in der Picardie commandirt und allmählich sich von der Hofpartei, die auch ihre eifrigsten Anhänger durch ihre unsinnigen Maßregeln verlor, entfernt hatte. Zu einem Volksführer schien der General sich nicht zu eignen, auch war sein Name der Menge fremd, indessen muß die Aufforderung seinem Ehrgeize geschmeichelt haben oder des Mannes Patriotismus wirklich groß gewesen seyn. Als er in Generalsuniform erschien, erschallte ein langes und allgemeines Freudengeschrei; ohne Verzug ward er durch Acclamation zum Anführer ernannt, eine Stelle, in welcher er sich jedoch nicht lange behauptete. Unterdessen führte er die Menge auf den Börsenplatz, bemächtigte sich desselben, und von nun an ward das herrliche Gebäude, das ihm den Namen gegeben hat, in ein Krankenhaus für Verwundete verwandelt.

Zugleich zeigten sich zwei bekanntere Volksfreunde auf dem Schauplatze, Lafayette und Gérard, und an den Straßen wurde die Nachricht angeschlagen, die provisorische Regierung sey gebildet, und aus denselben Generalen nebst dem Pair von Frankreich, Herzog von Choiseul, zusammengesetzt. Diese Namen waren so auf dem Placate gedruckt, als ob es wirkliche Unterschriften gewesen wären; allein dem aufmerksamen Beobachter entging nicht, daß dieß ein bloßer Kunstgriff, und daß die Anzeige nicht von den angegebenen Männern aus-

gegangen sey. In der That hat auch seitdem der Herzog von Choiseul erklärt, daß er nie Mitglied einer solchen Regierung gewesen, noch von ihn betreffenden Maßregeln in Kenntniß gesetzt worden sey; allein er habe geschwiegen, weil sein Name der guten Sache nützlich schien und die Gefahr nur für ihn war. Lafayette aber erhielt wirklich von den versammelten Deputirten den Auftrag, sich an die Spitze der Nationalgarden zu stellen; General Gérard wurde ihm als Gehülfe beigegeben. Lafayette erließ folgenden Tagsbefehl. „Liebe Mitbürger und tapfere Waffenbrüder! Das Zutrauen des Pariser Volkes ruft mich noch einmal auf, den Oberbefehl seiner öffentlichen Macht zu übernehmen. Mit Hingebung und Freude habe ich die mir auferlegten Pflichten angenommen, und wie im Jahre 1789 macht mich der Beifall meiner in Paris versammelten Collegen stark. Ich werde kein Glaubensbekenntniß ablegen; meine Gesinnungen sind bekannt genug. Das Betragen der Bevölkerung von Paris während der letztverflossenen Tage schwerer Prüfung macht mich stolzer als je, sie zu befehligen. Die Freiheit wird siegen, oder aber wir sterben mit einander! Es lebe die Freiheit, es lebe das Vaterland!“

Während er sich im Rathhause einrichtete, übernahm Graf Mathieu Gérard, einer der besten Napoleonischen Generale, die Leitung der ungeregelten Haufen, welche sich anschickten das Louvre zu erstürmen. Aus demselben hatten seit früh Morgens die Schweizer unablässig auf das Volk gefeuert und mehrere Angriffe, vom Pont des Arts aus gemacht, abgeschlagen. Endlich gegen eilf Uhr vereinigten sich Tausende von Bürgern zu einem förmlichen Angriffe auf das viereckige Gebäude, welches, durch seine Bauart fest, von so

guten Truppen lange hätte vertheidigt werden können. Dieser Angriff geschah von verschiedenen Seiten zugleich; Bürger kamen vom Quai, von der Straße de l'Arbre sec und St. Honoré her und feuerten erst aus Schlupfwinkeln, die sich ihnen um die Kirche St. Germain l'Aurerrois herum darboten. Dann bestiegen sie das Dach der Kirche, drangen in alle umliegenden Häuser und machten aus dieser Höhe ein fürchterliches Feuer auf die Schweizer, welche indessen die so berühmte Colonnade des Palastes ziemlich dagegen schützte. Da sie sahen, wie wenig auf solche Weise ausgerichtet werden würde, liefen die Bürger näher hinzu und feuerten hinter der Mauer der Esplanade, die für sie eine bequeme Brustwehr bildete. Eine ähnliche Brustwehr deckte diejenigen, die von der Brücke des Arts her den Hauptangriff machten; um zu laden, setzten sie sich, und standen wieder auf, um zu feuern. Allein diese Mittel waren alle zu schwach, um die tapfern Schweizer in ihrer Citadelle zur Uebergabe zu zwingen. Ein Zögling der Schule sah ein, daß ohne Kanonen nicht an Einnahme derselben gedacht werden könnte und ließ die vier Stücke herbeiholen, welche man in dem Artillerie-Museum vorgefunden hatte. Diese wurden alsobald auf der Brücke aufgepflanzt. Unter den Schlägen der Kugeln wich das Gitter. Darum aber war der Eingang doch nicht frei; denn im Hofe zeigten sich nicht nur die Schweizer, es waren auch noch andere Garde-Infanterie und Cuirassiere darin aufgestellt. Ein ehemaliger Officier hatte den glücklichen Einfall, man müsse von der andern Seite eine Diversion machen und einen Sturm versuchen. Unerschrocken folgten die Schaaren der Nationalfahne bis an den Fuß des Gebäudes. Kurz vorher war an jener Seite gebaut worden, und an die Fenster angelehnt stand da eine

hölzerne Maschine, welche man wahrscheinlich dazu gebraucht hat, Steine und dgl. auf- und abzuziehen oder Geröhr auszuwerfen; mittelst dieses Canals erstieg ein Knabe von 16 Jahren, mit einer Flinte und Pistolen bewaffnet, das obere Geschoß, wo ein Schuß ihm den Arm zerschmetterte; aber andere folgten, und das Gitter war zugleich eingestoßen. Wahrscheinlich wurden die Schweizer von den übrigen Gardesoldaten schlecht unterstützt, sonst wäre es schwer zu begreifen, wie sie in so vortheilhafter Stellung sich so schnell überwinden ließen. Viele waren gefallen, die übrigen zogen sich durch die Gemäldegalerie, die durch ihre ungeheure Länge eine Verbindung zwischen dem Louvre und den Tuillerien bildet, in letzteres Schloß zurück. Von den französischen Gardisten ergaben sich viele an die Sieger, die sich begnügten, sie zu einem wiederholten: Es lebe die Charte! zu zwingen. Im Louvre fiel keine Unordnung vor, nur mit den Abzeichen der königlichen Gewalt trieb man Muthwillen; entwandt wurde nichts, und abermals gaben zum Theil sehr arme Taglöhner das Beispiel der bewundernswürdigsten Enthaltsamkeit. Ohne Zeitverlust folgten nun die Bürger den Schweizern durch das Museum nach den Tuillerien. Jetzt fürchtete mancher Verehrer der Kunst, daß die in der Galerie aufgehäuften Schätze von diesen durch den Kampf erhitzten Leuten gemeinen Standes vandalisch zertrümmert werden möchten. Es geschah nicht: mehrere Künstler hatten sich eingestellt, die Gemälde zu beschützen. Nur zwei von Gérard, ein Portrait Karls X und die unlängst fertig gewordene Krönung in Rheims wurden vernichtet, und ein drittes bedeutend beschädigt.

Gegen 1 Uhr rückte man nun gegen die Tuillerien fort, in welchen sich, außer dem Herzoge von Ragusa, noch

die Minister befanden, und welche mehrere Regimenter vertheidigten. Während die Einen an der Erbrechung der Thüre in der langen Galerie arbeiteten, zogen die Andern über die Königsbrücke (Pontroyal), auf welcher seit Morgens hin und her gefeuert wurde. In ihrem strafbaren Eifer hatten hier vor einigen Stunden die Schweizer eine arglose Frau erschossen; um so heftiger wurde nun der Kampf. Indessen hatten sich mit den Bürgern verkleidete Gardes du Corps und Schweizeroffiziere gemischt, unter dem Scheine gemeine Sache mit ihnen zu machen. Plötzlich zogen sie ihre Waffen hervor und viele wurden das Opfer dieser Hinterlist. Nichts desto weniger aber wurde der Pavillon de Flore auf der Seite der Brücke erstiegen, als eben auch die aus der Galerie eindrangen, und auch vorn auf dem Hofe wurden die Garden durch die siegreiche Menge zurückgeschlagen, welche unerschrocken ihrem jungen Fahnenträger folgte, gegen den das unaufhörliche Feuern nichts vermochte. Seine Fahne wehte bald auf dem Triumphbogen des Carousel; ihr Anblick, der Anblick der Unerschrockenheit, mit der ihr Träger unter tausend Gefahren sie fest hielt, erhöhte den Muth des begeisterten Heeres, und nach kurzem Kampfe wichen auf allen Punkten die Königlichen, durch den Garten nach dem Platze Ludwigs XV sich zurückziehend. Alsobald ward die Fahne der Nation auch auf dem Hauptgebäude aufgepflanzt.

Ein Zögling der polytechnischen Schule, der an der Spitze von Bürgern ein Eisengitter stürmte, forderte den Officier, der es vertheidigte, zur Uebergabe auf. Dieser schoß nach ihm, aber die Pistole versagte. Da ergriff ihn der Zögling bei der Brust und sagte ihm, indem er ihm den Degen vorhielt: Ihr Leben ist in meiner Gewalt, aber ich will kein Blut ver-

gießen. Der Officier riß seinen Orden ab und bot ihn dem Zögling an. „Tapferer junger Mann, Niemand ist würdiger als Sie, dieses Zeichen der Ehre zu tragen; empfangen Sie es aus meiner Hand. Ihr Name? — „Zögling der polytechnischen Schule", war die Antwort, und sogleich kehrte der junge Mann zu den Seinigen zurück. Ein anderer Zögling dieser Schule fiel in den Sälen der Tuillerien, und seine Leichnam wurde auf den Thron gelegt.

Staunend irrte nun die ungeregelte Menge in den Prachtsälen des Schlosses umher, auch hier wieder alle Abzeichen des Königthums, die Büsten des Monarchen und Marmonts Portrait im Marschallsaale zerstörend, sonst aber sich mäßigend und nichts von Werth sich zueignend. Im Pavillon de Flore, der Wohnung der Dauphine, wo man allerlei Briefschaften nebst Planen zur Contrerevolution vorfand, wurde indessen einiger Unfug getrieben und Bücher und Geräthe aus den Fenstern geworfen, im Augenblick als die Prinzessin von einer Reise zurück in St. Cloud ankam. Das vorgefundene Gold und andere Kostbarkeiten wurden unberührt nach dem Stadthause gebracht, eine Mühe, der sich Arme, an Allem Mangel leidende Arbeiter ohne Murren unterzogen, ja für welche sie selbst die angebotene Belohnung verschmähten. Ein Mann aus dieser Classe hatte sich eines Federhuts, wie die Prinzen ihn tragen, bemächtigt; mit diesem Abzeichen der Gewalt, eine Flinte auf der Schulter, stellte er sich denen entgegen, die aus dem Schlosse herabkamen, um darüber zu wachen, daß nichts Kostbares entwendet würde. Ludwigs XVIII Büste sollte mit denen der Familie zerschlagen werden, aber einer der Sieger rettete sie durch den Zuruf: „Es ist ja der Vater der Charte!"

Während dieß vorging hatte sich ein anderer Haufe vom Platz de Grève nach dem erzbischöflichen Palaste gewandt, aus welchem längst der früher so muthige Prälat entwichen war. Sie kamen ohne böse Absicht, in der Hoffnung nur in des Bischofs Vorrathskammern ihren Hunger, in seinem Keller ihren Durst zu stillen; allein das unerwartete Vorfinden von Pulverfässern und von frischgeschliffenen Dolchen brachte die Gemüther auf; man verfuhr schonungslos, stürzte Geräthe, Möbel und Bücher in die Seine und richtete allerlei Verwüstung an. Aber auch hier zeigte sich der menschenfreundliche Sinn dieser so cannibalisch aussehenden Leute; alle Betten, vor der Zerstörung gerettet, wurden eiligst nach dem Hotel-Dieu gebracht, wo die Zöglinge der Medicinschule unermüdet der zahlreichen Verwundeten pflegten, und weder bei Tag noch bei Nacht ihren Posten verließen; die Kostbarkeiten hingegen, goldene und silberne Gefäße, brachte man nach dem Rathhause, wohin bald auch die kamen, mit denen der alte Cardinal Latil zu entwischen gehofft hatte, welche ihm aber am Schlagbaume abgenommen wurden, damit er seine Reise desto leichter fortsetzen könnte. Dieser, wie ersterer Prälat, hatte unablässig zu strengen Maßregeln gerathen, und nun waren sie die Ersten, welche die unglückliche Familie sowohl als ihre Heerde im Stiche ließen. Die Seine war mit Trümmern übersäet; Bücher, Stühle und Getäfel schwammen unter einander nach St. Cloud, die Niederlage zu beurkunden.

Auf einem Punkte aber hielten sich noch immer die ringsumher geschlagenen königlichen Truppen. Mehrere Abtheilungen derselben waren im Hofe des Palais-Royal, auf dem Platze vor demselben und in den dahin auslaufenden

Straßen aufgestellt. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und kühnem Muthe hielten sie sich seit Morgens früh gegen alle versuchten Angriffe, obgleich ihre Anzahl von Stunde zu Stunde abnahm. Denn die Linienregimenter gingen zum Volke über. Sie hatten schon früher nur lau gefochten, in die Luft geschossen oder sich förmlich geweigert, zu schießen. Das 53ste Regiment, das auf dem Platze Vendome stand, erklärte sich jetzt zuerst für die Sache des Volks und schickte seine Fahne an die Deputirten. Diesem Beispiele folgte das 5te Regiment in der Straße Richelieu, und das 15te und 50ste machten Miene dasselbe zu thun. Auch von außen wurde den noch kämpfenden Garden die Hülfe abgeschnitten. Ein Cuirassier-Regiment, das eben herbeieilte, ward in Saint-Denis von den Bürgern entwaffnet, ein Schweizerregiment in Orleans zurückgehalten. Dennoch setzten die Garden den unglücklichen Kampf fort. Sie verschanzten sich in die Eckhäuser der Straßen von St. Honoré, Richelieu und Rohan, in welchen sie alsobald förmlich belagert wurden. Nirgends war das Blutbad ärger gewesen; nach stundenlangem Kampfe drangen die Bürger in die Häuser, aus deren Fenstern viele Schweizer herabgestürzt wurden. Auch viele französische Gardisten wurden das Opfer ihres hartnäckigen Widerstandes, welcher Hunderten schon das Leben gekostet hatte. Indessen bemühten sich mehrere edeldenkende Bürger sie zu retten, und an dieser Stelle ward ein Beispiel der Großmuth gegeben, das würdig ist, der Geschichte aufbewahrt zu werden, so wie es zur tiefen Bewunderung beiträgt, welche so viele Züge von Heldenmuth und Seelengröße unwillkürlich einflößen. Eben fiel einer der unglücklichen Gardisten in die Hände eines racheschnaubenden Haufens. „Retten wir den

Unglücklichen!" rief ein wackerer Bürger einem Jünglinge zu, der von Blut triefte. „Ach, antwortete dieser, der Elende hat meinen Bruder erschlagen! Doch es sey: ich helfe Ihnen!" Bis in das dritte und vierte Stockwerk hatte der Kugelregen gereicht, und jene Häuser sind von unten nach oben durchlöchert.

Unterdessen ward es bekannt, daß die Tuillerien übergeben seyen; es war Zeit allem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun. Aber vom Branntwein und dem Gefechte erhitzt, unterließen die Garden das Feuern nicht, und nur mit Mühe konnte man die Grenadiere des ersten Garderegiments dazu bewegen, die Waffen niederzulegen, um mit den Bürgern sich auszusöhnen. Mit einander vermengt und Arm in Arm, zogen nun Bürger und Soldaten auf den Carousselplatz, durch die Straße Chartres; aber an der Ecke der Straße St. Nicaise, da wo vor 30 Jahren, nicht ohne Theilnahme des Fürsten Polignac, die Höllenmaschine geborsten war, empfing sie aufs neue Gewehrfeuer, dem nun auch die entwaffneten Soldaten ausgesetzt waren. Man zog sich nach dem Platze des Palais-Royal zurück, aufs neue zum Kampfe gezwungen. Vergebens bemühte man sich die bethörten Krieger zum Frieden zu bereden; so lange ihr Pulver ausreichte, bedienten sie sich desselben gegen die Bürger, und dennoch verziehen ihnen diese, dennoch nahmen sie auch nachher noch die Ueberwundenen gern in ihre Reihen auf. Nur ein Officier, der bis zuletzt Befehle zum Feuern gegeben hatte, ward militärisch gerichtet und auf dem Platze erschossen.

Es war um drei Uhr Nachmittags: kein Feind war mehr zu sehen, auf allen Thürmen wehte die dreifarbige Fahne, der Sieg war vollkommen.

Während die Jugend von Paris, die Nationalgarde und die unzähligen Arbeiter auf diese Weise die Hauptstadt von Bewaffneten befreiten und auf Schlachtfeldern ihr Blut verspritzten, hatten sich die vermögenden Bürger auf den Mairien versammelt, die liegen gebliebenen Geschäfte besorgt und sich über die dringendsten Maßregeln berathen. Andere hatten sich der Verwundeten angenommen, deren Zahl von Stunde zu Stunde sich mehrte und alle Hospitäler, die Halle, die Börse und andere öffentliche Gebäude überfüllten; noch andere erwiesen die letzte Ehre den Verstorbenen, von denen jedoch viele noch bis zum folgenden Tage unbegraben in den Straßen liegen blieben."

Man beerdigte die Todten in Gärten und Höfen und auf dem Quai machte man zwei große Gruben, in welche zwischen zwei Lagen von Kalk 80 Leichname begraben wurden. Einer der Arbeiter erkannte unter den Todten seinen Bruder, dessen Züge durch Blut und Staub ganz entstellt und fast unkennbar waren. Er warf sich unter jammervollem Geschrei auf den Leichnam und schnitt zum Andenken eine blutige Locke von seinem Haupte. Die Todten wurden mit allen militärischen Ehrenbezeugungen begraben. Der Geistliche der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois in seinem Ornat weihte die Erde. Die Gräber wurden mit Blumen und Lorbeeren bestreut, ein einfaches schwarzes Kreuz war auf sie gepflanzt, mit der Inschrift: Den Franzosen, die für die Freiheit gestorben sind!

Am 30 Julius fuhr ein großes Schiff die Seine herauf, von dem die schwarze Fahne wehte. Es hielt unterhalb der Morgue, um die Leichname der Gefallenen einzunehmen. Sie

wurden auf Tragbahren an Bord gebracht. Man sah unter ihnen Kinder von 10 bis 12 Jahren, Weiber und Greise. — Man hat die Zahl der Todten anfangs überschätzt, und später dieselben wieder wahrscheinlich zu gering angegeben. Die geringste Schätzung war 700 Todte und 2500 Verwundete.

Die geschlagenen Truppen zogen sich durch die elysäischen Felder nach St. Cloud zurück. Hier kam dem tiefgebeugten Marschall der Dauphin entgegen, der ihm allein die Schuld der Niederlage zuschrieb. Er soll wüthend auf ihn losgestürzt seyn und ihm wiederholte Stöße auf die Brust und die Kehle gegeben haben. Auf die Drohung des Marschalls, sich zu vertheidigen, forderte ihm der aufgebrachte Prinz den Degen ab. In dem Augenblick, als Marmont ihn übergab, grif der Dauphin so unvorsichtig darnach, daß seine Hände sich sogleich mit Blut färbten. Alsbald rief er: Wache! mir zu Hülfe! und plötzlich eilte ein Dutzend Gardisten mit vorgehaltenem Bajonnet herzu, welche, als sie den Prinzen verwundet sahen, den Marschall durchbohren wollten. Der Herzog von Angoulême hielt ihn jedoch zurück. „Er ist ein Verräther," sagte er; „aber ich will, daß man ihn schone." Dieser Auftritt wurde bald bekannt, und Karl X hatte viele Mühe, eine Versöhnung zu bewerkstelligen. Endlich willigte der Dauphin ein, zu verzeihen. „Ich habe Unrecht gehabt," sprach er zu Marmont; „aber ich bin bereits dafür gestraft; da sehen Sie meine Hände!" Dieß ist das Schicksal des Mannes vom 31 März! Eben so unglücklich, wenn er den Verräther macht, als wenn er treu bleibt. Der Dauphin hatte indeß so weit nicht Unrecht, als Marmont allerdings große Fehler begangen hatte, indem er seine Truppen zu sehr in der Stadt zerstreute, und zu wenig für Lebensmittel sorgte. —

Die Deputirten hatten sich schon am Morgen des 29sten bei Herrn Lafitte versammelt, und nachdem sie dem General Lafayette den Oberbefehl über die Nationalgarden gegeben, ernannten sie eine provisorische Regierung oder Municipalcommission von Paris, welche bis zur völligen Herstellung der Ordnung dem aufgeregten Volke einen Mittelpunkt geben sollte. Sie bestand aus fünf Deputirten, Lafitte, Casimir Perier, Graf Lobau, Odier und Graf Gérard. Nachdem aber leztere seiner militärischen Geschäfte wegen sich die Stelle verbeten hatte, traten noch hinzu Mauguin, Schonen und Audry de Puyraveau.

Die Pairskammer zeigte nicht den gleichen Eifer, wie die Deputirtenkammer. Sie versammelte sich erst am Morgen des 29sten, als der Sieg schon so gut als entschieden war, und that auch dann noch keinen kraftvollen Schritt. Sie begnügte sich, ihren Großreferendär, Herrn von Semonville, einen ehrwürdigen Greis, als bittenden Vermittler an den König zu senden. Nur ein Pair, Herr d'Argout, zeigte sich kühner, indem er noch während des Kampfes dem Marschall den nicht unzweckmäßigen Vorschlag that, die Minister in seinem eigenen Namen zu verhaften und das Blutvergießen sogleich einzustellen. Aber der Marschall, „der vor Wuth und Entrüstung bis zu Thränen ergriffen war, schwankte zwischen seinen militärischen Pflichten und seinen Gefühlen. Er gerieth in einen beinahe convulsivischen Zustand.“ — Herr von Semonville kam beinahe zu gleicher Zeit mit den Ministern in St. Cloud an. Es entspann sich ein Wortwechsel zwischen ihm und Polignac, zu dem der edle Greis unwillig sagte: „Sie stürzen den König und die Monarchie ins Verderben.“ Der Fürst erwiederte: „Das ist die Sprache eines

Aufrührers. Statt die Monarchie und den König ins Verderben zu stürzen, rette ich sie. In einigen Stunden werden Sie den Beweis davon haben.“ „Ich bin zu alt, entgegnete Herr von Semonville, um mich mit einem Narren zu streiten.“

Er ging zum König, aber dieser wollte noch immer nichts von Nachgiebigkeit wissen. „Ich glaube, und habe immer geglaubt, erzählt Herr von Semonville, daß die Entschließung des Königs, die ich mittelst des Besuchs in seinem Cabinette bekämpfte, persönlich, alt, tief, überlegt, daß sie das Resultat eines zugleich politischen und religiösen Systems gewesen ist. Hätte ich in dieser Hinsicht einige Zweifel nähren können, so würden sie durch die schmerzhafte Unterredung, die ich mit dem Könige gehabt, völlig gehoben worden seyn. Jedesmal, wenn ich seinem Systeme zu nahe trat, ward ich mit unerschütterlicher Festigkeit zurückgewiesen. Er wandte seinen Blick von den Unordnungen zu Paris ab, und glaubte, mein Mund stelle sie übertrieben dar. Er wandte seinen Blick von dem Sturme ab, der seinem Haupte und seiner Dynastie drohte. Nur dadurch, daß ich meinen Weg durch sein Herz nahm, erfuhr ich endlich seinen Entschluß. Nachdem ich Alles versucht, wagte ich endlich, ihn für das Schicksal verantwortlich zu machen, das er der Frau Dauphine zuziehen möchte, die aus den Bädern zurück erwartet wurde. „Eine Stunde, eine Minute Zaudern, sagte ich zu ihm, kann in diesem Augenblicke alles compromittiren. Denken Sie, was geschehen könnte, wenn die Unordnungen von Paris sich den Gemeinden mittheilten, durch die sie auf ihrem Wege kommen muß. Könnte dann die Behörde sie beschützen?“ Darauf sah ich Thränen in den Augen des Königs und seine Festigkeit war dahin; jetzt änderte er seine Entschließung; er senkte sein Haupt

und sagte mir mit leiser, tief gerührter Stimme: „Ich werde meinem Sohne schreiben lassen und das Conseil versammeln.“

Das Resultat dieses letzten Conseils war die Widerrufung der Ordonnanzen, die Entlassung der Minister, die Einberufung der Kammern auf den 3 August. Der gemäßigte Herzog von Mortemart sollte ein neues Ministerium bilden, Herr von Semonville die Deputirtenkammer und die provisorische Regierung zu einem Vergleiche bewegen. Die Herabstimmung des königlichen Geistes ging so weit, daß man versichert, Karl X habe zu einem General, der über die bisherigen Mißgriffe geklagt, ganz kleinlaut gefragt: „was wollen Sie, das ich jetzt thun soll?“

So sehr nun auch der König jetzt eine gütliche Ausgleichung wünschte, so war es doch nun schon zu spät. Lafayette und die meisten Mitglieder der provisorischen Regierung wollten nichts von einem Vergleiche mit Karl X wissen, den sie als den persönlichen Feind der Freiheit, ihres Idols, betrachteten, und von dem man schon wußte, daß unglückliche Erfahrungen ihn nicht klüger machten. Wenn aber auch diese Männer weniger Widerwillen gegen die Bourbonen gehabt hätten, so wäre die Rückkehr derselben nach Paris um nichts leichter gewesen: das Volk schrieb ihnen, nicht mit Unrecht, das vor seinen Augen vorgefallene Blutbad zu; von ihnen forderte es seine Brüder, Verwandten und Freunde zurück, die ein Opfer davon geworden waren; der König war ihm verächtlich geworden, der, ruhig und fern von der Gefahr, seine, auf genaues Halten an dem Gesetze bestehenden Unterthanen hatte schlachten lassen.

Des Großreferendars Vorschläge konnten also nicht angenommen werden, denn aus Uebel wäre dann Aergeres ent-

ſtanden; eine ſolche Entſcheidung hätte das Volk nicht anerkannt, und ein zweiter Aufſtand hätte fürchterlich werden können. Der Greis gab aber darum die Hoffnung nicht auf, ſondern veranlaßte den folgenden Tag eine abermalige Sitzung der Kammer, in welcher beſchloſſen wurde, daß dieſelbe mit der Deputirtenkammer in Unterhandlung treten würde, um auf dieſem Wege die Beibehaltung der Bourbonen durchzuſetzen. Die Vermittlung war in Abweſenheit des Herzogs von Mortemart dem Grafen de Suſſy übertragen, deſſen Bemühungen doch eben ſo erfolglos blieben, als die des ältern Staatsmannes geweſen waren. Die Nation hatte ſich von Karl X und ſeiner Familie abgewandt: alle Vorſchläge ihretwegen kamen zu ſpät. Der unglückliche Monarch mußte nun ſeine ganze Hoffnung auf den Bürgerkrieg ſetzen, bis auch dieſe Illuſion als ſolche ſich ihm fühlbar machte. Indeſſen gingen Befehle an die Uebungslager von St. Omer und Luneville ab, und der ganze Vorrath an Geſchütz von Vincennes wurde noch den Tag, um Paris herum nach St. Cloud gebracht.

Paris bot jenen Abend einen impoſanten Anblick dar. Der Donner des Geſchützes und das lange Feuern und Trommeln ſchwieg jetzt, nur hie und da wurden noch einige Freudenſchüſſe abgebrannt, die in den Gemüthern eine gewiſſe Spannung unterhielten. Dagegen arbeitete Groß und Klein an der Befeſtigung der Straßen, an jenen Barricaden, die man mit Recht die unſterblichen genannt hat, und welche Paris uneinnehmbar machten. In den Hauptſtraßen waren ſie einige hundert Schritte von einander entfernt, wo aber andre Nebenſtraßen auf jene ausliefen, waren wieder ſolche angebracht, und auf einem geringen Raume fand man deren oft fünf bis ſechs beiſammen. Plätze waren damit umgeben, und auf den

Boulevards wurden sie durch gefällte Bäume ersetzt, welche quer über die Straßen gelegt wurden. Jene Bäume, zum Theil hundertjährig, gehörten mit zur Zierde der Stadt: obgleich sie einen der beliebtesten öffentlichen Spaziergänge der Pariser bildeten, nahmen diese keinen Anstand, sie der öffentlichen Sicherheit zu opfern, und noch waren viele mit Fällung derselben beschäftigt. Die Hälfte der Bevölkerung war in den Straßen; die Weiber saßen mit ihren Kindern an den Thüren der Häuser oder in den öffentlichen Durchgängen, beschäftigt Charpie für die Verwundeten zu zupfen, kein Waarenlager war geöffnet, nur hie und da konnte man sich in halb geöffneten Buden den nothwendigsten Lebensbedarf verschaffen. Tausend Anschlagzettel, um welche die Bürger sich sammelten, beschäftigten die Aufmerksamkeit und belebten die Gespräche. Gegen die nördlichen Vorstädte waren Kanonen aufgepflanzt, und die Kanoniere mit brennender Lunte dabei. Auf den Barricaden wehte die Nationalfahne, und eine Schildwache stand dabei, um Ordnung beim Uebersetzen über dieselben zu erhalten. Zugleich fand jenen Abend beim Fackelscheine ein Triumphzug statt. Eine junge Heldin hatte an den Waffenthaten der Männer Antheil genommen und auf dem Börsenplatze eine Kanone erobert. Diese wurde nun, zu einem Armstuhle sitzend und mit Blumenkränzen geschmückt, auf dem Haupte den Lorbeer, nach dem Stadthause getragen, dann auf einen mit Fahnen, Palmen und Siegeszeichen verzierten Wagen gesetzt, und von muthigen Jünglingen durch alle Quartiere der Stadt gezogen, wo die Bevölkerung durch Händeklatschen die Amazone begrüßte.

Bis Mitternacht dauerte das unermüdete Arbeiten an der Befestigung. Dann aber trat eine vollkommene Stille

ein, die nur von Minute zu Minute durch den einem Lauffeuer ähnlichen Ruf der Schildwachen unterbrochen wurde, die sich gegenseitig zur Wachsamkeit ermunterten. Kein Feind ließ sich sehen, alle Anhöhen um die Stadt schwiegen, und in frohem Ueberraschen sahen beim grauenden Morgen die Bewohner der Hauptstadt, daß die befürchtete Gefahr glücklich vorüber gegangen sey. Alles wendete sich nun der Sorge für die Verwundeten zu, und es entstand ein Wetteifer der Wohlthätigkeit. Subscriptionen wurden eröffnet und die reichlichste und zärtlichste Pflege belohnte die Tapferkeit.

Unterdeß war die provisorische Regierungscommission in großer Thätigkeit. Herr Lafitte, die Seele der Volksbewegung, stellte ihr aus seinem Privatvermögen 600,000 Fr. zur Verfügung, die ersten Bedürfnisse des Augenblicks zu decken, und zwei wichtige Proclamationen wurden erlassen, die eine um den Bürgern zu danken und ihnen die Früchte ihres Siegs, die Vertreibung der Bourbons zu verkündigen; die andere, um den Soldaten Verzeihung anzukündigen, und sie mit den Bürgern zu versöhnen. In der ersten hieß es: „Karl X hat aufgehört zu regieren! Außer Stande, den Ursprung seines Ansehens zu vergessen, hat er sich immer als einen Feind unseres Vaterlandes und jener Freiheiten, welche er nicht verstehen konnte, betrachtet. Nachdem er lange im Stillen und mit allen Mitteln, welche der Betrug und die Heuchelei ihm boten, am Umsturze unserer Verfassungen gearbeitet hatte, beschloß er, sobald er sich dazu stark genug fühlte, sie offen zu zerstören und in dem Blute der Franzosen zu ertränken. Allein, Dank sey es eurem Heldenmuthe, mit den Verbrechen seiner Regierung hat es nun ein Ende! — Wenige Augenblicke reichten hin,

dieſe ſo verdorbene Regierung zu ſtürzen, die eine unausgeſetzte Verſchwörung gegen die Freiheit und den Wohlſtand Frankreichs zu nennen war. Die Nation ſteht allein noch aufrecht mit jenen Nationalfarben geziert, die ſie auf Koſten ihres Blutes erobert hat; ſie fordert nun eine Regierung und Geſetze, welche ihrer würdig ſeyen. Welches Volk in der Welt hat in höherem Grade die Freiheit verdient, als ihr?" —

8.

Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs.

Das Wort, das die Abſetzung Karls X und die Ausſchließung ſeiner Familie vom Throne ausſprach, hallte in den Herzen der ungeheuren Mehrheit der Franzoſen wieder. Das Thronrecht der Bourbons war im Blute der Pariſer erloſchen. Dieſe Sache betrachtete das Volk als abgethan. Es handelte ſich nur noch darum, welche neue Regierungsform Frankreich erhalten ſollte. Dieſer Gegenſtand beſchäftigte ſofort alle Köpfe, und die Mauern und Wände von ganz Paris wurden mit Adreſſen und Proclamationen bedeckt, worin jeder ſeine Anſicht geltend machte. Nur die meiſten Pairs und einige Deputirte ſtimmten für den Herzog von Bordeaux, der nach Ausſchließung ſeines Großoheims (Karls X) und Oheims (des Dauphins, Herzogs von Angoulême) das nächſte Recht an den Thron hatte. Noch wenigere dachten an den Herzog von Reichſtadt, Napoleons Sohn. Viele Stimmen verlangten die Republik, doch bei weitem die meiſten vereinigten ſich dahin: 1) die monarchiſche Regierungsform bei-

zubehalten, dieselbe jedoch durch republicanische Institutionen einzuschränken, und 2) den Herzog von Orleans zum Könige auszurufen.

Die Mehrheit entschied sich dafür, weil für den Augenblick nichts Besseres zu passen schien. Die Beibehaltung des Königs und des Dauphins war unmöglich, die des jungen Herzogs von Bordeaux höchst mißlich, da er ganz unter dem Einflusse seiner dem Volke verhaßten Familie stand. Die Herstellung der Republik aber oder der Napoleoniden mußte Frankreich in Anarchie stürzen. Der Herzog von Orleans dagegen war nach dem Herzoge von Bordeaux der nächste legitime Thronfolger, und er war überdieß in Folge seiner Tugenden und Schicksale in hohem Grade Liebling des Volks. Man durfte sich in ihm einen exemplarischen Bürgerkönig versprechen.

„Ludwig Philipp stammt von Philipp von Orleans, dem jüngern Bruder Ludwigs XIV. Sein Vater war der in der Geschichte der Revolution so übelberüchtigte und unglückliche Herzog Philipp von Orleans, der sich den Beinamen Egalité gab, und unter der Guillotine starb. Als dessen ältester Sohn, geb. den 6 October 1773, war Ludwig Philipp, genannt Herzog von Chartres, beim Ausbruche der Revolution noch ein Jüngling, theilte aber mit seinem Vater die Gunst des Volks und trat als Soldat in die Armee der Republik. 1792 kämpfte er zu Quiévrain und Boussu unter General Biron, in demselben Jahre unter d'Harville gegen den Herzog von Braunschweig; den 11 September wurde er General-Lieutenant. Dann focht er mit Erfolg bei St. Ghislain und bei Jemmappes. Als Befehlshaber des

Bataillons von Mons war er siegreich; er kämpfte bei Anderlecht, Brüssel, Varroux, zog im November 1792 in Lüttich ein. Proscribirt, weil sein Führer Dumouriez Ludwig XVII erheben wollte, begab er sich zu Koburg, der ihm vergebens die Stelle eines General-Lieutenants anbot. Der Herzog reiste nun mit geringen Mitteln durch die Alpen, war 1793 und 1794 Schullehrer in Reichenau, verweilte kurze Zeit in Hamburg, bereiste Europa bis zum Kap Nord, und zwar zu Fuß. 1795 schiffte sich der nunmehrige Herzog von Orleans nach Philadelphia ein, und rettete durch diese Reise seine Brüder. Er reiste mit einem Passe der französischen Regierung; der Herzog und seine Brüder drangen bis in die Wildnisse Nordamerica's vor. Als er 1798 seinen Verwandten, den König von Spanien, ersuchte, seine Staaten betreten zu dürfen, erhielt er keine Antwort. Immerhin wurde er bereitwillig in Cuba aufgenommen; Humboldt spricht in seinem Werke über Cuba von der Anhänglichkeit, welche die Bewohner der Insel noch für den Herzog von Orleans zeigten. Von Halifax in Neuschottland aus gelangte der Herzog 1800 nach England; sein Bruder Montpensier starb 1797, Beaujolais 1808. Hierauf begab sich Orleans nach Palermo und vermählte sich am 25 November 1809 mit der Tochter Ferdinands IV; 1810 wurde der Herzog von Chartres geboren. Bei der zweiten Restauration kehrte Orleans erst Ende 1816 nach Frankreich zurück, und wurde nicht in die Pairskammer berufen. Er gehörte zur Opposition, protestirte gegen die Legitimität des Herzogs von Bordeaux, und war volksthümlicher als irgend einer seiner Verwandten. Er wohnte bis jetzt im Palais-Royal, hat bedeutende Besitzungen, ist ein Freund der Künste und Wissenschaften, versteht die meisten

europäischen Sprachen, und hat seine Söhne in den Pariser Gymnasien erziehen lassen."

Das glänzendste Zeugniß hat ihm der berühmte Paul Louis Courrier gegeben, der 1825 als ein Opfer seines Liberalismus unter Meuchlerdolchen fiel. Er sagt: „Ich liebe den Herzog von Orleans, weil er, der geborne Fürst, sich herabläßt, ehrlicher Mann zu seyn. Er hat mir nichts versprochen; träfe sichs aber, ich würde ihm trauen, und er würde, glaub' ich, nach geschlossenem Vertrage solchen halten ohne Trug, ohne deßhalb mit Edelleuten Rücksprache zu nehmen, ohne sich bei Jesuiten zu berathen. Ich sage, was mir diese Meinung gibt: er ist aus unserer Zeit, gehört diesem Jahrhunderte, nicht einem andern, und hat wenig gesehen, was man die alte Herrschaft nennt. Er ist mit uns in den Krieg gezogen, darum hat er auch keine Furcht vor Unterofficieren. Später wider Willen ausgewandert, führte er nie Krieg gegen uns, denn er wußte, was man der heimathlichen Erde schuldig ist, und daß man nie Recht hat gegen sein Land. Er weiß dieß, und noch andere Dinge, die selten in dem Range, worin er geboren, erlernt werden. Sein Glück wollte, daß er von dem hohen Stande herabsteigen, und, noch jung, wie unser Einer leben konnte. Der Fürst war Mensch geworden. In Frankreich bekämpfte er unsere gemeinschaftlichen Feinde, im Auslande arbeitete er, um zu leben. Von ihm gilt das Wort nicht: „Nichts vergessen, nichts gelernt." Die Fremden haben ihn gesehen Kenntnisse sammeln, nicht Almosen betteln. Er hat weder den Pitt ersucht, noch bei Koburg gefleht, unsre Felder zu verheeren, unsere Dörfer zu verbrennen, um unsere Schlösser zu rächen. Zurückgekehrt, stiftete er keine Messen,

keine Seminarien, bereicherte nicht Klöster auf unsere Kosten; aber weise im Leben und in Sitten, predigte sein Beispiel besser als Missionäre. Kurz er ist ein Mann des öffentlichen Wohls. Ich meinerseits wünsche, daß alle Fürsten ihm glichen; keiner von ihnen würde dabei verlieren, und wir, wir würden gewinnen. Wenn er regierte, würde er viele Dinge zurecht stellen, nicht nur mittelst der Weisheit, die in ihm seyn kann, sondern mittelst einer nicht weniger bedeutenden, zu wenig gefeierten Tugend: Ordnung im Haushalte. Diese ist, wenn man will, ein bürgerlicher Vorzug, den der Hof an einem Fürsten verabscheuet; aber für uns so herrlich, in der Verwaltung so schön, — wie soll ich sagen? — so göttlich, daß ich ihm quasi alle andern guten Eigenschaften erlassen möchte."

Wenn übrigens irgendwo die Besorgniß entstände, Louis Philipp möchte allzu bürgerlich, oder gar jacobinisch seyn wie sein Vater, so wird dieß am besten durch eine Anekdote widerlegt, die in den Zeitungen aufgewärmt wurde, und die eben so wahrscheinlich als charakteristisch ist. Der Erzieher eines seiner Söhne frug den Herzog, welche politische Meinung er seinem Sohne beibringen solle? Erziehen Sie ihn nur, antwortete der Herzog, zum Republicaner; ich bin gewiß, daß er noch immer genug Royalist bleiben wird.

Dieß war der Mann, auf den sich jetzt alle Blicke der Pariser richteten. Das Volk überließ der Deputirtenkammer zutrauensvoll die Entscheidung, und diese erklärte am 30 Julius den Herzog von Orleans zum General-Lieutenant des Königreichs oder zum Chef der ausübenden Macht, während sie zugleich in ihrer nächsten Session die

Charte nach dem Wunsche und Bedürfnisse der Nation zu reformiren versprach.

Der Herzog von Orleans war mit seiner zahlreichen und blühenden Familie in Neuilly, unfern von St. Cloud. Nur sein ältester Sohn, der Herzog von Chartres, war nicht bei ihm, sondern eilte an der Spitze seines Husarenregiments von Joigny nach Paris. Es glückte dem Herzoge, Neuilly noch in der Nacht des 30sten zu verlassen, ohne von St. Cloud aus beunruhigt zu werden, wo er, sobald man seine Ernennung zum General-Lieutenant erfuhr, in der ersten Wuth von Karl X außer dem Gesetze erklärt worden seyn soll.

Am 31sten erließ der General-Lieutenant eine Proclamation: „Einwohner von Paris! Frankreichs Deputirte, die in diesem Augenblicke in Paris vereinigt sind, haben gegen mich den Wunsch geäußert, daß ich mich in diese Hauptstadt begeben möchte, um die Geschäfte eines Generalverwesers des Königreichs zu übernehmen. Ich stand keinen Augenblick an herbeizueilen, eure Gefahren mit euch zu theilen, mich mitten unter eure heldenmüthige Bevölkerung zu stellen und aus allen Kräften daran zu arbeiten, euch vor dem Unglücke des Bürgerkriegs zu bewahren. Indem ich nach Paris zurückfuhr, trug ich mit Stolz jene glorreichen Farben, die ihr wieder angenommen, und welche ich selbst lange getragen habe. In Kurzem werden sich die Kammern vereinigen; sie werden auf Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu gründen. Von nun an wird die Charte eine Wahrheit seyn.“

Die Würde dieser Sprache, die Vorsicht, mit der der Prinz alles vermied, was die Anmaßung, streitige Fragen selbst entscheiden zu wollen, hätte verrathen, oder ihn mehr, als

ihm zukam, für die Zukunft binden können, ist nicht zu verkennen, auch schien diese Proclamation geeignet, alle Parteien zu befriedigen. Indessen traf sie doch, hie und da auf heftigen Widerspruch: vor dem Rathhause zeigte sich Gährung, und selbst im Palais-Royal hörte man: „Was bedürfen wir eines Generalverwesers des Königreichs! Es lebe die Charte, weg mit den Prinzen! Man gebe uns einen Präsidenten!" Doch, solche Aeußerungen konnten sich nicht lange Gehör verschaffen, man machte sie durch die Erklärung verstummen, daß nur verkappte Jesuiten, Anhänger der absoluten Monarchie, solche Reden führen könnten und überstimmte sie durch den lauten Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans!" Bald erschien der Prinz selbst auf der neuen Terrasse seines Pallastes mit den Farben der Nation geschmückt. Sein edler Anstand, die Einfachheit seiner Kleidung, sein freundliches Grüßen, die Herablassung, mit der er selbst seine Proclamation unter die Umstehenden vertheilte, nahm die Menge für ihn ein, und obgleich noch keine entschiedene Anhänglichkeit sich zeigte, so konnte man doch erkennen, daß sie keinem Andern so leicht, wie diesem, sich unterwerfen würde.

Unterdessen fuhr auch die Municipalcommission in ihrer Thätigkeit fort, und sorgte mit großer Umsicht für Alles, was zunächst nöthig war, die Rettung der Krondiamanten, die sich noch in St. Cloud befanden, die Empfangnahme der aus Algier kommenden Millionen, die Errichtung einer beweglichen Nationalgarde, falls von den königlichen Truppen noch fernerer Widerstand zu befürchten wäre ꝛc. Zugleich schuf sie ein neues Ministerium, in welches die Veteranen des Liberalismus eintraten, Dupont de l'Eure, General

Gérard, Marschall Jourdan, Guizot, Bignon, Admiral Rigny, Louis.

Am 31 Julius, Sonnabend, dem letzten Tage der großen Woche, versammelten sich die Deputirten abermals unter dem Vorsitze des Herrn Lafitte und verfaßten eine Proclamation an das Volk, um demselben ihre Ansichten mitzutheilen und seine Ungeduld zu stillen. Diese Proclamation sollte dem General-Lieutenant zugesendet werden, aber die Kammer beschloß, sich selbst in corpore zu ihm ins Palais-Royal zu verfügen, um ihm einen glänzenden Beweis ihrer Achtung zu geben und das Volk nach sich zu ziehen. Unter unbeschreiblichem Jubel zogen die Deputirten in Masse, vom Volke begleitet, zum Pallaste des Herzogs und lasen demselben die Erklärung der Kammer vor, worin folgende wichtige Stelle ihm und dem Volke schon seine Ernennung zum Könige von fern andeutete: „Der Herzog Orleans ist der Sache der Nation und der Verfassung ergeben, er hat immer die Interessen derselben vertheidigt und zu deren Grundsätzen sich bekannt. Er wird unsere Rechte achten, da er die seinigen aus unsern Händen empfangen hat. Uebrigens werden wir uns durch Gesetze alle Gewährleistungen zusichern, die nöthig sind, um die Freiheit stark und dauerhaft zu machen; die Wiederherstellung der Nationalgarde, deren Officiere von den Gliedern derselben selbst erwählt werden sollen; die Theilnahme der Bürger an der Bildung der Departements- und Municipalverwaltungen; die Geschwornengerichte auch auf Preßvergehen angewandt; eine gesetzliche Feststellung der Verantwortlichkeit der Minister und der Beamten zweiten Ranges; die gesetzliche Regulirung des Looses der Kriegsbeamten; die Erneuerung der Wahlen für den Fall, da ein

Ge-

Gewählten ein öffentliches Amt erhalten sollte. Mit Einem Worte, wir werden in Uebereinstimmung mit dem Fürsten, welcher an der Spitze des Staates steht (avec le chef de l'état), unsern bürgerlichen Rechten alle die Entwicklungen zufließen lassen, deren sie bedürfen. — Franzosen, schon hat der Herzog selbst sich vernehmen lassen, und seine Sprache ist die, welche man an ein freies Land richten soll. Die Kammern werden nächstens zusammenkommen, sagt er euch, sie werden auf Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu begründen. Von nun an wird die Charte eine Wahrheit seyn!" Nachdem Herr Laffitte geendigt hatte, ertheilte der Prinz folgende Antwort: „Meine Herren! Die heilsamen Grundsätze, die Sie aufstellen, sind immer die meinigen gewesen. Sie rufen mir alle Erinnerungen meiner Jugend wieder ins Gedächtniß, deren Fortsetzung meine letzten Jahre seyn sollen. Wie ein guter, wie ein wahrer Familienvater werde ich mit Ihnen und durch Sie am Glücke Frankreichs arbeiten. Indessen werden mich die Deputirten der Nation ohne Mühe verstehen, wenn ich ihnen erkläre, daß ich aus Herzensgrund die traurigen Umstände beweine, die mich nöthigen, das hohe Amt anzunehmen, das Sie mir auftragen, und dessen ich mich würdig zu machen hoffe." Alle drückten dem Herzoge ihren Dank, ihre Bewunderung aus. Dieser, wahrscheinlich weil er einsah, wie wichtig es sey, gleich im Anfange seine Popularität durch die der Deputirten zu verstärken, und einen Schritt zu thun, der die Einbildungskraft derer, die ihm gehorchen sollten, mächtig anspräche, erklärte nun den Volksrepräsentanten, daß er im Augenblicke ihrer Ankunft sich anschicke, nach dem Rathhause sich zu begeben, und daß er sich

glücklich schätzen würde, auf diesem Wege durch die Straßen von Paris von den Deputirten der Nation umgeben zu seyn. Sogleich war Alles zum Aufbruche bereit; der Herzog in Generalsuniform und mit dem großen Bande der Ehrenlegion und der dreifarbigen Cocarde geschmückt, stieg allein zu Pferd. Die Deputirten zu Fuß umringten ihn von allen Seiten, nur zwei derselben ließen sich wegen Schwäche in Sänften tragen. Eine unzählige Volksmenge schloß ihn von allen Seiten ein und erfüllte die Luft mit ihrem Freudengeschrei. Als er an den Stufen abstieg, die hinauf auf das Rathhaus führen, rief er den Nationalgardisten, die davor Wache hielten, zu: „Ihr seht, meine Herren, einen alten Nationalgardisten, der seinen ehemaligen General zu besuchen kommt.“ Der General war eines solchen Besuches würdig. Lafayette hatte sich, seine eigenen mit ihm alt gewordenen Ansichten gern dem allgemeinen Wunsche seiner Mitbürger aufopfernd, ohne Rückhalt seinen Collegen angeschlossen, als sie die Nothwendigkeit erkannt hatten, einen Reichsverweser zu ernennen. Er nahm nun den Prinzen, dem er bis dahin fremd geblieben war, mit Ehrerbietung und Freude auf. Nachdem der Aufruf an die Franzosen noch einmal in dem großen Saale verlesen worden war, erschienen beide, der Held der Freiheit und der Mann der Stabilität, Arm in Arm auf den nach außen führenden Stufen, die Nationalfahne in der Hand haltend. Ein lautes Beifallklatschen verrieth die Freude des Volks, und das Bravorufen, die Vivats nahmen kein Ende.

Doch wurde erzählt, daß mitten unter diesem Jubel der General Dubourg zum Herzoge gesagt habe: „Wir hoffen, Sie werden Ihre Eide halten; wenn nicht, so würden Sie sehen, was geschähe.“ Der Herzog soll erwiedert haben:

„Die Drohung war überflüssig. Sie kennen mich nicht. Ich bin Franzose, ich bin ein Mann von Ehre. Die Zukunft wird lehren, ob ich meine Versprechungen zu erfüllen weiß.“

Die Municipalcommission legte sofort ihre Vollmachten in die Hände des General-Lieutenants nieder.

9.

Die Vertreibung der Bourbons.

Während dieses Alles in Paris vorging, herrschte zu St. Cloud die größte Bestürzung. Schon am 30sten begann der Abfall. Die Höflinge, die sonst alle Thüren belagert hatten, verschwanden, und bald war nur noch die engste Camarilla und das Militär, das ein Gefühl der Ehre bis zum letzten Augenblicke aushalten ließ, um den Exkönig versammelt. Die gemeinen Soldaten fingen an sich zu zerstreuen, und die Bauern der umliegenden Dörfer aufzustehn. Da flüchtete der König in der Nacht auf den 31 Julius aus St. Cloud, ließ aber den Dauphin daselbst zurück, der noch einmal versuchte, die Truppen zu einem Angriffe auf Paris zu encouragiren. „Man sah ihn durch die Allee von St. Cloud reiten. Das Hin- und Herwanken des Prinzen auf dem Pferde, die Stellung seines nach hinten geschobenen Hutes und das Lachen, welches beständig auf seinen Lippen schwebte, contrastirte auf eine sehr widrige und verdrießliche Weise mit der ernsten und nachdenkenden Stellung dieser Soldaten, deren Gedanken einzig mit der Erinnerung an die gestrigen Ereignisse und mit der Voraussicht des Urtheils der Zeitgenossen und der Nachwelt über die ehrlose Verrätherei beschäf-

tigt schien, zu deren blindem Werkzeuge man einen übelverstandenen militärischen Gehorsam mißbraucht. — Während die königlichen Truppen, von Beschwerden erschöpft, im Gehölze von Boulogne standen, verlangte man vom Maire von Auteuil Lebensmittel und Erfrischungen für sie. Der Maire wendete sich an die vornehmsten Einwohner seiner Gemeinde, um ihnen welche zu verschaffen. Diese antworteten ihm: daß dieß seine eigenen Feinde unterstützen hieße, indem diese Truppen auf ihre Brüder in Paris geschossen. Indessen wurden ihnen bloß aus dem Motiv der Menschlichkeit Lebensmittel verabfolgt. Der Herzog von Angoulème kam persönlich, dem Maire für die seiner Armee (er bediente sich wörtlich dieses Ausdrucks) verschafften Nahrungsmittel zu danken. Der Maire konnte sich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß alle die Unfälle, die gegenwärtig Frankreich träfen und welche auf die königliche Familie selbst zurückfielen, sich nicht ereignet hätten, wenn der König constitutionell regiert. Auf diese Worte wandte der Prinz sein Pferd um und entfernte sich. Einige Augenblicke darauf sandte er indessen einige Adjutanten zu dem Maire und ließ ihm sagen: wenn er ihm etwas mitzutheilen habe, wolle er ihm gern Gehör geben, nur dürfe dieß nicht in Gegenwart der Truppen geschehen. — Das tapfere Benehmen der Einwohner von Chaillot darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Von den Herren Luchet und Villemain, Sohn, von Lorient insurgirt, hielten diese braven Leute, nur 25 Mann stark, nachdem sie drei Posten entwaffnet, den 29sten den ganzen Tag das Feuer von fünf Regimentern Garde aus, die ihren Rückzug durch die Barriere von Passy nehmen wollten. Sie machten mehr als achtzig Gefangene. — Als am 29sten die Truppen der

königlichen Garde zu Fuß ihre rückgängige Bewegung über Neuilly begannen und die Einwohner davon benachrichtigt wurden, errichteten diese in weniger als einer halben Stunde mit ungeheuren Bäumen, Balken und andern zusammengerafften Hölzern auf der Brücke und vor derselben Barricaden, um den Uebergang zu sperren. Die Garde ließ auf diese unvorhergesehenen Barrieren mit Kanonen feuern, um sie zu durchbrechen und nach Courbevoye zu gelangen; aber das Feuer der Plänkler von Neuilly, die sich in einen Hinterhalt versteckt, zwang sie, ihr Vorhaben aufzugeben und den Chemin de la Revolte einzuschlagen, um Saint-Denis wieder zu erreichen, wo sie aber ebenfalls zurückgeschlagen und gezwungen wurden, eine andere Richtung zu nehmen, um sich wieder mit den königlichen Truppen zu vereinigen. Man sieht, daß sowohl die moralische als die physische Gewalt die Werkzeuge des Despotismus verabscheuen. Alle umliegenden Gemeinden waren unter den Waffen und hatten die Anhöhen, besonders die des Calvarienbergs besetzt."

Der Dauphin folgte nun dem Könige nach, der sich vorerst nach Trianon geflüchtet hatte, aber der Aufstand der Versailler und mehrere in der Allee von Trianon niederfallende Kugeln trieben die königlichen Flüchtlingen weiter. Sie begaben sich in das Schloß von Rambouillet, wo sie am Abend des 31sten anlangten. Hier fand sich am folgenden Tage auch die Dauphine ein, für welche nach den oben angeführten Worten der Herr von Semonville so zärtliche Besorgniß gehegt hatte. Sie war in den Bädern von Vichy gewesen, und man hat sogar behauptet, sie sey ins Bad geschickt worden, um in der kritischen Periode des Staatsstreichs nicht um die Person des Königs zu seyn und durch ihre bangen

Ahnungen und Aengstlichkeiten dessen Energie zu lähmen. In Dijon erhielt sie die erste Nachricht von den Pariser Ereignissen. Sie besuchte daselbst das Theater und wurde durch das wüthende Geschrei der Zuschauer genöthigt, es zu verlassen. Verkleidet und zur Sicherheit mit dreifarbigen Bändern geschmückt kam sie glücklich durch die revolutionirten Umgebungen von Paris, um in Rambouillet das Maß des Jammers voll zu machen, denn der Tag nach ihrer Ankunft war auch der, welcher ihren Oheim und Gemahl der schönen Krone von Frankreich beraubte. Die bedauernswürdige Tochter Ludwigs XVI, der man unter allen Gliedern ihrer Familie das meiste Gefühl und den meisten Ehrgeiz zuschreibt, mußte zum Schrecklichen das noch Schrecklichere erleben, denn zum Morde der Eltern und des Bruders fügte das grausame Schicksal nun noch die Entehrung des Gatten.

Die Nation hatte die Vorschläge, die ihr der König durch Herrn von Semonville machen ließ, nicht angenommen und Karl X des Throns verlustig erklärt. Nichts blieb nun übrig, als diesen Thron wenigstens seiner Familie zu erhalten. Der Dauphin war nächster Thronfolger, aber dieser Stumpfsinnige war seinem Vater stets blind gefolgt, in die gleiche Schuld verwickelt, und wenn vielleicht weniger gehaßt vom Volke, doch noch weit mehr verachtet. Also entschloß sich der König, mit Uebergehung des Dauphin, dem Throne zu Gunsten des jungen Herzogs von Bordeaux zu entsagen. Am 2 August schrieb er an den Herzog von Orleans, ernannte ihn zu seinem General-Lieutenant und versuchte noch einmal, sich durch glänzende Versprechungen von der Absetzung loszukaufen. Da dieß aber vergeblich war, schrieb er noch an demselben Tage einen zweiten Brief an den Herzog: „Mein

Vetter! Die Uebel, welche mein Volk bedrücken oder die es noch bedrohen könnten, gehen mir allzusehr zu Herzen, als daß ich nicht auf Mittel, ihnen zuvorzukommen, hätte sinnen sollen. So habe ich denn den Entschluß gefaßt, der Krone zu Gunsten meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, zu entsagen. Auch der Dauphin, der meine Gesinnungen theilt, verzichtet auf seine Rechte zu Gunsten dieses seines Neffen. Es liegt Ihnen demnach, als Generalverweser des Königreichs, ob, die Thronbesteigung Heinrichs V öffentlich verkündigen zu lassen. Außerdem werden Sie alle von Ihnen abhängenden Maßregeln treffen, um die Formen der Regierung während der Minderjährigkeit des neuen Königs festzusetzen."

Begreiflicherweise wurde die Entsagung angenommen, aber nicht so die Ernennung des jungen Königs Heinrichs V. Dagegen wurde auf die Bitte des Exkönigs eine Commission nach Rambouillet geschickt, um ihn vor der Wuth des Volkes zu schützen und sicher dahin zu geleiten, wohin er sich zurückziehen würde. „Die Commissäre Marschall Maison, der Deputirte von Schonen und der bekannte Advocat Odillon-Barrot, begaben sich noch an demselben Tage nach Rambouillet, erklärten aber dem Könige, sie würden seine Bewachung nur dann übernehmen, wenn seine unbedingte Verzichtleistung auf den Thron und die Auslieferung der Krondiamanten erfolgt sey. Der Herzog von Ragusa antwortete, es sey mit dem Hofe noch nicht so weit gekommen, daß er solche Bedingungen annehmen müßte; es blieben ihm noch Truppen übrig, und der König würde sich nicht entfernen, bis man ihm die Forderungen, zu denen er berechtigt sey, erfüllt hätte. Nach neuen Bemerkungen der Commission entfernte sich der Herzog von Ragusa und kam nach einiger Zeit wieder zurück. Er

brachte die Abdankung Karls X und die Verzichtleistung des Herzogs von Angoulême, mit Uebertragung ihrer Rechte auf den Herzog von Bordeaux. Karl X soll überdieß vier Millionen Rente verlangt haben. Selbst die ihn umgebenden Hofleute verlangten eine Stipulation der Erhaltung ihrer Ehrenstellen, Gehalte, Würden u. s. w. Die Commission hatte auf solche Forderungen keine Antwort zu ertheilen. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als sich zu entfernen, was sie denn auch that. Wenige Augenblicke nach ihrer Zurückkunft zu Paris ward ein Entschluß gefaßt, dessen Folgen bald die ganze Bevölkerung erblicken konnte. Eine elektrische Bewegung theilte sich derselben mit. Man hörte nur Einen Ruf: Nach Rambouillet! Nach zwei Stunden waren 10- bis 12,000 Mann in den Champs Elysées versammelt; alle kleinen Wagen der Umgebungen von Paris, 7- bis 800 an der Zahl, boten ihre Dienste an, um die bewaffneten Bürger zu fahren. Eine große Zahl von Reitern und bespannten Kanonen schloß sich der Colonne an, die durch weitere Verstärkungen unterwegs zu Rambouillet 20- bis 30,000 Mann stark ankommen sollte. General Pajol und Obrist Jacqueminot wurden zur Leitung dieser Bewegung bestimmt. Andrerseits hatten sich die Rouener und die Havrer, die zu Poissy oder zu St. Germain angekommen waren, nach derselben Richtung gewandt. Die Commissarien reisten um drei Uhr Nachmittags wieder nach Rambouillet zurück, um Karl X und dessen Familie von Neuem zu fragen, ob sie begleitet oder geführt zu werden wünschen."

Aus Furcht vor den wüthenden Volkshaufen, die hinter den Commissarien herzogen, entschloß sich der Exkönig sogleich, ehe diese Haufen ankämen, unter dem Schutze der Com-

missäre nach dem Hafen von Cherbourg abzureisen, von wo er sich nach England einschiffen wollte. Er stand zugleich von allen seinen Forderungen ab, lieferte die Krondiamanten aus und erhielt dagegen, weil er von Allem entblößt war, eine Million Reisegeld. Zugleich verabschiedete er alle seine noch übrigen Truppen, bis auf einen Theil der Garde, die ihn ferner begleiten durfte. Um 11 Uhr Abends am 3 August erfolgte die Abreise, die sogleich nach Paris gemeldet wurde. Dieß hielt die Pariser auf ihrem Marsche auf. Nur ihre erste Colonne kam nach Rambouillet, wo sie das Schloß schon verlassen fand. Sie verübten keinen andern Unfug, außer daß sie sich acht reich vergoldeter Hofwagen bemächtigten. Die Pferde des Königs wurden vorgespannt und so die Wagen im Triumph nach Paris geführt. Es war ein eignes Schauspiel, diese prachtvollen Carrossen zu sehen, in denen man sonst nur bei den feierlichsten Gelegenheiten die Mitglieder der königlichen Familie erblickt hatte, jetzt angefüllt mit Leuten aus dem Volke, mit Pariser Soldaten, deren Piken, Bajonnette, Säbel zu den Kutschenschlägen heraus ragten, während andere oben auf dem Verdecke, auf dem Bocke, und auf den Pferden saßen, umgeben von einer jubelnden Menge, die vor Freude ihre Gewehre in die Luft schoß.

Der Rückzug des Königs geschah in bewundernswürdiger Ordnung und wurde nirgends durch tumultuarische Angriffe beunruhigt. Nach einem so erhabenen Heldenmuthe zeigte sich das französische Volk nicht minder erhaben in der Großmuth. Einer, der den Zug begleitet, erzählt: „Am 4 August Morgens auf dem Wege nach Dreux erzeigte die Garde dem Könige die letzte Ehre, mehrere Officiere brachen ihre Degen, die Obristen händigten ihre Fahnen ein. Die Be-

deckung des Königs, nunmehr bloß 800 Pferde, kam jetzt schneller vorwärts: um drei Uhr sah man in Dreux die dreifarbige Fahne; die Nationalgarden präsentirten vor dem Könige das Gewehr und ließen trommeln. Den 5 August in Verneuil, den 6ten in l'Aigle. Hier, wie in Dreux, ließ die Menge, gedrängt, ohne Bewegung (impassible) kaum einen schmalen Durchzug für unsere Pferde. Man gewahrte wenig befreundete Gesichter, aber kein beleidigendes Wort wurde vernommen. Etliche Frauenzimmer an den Fenstern gaben durch Thränen ihr schmerzhaftes Gefühl zu erkennen. Die Menge verspottete ihren Schmerz nicht, als hätten sie eine Art von Großmuth zur Schau tragen wollen (!)."

Von dem ganzen Zuge erhalten wir folgendes Bild: „Der Zug bestand noch am 5 August aus 2500 bis 3000 Personen, Militärs und Leuten des königlichen Dienstes. Die vier Compagnien Gardes du Corps waren beinahe vollständig: ein Dutzend Artilleristen führten zwei Kanonen; Kuirassiere, Grenadire der Garde zu Pferd, Jagd-Gendarmen, Lanciers und andere Soldaten verschiedener Corps drängten sich gemischt hinter dem königlichen Wagen. Der Herzog von Ragusa, an der Spitze des noch ziemlich zahlreichen Generalstabs, brüstete sich in seiner Marschallsuniform; aber sein blasses und abgemattetes Gesicht zeigte einen düstern Ausdruck. Wenige Schritte auf ihn folgte der Herzog von Guiche. Karl X befand sich in einer vierspännigen Kutsche mit seinem Sohne und der Herzogin von Angoulême. Der Marschall Maison, einer der Commissarien der provisorischen Regierung, nahm den vierten Platz im Wagen ein. Der alte König schien tief ergriffen; man vernahm kaum einige Worte von ihm. Der vormalige Dauphin war unbekümmert und

fast heiter; er schien sein Unglück weder zu fühlen noch zu verstehen. Die Herzogin von Angoulème hingegen äußerte ihren tiefen Kummer aufs heftigste. Die Unordnung in ihrem Anzuge zeigte hinreichend die Unruhe ihres Gemüthes, und Alles deutete darauf hin, daß sie den ganzen Umfang des erlittenen unersetzlichen Verlustes vollkommen einsah. Die Herzogin von Berry, in männlicher Kleidung, die sie gern öfters anlegt, befand sich mit ihren zwei Kindern in einem andern Wagen. Ihre mit acht Pferden bespannte Kutsche trug noch alle Insignien ihrer vormaligen Würde; an der des Königs waren im Gegentheile alle Wappen und Lilien halb verwischt. Der Zug schloß sich mit 17 Wagen mit dem Gepäcke der königlichen Familie. Mehrere Karren waren mit Gold beladen. Das Seltsamste und Auffallendste bei diesem Zuge waren einige Leute mit magerem und schwarzgallichtem Gesichte, die mit bloßen Füßen und die Hände auf den Rücken gelegt, mit auf die Erde gehefteten Blicken, ganz maschinenartig ihren Vorgängern folgten, ohne auf etwas, was um sie her vorging, zu achten oder zu blicken, ganz in Betrachtungen über ihr Unglück versunken. Trotz der groben Gewänder, die sie bedeckten, konnte man sie leicht erkennen. Es waren Jesuiten, die am Hofe Karls X eine Rolle gespielt und wahrscheinlich keine andere Freistätte gefunden hatten, als in diesem traurigen Zuge. Auf der Straße war eine unermeßliche Menge von Bauern und Bürgern herbeigeströmt. Auf allen Gesichtern war Neugierde, auf mehreren Mitleiden ausgedrückt. Uebrigens war die düstere Stille durch kein Wort, keinen Zuruf, keinen Vorwurf gestört."

In l'Aigle nahm der Exkönig bei Herrn von C. Quartier, der daselbst ein schönes Schloß besitzt. Es wurden der königs-

lichen Familie alle Zimmer des Schlosses eingeräumt. Um 7 Uhr Morgens kam der Maitre d'Hotel mit einer Menge Küchenbeamten, Köche, Küchenjungen ꝛc. an. Er nahm sogleich alle Zimmer in Augenschein. Als er das zum Schlafzimmer bestimmte Appartement sah, wendete er sich feierlich an Herrn von C.: „Mein Herr! Die Etikette verbietet ausdrücklich, daß der König in einem Gemache schlafe, hinter dem sich nicht ein anderes eben so großes befindet, in dem sich Alles, was den Dienst hat, die Nacht über aufhalten kann." Nun wurden die Betten aufgeschlagen, die reichen Draperien abgenommen ꝛc. und Alles in den Salon versetzt, der zum Schlafgemache umgewandelt wurde. Hierauf installirte der Maitre d'Hotel seine Leute in der Küche. Von den zwanzig Köchen, die er in Rambouillet mitgenommen, waren nur eilf übrig geblieben, die übrigen davon gelaufen; um diesem Mangel abzuhelfen, wurden 25 Mädchen aus der Stadt aufgeboten, um den Köchen zu helfen. Die Tafeln gaben eine neue Schwierigkeit; der König konnte der Hofetikette gemäß an keiner runden Tafel speisen, indessen es fand sich keine andere, man mußte sich resigniren, und zum erstenmale seit Ludwig XIV speiste ein König von Frankreich an einem runden Tische. Gegen Mittag langte die ganze königliche Familie an. Der König traurig, aber ruhig, in einer Haltung, der es nicht an Würde fehlte. Die Herzogin von Berry in Mannskleidern, einem schlechten grünen Ueberrocke, übrigens mit festem, ihrem Costume entsprechenden Aussehen. Die Dauphine in einem Zustande der Erbitterung, der an Wuth gränzte. Als sie den Fuß auf den Boden setzte, rief sie, als wenn sie in einer angefangenen Unterhaltung fortführe: „Seit zwei Jahren widersetzte ich mich ihren Entwürfen aus allen meinen

Kräften. Sie fanden nur Ein Mittel ihren Staatsstreich einzuleiten — mich nach Vichy zu schicken und die Ordonnanzen während meiner Abwesenheit zu erlassen. Was ich ihnen seit zwei Jahren beständig voraussagte, geht nun in Erfüllung, zu spät sehen sie ein, wie sehr ich Recht hatte. Dieß ist abscheulich, schrecklich; da haben wir nun die schöne Bescheerung!" Die Kinder liefen in dem Garten herum wie losgelassene Füllen. Der Herzog von Bordeaux befand sich in einem Wagen mit Frau von Gontaut. Auf der einen Seite ritt der Dauphin, auf der andern der Herzog von Ragusa. Der Erstere lächelte mit gleichgültigem, ausdrucksloſem Gesichte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft ließ der König Herrn von C. rufen und dankte ihm für seine Gastfreundlichkeit. Herr von C. erwiederte, er fühle sich glücklich, daß Se. Majestät sich mit dem, was er habe thun können, begnügen wolle; es schmerze ihn aufs tiefste, daß es so unglückliche Umstände seyen, die ihm die Ehre verschafften, ihn zu empfangen. Der König entgegnete: „Ja, dieß ist sehr unglücklich. Ich verlasse Frankreich sehr ungern. Ich liebe Frankreich; es ist ein schönes Land. Ich wünsche, daß es glücklich seyn möge. Mir fehlte das, was dazu gehört, es glücklich zu machen; es braucht eine eiserne Hand. Ich habe nicht Festigkeit genug. Doch hoffe ich, es wird glücklich seyn, ich wünsche es. Ich werde Frankreich stets mit meinen Wünschen begleiten."

Am 7 August verließ der Zug l'Aigle bei drückender Hitze mit Staubwirbeln. Die königliche Familie stieg oft aus, der König und der Dauphin ritten alsdann, die Fürstinnen und Kinder gingen zu Fuße. Da indeß auf diese Weise der Marsch sich verzögerte, legte man dieß dem Könige übel aus. Es hieß, er zögere nur, um sich mit den Vendéern und mit

den Royalisten der Bretagne zu vereinigen, die Herr von Laroche-Jacquelin in Aufstand bringen solle. Am 8 August zog man bei starkem Regen nach Argentan, wo die Nationalgarde nicht präsentirte. Die Commissarien wünschten, der Exkönig möge sich nach dem Hafen Granville wenden, der von der Bretagne weiter entfernt lag; aber gerade das verweigerte er. In Condé zeigte das Volk am 10ten große Gährung, die besonders durch den Anblick Marmonts aufgeregt wurde. Man wollte ihn bei Nacht aufheben. Von nun an legte der Marschall seine glänzenden Zeichen ab. Zu Carenton rotteten sich 6- bis 7000 Nationalgarden zusammen, um dem Exkönige die Verbindung mit der Bretagne abzuschneiden. Am 16 August in Valognes nahm der Exkönig von der Garde zu Fuß Abschied. Die Officiere und die 24 Aeltesten der Leibwache begaben sich zu ihm, um ihm ihre Fahnen einzuhändigen. Der König war tief bewegt, die Dauphine zerfloß in Thränen, der Dauphin schien sich in sein Loos zu fügen, die Herzogin von Berry war ruhig, der Herzog von Bordeaux und Mademoiselle freundlich. Karl X nahm die Fahnen, umarmte die Officiere, dankte ihnen und sprach: „Ich nehme eure Fahnen zurück; sie sind ohne Makel, mein Enkel wird sie euch wieder geben.“ Der König, die Dauphine und die Herzogin von Berry reichten die Hand zum Kusse. Die Gendarmerie und Officiere ohne Truppen nahmen ebenfalls Abschied. Den 16ten um 9 Uhr Morgens verließ Karl X Valognes, von sieben Schwadronen der Leibwache begleitet, und wandte sich nach dem fünf Stunden entfernten Cherbourg.“

Die Einwohner dieser Stadt hatten sich auf dem Wege, wo der Zug vorüber kam, versammelt, beobachteten aber das tiefste Stillschweigen. Kein Ruf verletzte die Ohren dieser von

solcher Höhe gefallenen Familie. Die Regierungscommissarien erwarteten die Familie beim Eingange des Hafens, der von dem Quai zu dem königlichen Paketboote führte. Der Hofpomp, das Schmettern der Trompeten, die letzten Lebewohl einer überflüssigen Garde, das Schweigen der zahlreichen Zuschauer, Alles gab dieser großen Scene einen theatralischen, traurigen Anblick. Aus dem ersten Wagen stiegen der Herzog von Damas, Hr. v. Mesnard, die Herzogin von Gontaut und der Herzog von Guiche. Sie erreichten rasch das Schiff. Frau von Gontaut blieb einen Augenblick vor dem Marschall Maison stehen, und sagte zu ihm: „Wie grausam ist es, Hr. Marschall, Frankreich verlassen zu müssen!" Ihre Augen standen voll Thränen, und ihr ganzes Wesen drückte den tiefsten Schmerz aus. Der königliche Wagen enthielt Karl X, im einfachen blauen Frack gekleidet; den Dauphin in olivenfarbenem Ueberrock, mit grauem Hut auf dem Kopfe; die Dauphine, mehr als einfach gekleidet; den Herzog von Bordeaur, Mademoiselle, die Herzogin von Berry, mit einem Mannshut und als Amazone gekleidet. Zuerst stieg der Herzog von Bordeaux aus; der Dauphin führte ihn; er gab der Dauphine den Arm, deren Züge über allen Ausdruck entstellt waren. Karl X war niedergeschlagen, seine Augen matt, aber er behielt Ruhe bei. Nichts kommt dem Ausdrucke der Verzweiflung gleich, der auf dem Gesichte der Frau Herzogin von Berry lag. Einige Augenblicke blieb sie unbeweglich an Bord der Brücke stehen, dann drückte sie die Hände eines alten Beamten ihres Hauses — und stürzte rasch in das Paketboot. Bis zum letzten Augenblicke beobachteten die Seebehörden von Cherbourg, und die Commissarien den gefallenen Prinzen gegenüber die schicklichste und festeste Haltung. Diese Familie,

die in ihrem langsamen Zuge gegen das Ende ihrer Reise noch einige Hoffnung zu bewahren schien, wie man aus der Wahl der Orte, die sie durchzog, schließen mochte, konnte sich überzeugen, daß das ganze Volk sie ohne Haß, ohne Entrüstung, rein und einfach verwarf. Ein Kern von Garden, der einem Heere glich, konnte nöthigenfalls den Anhängern der Autorität Karls X als Vereinigungspunkt dienen, wenn Karl X Anhänger hatte; aber nichts regte zu ihren Gunsten die Bewohner der Provinzen auf, in denen sie einst den Samen des Bürgerkriegs ausgestreut hatten. Vier Commissarien, ohne Escorte, nichts für sich habend als die moralische Macht einer großen Mission und die öffentliche Meinung, genügten, um überall die tiefste Ruhe zu erhalten. Unter den Personen, die den Exkönig begleiteten, bemerkte man den Herzog von Ragusa, den Herzog Armand von Polignac, den Herzog von Guiche, Frau von Bouillé und einige Hausbeamte. Im Ganzen waren es sechszig Personen von Auszeichnung. General Talon, der für die Quartiere gesorgt hatte, reiste gleich nach der Einschiffung nach Paris zurück. Die Schiffe stachen am 16 August um 2 Uhr in See. Der Lootse, der das Paketboot aus dem Hafen führte, kam gegen 7 Uhr zurück, und erzählte, im Augenblicke als die Prinzen die Küsten Frankreichs sich entfernen sahen, hätten sie sich dem lebhaftesten Schmerze hingegeben und seyen in Thränen geschwommen. Das Wesen des Dauphins zeichnete sich durch den Contrast aus, den es gegen den schmerzlichen Ausdruck der andern Mitglieder der gefallenen Familie darbot; sein Mund, der mit seiner Nase in beständiger Berührung stand, und seine blinzenden Augen gaben seiner Physiognomie ein Aussehen von Lustigkeit, das die Zuschauer nicht begreifen konnten. Ein

THERESE

Herzogin von Angouleme

Henry v. Angouleme, Dauphin.

von Paris angekommener Officier näherte sich ihm: „Nun! Ist es drunten ruhig?“ — Ja, Monseigneur, vollkommen ruhig. „Ah! ah! ah! und die Barricaden, he!“ „Es findet sich keine Spur mehr davon.“ „Ah! ah! ah! Sie haben also keine Furcht mehr!“ Dabei bewegte er sich und sprang, als ob diese Nachricht ihm die größte Freude machte. Die Dauphine, die ohne Zweifel einsah, wie peinlich eine solche Unterhaltung für Karl X und die andern Mitglieder der Familie seyn müsse, machte ihr schnell ein Ende, indem sie den Officier verabschiedete.“

Am 17 August kam der Exkönig vor Portsmouth an, zufällig auf dem nämlichen Schiffe, welches ihn und seinen Bruder, nach Napoleons Entthronung, nach Frankreich hinübergeführt hatte. Sein Empfang war sehr schlecht, denn das englische Volk, das sich in ungeheurer Menge am Ufer einfand, hatte sich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen bedeckt, und die Behörde deutete ihm an, er könne wohl als Privatmann, nicht aber als König von Frankreich in England landen. Er begab sich daher vor Cowes auf die Insel Wight, um hier, den Blicken der Menge weniger ausgesetzt, das Resultat seiner Vorstellungen beim Londoner Hofe abzuwarten. Dieser Hof konnte nämlich, sofern er mit der neuen französischen Regierung in freundschaftlichen Verhältnissen bleiben wollte, nicht zugeben, daß Karl X oder Heinrich V als König von Frankreich in England aufgenommen werde, und erst nachdem der Exkönig deßfalls von seinen Forderungen abgestanden, wurde ihm gestattet zu landen und das Schloß Lulworth in Dorsetshire zu bewohnen, wohin er am 24 Aug. mit seiner Familie abreiste.

Ueber den Aufenthalt der unglücklichen Familie in Lul-

worth verbreiteten sich vielerlei, größentheils gehässige und lächerliche Gerüchte. Bald klagte man über die außerordentliche Verschwendung, die sich der Exkönig zu Schulden kommen ließe, indem er die Pracht und Etikette des Hofes beibehielt; bald spottete man über die abenteuerlichen Plane, welche diese Familie machen sollte, um wieder nach Frankreich zurückzukehren. Man wollte gehört haben, daß die Frau Dauphine und der Herzog von Ragusa schon beim Abschiede zu Cherbourg den Officieren gesagt haben: „Wir werden uns bald wieder sehen!“ Karl X selbst soll gesagt haben: „Es wird dießmal nicht hundert Tage dauern.“ Im Herbste wurde aus Lulworth geschrieben, der Hof habe seine Andachtsübungen verdoppelt, weil ihm die Vision einer Nonne mitgetheilt worden, nach welcher Heinrich V schon am 13 December d. Jahres in Paris zum Könige ausgerufen werden würde.

Die königliche Familie blieb indeß nicht lange in Lulworth, sondern zog sich im Herbst auf das schöne alte Schloß Holyrood, in der Nähe von Edinburg, zurück, wo Karl X in seiner frühern Verbannungszeit zugebracht hatte, und wo sie am 20 October anlangte. Der Exkönig wurde achtungsvoll aufgenommen und grüßte seinerseits die Anwesenden. Das Gefühl seiner gegenwärtigen Lage schien ihn zu durchdringen, und die Rührung, die sich augenscheinlich in ihm aussprach, theilte sich bald den Zuschauern mit. Er trug einen großen, braunen, bis zum Kinn zugeknöpften Ueberrock. Der Herzog von Bordeaux, ein interessantes Kind, trug eine blaue Jacke, und hatte einen kleinen Helm auf dem Kopfe. Mit einer seinem Alter entsprechenden Beweglichkeit sprang er gleich ans Ufer.

Der berühmte Walter Scott forderte seine Landsleute

öffentlich auf, die Verbannten großmüthig zu behandeln „Unter solchen Umständen würde es unserer, wie als Schottländer so als Menschen, unwürdig erscheinen, wenn dieser unglücklichen Familie auch von der unbedeutendsten Person ein Wort oder Blick zukäme, der eine Empfindung noch schärfte, welche in diesem Augenblicke so schmerzlich seyn muß, daß sie auch durch solche Beleidigungen, die zu einer andern Zeit ganz unbeachtet bleiben würden, gekränkt werden dürfte. Die Widersacher des Königs in seinem vormaligen Reiche haben den Beifall Europa's für den Edelmuth erhalten, womit sie Gebrauch von ihrem Siege machten, und für die Achtung, welche sie durch Mäßigung gegen einen Feind für sich selbst aussprachen. Es würde ein großer Abstich gegen dieses allgemein gelobte Benehmen seyn, wollten wir, die der Sache selbst fremd sind, eine weitergehende Rache an den Tag legen als diejenigen, welche dabei so nahe betroffen waren."

Dagegen sagte der Scotsman: „Es würde von Seite einer versammelten Menge unmännlich erscheinen, irgend eine Art von Triumph gegen einen gefallenen und schwachen alten Mann auszudrücken. Allein die Gesinnungen des Edinburger Volks sind bekannt, und wir hoffen um Karls eigenen Vortheils willen, daß unter dem Scheine von Mitleid mit seinem Unglück kein Versuch gemacht werde, ihm auch nur ein einziges Zeichen der Sympathie, auch nur einen einzigen Zuruf darzubringen."

In Holyrood sah sich der Exkönig bald den Verfolgungen seiner Gläubiger ausgesetzt, die zu befriedigen er früher als König versäumt hatte, und die nun seinen Privatstand benutzten, um ihn nach englischen Gesetzen zur Zahlung seiner Schulden anzuhalten. Der Graf von Pfaffenhofen, der dem

Exkönige während der Emigration große Summen vorgestreckt, brachte es nun dahin, daß zu Anfang des Novembers die Kutschen des Exkönigs mit Beschlag belegt wurden.

Dagegen erfuhr man später, daß Marschall Bourmont, der von Algier über Spanien nach England gereist war, wo er am 8 November ankam, bedeutende Summen mitgebracht habe, und daß seitdem die königlichen Wagen wieder eingelöst worden seyen. Auch bildete sich in Holyrood ein neues Conseil aus den Ministern Capelle, d'Haussez, Blacas und Bourmont. Es hieß, die Herzogin von Berry sollte zur Regentin im Namen ihres Sohnes, Heinrichs V, erklärt werden, und zwischen Holyrood und den zurückgebliebenen Anhängern der alten Dynastie in Frankreich (jezt Karlisten genannt) trat eine sehr lebhafte Correspondenz ein.

10.

Reform der Charte.

Wir kehren nun nach Paris zurück, um die weitern Erfolge der großen Revolution im Julius zu betrachten.

Am 3 August, dem nämlichen Tage, an welchem die Kammern der frühern Bestimmung zufolge durch Karl X hatten eröffnet werden sollen, wurden sie durch den Herzog von Orleans als Generallieutenant des Königreichs eröffnet, und zwar nicht im Louvre, sondern im Saale der Deputirten, in deren Händen damals die Herrschaft lag, da die Pairs unpopulär waren. Vor dem Saale waren Nationalgarden in Menge versammelt, im Saale Damen, Bürger, polytechnische Schüler, die Aller Blicke auf sich zogen. Die für die fremden Di-

plomaten bestimmten Plätze waren leer. An den Verzierungen hatte man noch nichts geändert. Weite Draperien von carmoisinrothen Sammet, mit goldenen Lilien besäet, waren von dem mit weißen Federbüschen umgebenen Thronhimmel überschattet. Ueber der Krone erblickte man die dreifarbige Fahne. Bald bemerkten einige Deputirte, daß die Nationalfarben nicht glänzend genug entfaltet seyen, es wurden daher in der Eile zwei große dreifarbige Fahnen an goldenen Stäben und eine große Zahl dreifarbiger Wimpel aufgezogen, welche die lilienbedeckten Draperien fast ganz maskirten. Der Thron erhob sich im Grund der Estrade. Vor dem königlichen Lehnsessel standen zwei einfache sammetbedeckte Sessel, der eine zur Rechten des Throns für Monseigneur Herzog von Orleans, der andere zur Linken für den Herzog von Nemours. Der mit violettem Sammet bedeckte Armstuhl, auf dem gewöhnlich der Kanzler von Frankreich sitzt, stand zur Linken des Stuhls des Herzogs von Nemours. Allmählich traten die Deputirten ein und bildeten sich in belebte Gruppen. Unter den ersten, die sich einfanden, bemerkte man die HH. v. Bondy, Laisné de Villevesque, Demarçay, v. Sade, Mechin, Labey de Pompières, Etienne, die beiden Dupin, de Tracy, Villemain. Hr. de Lezardières empfing, von den HH. Delalot, Bourdeau, Hyde de Neuville, Vatimesnil, Martignac umgeben, ihre Glückwünsche. Mit neugierigem Auge suchte man die heftigen Redner der äußersten Rechten, die Duplessis de Grénédan, Laboissière, Dudon, Laboullaye, aber vergebens; sie blieben aus. Indessen erschienen doch viele ihrer eifrigsten Freunde, namentlich die HH. Berryer, Jacquinot de Pampelune, v. Meffray, v. Conny, de l'Epine, v. Murat, v. Beausset, v. Boisbertrand, v. Belissan, Bizien du Lezard, v. Hautzoul

und Roger (neugewählt in Corsica). Hr. Laffitte, der an einer Verrenkung litt, hatte sich in die Kammer tragen lassen. So wie man ihn erblickte, bildete sich um ihn eine große Gruppe der Linken; er schien wichtige Nachrichten mitzutheilen. Die ersten Pairs, die im Saale sichtbar wurden, waren die HH. v. Chateaubriand, Pasquier, Chaptal und der Herzog von Choiseul. Allmählich erschienen gegen 40, Andere sagen gegen 60, welche den verschiedenen Meinungsnuancen der erblichen Kammer angehören. Man bemerkte unter ihnen (außer den obgenannten) die Herzoge von Mortemart, v. Belluno, Marschall Jourdan, die Grafen Mollien, Montalivet, Vaublanc und Lanjuinais, Hrn. v. Semonville, den ersten Präsidenten Grafen Portalis, den ersten Präsidenten Baron Seguier, die Grafen Roy und Noé, Marquis von Dreux-Brézé, Baron Bastard de l'Etang, die Herzoge von Caraman, von Treviso, Coigny ꝛc. Weder einer der Pairs noch einer der Deputirten trug das liliengestickte Costume; sie waren alle theils in blauer, theils in schwarzer Kleidung. Einige hatten das große Band der Ehrenlegion umhängen; das blaue Band erblickte man nirgends. Einzelne der Deputirten, namentlich Hr. v. Vatimesnil, trugen ein dreifarbiges Band. General Lafayette, dem sich, als er unter die Pforte des Saals trat, Alles entgegendrängte, um ihm die Hand zu drücken, erschien in einfacher bürgerlicher Kleidung. Kurz vor Anfang der Sitzung zählte man 194 Deputirte; später scheint deren Zahl sich noch um etwas vermehrt zu haben, wenigstens sprechen einige Journale von ungefähr 250. Um ein Uhr verkündigte der Kanonendonner die Ankunft des Herzogs von Orleans, der mit seinem Sohne, dem Herzoge von Nemours, in Begleitung eines zahlreichen Generalstabs, nach dem Pa-

laſte der Deputirten ritt, und unterwegs von der längs dem Quai aufgeſtellten Nationalgarde mit den militäriſchen Ehrenbezeugungen begrüßt wurde. Als die Prinzen in den Saal eintraten, erhob ſich die ganze Verſammlung unter dem lauten Zurufen: „Es lebe der Herzog von Orleans.“ Letzterer war in Generalsuniform, ſein Sohn trug die des Jägerregiments, deſſen Oberſter er iſt. Sie ſetzten ſich auf zwei auf dem erhöhten Platze, in deſſen Hintergrund der Thron ſich erhob, ſtehende Tabourets; die Herzogin nebſt ihrer Familie ſaß in einer Tribune, die für ſie angebracht worden war. Nach der alten Hofetikette befahl ſonſt der König den Pairs ſich zu ſetzen, und erlaubte durch den Kanzler den Deputirten ein Gleiches zu thun. Jetzt, da alle Erinnerungen an feudale Gebräuche verſchwinden ſollten, ſagte der Reichsverweſer der ſtehenden Verſammlung nur die Worte: „Meine Herren, ſetzen Sie ſich!“ bedeckte ſich dann, und hielt die Eröffnungsrede, worin es heißt: „Ich eilte herbei in der feſten Entſchließung mich herzugeben zu Allem, was in der Lage, in welche mich die Umſtände verſetzt haben, letztere mir auflegen würden, um die Herrſchaft wieder herzuſtellen, die bedrohte Freiheit zu retten, und die Wiederkehr ſo großer Unglücksfälle dadurch unmöglich zu machen, daß auf ewige Zeiten das Anſehen jener Charte feſtgeſtellt würde, die, ſo wie im Kampfe, auch nach demſelben das Loſungswort war.“

„Den Kammern kommt es zu, mich in der Erfüllung dieſer erhabenen Pflicht zu leiten; alle Rechte ſollen feſt begründet werden, alle Geſetze, die zu deren vollkommener und freier Ausübung erforderlich ſind, ſollen die Erweiterung erhalten, welcher ſie noch bedürfen. Von Herzen und aus voller Ueberzeugung an den Grundſätzen einer freien Regierung hängend,

verstehe ich mich auch gern zu Allem, was die Folge einer solchen ist, und heute schon glaube ich Sie aufmerksam machen zu müssen auf die Einrichtung der Nationalgarde, auf die Anwendung der Geschwornen-Gerichte auf Preßvergehen, auf die Anordnung der Departements- und Municipalverwaltung, und vor Allem auf den vierzehnten Artikel der Charte, dem man eine so gehässige Auslegung gegeben hat."

„Ja, meine Herren, es wird glücklich und frei seyn, das uns so theure Frankreich; es wird Europa zeigen, daß, allein mit seinem innern Aufblühen beschäftigt, es den Frieden nicht minder als die Freiheit liebt, und daß es für seine Nachbarn Glück und Ruhe wünscht. Achtung für alle Rechte, Sorgfalt für alle Interessen, Treue und Glauben bei der Regierung, dieß sind die besten Mittel die Parteien zu entwaffnen und in die Gemüther Vertrauen, in die Grundgesetze Festigkeit zu bringen, welche allein das Glück der Völker und die Stärke der Staaten begründen."

„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirte! Sobald die Kammern constituirt seyn werden, werde ich sie von dem Entsagungsacte Sr. Majestät des Königs Karl X. in Kenntniß setzen lassen, durch welchen zugleich Se. königl. Hoheit der Dauphin, Ludwig Anton von Frankreich, seinen Rechten entsagt. Dieses Actenstück ist mir gestern den 2 August um eilf Uhr Abends übergeben worden. Heute habe ich Befehl gegeben, es im Archive der Pairskammer niederzulegen und in den amtlichen Theil des Moniteurs einzurücken."

Nachdem er diese von den Anwesenden mit lärmendem Beifall aufgenommene Rede gehalten hatte, stand der Reichsverweser auf und grüßte die Versammlung. Begleitet von seinem Sohne stieg er zu Pferd und ritt durch die gedrängten

Reihen des Volks, der Linie der Nationalgarde entlang, die in prachtvoller Haltung wie eine geregelte Kriegsschaar dastand. Ihm folgte in einem dreisitzigen, offenen, höchst einfachen Wagen die Herzogin von Orleans mit der Schwester ihres Gemahls, mit allen ihren Töchtern und den jüngsten Prinzen des Hauses. Bisher hatte jene im häuslichen Kreise das schönste Glück genossen, das dem Menschen zu Theil werden kann; sie sah voraus, daß es auf der schwindelnden Höhe, auf welche die Umstände sie geführt hatten, gefährdet werden würde. Zwar hatte sie ihrem Gemahle nicht abrathen können, dem ehrenvollen Aufrufe der Nation zu folgen; allein Thränen hüllten ihr Auge, als er zu diesem Zwecke sie verließ: „Mit unserem stillen Glücke, sprach sie, hat es nun ein Ende!“

Am folgenden Tage, den 4 August, hielt auch der älteste Sohn des Generallieutenants, der Herzog von Chartres, unter lautem Jubel seinen Einzug in Paris.

Indeß war der Herzog von Orleans der Krone noch nicht gewiß. Die meisten Pairs waren für die Legitimität, also für Heinrich V, dem unter der liberalen Regentschaft des Herzogs von Orleans der Thron gesichert bleiben sollte. Unter dem Volke dagegen waren Viele für die Republik. Selbst unter den Deputirten glaubte eine bedeutende Zahl, die Kammer dürfe nicht eigenmächtig einen neuen König wählen, sondern müsse erst die französische Nation fragen, die sich zu diesem Zweck in Urversammlungen zu bilden habe. Diese entgegengesetzten Meinungen bewegten die Gemüther sehr lebhaft, und würden ohne Zweifel große Unruhen erzeugt haben, wenn die Mehrheit der Deputirten nicht das augenblickliche Vertrauen der Nation, die ihr die Entscheidung in die Hände legte, be-

nutzt und einen raschen Entschluß gefaßt hätte. Sie entschied sich für Orleans, der in der That in dieser kritischen Lage am besten auszuhelfen schien; aber sie gab ihm die Krone nicht eher, als bis sie das Reichsgrundgesetz reformirt und das neue Königthum mit republicanischen Institutionen umgeben hatte.

Nachdem die Deputirtenkammer sich mit der Reinigung ihrer Vollmachten beschäftigt und die durch ungesetzliche Umtriebe Gewählten aus ihrer Mitte ausgeschieden hatte, erklärte sie nochmals feierlich den Thron für erledigt, legte die Entsagungsacte Karls X und des Dauphins ins Archiv nieder, (wogegen Mauguin, einer der kühnsten Deputirten von der äußersten Linken, protestirte, weil ein vom Volke abgesetzter König nicht mehr das Recht habe, freiwillig zu entsagen), setzte das Ministerium Polignac in Anklagestand und nahm mehrere wesentliche Veränderungen in der Charte vor.

Auch die Pairskammer hielt ihre Sitzungen, sah sich indeß darauf beschränkt, in unmächtigen Worten vergeblich das legitime Recht Heinrichs V zu reclamiren. Dadurch nahm ihre Unpopularität in dem Grade zu, daß sich am 6 August Abends 400 junge Leute vor dem Saale der Deputirten versammelten und das wüthende Geschrei erhoben: Nieder mit der Pairie! Wirklich sah ein großer Theil des Volkes die Pairs als sehr überflüssig, als eine kostspielige Last der Nation und als eine gefährliche Aristokratie an. Es gelang indeß den Vorstellungen des Generals Lafayette, die Tobenden zu beruhigen.

An dem nämlichen Tage legte Herr Bérard der Deputirtenkammer den Entwurf einer Declaration der Kammer vor, die Aenderung der Charte und des Thrones betreffend. Eine von ihr niedergesetzte Commission modificirte sie,

Königin der Franzosen.

und am 7 August wurde sie mit 219 gegen 38 Stimmen angenommen. Sie lautet:

Die Deputirtenkammer, in Erwägung der dringenden Nothwendigkeit, die aus den Ereignissen des 26, 27, 28 und 29 Julius und der folgenden Tage und aus der allgemeinen Lage hervorging, in der sich Frankreich in Folge der Verletzung der constitutionellen Charte befand; in Erwägung ferner, daß in Folge dieser Verletzung und des heldenmäßigen Widerstandes der Bürger von Paris Se. Majestät Karl X, Se. königl. Hoheit Louis Antoine, Dauphin, und alle Mitglieder des ältern Zweigs des königlichen Hauses in diesem Augenblicke das französische Gebiet verlassen, erklärt, daß der Thron factisch und von Rechts wegen erledigt und es unumgänglich nöthig ist, dafür eine Vorkehrung zu treffen. Die Deputirtenkammer erklärt zweitens, daß nach dem Wunsche und im Interesse des französischen Volkes der Eingang der constitutionellen Charte als eine Verletzung der Nationalwürde aufgehoben ist, indem er den Franzosen die Rechte zu octroyiren scheint, die ihnen wesentlich angehören, und daß die nachstehenden Artikel derselben Charte auf die hier anzugebende Weise aufgehoben oder modificirt werden sollen. Art. 6. Aufgehoben. (Dieser Art. lautet: „Die katholische, die römisch apostolische Religion ist die Staatsreligion.") Art. 7. Die Diener der katholischen, apostolischen und römischen Religion, welche die Mehrheit der Franzosen bekennt, und diejenigen der andern christlichen Culte, bekommen Gehalte aus dem öffentlichen Schatze. (Bisher lautete der 7. Art.: „Die Diener der katholischen Religion und die der andern christlichen Culte erhalten allein Gehalte aus dem Schatze.") Art. 8. Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und dru-

cken zu lassen, indem sie sich den Gesetzen fügen. Die Censur kann nie wieder eingeführt werden. Art. 14. Der König ist der oberste Staatschef; er befehligt die Land- und Seemacht, erklärt den Krieg, schließt Friedens-, Allianz- und Handelstractate, ernennt zu allen Stellen der öffentlichen Verwaltung, und macht die nöthigen Verordnungen und Ordonnanzen zur Vollziehung der Gesetze, ohne jemals die Gesetze selbst suspendiren, noch von ihrer Vollziehung dispensiren zu können. Es dürfen keine fremden Truppen anders als in Gemäßheit eines Gesetzes in den Staatsdienst zugelassen werden. Art. 15. Auslassung der Worte: „Der Departemente." (Bisher lautete der Artikel: „Die Gesetzgebungsgewalt wird collectiv von dem Könige, der Pairskammer und der Kammer der Deputirten der Departemente ausgeübt." Der Beisatz „der Departemente" wurde gestrichen, weil es auch Bezirksdeputirte gibt.) Art. 16 und 17. Der Vorschlag der Gesetze gebührt dem Könige, der Pairskammer und der Deputirtenkammer. (Bekanntlich hatte bis jetzt bloß der König die Initiative). Gleichwohl muß jedes Auflage-Gesetz zuerst von der Deputirtenkammer votirt seyn. Art. 19, 20 und 21 aufgehoben und durch folgende Verfügung ersetzt: Wenn ein Gesetzesvorschlag von einer der drei Gewalten verworfen ward, so darf derselbe nicht wieder in derselben Session vorgelegt werden. Art. 26. Jede Versammlung der Pairskammer, die außer der Zeit der Session der Deputirtenkammer gehalten würde, ist unerlaubt und von Rechts wegen nichtig, ausgenommen in dem einzigen Falle, wo sie als Gerichtshof versammelt wird, und dann kann sie nur gerichtliche Verrichtungen ausüben. Art. 30. Die Prinzen von Geblüt sind durch das Recht der Geburt Pairs; sie sitzen unmittelbar

nach dem Präsidenten. Art. 31. Aufgehoben. (Der Artikel bezog sich auf die Gegenwart der Prinzen in der Pairskammer, und ist also jetzt durch den vorhergehenden Artikel überflüssig.) Art. 32. Die Sitzungen der Pairskammer sind öffentlich, wie die der Deputirtenkammer. (Bisher waren die Verhandlungen der Pairs geheim.) Art. 36. Aufgehoben. (Der Artikel lautete: „Jedes Departement wird dieselbe Zahl von Deputirten haben, die es bis jetzt hatte.") Art. 37. Die Deputirten werden auf fünf Jahre gewählt. (Bisher auf sieben Jahre.) Art. 38. Kein Deputirter kann in die Kammer zugelassen werden, wenn er nicht dreißig Jahre alt ist und andere durch das Gesetz bestimmte Bedingungen vereinigt. (Bisher wurde ein Alter von 40 Jahren erfordert.) Art. 39. Sollten sich gleichwohl in dem Departement keine 50 Personen von dem angezeigten Alter finden, die den durch das Gesetz bestimmten Wahlcensus (von 1000 Franken directer Steuer) bezahlen, so soll ihre Zahl durch die Höchstbesteuerten unter dem Tarif dieses Census vervollständigt werden, und letztere sollen gemeinschaftlich mit den ersteren gewählt werden können. Art. 40. Niemand ist Wähler, wenn er unter 25 Jahren (bisher 30 Jahre) alt ist, und nicht die andern durch das Gesetz bestimmten Bedingungen erfüllt. Art. 41. Die Präsidenten der Wahlcollegien werden durch die Wähler ernannt. Art. 43. Der Präsident der Deputirtenkammer wird bei Eröffnung jeder Session von ihr gewählt. Art. 46 und 47. Aufgehoben. (In Folge der Initiative.) Art. 63. Es können keine außerordentlichen Commissionen und Tribunale, unter welchem Titel und unter welcher Benennung dieß seyn möchte, geschaffen werden. Art. 73. Die Colonien werden durch besondere Gesetze regiert. Art. 74. Der König und seine Nachfolger werden bei ihrer

Thronbesteigung in der Gegenwart der versammelten Kammern schwören, die constitutionelle Charte treu zu beobachten. Art. 75. Die gegenwärtige Charte und alle Rechte, welche sie weiht, bleiben dem Patriotismus und dem Muthe der Nationalgarden und aller französischen Bürger anvertraut. Art 76. Frankreich nimmt wieder seine Farben an. In Zukunft soll keine andere Cocarde mehr als die dreifarbige getragen werden. Art. 75 und 76 aufgehoben. Besondere Verfügung. Alle Ernennungen und neuen Erschaffungen von Pairs, unter der Regierung Karls X erfolgt, sind für null und nichtig erklärt. Der 27 Art. der Charte (in Betreff des Rechts der Krone, Pairs zu creiren) soll in der Session 1831 einer neuen Prüfung unterworfen werden. Die Deputirtenkammer erklärt drittens, daß es nöthig sey, allmählich durch besondere Gesetze und in der möglich kürzesten Frist für folgende Gegenstände zu sorgen: 1) Die Anwendung der Jury auf Preßvergehen und auf politische Vergehen; 2) die Verantwortlichkeit der Minister und andrer Agenten der Gewalt; 3) die Wiedererwählung der zu öffentlichen besoldeten Verrichtungen beförderten Deputirten; 4) das jährliche Votum des Contingents der Armee; 5) die Organisation der Nationalgarde unter Dazwischenkunft der Nationalgarde bei der Wahl ihrer Officiere; 6) Verfügungen, die auf eine gesetzliche Weise den Stand der Officiere von jedem Grade zu Land und zur See sichern; 7) Departemental- und Municipalinstitutionen auf ein Wahlsystem gegründet; öffentlicher Unterricht und Lehrfreiheit; 9) Abschaffung des doppelten Votums, und feste Bestimmung der Wahlrechts- und der Wählbarkeitsbedingungen; 10) Erklärung, daß alle Gesetze und Ordonnanzen in dem, was sie den angenommenen Verfügungen zur Reform der Charte Entgegengesetztes enthalten, von

jezt an annullirt und abgeschafft sind. Mittelst der Annahme dieser Verfügungen und Vorschläge erklärt endlich die Deputirtenkammer, daß das allgemeine und dringende Bedürfniß des französischen Volkes Se. königliche Hoheit Louis Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, Lieutenantgeneral des Königreichs und dessen Nachkommen auf ewige Zeit, in männlicher Linie, nach der Ordnung der Erstgeburt, und mit beständiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenschaft zum Throne beruft. In Folge dessen soll Se. königl. Hoheit Louis Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, Lieutenantgeneral des Königreichs, eingeladen werden, die oben ausgesprochenen Clauseln und Verpflichtungen, die Beobachtung der constitutionellen Charte und der angezeigten Modificationen anzunehmen und zu beschwören, und wenn er dieß vor den versammelten Kammern gethan hat, den Titel König der Franzosen anzunehmen. Berathschlagt in dem Palaste der Deputirtenkammer am 7 August 1830. (Unterz). Der Präsident und die Secretarien, Lafitte, Vicepräsident, Jacqueminot, Pavée de Vandœuvre, Cunin-Gridaine, Jars.

Nachdem die Erklärung angenommen war, beschloß die Kammer, sich unverzüglich in corpore nach dem Palais-Royal zu begeben, um den Reichsverweser davon in Kenntniß zu sezen. Auch dieser Schritt hatte etwas Außerordentliches; es wäre natürlicher gewesen, die Declaration sofort der Pairskammer zuzustellen, deren Sanction dazu in eben dem Grade erforderlich war, als die der executiven Gewalt; allein um die Ungeduld des Volkes zu beschwichtigen und die Aussicht auf die Zukunft lezterem etwas aufzuhellen, schien es besser, gleich die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Beschluß der Deputir-

tenkammer zu ziehen. Begleitet von einer Abtheilung der Nationalgarde, ihren Präsidenten an der Spitze, begaben sich die Repräsentanten der Nation, je vier und vier, in feierlichem Aufzuge, nach der Residenz des Herzogs von Orleans, der sie im Beiseyn seiner ganzen Familie mit höflichem Entgegenkommen empfing. Herr Laffitte, an der Spitze seiner 219 Collegen (denn die Gegner der Erklärung hatten sich natürlich letzteren nicht angeschlossen), las selbige mit wohltönender Stimme laut vor, und erhielt folgende Antwort, die mit sichtbarer Rührung und überströmendem Gefühle von dem Prinzen gesprochen wurde. „Ich empfange mit tiefer Rührung die mir von Ihnen vorgelegte Erklärung; ich betrachte sie als den Ausdruck des Nationalwillens, und sie scheint mir den politischen Grundsätzen, die ich mein ganzes Leben hindurch bekannt habe, angemessen. Voll von Erinnerungen, die mich immer hatten wünschen lassen, nie zur Besteigung des Thrones bestimmt zu seyn, von Ehrgeiz entfernt, und an das friedliche Leben, das ich in meiner Familie führte, gewöhnt, kann ich Ihnen nicht alle Gefühle verbergen, die mein Herz bei dieser großen Lage ergreifen; es gibt aber eines, das sie alle beherrscht, nämlich die Liebe zu meinem Vaterlande: ich fühle, was sie mir vorschreibt, und ich werde es thun.“ Hierauf ertönte nicht nur der Palast, sondern ganz Paris von dem Freudenrufe: Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe die königliche Familie! Der Enthusiasmus stieg aber erst dann auf den höchsten Grad, als der neue Regent mit dem greisen, ehrwürdigen Veteranen der Sache der Freiheit, Lafayette, an der Hand, auf dem Balcon des Palais-Royal erschien. Der General ergriff, hingerissen von dem allgemeinen Jubel, die beiden Hände seines neuen Fürsten, und rief begeistert aus:

„Wir

„Wir haben Treffliches gethan; Sie sind ein Fürst, wie wir ihn brauchen; das ist die beste Republik!“

Die Antwort des Reichsverwesers auf die Erklärung der Deputirtenkammer war indeß noch keine Annahme, und konnte es nicht seyn, so lange die Pairskammer sie nicht auch angenommen hatte. In den Augen des Volkes war er aber nun schon König der Franzosen und mit diesem Titel empfing es ihn, als er sich, von den Deputirten umgeben, auf der Terrasse des Palastes zeigte. Mehr als einmal mußte er wieder heraustreten; der Hof ward jenen Abend keinen Augenblick von Gedräng frei, die Musik der Nationalgarde spielte unter den Fenstern nicht nur die Marseillaise, in welche das Volk mit einstimmte, und deren Verfasser, Rouget Delisle, ein armer Greis, dem der Reichsverweser einen Jahrgehalt auf seine Casse hatte anweisen lassen, ja die er mehr als einmal selbst öffentlich mit der Menge sang, sondern auch das schöne Lied: Où peut-on être mieux etc., das alle Revolutionen nicht um seine Popularität bringen konnten, denn der Franzose schließt sich gern einem Könige an, der seiner Liebe werth ist. Nach der Reihe stellte Ludwig Philipp dem Volke seine Gemahlin, seine Schwester und seine acht Kinder vor, und zum ersten Male seit langen Jahren hörte man jetzt wieder den freudigen Ruf: „Es lebe die Königin!“

Die Pairskammer, welcher die Deputirtenkammer ihre Resolution hatte überbringen lassen, versammelte sich noch jenen Abend, nach 9 Uhr. Sie konnte nicht gleichgültig ansehen, daß sie übergangen worden sey, indem die Erklärung direct an den Reichsverweser gebracht worden; da Letztere jedoch auch ihr mitgetheilt worden war, glaubte sie nicht umhin zu können, sich auf die Berathung einzulassen. Diese nächtliche Sitzung

war nur durch die merkwürdige Rede wichtig, in der, obgleich so lange verstoßen, beschimpft, zu den Abtrünnigen gezählt, der berühmte Chateaubriand seine Anhänglichkeit an die gestürzte Familie aussprach und die Rechte des Herzogs von Bordeaux vertheidigte. Man bewundert in dieser glänzenden Rede vorzüglich folgende Stelle: „Nach Allem, was ich für die Bourbons gethan, gesprochen und geschrieben habe, würde ich der erbärmlichste Mensch seyn, wenn ich sie in dem Augenblicke verläugnete, wo sie zum dritten und letzten Male ins Exil ziehen. Ich überlasse die Furcht jenen großmüthigen Royalisten, die ihrem Königthume nie einen Obolus oder eine Stelle aufgeopfert, jenen Vorfechtern des Altars und des Throns, die mich noch kürzlich als Renegaten, Apostaten und Revolutionär behandelten. Fromme Libellisten, der Renegat ruft euch nun auf! Kommt doch, stammelt auch nur ein einziges Wort mit ihm für den unglücklichen Gebieter, der euch mit seinen Geschenken überhäufte, und den ihr zu Grunde gerichtet habt. Ihr Aufforderer zu Staatsstreichen, ihr Prediger der constituirenden Gewalt, wo seyd ihr? Ihr verbergt euch in der Tiefe des Schlamms, aus dem ihr tapfer das Haupt erhoben habt, um die wahren Diener des Königs zu verleumden; euer heutiges Stillschweigen ist ganz eurer Sprache von gestern würdig. Alle diese Tapfern (preux), deren projectirte Großthaten bewirkten, daß die Nachkommen Heinrichs IV mit Heugabeln vertrieben wurden, zittern jetzt, demüthig unter der dreifarbigen Cocarde gebeugt.“

Die Gründe indeß, welche Chateaubriand zu Gunsten Heinrichs V als des legitimen Thronerben anführt, konnten in der damaligen Lage der Dinge keinen Beifall finden. Er sprach von der Legitimität, von dem Rechte der Geburt; aber

Graf Alexander de Laborde rief in der Deputirtenkammer: „Was spricht man von Legitimität, wenn die Rechte des Volks, wenn das Daseyn der Bürger mit Füßen getreten wurde? Wissen Sie, was die Folge der Legitimität eines Kindes wäre? Man zwänge den tugendhaften Prinzen, den wir an die Spitze des Landes stellen wollen, das Haupt zu beugen vor einem Schattenkönige, der uns an nichts mahnen würde als an Leiden und Verbrechen. Man führe ihn herum in den Mauern von Paris! Was zeigen sie ihm? Leichname, Hospitäler mit Verwundeten angefüllt, Wittwen, Waisen! Dieses Schauspiel, das ihm alle Herzen verschließen würde, hält uns die Tugenden einer andern Familie vor Augen. Die Söhne des Herzogs von Orleans haben inmitten ihrer Jugendgenossen gekämpft; seine Gattin reichte den Opfern des Bürgerkriegs die hülfreiche Hand. Die Legitimität, die man anruft, ist untergegangen im Blute der Franzosen.“

Wenn Chateaubriand fürchtete, das Haus Orleans werde sich nicht auf seinem neuen Throne behaupten können, so ist er durch das Beispiel des Hauses Braunschweig widerlegt, welches unter ganz gleichen Umständen den Thron der Stuarts einnahm. Wenn aber Chateaubriand hoffte, die Wahl Heinrichs V zum Könige und die Regentschaft des Herzogs von Orleans bis zur Großjährigkeit dieses jungen Königs werde der Gerechtigkeit zugleich und einer klugen Politik genügen, so hat er sich offenbar geirrt, denn nie würde sich Frankreich vor einer Contrerevolution sicher geglaubt haben und der Herzog von Orleans würde nicht im Stande gewesen seyn, zugleich diese Contrerevolution und zugleich die argwöhnische und kühne Opposition zu bekämpfen. Zwischen den Haß der Bourbons gegen die Nation und den Haß der Nation gegen die Bourbons in die Mitte

gestellt, würde er ihr Opfer geworden seyn. Antipathien solcher Art sind unheilbar, und eine förmliche Scheidung war in diesem Falle nicht nur klüger, sondern auch gerechter als eine länger fortgesetzte gezwungene Ehe, denn eine solche war das Verhältniß der Bourbons zum französischen Volke. Wie aber Kinder aus gezwungenen Ehen immer deren unschuldige Opfer werden, so muß man als ein solches den jungen Herzog von Bordeaux allerdings vollkommen anerkennen und bedauern.

Die Pairs bequemten sich, indem sie alles dieß berücksichtigten, der Deputirtenkammer beizutreten. Es stimmten 89 Pairs für, nur 18 gegen die Erklärung, die übrigen nahmen an der Abstimmung keinen Theil. Doch fügten sie auf den Vorschlag des Barons von Barante der Erklärung eine Clausel bei, worin sie der Annullirung der von Karl X creirten Pairs nicht beipflichten, diese Sache aber der hohen Klugheit des Generallieutenants anheimstellen. Mit dieser Modification nahm die Pairskammer die Beschlüsse der Deputirtenkammer an, und sandte nun auch ihrerseits eine feierliche Deputation an den Herzog von Orleans, der die Declaration durch seine Sanction zum Gesetze erhob.

11.

Louis Philipp, König der Franzosen.

Es blieb nun noch übrig, die neue Charte zu beschwören, durch welchen Act der Generallieutenant factisch zum

König erhoben wurde. Dieß geschah Montags, gerade ein Jahr nach der Einsetzung des Ministeriums Polignac.

Der 9 August war der Tag, an welchem der Herzog von Orleans den Thron von Frankreich bestieg. Schon um acht Uhr Morgens umlagerte eine große Menschenmasse den Palast der Deputirtenkammer, in dem sich die Pairs und die Abgeordneten Frankreichs versammeln sollten, um die Eidesleistung des Herzogs zu empfangen. Um Mittag wurden die Pforten geöffnet, und schnell waren alle Tribunen von einer glänzenden Versammlung erfüllt. An der Stelle der Rednerbühne und des Präsidentenbureau's erblickte man, wie bei der Eröffnungssitzung am 3 August, eine Estrade aufgeschlagen, auf welcher, unter reichem Purpurbaldachin, der Thron sich erhob. Zur Rechten und Linken desselben waren vier große dreifarbige Fahnen entfaltet, alle Lilien aber, mit denen sonst die sammetenen Draperien übersäet waren, verschwunden. Auf einer Tafel zur Rechten des Thrones lagen auf purpurnen Kissen die Attribute der königlichen Gewalt, die Krone, das Scepter, das Schwert und die Hand der Gerechtigkeit. Auf der Bank, auf der in den Sitzungen der Kammer die Minister sitzen, dem Throne gegenüber, bemerkte man die mit rothseidenen Draperien behängten Plätze der beiden Präsidenten der Kammern, Hrn. von Pasquier und Hrn. Casimir Perier. Das Amphitheater des Saals, das gewöhnlich von den Deputirten eingenommen ist, war für die Mitglieder beider Kammern bestimmt, die rechte Seite für die Pairs, die linke für die Deputirten. Die Tribune der Journalisten hatte man auch dießmal wieder dem diplomatischen Corps eingeräumt. Von den fremden Gesandten war keiner sichtbar; man bemerkte nur einige Legationssecretäre und den Obristen Fitz-

Clarence. Mehrere darin befindliche Damen von Rang waren mit dreifarbigen Schärpen geschmückt. Um halb zwei Uhr begaben sich die Deputirten in den Conferenzsaal, um die große Deputation durchs Loos zu bestimmen. Bald kehrten sie zurück, begleitet von vielen Pairs, unter denen man die HH. von Semonville, Richelieu, Lanjuinais, Montalivet, Chaptal, Bastard de l'Etang, Valmy, Barbé-Marbois, Osmond, Saint-Aulaire, Piacenza, Montmorency, Montesquiou, Choiseul, Caraman, Mollien, Avaray, Talleyrand, Castries, Tascher de la Pagerie, Truguet, Seguier, Delaplace, Cadore, Praslin, Montebello, Simeon, Louvois, Mortemart, Roy, Claparede, Portal, Haussonville, Ambrugeac, Broglie, Portalis ꝛc. bemerkte. Im Ganzen waren ungefähr 100 Pairs und gegen 300 Deputirte gegenwärtig. Unter den letzteren sah man nur äußerst wenige Mitglieder der Rechten, dagegen waren die Mitglieder des rechten Centrums in sehr großer Zahl anwesend. In der Nähe des Hrn. von Martignac saßen die HH. Berryer, Jacquinot Pampelune, Chevalier Lemore, Saint-Cricq, Lardemelle, Murat, Paul von Chateaudouble, und die Generale Bannemains und Lahont Cavaignac. Weder Herr von Conny, noch Herr Syrieys de Mairinhac waren sichtbar. Sämmtliche Pairs und Deputirte trugen einfache schwarze Kleidung, und keine andere Decoration als das Band der Ehrenlegion. Um ein Viertel auf drei Uhr öffnete sich eine reservirte Tribune, und es erschien die nunmehrige Königin, Herzogin von Orleans, an ihrer Seite ihre Stiefschwester, Mademoiselle d'Orleans, und umgeben von ihren drei Prinzessinnen Töchtern und ihren beiden jüngern Söhnen, dem Prinzen von Joinville und dem Herzog von Aumale. Der Letztere, ungefähr acht Jahre alt, blieb

neben seiner erlauchten Mutter stehen. Der jüngste Sohn, der Herzog von Montpensier, der erst sechs Jahre zählt, war allein abwesend. Die Prinzessinnen Töchter trugen einfache weiße Kleider, die Prinzen hellblaue Fracks. „Nicht Ein Ruf (sagt der Globe) ließ sich vernehmen; es richteten sich bloß alle Blicke nach der Tribune mit achtungsvoller Neugier. Die Prinzessin, dieses Stillschweigen verstehend, grüßte mehrere Male mit jener einfachen Grazie und Hoheit, die einen trefflichen Richter von ihr sagen ließen, sie sey die letzte Großdame von Europa. Sie schien tief bewegt, und man begriff, welche verschiedenen Gefühle in ihrer Seele sich drängen mußten. Tochter von Königen, welche die Lehren der Verbannung erhielten, Nichte der Bourbone, die vom Boden des Vaterlandes fliehen, glückliche Gattin eines von Frankreich erkorenen Prinzen, nicht weniger glückliche Mutter einer Familie voll glänzender Hoffnung, schien ihr ganzes Leben vor ihrem innern Blick vorüber zu gehen, mit Allem, was es Schönes, mit Allem, was es Sorgenvolles einschloß.“ — Um halb drei Uhr verkündigten Kanonendonner und die Töne der Musik der Nationalgarde, welche die Marseillaise und la Victoire est à nous spielte, vor Allem aber der Freudenruf des Volkes, das Nahen des Herzogs, der zu Pferde ankam, zwischen seinen beiden ältesten Söhnen, den Herzogen von Chartres und von Nemours. Er erscheint im Saale, bloß von wenigen Officieren begleitet. Ihm voraus treten vier Marschälle von Frankreich, Oudinot, Mortier, Macdonald und Molitor. Wiederholter Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ empfängt ihn. Er steigt, ernst und langsam, die Stufen des Thrones hinan, und setzt sich auf den Stuhl vor demselben, umgeben von seinen Söhnen, den Marschällen und den provisorischen

Miniſtern. Er bedeckt ſich, und ladet die Verſammlung ein, ſich zu ſetzen. Dann wendet er ſich an Herrn Caſimir Perier mit den Worten: „Herr Präſident der Deputirtenkammer, leſen Sie gefälligſt die Erklärung der Deputirtenkammer.“ Nachdem dieß geſchehen, legt der Präſident die Erklärung in die Hände des Herzogs, der hierauf auch an Herrn von Pasquier die Worte richtet: „Herr Präſident der Kammer der Pairs, übergeben Sie mir gefälligſt die Beitrittsacte der Kammer der Pairs zu der Erklärung der Kammer der Deputirten.“ Es geſchieht. Nachdem der Herzog ſich verneigt, und ſich dann wieder geſetzt und bedeckt hat, ſpricht er zur Verſammlung: „Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirte! Mit großer Aufmerkſamkeit habe ich die Erklärung der Kammer der Deputirten und die Beitrittsacte der Kammer der Pairs geleſen. Ich habe alle Ausdrücke derſelben erwogen und überdacht. Ich nehme ohne Beſchränkung oder Vorbehalt die Beſtimmungen und Verpflichtungen an, welche dieſe Erklärung einſchließt, und den Titel König der Franzoſen, den ſie mir überträgt. Ich bin bereit deren Beobachtung zu beſchwören.“ Der Herzog erhebt ſich mit ſeinen Söhnen. Das Gleiche thun alle Pairs und Deputirten. Herr Dupont de l'Eure, die Functionen als Siegelbewahrer erfüllend, legt die Eidesformel in die Hand des Herzogs, der das Haupt entblößt und unter tiefſter Stille, mit feſter Stimme und erhobener Hand die Worte des Eides ſpricht: „In Gegenwart Gottes ſchwöre ich, die conſtitutionelle Charte mit den in der Erklärung ausgedrückten Modificationen getreulich zu beobachten; nur durch die Geſetze und nach den Geſetzen zu regieren; gutes und genaues Recht zu ſprechen, jedem wie ihm gebührt; und in allen Dingen nichts vor Augen zu haben als das In-

treffe, das Wohl und den Ruhm des französischen Volks.“ Da ertönt von allen Seiten der Ruf: „Es lebe der König! es lebe Philipp! es lebe der König der Franzosen!“ Die Marschälle von Frankreich ergreifen die königlichen Attribute und überreichen sie Sr. Majestät. Der Herzog von Tarent bietet die Krone dar, der Herzog von Reggio das Scepter, der Herzog von Treviso das Schwert, der Marschall Molitor die Hand der Gerechtigkeit. Herr Dupont de l'Eure übergibt dem Könige eine Feder, der sie ergreift und unterzeichnet. Neues Lebehoch. Nun wird der Sessel, auf dem bisher der Herzog von Orleans saß, weggenommen, und der Herzog besteigt als König Ludwig Philipp I den Thron, setzt und bedeckt sich und spricht, abermals zur Versammlung sich wendend, mit ernster, aber bewegter Stimme: „Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirte! Ich habe so eben einen großen Act vollendet. Tief fühle ich den ganzen Umfang der Pflichten, die er mir auflegt; ich trage das Bewußtseyn in mir, daß ich sie erfüllen werde. Mit voller Ueberzeugung habe ich den Vereinigungsvertrag (pacte d'alliance) angenommen, der mir vorgelegt war. Ich hätte lebhaft gewünscht, nie den Thron einzunehmen, auf den so eben der Nationalwunsch mich berief; aber das in seinen Freiheiten angegriffene Frankreich sah die öffentliche Ordnung in Gefahr; die Verletzung der Charte hat Alles erschüttert; die Thätigkeit der Gesetze mußte wieder hergestellt werden, und den Kammern kam es zu, Vorsorge dafür zu treffen. Sie thaten es, meine Herren; die weisen Modificationen, die wir so eben in der Charte vornahmen, verbürgen die Sicherheit der Zukunft, und Frankreich, ich hoffe es, wird glücklich im Innern, geachtet nach außen seyn, und der Friede Europa's mehr und mehr be-

festigt werden.“ Neuer Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“

Der König nahm den Titel Louis Philipp I, König der Franzosen an, behielt aber neben der dreifarbigen Fahne das Wappen des Hauses Orleans als Staatswappen bei. Der Name eines Herzogs von Orleans ging auf seinen ältesten Sohn über, die sämmtlichen Prinzessinnen sollten ebenfalls Prinzessinnen von Orleans heißen. Der Name Dauphin verschwand, der älteste Sohn des Königs sollte künftig nur Kronprinz heißen. Auch blieb der neue König noch in seinem Palais-Royal und behielt eine sehr einfache Umgebung bei. Es hieß von ihm: „Den Tag über sieht man den König nicht oft; er arbeitet mit seinen Ministern und arbeitet wirklich; gegen sechs Uhr Abends spielen Musikcorps, Bürger und Linie abwechselnd, im Hofe des Palais-Royal Märsche und Nationallieder, besonders die Marseillaise, und Mehreres aus Rossini's Wilhelm Tell; das Volk begleitet mit Castagnetten, Gesang und Händeklatschen, die losen Buben klettern bis unter die Fenster Sr. Majestät, die kleinen Prinzen zeigen sich in halber Uniform und spielen mit Gewehrchen, und um 7 Uhr kommt der König auf den Balkon, immer im braunen Frack. Das Volk jubelt, schreit Vivat und schwenkt die Hüte und Mützen, der König grüßt und sieht vergnügt aus, schlägt den Tact zur Marseillaise; nun umringt ihn seine Familie, man bringt der Königin, der königlichen Familie ein Lebehoch, und der Balcon füllt sich mit Höflingen von neuem Schlage. Diese Höflinge haben Stiefel an, und nicht einmal ein Kleid à la française, es kommen sogar Höflinge, welche so tief in der Cultur stehen, daß sie nicht wissen, beim Besuch trage Niemand Beinkleider, die mehr als Eine Farbe haben; end-

lich kommen Studenten und sprechen unaufgefordert mit der Königin. Ein Mann unterhält sich mit der Schwester des Königs, und hat den Hut auf dem Kopf. Als ob nicht Ludwig XIV bei Nacht und Regen den Hut in der Hand gehalten hätte, wenn er eine Dame begleitete!" Man suchte das Volk auf alle Weise zu überzeugen, daß es dem Könige Ernst sey mit dem damals so populären Gedanken, den Thron mit republicanischen Einrichtungen zu umgeben. Man sprach von einer äußerst mäßigen Civilliste und von Reformen jeder Art, durch welche der Thron und das Ministerium den mehr republicanischen Anstrich einer Präsidentschaft erhalten sollte. Doch blieb die Ausführung dieser Reformen den Kammern überlassen, welche dazu Zeit brauchten.

Nachdem der König die Charte beschworen hatte, begann dieß wichtige Geschäft auch in der Pairskammer am 10ten und in der Deputirtenkammer am 11 August. Der Präsident verlas die Eidesformel, jeder Pair und Deputirte mußte einzeln schwören. Natürlicherweise weigerten sich nur die treuesten unter den Anhängern der Bourbons, „dem Bastardkönig" den Eid zu leisten, und wurden auf diese Weise von den Anhängern des neuen Systems ausgeschieden, denn keiner, der den Eid nicht leistete, konnte seine Stelle behalten. Die meisten, die den Eid verweigerten, waren schon abwesend. Unter den Pairs blieben nach Ausscheidung derer, welche Karl X ernannt hatte, nur wenige übrig, die den Eid nicht leisteten. Selbst ein persönlicher Freund des Königs, der früher schon erwähnte Herzog von Fitz-James, leistete ihn, indem er sagte: „Bis zum letzten Hauche meines Lebens werde ich mit lauter Stimme meine Liebe, meine Achtung für meinen alten Gebieter bekennen; aber in diesem Augenblicke bin ich selbst nichts

als Franzose, und in der Krise, in der es sich befindet, gehöre ich ganz meinem Vaterlande an.“ Der berühmteste unter den Pairs, der den Eid ausschlug und sich zurück zog, war Herr von Chateaubriand. Man nahm es ihm nicht übel. Man ehrte sein Gewissen. Der Temps sagte: „Er isolirt sich, wie das Genie. Frankreich und er werden sich eines Tags wieder finden, denn sie verstehen sich besser als je, selbst in dem Augenblicke, wo sie sich trennen. Seine Tugend raubt ihn uns, sein Ruhm wird ihn uns zurückbringen.“ Unter den wenigen Deputirten, die nach Ausscheidung der durch Wahlumtriebe illegal Gewählten, den Eid verweigerten, ist der berühmteste Herr Hyde de Neuville, der ehemalige Seeminister, ein allgemein geachteter, doch eben so gewissenhafter Mann, wie Chateaubriand.

Der alte Herzog Heinrich von Bourbon-Condé, das einzige noch übrige Glied der Familie Bourbon in Frankreich, ein kinderloser 75jähriger Greis, schloß sich der Revolution an und wünschte seinem Vetter Orleans zu seiner Thronbesteigung Glück. Allein plötzlich, am 27 August, fand man ihn todt in seinem Zimmer. Von der darüber vorgenommenen Instruction hieß es im Messager: „Man weiß nun, daß der Prinz sich mit einem Halstuch an einem Fenster seines Schlafzimmers erhenkt hatte. Eigenhändige Briefe, die man in seinem Zimmer fand, lassen nicht daran zweifeln, daß er die Absicht hatte, sich zu tödten.“ Und im National: „Man ist über die Natur und die Ursachen des Todes des Prinzen von Condé nicht mehr in Zweifel. Der unglückliche Greis wollte sich darüber bestrafen, oder glaubte sich darüber bestrafen zu müssen, daß er seinen Stamm entehrt hätte. Seitdem er sich entschlossen hatte in Frankreich zu bleiben und Se. Maje-

stät Ludwig Philipp anzuerkennen, ward er fast Tag und Nacht durch einige alte Hofleute gequält, die ihm den Vorwurf machten, daß er die Sache des Enkels des Erkönigs verlassen hätte. Sein Kopf war seit einiger Zeit geschwächt; er konnte den Zudringlichkeiten und Drohungen, mit denen man ihn überhäufte, nicht mehr widerstehen. Er gab sich den Tod."

Der Fall war seltsam, und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß Manche glaubten oder Andere glauben machen wollten, der Prinz habe sich nicht freiwillig das Leben genommen, sondern sey ermordet worden. So endete der greise Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien. Der vierte Sohn des Königs, Herzog von Aumale, wurde sein Universalerbe und erhielt seinen Titel als Herzog von Condé.

Was die Provinzen betrifft, so nahmen dieselben an der Pariser Revolution, an der Vertreibung des ältern Zweiges der Familie Bourbon und an der Erhebung des Hauses Orleans den lebhaftesten Antheil. Der allgemeine Enthusiasmus, der das Land beseelte, rechtfertigte und bekräftigte jede Handlung der Hauptstadt. Gleich der ersten Nachricht von den Pariser Ereignissen im Julius folgte eine Volksbewegung in ganz Frankreich. Ueberall wurden Nationalgarden gebildet, und das Militär so wie die Behörden, welche sich der neuen Ordnung der Dinge nicht schnell genug fügen wollten, übermannt. Doch fast überall schlossen sich die Linienregimenter an die Nationalgarden an, und gehorchten die Civilbehörden der neuen, durch die Deputirtenkammer sanctionirten Pariser Regierung. Es gingen folgende telegraphische Nachrichten aus den Departementen ein: „Der Vicomte Caster in Straßburg, Commandant der fünften Militärdivision, befahl allen unter seinen Befehlen stehenden Truppen sich mit den

Nationalgarden zur Vertheidigung des Vaterlandes zu vereinigen; alle Städte und Garnisonen der beiden Rheindepartements erklärten sich für die neue Regierung. Zu Nantes besetzt die Nationalgarde alle Posten, die sie, nach hartnäckigem Widerstande dem 10ten leichten Infanterieregiment abnahm. Da eine Cavallerieverstärkung aus Niort und ein Artilleriepark aus Rennes angekündigt wurde, verrammelte das Volk von Nantes alle Straßen, riß das Pflaster auf, und hob die Brücke ab. In Angers wurde jeden Abend illuminirt. In Mans und Chartres durchzieht das Volk die Straßen, unter dem Rufe: Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! In Calais fragte der commandirende General die Officiere, in wie weit man sich auf ihre Ergebenheit für den König verlassen könne; als Antwort zerbrachen sie ihre Degen. Die Bürger empfingen jubelnd die Nachrichten aus Paris. Zu Boulogne begrüßte die ganze Bevölkerung die Nationalfarben. Die Stadt Lille, die den Tag zuvor noch Besorgnisse wegen der daselbst in Besatzung liegenden Cuirassiere gehegt hatte, war am 1 August völlig beruhigt. Alle Besatzungstruppen verbrüderten sich mit der Nationalgarde. Nur der Obrist der Cuirassiere und ein andrer Officier waren consignirt. In Clermont Ferrand schlossen sich die Truppen sogleich den Nationalgarden an. Zu Moulins versahen die Cuirassiere gemeinsam den Dienst mit den Bürgern. Zu La Charité, Cone, Briare, Montargis, Nemours, Fontainebleau steht das Volk unter den Waffen; allenthalben weht die dreifarbige Fahne. In Mezières traten gleich auf die ersten Nachrichten die Linientruppen mit den Bürgern zusammen. In Rethel ergriffen die Gendarmen die Flucht. In Rheims ward unter dem Rufe: Es lebe die Freiheit! die Proclamation der neuen

Regierung angeschlagen. In Bordeaux hatten am 28sten die Behörden die Pressen der constitutionellen Journale in Beschlag nehmen lassen; am 29sten zerschlugen die jungen Leute die des ministeriellen Blatts. Zahlreiche Aufläufe strömten nach dem Präfecturhotel und entwaffneten den Posten. Der Präfect, der den Degen gezogen hatte, und einen jungen Menschen tödtete, ward vom Volke ergriffen, das ihn peitschte und in den Straßen herumschleppen wollte. Nur einem einflußreichen Manne verdankte er seine Rettung. Auch in Poitiers hatte die Volksbewegung begonnen. In Toulouse besetzte die Nationalgarde alle Posten. In Blois ließ der Präfect selbst die dreifarbige Fahne aufziehen. In Rennes erklärte sich sogleich die Artillerie für die neue Ordnung der Dinge In Lyon waren die Ereignisse von Paris kaum bekannt, als man sich auf allen Plätzen versammelte und sogleich die Nationalgarde errichtete. Die die Straßen durchziehenden Linientruppen und Jäger zu Pferd betheuerten ihre Hingebung für die Sache der Nation. Von Havre und Ivetot brachen viele hundert junge Leute nach Paris auf. In Lisieux und allen Städten von Caen nach Paris weht die dreifarbige Fahne. In Douai Vereinigung der Besatzung mit der Nationalgarde. In Colmar steckten die Linientruppen, Husaren und Chasseurs die dreifarbige Cocarde auf; Abends allgemeine Illumination. Eben so in Münster.“

Das Nämliche geschah im Süden. Marseille und Toulon pflanzten sogleich die dreifarbige Fahne auf, und die in letzterer Stadt von Algier angelangten Millionen wurden der neuen Regierung zur Verfügung gestellt. Wie die Nordfranzosen den flüchtigen König auf seiner Durchreise empfingen, haben wir oben schon gesehen. Eben so eifrig zeigte sich das Volk bei der

Verhaftung der geflohenen Minister zu Tours und Granville, worauf wir später zurückkommen werden, wenn von dem Processe dieser Minister die Rede seyn wird. Es erwies sich sonnenklar, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen die Revolution billigte.

Man dachte an die Vendée, an den muthigen und kraftvollen Widerstand, den sie der ersten Revolution entgegengesetzt hatte. Allein die Zeiten waren andere geworden. Es hieß, fünf und zwanzig Vendée-Chefs hätten sich in einem alten Schlosse versammelt, um zu berathen, was zu thun sey, sich aber dahin entschieden, in Frieden zu bleiben. Zum Ueberflusse wurde General Lamarque in diese verdächtige Provinz geschickt, um sie zu inspiciren. Er berichtete, daß Alles ruhig sey. Erst nach mehrern Monaten, da die herrschende Partei der Revolution uneinig wurde und aus diesem Grunde die Anhänger des Exkönigs wieder einige Hoffnung faßten, fand eine, jedoch nur unbedeutende Bewegung in der Vendée statt. In den Mattes, einer sumpfigen Gegend dieser Provinz, bildete sich eine Zusammenrottung, die aber durch schnelles Einschreiten der Behörde erstickt wurde. Der Bataillonschef Langermann überraschte die Aufrührer am 30 November in Islot und nahm sie, 91 an der Zahl, gefangen.

Ungleich bedeutender waren die Unruhen in Nismes. Diese durch ihren religiösen Fanatismus berüchtigte Stadt glaubte auch dießmal durch die Vertreibung der Bourbons die Sache des Katholicismus gefährdet. Als daher die Nachricht von der Pariser Revolution ankam, stellte sich die katholisch-royalistische Bevölkerung der protestantisch-patriotischen drohend gegenüber. Schon sah man einem furchtbaren Blutbad entgegen, als zwei ehrwürdige Pfarrer, ein katholischer, Herr Bon-

Bonhomme, und ein protestantischer, Herr Vincent, unter die bewegte Menge traten, sie zur Einigkeit und zum Frieden ermahnten und sich vor dem Volke öffentlich umarmten, am 5 August. Dieses edle Betragen beschwichtigte den Sturm, doch nur auf kurze Zeit. Am 15 August wurde der Preis des Brodes erhöht, und da man dieß als eine Folge der Revolution ansah, so erregten die Katholiken am folgenden Tage Unruhen, und man prügelte sich in den Straßen. Am 24 August sollte sich der Tumult erneuern, ward aber plötzlich unterdrückt, da die Liberalen ihre Häuser nicht verließen. Aber am 30 und 31 August kam es zum blutigem Kampfe. Anfangs siegten die Katholiken durch ihre Mehrzahl, da sich aber die Protestanten vom Lande her verstärkten und mehrere tausend protestantische Bauern aus den nahen Cevennen, auch Truppen aus den umliegenden Städten und die Nationalgarde von Lyon den Liberalen zu Hülfe eilten, so erhielten diese die Oberhand, und am 2 September war die Ruhe hergestellt.

Anderwärts wurde hin und wieder die Reaction gegen Jesuiten, Ultras und Bourbons übertrieben. So fand in Rheims am 16 August ein tumultuarischer Auftritt statt, indem der Pöbel das von den Jesuiten aufgerichtete große Kreuz wegriß und den Palast des Erzbischofs zu stürmen versuchte. Bei weitem wichtiger dagegen war der Aufstand der Soldaten in Metz am 29 August. Die liberalen Gemeinen jagten alle ihre noch aus Ultras bestehenden Officiere fort, welche die neue Regierung, mit zu vielen andern Dingen beschäftigt, zu entlassen versäumt hatte. Dasselbe thaten die Regimenter in Saargemünd, Pont a Mousson und Befort. Zu Anfang des Septembers gab es kleine Zusammenläufe der Fabrikarbeiter zu Rouen und Amiens, und zu Moissac gegen

die zu hohen Steuern. Doch alle diese kleinen Unruhen waren nur partiell und vorübergehend, und man muß sich eher wundern, daß ihrer so wenig vorfielen, und daß eine so große Revolution im Ganzen so ruhig ablief, daß der Zustand der Ordnung in ganz Frankreich sich erhielt, oder sogleich wieder hergestellt wurde.

Die Geistlichkeit befand sich in einer ungewissen und zweideutigen Stellung. Man schonte sie und suchte auf jede Weise eine Aufregung der Gemüther für oder wider sie zu vermeiden. Die Regierung mußte hier sehr vorsichtig zu Werke gehen, um Unruhen, wie sie zu Nismes bereits angefangen hatten, im Keime zu ersticken, und die aufgeklärte Mehrheit, so wie die irreligiöse Minderheit des Volkes schien einstweilen zufrieden zu seyn, der Jesuitenpartei eine unheilbare Niederlage beigebracht zu haben. Dieses schonende Benehmen der Sieger hatte einestheils gute Folgen, denn mehrere Bischöfe schienen sich der neuen Ordnung der Dinge mit Aufrichtigkeit anzuschließen, und die Bischöfe von Arras und Troyes erließen sehr liberale Hirtenbriefe. Allein auf der andern Seite wurden die Anhänger der Jesuiten durch die Schonung ihrer Sieger kühn gemacht, unterhielten Verbindungen mit Holyrood und Spanien, und verheimlichten nicht einmal ihre entschiedene Abneigung gegen die neue Dynastie. Als der Kronprinz im November eine Rundreise durch die Provinzen machte, kam er unter andern nach Saint-Etienne und lud die dortige Geistlichkeit zur Audienz und zur Tafel ein, sie beliebte aber, nicht zu kommen.

Was die auswärtigen Mächte betrifft, so mußte die Anerkennung Louis Philipps für dieselben eine Frage von hoher Wichtigkeit seyn. Seine Thronbesteigung

stritt offenbar gegen die Grundsätze der Legitimität, welche seit 1815 durch die heilige Allianz und durch die englische Continentalpolitik geheiligt und mit gewaltiger Hand aufrecht erhalten worden waren, den einzigen Fall von Portugal ausgenommen, welcher zu beweisen schien, daß, wo Legitimität und Absolutismus nicht Hand in Hand gingen, der letztere noch heiliger seyn sollte als die erstere. In Frankreich aber war eben der Absolutismus noch weit mehr gefährdet als die Legitimität. Inzwischen war es mißlich, eine so große Nation, wie die französische, zur europäischen Strafe zu ziehen, zumal in einem Augenblicke, wo diese Nation voll Begeisterung und kriegerischer Energie war. Einer neuen Coalition gegen Frankreich lag die Besorgniß nicht fern, daß Frankreich sich derselben Waffen gegen sie bedienen würde, wie zur Zeit der Republik, und daß es in den revolutionären Elementen seiner Nachbarländer gefährliche Werkzeuge entweder einer allgemeinen Anarchie oder eines neuen militärischen Ehrgeizes finden würde. Da nun Frankreich selbst der alten Politik Europa's auf halbem Wege entgegen kam, und durch Unterdrückung des republicanischen Elements in seinem Innern, durch die Wahl eines neuen Königs aus dem Hause Bourbon, so wie durch die heiligsten Versicherungen, daß es den Status quo im übrigen Europa und den allgemeinen Frieden auf keine Weise stören wolle, sobald es selbst nicht angegriffen werde, den andern Mächten sehr achtungswerthe Garantien gab, so wurde Louis Philipp auf diese Bedingungen hin von allen großen und kleinen Mächten anerkannt, mit Ausnahme des Herzogs von Modena, der die Depesche Louis Philipps uneröffnet zurückschickte, auf den es indeß am wenigsten ankam, und des Don Miguel, den

man gar nicht frug, weil er selbst von Frankreich nicht anerkannt war. Inzwischen erfolgten jene Anerkennungen nicht ohne Mißtrauen und geheimen Vorbehalt, denn wie sehr es auch dem neuen Könige der Franzosen darum zu thun war, sich ruhig auf seinem Throne festzusetzen; wie weit entfernt er von jedem europäischen Ehrgeize war, und wie kräftig ihn dabei die hohe Aristokratie und die doctrinäre Mehrheit in den Kammern unterstützte, so gab es doch im französischen Volke noch eine mächtige Partei, die entweder im Sinne der alten Republik ganz Europa revolutioniren, oder im Sinne des alten Kaiserreichs Europa erobern und beherrschen wollte. Von der völligen Unterdrückung dieser Partei und von der sichern Befestigung des neuen Thrones und des gemäßigten, aristokratisch-doctrinären Systems in Frankreich hing also die Dauer einer Anerkennung und eines Friedenszustandes ab, die man von einem höhern welthistorischen Standpunkte aus nur als provisorisch betrachten konnte. Das Mißtrauen war aber ein gegenseitiges, denn auch Frankreich seinerseits hegte die Besorgniß, daß die lauen Freundschaftsversicherungen, die es namentlich von Rußland und Spanien erhielt, Vorboten einer offensiven Coalition seyn könnten.

Einen entschiedenen Beweis, wie ernstlich es dem neuen Könige der Franzosen angelegen war, das gute Vernehmen zu erhalten, gab derselbe durch Unterdrückung der diplomatischen Correspondenzen, welche man bei Polignac gefunden hatte.

England erkannte Louis Philipp zuerst an. König Wilhelm IV soll, als er die Ordonnanzen Karls X gelesen, ausgerufen haben: die Leute sind alle verruckt (the are all mad). Er nahm nicht den mindesten Anstand, der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich seine Zustimmung zu geben, und er

theilte in dieser Hinsicht die Gesinnung des englischen Volkes, das über die französische Revolution in unglaublichen Jubel ausbrach. Dennoch ließ Wellington im Herbst einige, Frankreich und das liberale System bedrohende Stellen in die englische Thronrede einfließen; allein dieß trug nur dazu bei, daß die Opposition im Parlament und die Volksmassen von London sich der Sache Frankreichs mit verdoppelter Energie annahmen und das Ministerium Wellington stürzten, wie wir später bei der Geschichte Englands ausführlicher erörtern werden.

Oesterreich, Preußen, die Pforte und die Staaten zweiten und dritten Ranges folgten dem Beispiele Englands. Spanien schwankte anfangs, verbot die Zulassung der dreifarbigen Flagge in seinen Häfen, erlaubte sie aber unmittelbar darauf und empfing Louis Philipps Gesandten, den Herzog von Montebello, doch soll derselbe sehr kalt aufgenommen worden seyn. Der König von Sardinien legte dagegen eine auffallende Theilnahme für Frankreich zur Schau, tadelte Karl X wegen seines Wortbruchs, und erlaubte den Einlaß aller französischen Journale. Man vermuthete, daß Furcht vor einer Insurrection in Savoyen, wo sich der König damals nahe an der französischen Gränze befand, der Grund dieser liberalen Aeußerungen gewesen sey.

Rußland rief auf die erste Nachricht von der Pariser Revolution alle russischen Unterthanen aus Frankreich zurück und versagte der dreifarbigen Flagge den Zugang zu seinen Häfen, nahm jedoch diese Maßregel zurück, als die Ruhe und der Thron in Frankreich wieder hergestellt waren. Baron Athalin, den Louis Philipp nach Petersburg sandte, brachte folgenden Brief des Kaisers zurück, vom 18 September: „Ich habe aus den Händen des Generals Athalin das Sendschreiben er-

halten, dessen Ueberbringer er war. Ewig beklagenswerthe Ereignisse haben Ew. Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Ew. Majestät hat einen Entschluß gefaßt, der ihr allein geeignet schien, Frankreich von größerem Unheil zu retten, und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Ew. Majestät dabei geleitet haben. Aber ich schicke den sehnlichsten Wunsch zur göttlichen Vorsehung, daß es ihr gefallen möge, die Absichten Ew. Majestät und ihre Anstrengungen zur Wohlfahrt des französischen Volkes segnen zu wollen. Im Einverständnisse mit meinen Verbündeten nehme ich wohlgefällig den von Ew. Majestät mir ausgedrückten Wunsch auf, friedliche und freundschaftliche Verbindungen mit allen europäischen Staaten zu unterhalten. So lange diese Verbindungen auf die bestehenden Verträge und auf den festen Willen gegründet seyn werden, die von denselben feierlich anerkannten Rechte und Verbindlichkeiten, so wie den Territorialbesitz aufrecht zu erhalten, wird Europa eine Bürgschaft des Friedens darin finden, der selbst für Frankreichs Ruhe so nothwendig ist. Gemeinschaftlich mit meinen Verbündeten dazu berufen, mit Frankreich unter seiner neuen Regierung jene ruhebefördernden Verbindungen (rélations conservatrices) fortzusetzen, werde ich, meines Theils, mich nicht nur aller der Sorgfalt befleißigen, die sie erheischen, sondern auch stets jene Gesinnungen an den Tag legen, von deren Aufrichtigkeit, als Austausch der von Ew. Majestät mir ausgedrückten Gefühle, dieselben zu versichern mir zur Freude gereicht. Genehmigen Ew. Majestät zugleich ꝛc. (Unterz.) Nikolaus."

Der Ton dieses Briefes erregte in Frankreich Mißvergnügen und Besorgnisse. Man erfuhr, daß eine bedeutende Streitmacht in Litthauen zusammengezogen würde, und daß der

russische Gesandte in Madrid großen Einfluß übe. Ein drohendes Gewitter schien von fern gegen Frankreich anzuziehen, und es mußte unter diesen Umständen um so mehr Aufmerksamkeit erregen, daß der russische Botschafter in Paris sein neues Beglaubigungsschreiben noch immer nicht erhalten hatte. Da brach am 29 November die Revolution in Warschau aus, und die Polen erklärten, sie seyen zur Avantgarde der Armee bestimmt gewesen, welche gegen Frankreich hätte marschiren sollen, daher sey ihre Sache auch die Frankreichs. Vier Wochen später, am 30 December, wurde dem Grafen Pozzo di Borgo seine Beglaubigung am französischen Hofe vom Kaiser Nikolaus ausgestellt, und zugleich, wie es hieß, in Betreff der litthauischen Rüstungen Frankreich die beruhigendsten Versicherungen gegeben.

Dieß war das Benehmen der Mächte gegen Frankreich. Die Revolution von Belgien, die im September unmittelbar der französischen folgte, gab, ohne den Frieden zu unterbrechen, der französischen Politik gegen das Ausland größere Bestimmtheit. Die Belgier waren sehr geneigt, sich Frankreich in die Arme zu werfen, und der Besitz dieses schönen Landes war für Frankreich in militärischer und mercantilischer Hinsicht von unschätzbarem Werthe. Allein dieser Preis schien dem Könige der Franzosen nicht zu theuer, sich darum den Frieden zu erkaufen. Er erklärte bestimmt, sich in die belgische Sache nicht mischen zu wollen, verlangte aber das Gleiche von jeder andern Macht, und so entstand das Princip der Nichteinmischung, das seitdem die Richtschnur der französischen Politik wurde. Die Mächte ihrerseits widersetzten sich diesem Principe nicht, da ihnen die Nichteinmischung Frankreichs in die belgische Sache so viel werth seyn mußte, als es

ihnen ihre eigene Einmischung hätte seyn können. Um nun nach diesem Principe sich über die belgische Sache zu verständigen, wurde ein Congreß der fünf Großmächte, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen, in London niedergesetzt, und um daselbst zugleich das Freundschaftsband zwischen England und Frankreich noch enger zu knüpfen, sandte Louis Philipp den Erzvater der Diplomatik, den als Greis noch immer thätigen Fürsten von Talleyrand, als seinen Botschafter nach London, wo er am 25 September ankam. Wirklich gelang es diesem, namentlich seit dem Sturze des Ministeriums Wellington, dem französischen Systeme so viel als möglich Vertrauen, immerhin aber Achtung zu verschaffen.

Die neue Dynastie Orleans hatte an der alten Dynastie Napoleon, wenigstens in der Meinung, einen Nebenbuhler. Die Anwesenheit von Brüdern und Neffen Napoleons in Frankreich konnte zu Parteiungen Anlaß geben, daher blieben die Napoleoniden vom französischen Boden verbannt und wurden nicht in der Amnestie mitbegriffen, kraft welcher alle alten Feinde der Bourbons aus der Verbannung zurückkehrten. Auch die Asche Napoleons, die seine alten Anhänger an die Seine versetzt wünschten, blieb auf St. Helena. Die Napoleoniden in Europa vermochten dem neuen Beschlusse nichts entgegenzusetzen, indeß las man in den nordamerikanischen Journalen eine Protestation Joseph Napoleons, datirt vom 14 September, worin derselbe die Rechte Napoleons II, des Herzogs von Reichstadt, gegen die Orleaniden verwahrte.

12.

Reformen.

Der neue König machte dem provisorischen Zustande ein Ende, indem er am 11 August ein neues Ministerium bildete. Er wählte dasselbe aus allen Schattirungen der siegenden liberalen Partei, theils weil er allen gleich sehr verpflichtet war, theils weil er dadurch den Enthusiasmus der Eintracht, der zum Siege geführt hatte, verlängern wollte. Die neuen Minister waren: Dupont de l'Eure, Justizminister, Deputirter der äußersten Linken, ein offener, gerader, fester Mann von republicanischen Sitten, der dieselben auch als Minister nicht ablegte und es durchsetzte, daß die Minister künftig schlechtweg Monsieur und nicht mehr Monseigneur genannt werden sollten. — General Gérard, bald darauf (17 Aug.) zum Marschall ernannt, Kriegsminister, Deputirter der Linken, alter Freund des Königs. — Herzog von Broglie, Minister des öffentlichen Unterrichts und der Culte, Pair, gelehrt und constitutionell gesinnt, Eidam der berühmten Frau von Staël. — Guizot, Minister des Innern, Doctrinär, Gemäßigter, mehr Gelehrter als Staatsmann. — Baron Louis, Finanzminister. Er hatte diese Stelle schon zweimal, 1814 und 1818 bekleidet und genoß als Financier und Constitutioneller einen guten Ruf. — Graf Molé, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pair und gemäßigter Constitutioneller, den man vorzüglich deßwegen wählte, um Europa die Versicherung zu geben, daß Frankreich den Frieden wolle. — General Sebastiani, Seeminister, bekannter Kriegsgefährte Napoleons, entschiedener Liberaler mit allen ange-

nehmen Formen des Hofmanns. — Außerdem wurden zu Ministern ohne Portefeuille, zu bloßen Beisitzern im Conseil ernannt: Laffitte, der reichste Banquier von Paris, Deputirter der äußersten Linken, die Seele der Pariser Revolution. — Dupin der Aeltere, berühmter Advocat, unter den Gemäßigten der gehässigste Feind und Ankläger der äußersten Linken, feig in den Tagen des Julius, daher sehr unpopulär. — Bignon, berühmter Geschichtschreiber Frankreichs, sehr geachteter Liberaler.

Mit diesem Ministerium waren anfangs so ziemlich alle Parteien zufrieden, weil alle darin repräsentirt waren, später aber wurden alle damit unzufrieden, weil keine ausschließlich darin herrschte. Die Nachwirkung der schönen Eintracht der Juliustage schuf dieses Ministerium, und es schien eine Bürgschaft für die Fortdauer dieser Eintracht; allein es zeigte sich bald, daß zwischen denen, welche die Revolution stille stehen machen, und denen, welche sie weiter führen wollten, kein langer Friede bestehen konnte. Für den Anfang indeß war ein so zusammengesetztes Ministerium das Natürlichste und Beste, weil es die Parteien im Innern in Schranken hielt, der neuen Regierung Zeit gewährte, sich zu befestigen, und die Besorgnisse und Drohungen der auswärtigen Mächte beschwichtigte. Frankreich mußte sich in jeder Hinsicht erst erholen, erst Zeit gewinnen, ehe es im Stande war, seiner Politik einen großen Nachdruck zu geben. Die Armee befand sich im schlechtesten Zustande, so wie die Finanzen.

Nächst dem Ministerium bot die Deputirtenkammer die wichtigste Frage dar. Sollte dieselbe, noch unter Karl X gewählte Kammer fortbestehen, oder sollte sie aufgelöst und eine neue, nach den in der Charte veränderten Wahlbestim-

mungen, gewählt werden? Die gemäßigte Partei der Ordnung und des Friedens wünschte das Erstere, weil sie in der bestehenden Kammer das Uebergewicht hatte. Dagegen wünschte die entgegengesetzte Partei, welche die Revolution weiter zu führen gedachte, die Auflösung dieser alten Kammer, indem sie hoffte, in die neue Kammer mehr junge, feurige Köpfe zu bringen. Beide Parteien maßen sich in den Debatten über den Fortbestand der Kammer, und erhielten von da an den Namen der Partei des Widerstandes (die Doctrinärs, welche die Revolution auf der Stelle fixiren wollten, wohin sie bei der Thronbesteigung des neuen Königs gelangt war) und der Partei der Bewegung (die äußersten Liberalen, die alten Republicaner und die kriegerische Jugend Frankreichs, welche theils im Innern so viel als möglich demokratisiren, den Thron mit republicanischen Schranken umgeben, theils nach außen das im Pariser Frieden Verlorene wieder erwerben und auch andern Völkern die Freiheit erkämpfen wollte). Die Gemäßigten siegten. Sie brachten es dahin, daß die alte Kammer fortbestand, und daß nur 117 neue Wahlen decretirt wurden, um die Stellen ausgetretener oder wegen Wahlumtriebe ausgestoßener Deputirten zu ersetzen, am 30 August.

Das Ministerium und die Kammer unternahmen sofort gemeinschaftlich eine Menge nothwendig gewordener Reformen, wobei jedoch die überwiegende gemäßigte Partei mit großer Vorsicht zu Werke ging, um in der Hast der Anordnungen und Neuerungen nicht wieder die Fehler zu begehen, wie die Nationalversammlung von 1789, und um den Zweck, Ruhe und Ordnung zu erhalten, bis Frankreich alle seine Kräfte gesammelt habe und dem Auslande gerüstet gegenüber stehen würde, auf keine Weise zu verfehlen.

Zunächst sorgte man für Abschaffung vieler Mißbräuche und warf gleichsam der vertriebenen alten Dynastie ihre noch übrigen Institutionen nach. Am 11 August wurden alle Garden Karls X aufgelöst und am 16ten die Gendarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Die Schweizertruppen wurden für immer abgeschafft, und zu Anfang Septembers der mit französischem Bürgerblute bedeckte Rest derselben über die Gränze geschickt. Marschall Bourmont wurde von seiner Stelle als Obergeneral in Afrika entlassen, und General Clauzel mußte ihn ersetzen. Das überflüssige Staatsministerium wurde am 28 August aufgehoben. Das Personal der Staatsdiener in allen Civil- und Militärämtern wurde einer Sichtung unterworfen, und großentheils geändert, die Ultras und Karlisten durch Liberale und Orleanisten ersetzt. Nur die Justizbeamten, als unabhängig von der Administration, wurden nicht gewechselt, obgleich sich viele Anhänger des Exkönigs darunter befanden. Die Partei der Bewegung war über die Beibehaltung derselben sehr erbittert, aber die Partei des Widerstandes setzte sie durch, um dem Principe der Unbeweglichkeit in den Justizstellen Achtung zu verschaffen. Dagegen wurden fast alle Präfecten geändert, weil diese ersten Departementalbeamten immer blind der Regierung ergeben seyn müssen, daher auch bis zur Revolution ausschließlich aus wahren oder wenigstens heuchlerischen Anhängern Polignacs und des Jesuitismus bestanden. Auch viele Officiere, namentlich aus der hohen Hofaristokratie, wurden abgesetzt, und oben haben wir schon erwähnt, daß die Soldaten zu Metz ꝛc. sie aus freien Stücken fortjagten. Dagegen drängten sich die bisher verabschiedeten, auf halben Sold gesetzten oder ganz unbesoldeten, von den

Bourbons unwürdig mißhandelten alten Officiere der Napoleonischen Armee schaarenweise zu den erledigten Stellen, und machten so ausschließliche Ansprüche, daß sich die jungen Leute, die im Julius mitgefochten hatten, dadurch zurückgesetzt sahen und viele Klagen laut wurden, warum man des Kriegs entwöhnte Greise der kraftvollen und begeisterten Jugend, der wahren Hoffnung Frankreichs vorziehe. Auch bei den erledigten Civilstellen war der Zudrang der Sollicitanten außerordentlich groß und gab zu gerechten Klagen Anlaß. Der Minister des Innern, Guizot, ein besserer Bücher- als Menschenkenner, stellte, da er die Aemter nicht unbesetzt lassen konnte, in der Eile viele Leute an, welche untauglich oder unpopulär waren; allein er rechtfertigte sich mit Würde, indem er bewies, wie wenig es möglich sey, nach einer solchen Krisis in so kurzer Zeit eine so große Menge Individuen so genau zu kennen, um sich nicht in einigen zu täuschen, und wie unschädlich der Irrthum sey, da er in kurzer Zeit bei nur einiger Ruhe erkannt und wieder gut gemacht werden müsse.

Nachdem man im Personale reformirt, blieb noch eine Reform mißbräuchlicher Gesetze übrig. Man begann mit dem verhaßten Sacrilegien-Gesetze, welches am 9 September abgeschafft wurde. Das Alter der Geschwornen ward, wie das der Wähler, von 30 auf 25 Jahre herabgesetzt und zugleich die Jury auch auf politische und Preßvergehen angewendet, am 4 October. Gegen den Mißbrauch der Cassengelder (man denke an den Saal, den sich Peyronnet als Justizminister von Staatsgeldern baute) wurde am 5 October ein Gesetz erlassen, daß künftig der Minister über keine Summe verfügen könne, ohne Zustimmung der Kammer. Den Cardinälen wurden ihre bisherigen Gehalte

entzogen und der des Erzbischofs von Paris auf 50,000 Fr. verringert. Den 21 October. Eine Revision der Pensionen, womit das alte Regime argen Mißbrauch getrieben, wurde am 25 November verfügt. Am 10 December wurden die noch übrigen 100 Millionen Franken von der früher den Emigranten als Entschädigung bewilligten Milliarde denselben entzogen und zur Verfügung des Staats gestellt. Endlich löste man am 25 December die Gesellschaft der Missionäre auf. Von andern Vorschlägen zu Reformen oder durch den Widerstand der Gemäßigten nur halb durchgesetzten Reformen wollen wir nachher reden, wenn wir der Entwicklung des Parteikampfes folgen werden. Die hier genannten Gesetzesänderungen wurden ohne Widerstand angenommen.

Auch war die neue Regierung bemüht, das Unrecht und die Kränkungen wieder gut zu machen, welche die vorige ihren alten Feinden zugefügt. Schon am 18 August wurde die Büste des unglücklichen Marschalls Ney im Triumph durch die Straßen von Paris getragen und seiner Mutter eine Pension von 20,000 Fr. zuerkannt. Am 24 August wurde das Gesetz vom 12 Januar 1816 aufgehoben, und die Verbannten zurückgerufen. Auch die sogenannten Königsmörder, d. h. die ehemaligen Conventsmitglieder, welche für den Tod Ludwigs XVI gestimmt hatten, durften zurückkehren, und so kam unter andern auch der mehr als 80jähriger Sieyes im September nach Paris zurück. Nur die Napoleoniden blieben auch fernerhin verbannt, wie wir oben schon anführten. Am 26 August wurden alle seit 1815 über politische Vergehen gefällten Urtheile annullirt und an demselben Tage das Pantheon hergestellt. Am 21 September, als am Todestage der vier Ser-

geanten von la Rochelle, die als Martyrer der Freiheit 1822 hingerichtet worden, hielt man denselben auf dem Greveplatz eine Todtenfeier.

Auch das gegen Ausländer begangene Unrecht sollte wieder gut gemacht werden. Der unglückliche Galotti, der unsern Lesern aus dem vorigen Jahrgange bekannt seyn wird, wurde von der neapolitanischen Regierung reclamirt und wirklich freigegeben. Die bisher vom französischen Boden ausgeschlossenen Flüchtlinge wurden gastfreundlich geduldet, und bald nach den Ereignissen im Julius vereinigten sich in Paris die Helden und Rädelsführer der unterdrückten Liberalen von Belgien, Spanien, Portugal und Italien, Pötter, Mina, Saldanha, Pepe. — Eine der dringendsten und folgenreichsten Handlungen der neuen französischen Regierung aber war die schleunige Anerkennung der südamericanischen Freistaaten, die am 4 September erfolgte.

Auch trug die Regierung den Helden des Julius, denen sie ihre Existenz verdankt, ihre Schuld reichlich ab. Den Wittwen und Waisen der Gefallenen, so wie den Verwundeten, wurden am 26 August Nationalbelohnungen decretirt, nämlich Pensionen von 5= bis 500 Fr. Die Waisen sollten bis zum 18ten Jahre vom Staate erhalten und erzogen werden. Die unerschrockenen Journalisten, die so viel für die Sache der Freiheit gethan, so wie die heldenmüthigen Jünglinge der polytechnischen Schule schlugen, großmüthig die ihnen vom Könige angebotenen Orden und Beförderungen aus.

Nachdem diese verschiedenen Pflichten erfüllt waren, wendete die Regierung ihre ganze Sorgfalt auf die Beruhigung und kraftvolle Organisirung des Landes. Ueberall wurden Nationalgarden gebildet, und Lafayette am 16 August zum

Generalcommandanten derselben für ganz Frankreich ernannt. Im October betrug ihre Zahl schon 1,100,000 Mann. Vom trefflichsten Geiste beseelt, wußten sie überall die Ordnung zu erhalten oder schnell wieder herzustellen. Nicht so energisch wie Lafayette für die Bildung der Nationalgarden, war Marschall Gérard für die Reorganisation der stehenden Armee thätig, die unter Karl X auffallend vernachlässigt worden war. Die Regierung zauderte, sich Europa gegenüber eine drohende Stellung zu geben, denn ihre Absicht war die Erhaltung des Friedens. Erst am 18 September wurden nun 40,000, und den 26 September noch 108,000 Mann ausgehoben. Auch dachte man die großen Städte Paris und Lyon zu befestigen. — Um in Absicht auf die Finanzen nicht in Verlegenheit zu kommen, wurden die alten Auflagen provisorisch beibehalten, aber um das Volk zu unterstützen, die Getreide-Einfuhr erleichtert, und um die unruhigen Arbeiter zu beschäftigen, dem Handelstande ein Vorschuß von 30 Millionen Franken bewilligt.

Im Allgemeinen muß es gebührend anerkannt werden, daß noch niemals eine so große Revolution so wenig Unordnungen hervorgebracht, so schnell und vollständig durchgesetzt und geendet wurde.

13.

Die Partei des Widerstandes.

Schon in den ersten Wochen nach der Revolution hörte man die Klage, der König, die Minister und die Kammern wollten aus dieser glorreichen Revolution nur eine amendirte

dirte Restauration machen. Die Partei der Bewegung war äußerst unzufrieden, daß ihre republicanischen und kriegerischen Hoffnungen getäuscht werden sollten, daß die Reformen so sparsam und unvollständig seyen, und daß man ängstlich einen Frieden aufrecht zu erhalten strebe, der doch Frankreich 1814 und 1815 nur durch feindliche Bajonnette aufgedrungen worden, und den zu annulliren es jetzt Zeit sey. Schon blickte die Habgier der alten Soldaten nach Belgien und dem linken Rhein-Ufer.

Der verhaltene Unmuth machte sich zuerst bei der niedrigsten Volksclasse Luft, bei derselben, die in den Tagen des Julius die Freiheit mit ihrem Blute bezahlt hatte, und die nun nicht genug Freiheit erhalten zu haben glaubte. Schon am 15 und 16 August brachen Unruhen unter den Arbeitern in Paris aus. Mehrere hundert derselben zogen auf die Polizeipräfectur und verlangten die Entfernung der fremden Arbeiter; sie ließen sich zwar beschwichtigen, rotteten sich aber am folgenden Abende wieder zusammen, um Maschinen zu zerstören. Die Nationalgarde trieb sie aus einander. Am 23 und 24 August erneuerten sich diese Zusammenrottungen, man mußte das Aufruhrgesetz proclamiren; doch fünf Millionen, die man für Beschäftigung der Arbeiter decretirte, und die oben erwähnten 30 Millionen, die zu gleichem Zwecke dem Handelsstande vorgeschossen wurden, stellten die Ruhe wieder her.

Nun fingen aber die Drucker ähnliche Unordnungen an. Sie forderten die Abschaffung der mechanischen Pressen, durch welche so viele ihrer Hände entbehrlich wurden, sie also auch weniger Arbeit fanden. Da man ihnen vorstellte, daß dieß die so nothwendige Schnelligkeit des Drucks unmöglich ma-

chen würde, so verließen sie die Druckereien am 2 September und den folgenden Tagen, und mehrere Journale konnten deßhalb gar nicht mehr oder nur fragmentarisch erscheinen. Indeß wurden auch diese Unruhen durch die Energie der Nationalgarde beschwichtigt, obgleich eine geheime Gährung im Volke zurückblieb, die sich später mehrmals Luft machte.

Die Unzufriedenen im Volke fingen an, Clubs zu bilden, ganz nach Art der alten Jacobiner. Die Grundlage dazu war schon in ältern Vereinigungen vorhanden, welche sich zum Widerstande gegen das Ministerium Polignac gebildet hatten. Die mächtigste dieser Gesellschaften war die der Volksfreunde (amis du peuple), dann die Gesellschaft aide-toi, le ciel t'aidera, ferner die Gesellschaft der Wahrheitsfreunde, die constitutionelle Centralgesellschaft, die Gesellschaft der Saint-Simonianer und die Gesellschaft der drei Tage. Diese demokratischen Vereine organisirten sich nach derselben Form, wie die Deputirtenkammer, verhandelten in ihren Debatten die gleichen Gegenstände und übten eben daher eine scharfe demagogische Kritik alles dessen, was die Deputirtenkammer beschloß. Da nun die Partei der Bewegung entschieden in den Clubs vorherrschte, so wie die Partei des Widerstandes in der Kammer, so suchten die Clubs vor Allem das Volk zu bearbeiten, um die jetzige Kammer aufzulösen, und eine neue, mehr demokratische zu wählen. Die Volksfreunde schlugen zu Anfang Septembers an allen Straßenecken von Paris eine Aufforderung an die Bürger an, sich zu versammeln, um sich über die Auflösung der Kammer zu berathen.

Dieser kecke Schritt der Volksgesellschaften war indeß weit entfernt, die Partei des Widerstandes einzuschüchtern oder

zu besiegen, vielmehr machte sie nur dieselbe aufmerksam auf die Gefahr, vermehrte ihre Energie und gab ihr einen erwünschten Anlaß, die drohende Anarchie schon im ersten Keime zu ersticken. Der König, die Hälfte der Minister, die Mehrheit in den Kammern und der wohlhabende, in der damals Alles vermögenden Nationalgarde repräsentirte Mittelstand war für Aufrechthaltung der Ordnung und gegen die Volksgesellschaften. Darum diente nur deren voreilige Kühnheit, sie desto früher zu stürzen.

Der König billigte Alles, was die Partei des Widerstandes that; allein er ließ es durch die Minister und durch die Kammern thun, ohne selbst durch irgend ein Wort die Partei der Bewegung zu kränken oder seine Popularität aufs Spiel zu setzen. Unter den Ministern waren Dupont, Laffitte, Bignon, Perier und Gérard für die Bewegung; Guizot, Broglie, Sebastiani, Molé und Louis für den Widerstand. Diese Spaltung wurde bald offenbar und mußte zu einer Aenderung im Ministerium führen, einstweilen aber hielt man noch zusammen, weil die der Regierung so nothwendige Energie nur durch eine wenigstens scheinbare Einigkeit bewirkt werden konnte. In der Kammer war die Partei des Widerstandes stark in der Mehrheit und setzte alle ihre Absichten durch. Ihren ersten und wichtigsten Sieg erkämpfte sie dadurch, daß sie ihren Fortbestand erklärte. Ungestüm verlangte die Partei der Bewegung in der Kammer selbst die Auflösung der Kammer. Ihr kühnster und heftigster Redner, Mauguin, sagte am 30 August: „Was bisher die Kammer that, mußte sie thun: als einzige bestehende Gewalt mitten in der allgemeinen Aufregung war sie verpflichtet für das Staatswohl zu wachen. Nun aber, bei wieder hergestellter Ordnung, muß

ein neues Wahlsystem ein mit den letzten Begebenheiten übereinstimmendes Organisationssystem hervorrufen. — Was war bei den letzten Wahlen unser Mandat? Mit der jetzt verstümmelten Pairskammer zu concurriren, mit der Administration des abgesetzten Karl X. Unser Mandat war, einen Theil des Gouvernements zu bilden, das der König getödtet hat. Unsere Vollmacht ist todt. Hat uns der Monat Julius als nothwendige Macht erschaffen, so hat er uns als legale Macht zerstört!" Allein man erwiederte ihm, daß die Nothwendigkeit, beisammen zu bleiben, daß die Gefahr der Anarchie noch nicht vorüber sey; man erinnerte ihn an das traurige Beispiel der constituirenden Versammlung, die 1791 durch ihre freiwillige Auflösung das Signal zur Anarchie gab; man bewies, daß die Lage der Dinge jetzt eine ganz ähnliche sey, und daß von einer neuen, aus jüngern, ehrgeizigen Demagogen zusammengesetzten Kammer dasselbe Unglück zu besorgen sey, wie von der gesetzgebenden Versammlung, die 1791 auf die constituirende folgte. Man blieb also beisammen. — Nun verlangte die Opposition wenigstens, daß die Kammer vertagt werden solle, bis die noch fehlenden Mitglieder durch neue Wahlen ersetzt seyen; allein auch dieß wurde, zwar zugegeben, doch verschoben. Da die Opposition gegen die Kammer selbst nichts ausrichtete, kehrte sie ihre Angriffe sofort gegen den gemäßigten Theil des Ministeriums, besonders gegen Guizot. Doch die Mehrheit der Kammer wies alle diese Angriffe zurück. Die einzige Veränderung, welche die Opposition bewirkte, war, daß Guizot im Ministerium und der ältere Dupin in der Kammer, sonst allgemein geachtet und lang erprobt liberal, alle Popularität verloren und von den revolutionären Journalen täglich so arg mißhandelt wurden, wie früher Polignac.

Der Lärm, welchen die Volksgesellschaften machten, führte zu einer Krisis. Wegen des aufrührerischen Anschlags, den die Volksfreunde zu Anfang Septembers gemacht hatten, wurden ihre Häupter, Hubert und Thierry, vor Gericht geladen. Sie zeigten sich aber nicht nur äußerst keck vor Gericht, sondern es verlangten auch 128 Mitglieder der Gesellschaft die gleiche Verurtheilung. Die Gährung wurde künstlich dergestalt übertrieben, daß am 25 September in der Deputirtenkammer Morel den Antrag machte, die Clubs aufzulösen. Guizot unterstützte ihn. Er sagte: „Ich bin geneigt zu glauben, daß in den Besorgnissen, welche die sogenannten Volksgesellschaften einflößen, ein wenig Uebertreibung liegt. Bis jetzt scheinen sie mir noch kein großes Uebel gethan, noch keine große Macht entwickelt zu haben. Ich glaube, daß die Erinnerungen an die frühere Zeit viel zu dem Schrecken beigetragen. Indessen ist die Aufregung wirklich; das ganze Publicum ist davon eingenommen. Dieß allein schon ist ein großes Uebel, für das ein Heilmittel gefunden werden muß. Sie sehen überall die Capitale sich zurückziehen, die Industrie sich verengen; die Unruhe ist allgemein, besonders in den arbeitenden Classen, welche die Kraft und der Fonds unserer Gesellschaft sind. Wie übertrieben auch diese Besorgnisse seyn mögen, so haben sie doch eine bestimmte Begründung; der Charakter, die Folge der Volksgesellschaften ist, daß sie von Tag zu Tag unter uns den revolutionären Zustand unterhalten, schüren, eraltiren. Wir haben eine Revolution gemacht, eine glückliche, eine glorreiche Revolution, aber wir wollten Frankreich nicht in Revolutionszustand bringen. Wir wollten es nicht in der Aufregung, Unruhe, Angst erhalten, die solche Ereignisse begleiten. Was sind die Hauptmerkmale des Revolutionszustandes? Daß Alles

in Frage gestellt ist, daß die Ansprüche unbegränzt sind, daß beständige Aufrufe an die Kraft, an die Gewalt stattfinden. Wohlan, diese Merkmale finden wir in allen Volksgesellschaften. Und bemerken Sie wohl, meine Herren, es ist nicht diese oder jene Lehre, der man darin das Uebergewicht verschaffen will, es sind die Dinge selbst, die constitutiven Thatsachen der Gesellschaft, die man angreift: es ist unsere Regierung, die Vertheilung von Eigenthum und Vermögen, es sind endlich alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, die täglich in den Volksgesellschaften in Frage gestellt und erschüttert werden. Daher jene allgemeine Gährung, die sich nach außen verbreitet und alle Gemüther beunruhigt. Zu gleicher Zeit erheben sich unbegränzte, unbegränzbare Ansprüche, in denen es sich nicht um diese oder jene Reform, diesen oder jenen besonderen Zweck handelt; es handelt sich um Entwürfe, Hoffnungen, die außer Stand sind, sich selbst zu begränzen. Es herrscht darin ein Ehrgeiz, der seinen eigenen Gegenstand nicht kennt, sich zwecklos entfaltet, keine Arbeit, sondern eine Krankheit des Geistes ist. Hier ist nicht von Bewegung, von Fortschritt die Rede, zu denen man uns unaufhörlich auffordert. Wir wollen so sehr als irgend Jemand die Bewegung und den Fortschritt; Niemanden sind die Fortschritte der Gesellschaft theurer als uns; aber Unordnung ist nicht Bewegung, Unruhe ist nicht Fortschritt, der Revolutionszustand ist nicht der wahrhaft progressive Zustand der Gesellschaft. Frankreich wollte keineswegs sich in permanenten Revolutionszustand setzen."

Die Mehrheit der Kammer stimmte dieser Rede bei, und die Opposition widersprach ihr vergeblich. Mauguin ging in seiner Heftigkeit so weit, eine Commission zu verlangen, das Betragen der Minister zu untersuchen. Doch die Mehrheit

siegte, um so gewisser, als an dem nämlichen Tage auch die Mehrheit des Volks sich gegen die Clubs erklärte.

An diesem Tage (25 September) hatten sich die Volksfreunde in der Reitbahn Pellier wie gewöhnlich versammelt, als die zahlreichen Zuschauer anfingen zu murren und zu pfeifen und die Redner zu unterbrechen. Bald wuchs der Lärm, das Volk strömte von allen Seiten herbei und bezeigte denselben Unwillen gegen den Club. Man rieth den bedrängten Mitgliedern desselben, nach Hause zu gehen. Sie weigerten sich dessen; aber das Volk ließ sie nicht mehr zu Worte kommen, und zwang sie so mit Gewalt, die Sitzung aufzuheben. Die Nationalgarde stellte die Ordnung wieder her.

Mauguins Klage gegen das Ministerium veranlaßte indeß in den folgenden Tagen noch äußerst heftige Debatten, besonders am 30 September. Mauguin sagte unter Anderm: „Jeder Sieger will seinen Theil an den Gewinnsten des Sieges haben, weil er seinen Theil an den Gefahren des Kampfes hatte. Die Einen halten sich an Glücksgüter und Ehren, die Andern an den Triumph ihrer Grundsätze; sie treiben sie zu den letzten Consequenzen; sie verlangen als ein Recht, was sie mit ihrem Blute bezahlt haben; ihre Ungeduld verdoppelt die allgemeine Gährung, denn die Forderungen der siegenden Partei sind keine der geringsten Verlegenheiten des Sieges, so wie die Besorgnisse der besiegten Partei eine seiner Gefahren sind. Diese drei Erscheinungen mußten sich besonders bei unserer Nation fühlbar machen, die so warmen Blutes und noch voll von den Erinnerungen und Besorgnissen unserer ersten Revolution ist. Also die Bewegung der Geister zu lenken, den arbeitenden Classen Beschäftigung, Allen Sicherheit zu geben, dieß mußte das Ministerium thun, mußte

es auf der Stelle thun, denn in einer Revolution muß die Regierung an der Spitze der Nation schreiten, und sich hüten, ihr bloß folgen zu wollen. Das Gefühl der persönlichen Sicherheit ist von allen das mißtrauischste. Frankreich hatte nicht bloß eine innere Partei zu fürchten, es hatte sich auch gegen die fremden Mächte vorzusehen. Man darf es sich nicht verhehlen: das Princip der Nationalsouveränetät, plötzlich in das alte Europa geworfen, muß es aufregen, und veranlassen sich schlagfertig zu halten. Man mußte daher eine Armee schaffen. Auch mußte man Frankreich organisiren, aber mit mächtiger Hand, die Alles zu umfassen weiß, und durch Commissarien wie 1815. Jedermann fühlt dieß jetzt; aber was der Masse offenbar wird, wenn es geschehen ist, das müssen die Minister vorausseh en: sie müssen sich des Staates so bemeistert haben, daß sie ihn im Augenblicke der Gefahr in ihren Händen halten, und daß auf den Ruf des Commando's Alles sich drängt und gehorcht. Man mußte besonders die Beschäftigungsmittel entwickeln, Canäle eröffnen, Austrocknungen vornehmen, den Ackerbau beleben; man mußte endlich diesen von tausend Hindernissen gefesselten Boden Frankreichs der Industrie überliefern. Dann hätte sich die Nationalthätigkeit auf tausend verschiedene Punkte gewendet, die Bewegung der Gemüther hätte sich gelegt, und statt die Revolution aufzuhalten, hättet ihr sie geleitet. Auch vergesse ich nicht jene Grundsätze der Freiheit, deren Consequenzen zu entwickeln man sich hätte beeilen sollen, jene durch die Charte versprochenen Gesetze, die noch auf sich warten lassen. Man gebe ein gutes Wahlgesetz, setze den Wahlcensus auf 200 Fr. herunter, und Frankreich wird größere Freiheit genießen, als je irgend eine Nation der Welt hatte."

Casimir Périer vertheidigte hierauf das Ministerium

in einer glänzenden Rede: „Wie kommt es, daß diejenigen, die zusammen auf dem Stadthause bivouakirten, sich einem Kampfe im Schoße der Kammer überlassen; was sage ich? daß einer derselben dem andern den Krieg, und im Namen Frankreichs erklärt? Wenn der Ruhm der drei Tage nicht nöthig hat, sich andere Besiegte zu schaffen, als diejenigen, die er verjagt oder gerettet hat; wenn die Sieger, die ihr Blut verschwendeten, mit dem Blute der in ihre Hände gefallenen Opfer geizten: was haben Sie im Sinne mit jenen neuen Kategorien von Besiegten die Sie nach dem Siege, nach der Gnade ausdenken! Ohne Zweifel wollen Sie eben so wenig wie wir Proscriptionen oder Verdächtige, das heißt, neue Revolutionen! Wir sehen in unserer glorreichen Revolution keine Usurpation, und dürfen keine Usurpation darin sehen, die ganz neue Interessen mit sich führt, bereit, über das Land, wie über einen neuentdeckten Boden herzufallen, auf welchem Alles neu zu erschaffen seyn würde, oder wie eine eroberte Provinz, worin man Alles zerstören müßte. Das was zerstört werden mußte, ward in den drei Tagen des Ruhms, und so vollständig zerstört, daß, so wie einmal die Aenderung der Dynastie vollbracht war, die Kämpfer von dem Siege zu der Arbeit zurückgekehrt sind, und alle Wünsche sich dieser Kammer zugewendet haben, um Institutionen von ihr zu verlangen!"

Hierauf beantwortet er Punkt für Punkt die Beschuldigungen des Herrn Mauguin und zeigt, daß das Ministerium so wie die Kammer in so kurzer Zeit unmöglich Alles habe thun können, was Mauguin verlangt, daß aber wirklich ungeheuer viel schon geschehen sey, und daß gerade die Mäßigung und der Enthusiasmus für die Ordnung Frankreich die sicherste Bürgschaft für die Erfüllung aller seiner noch übrigen Hoff-

nungen gebe: „Alle Gemüther sind jetzt eben so leidenschaftlich für die Idee der Ordnung eingenommen, wie vor zwei Monaten für die Idee der Freiheit, und die Mäßigung zeigt sich eben so siegreich, als der Sieg sich mäßig zeigte.“ Diesen schönen Worten wurde allgemeine Huldigung zu Theil, und Herr Mauguin nahm seine Anklage freiwillig zurück.

Noch heftiger als in der Kammer war der Zwist im Ministerium selbst, wo beide Parteien hart an einander geriethen und beide nach einander ihre Entlassung nehmen wollten. Allein, vom Enthusiasmus der Ordnung beseelt, versöhnten sie sich, um wenigstens bis zur vollendeten Ergänzung der Kammer das Staatsruder mit vereinigten Kräften fortzuführen. Die Widerversöhnung unter Männern, die so lange für Einen Zweck vereinigt gewirkt hatten, wie dieß bei allen alten Liberalen statt fand, war leicht. Man ehrte wechselseitig die längst erprobte Gesinnung, wenn man auch anderer Ansichten war.

Am 4 October wurden Hubert, Thierry und Coffin, die Chefs der Volksfreunde, verurtheilt. Sie hielten Reden voll Kühnheit und Leidenschaft und sagten ihren Richtern geradezu ins Gesicht: „Tretet ab, denn ihr könnt nicht unsre Richter seyn, ihr seyd von Karl X gewählt, ihr gehört zu denen, die wir im Julius geschlagen haben!“ Hubert wurde zu dreimonatlichem Gefängniß und 300 Fr. Geldbuße verurtheilt, die Strafe der Andern war noch geringer.

In Folge der Versöhnung des Ministeriums erfüllte die Kammer endlich den Wunsch der Opposition und vertagte sich vom 10 October an bis zur Vollendung der neuen Wahlen.

14.

Unruhen im October.

Die Nothwendigkeit, das Schicksal der verhafteten Exminister zu entscheiden, war ein neuer Gährungsstoff für Frankreich. Die Partei der Bewegung verlangte blutige Rache, die des Widerstandes wollte auch hierin mäßig seyn.

Wie wir in der Geschichte der großen Woche erzählt haben, flohen die Minister am 29 Julius aus den Tuillerien, und zwar theils nach Saint-Cloud zum Könige, theils auf der Stelle über die Gränze. Montbel, d'Haussez, Capelle entkamen glücklich. Dagegen wurde Graf Peyronnet am 2 August am Thore von Tours verhaftet, als er eben verkleidet und unter dem Namen eines reisenden Kaufmanns durchpassiren wollte. Gleich darauf wurde auch Herr von Chantelauze und Guernon de Ranville in Tours entdeckt und verhaftet. Das Volk tumultuirte zwar, that aber den Gefangenen nichts zu Leide. — Fürst Polignac, dessen Verhaftung das Volk am meisten wünschte, blieb lange unentdeckt, und nur weil er nirgends außerhalb Frankreichs ankam, muthmaßte man, daß er noch im Lande versteckt sey. Er hatte sich, als Bedienter verkleidet, unter die Flüchtlinge von Rambouillet gemischt und war dem Könige bis an die Küste gefolgt. Aber aus Furcht, wie es hieß, vor den erbitterten Garden des Königs, die in ihm den Urheber alles Unheils sahen, und um bei der öffentlichen Abfahrt von Cherbourg nicht entdeckt zu werden, begab er sich mit der Frau Marquise von Saint-Fargeau nach Granville, um von hier aus heimlich nach England überzuschiffen. Da indeß die Marquise die Unvorsichtigkeit beging, Polignac,

der in ärmlicher Kleidung in einer elenden Schenke eingekehrt war, dreimal des Tags zu besuchen und mit auffallendem Geheimthun zu sprechen, so schöpfte man natürlich Verdacht und der Exminister wurde arretirt, am 15 August. Gegen ihn bezeigte sich das Volk noch wüthender als gegen Peyronnet. Unter dem Rufe: zur Guillotine! wollte man sein Gefängniß stürmen; allein die Nationalgarde rettete ihn, und er wurde nebst den andern drei gefangenen Ministern nach Vincennes gebracht.

Schon am 7 August wurden die Exminister, weil sie die Ordonnanzen des 25 Julius unterzeichnet, von der Deputirtenkammer auf den Antrag Salverte's, des Hochverraths angeklagt, und am 23 September stattete Berenger den Bericht der Untersuchungscommission ab, in welchem die Gründe der Anklage ausführlich erörtert waren, worauf die Angeklagten der Verfassung gemäß vor die Pairskammer geladen wurden.

Das Verbrechen war klar. Die Exminister hatten die Verfassung dreifach verletzt, durch Wahlumtriebe, durch Unterzeichnung der Ordonnanzen und durch ungesetzliches Blutvergießen (da sie mit Umgehung der bürgerlichen Behörde das Militär hatten unter das Volk schießen lassen). Ihr Hochverrath war also eine ausgemachte Sache; es handelte sich nur um die Strafe, und hierüber waren die Meinungen getheilt. Die Todesstrafe stimmte mit dem Buchstaben des Gesetzes überein, und es schien zugleich weise und gerecht, ein warnendes Strafexempel aufzustellen, und Ministern, die sich etwa künftig wieder zu Henkern der Nation hergeben sollten, nicht den Trost zu lassen, mit dem Leben und mit ihrer Beute davonkommen zu können. Die niedern Volksclassen, in denen die Leidenschaften sich immer am stärksten aussprechen, verlangten blutige

Rache für blutiges Verbrechen, und auch unter den hochgestellten Männern der Bewegung waren mehrere, welche den Tod der Exminister für nothwendig hielten, um zu beweisen, daß es der neuen Staatsgewalt Ernst sey, dem Volke volle Genugthuung zu geben und eine Scheidewand zu ziehen zwischen dem alten und neuen Regime. — Allein die weit zahlreichere Partei des Widerstandes war gegen die Todesstrafe, denn sie wollte die Leidenschaften nicht durch Blut nähren, sondern durch Mäßigung besänftigen. Sie sah in der Hinrichtung der Minister einen revolutionären Act der Rache, durch den leicht die republicanischen Erinnerungen wieder geweckt werden könnten. Der Wunsch des Königs, in Ruhe und Frieden zu regieren, als ob nichts vorgefallen wäre, war auch der Wunsch der Doctrinäre, die nicht geneigt waren, jüngern und exaltirten Menschen den Platz zu räumen, daher auch Alles, was die Exaltation fördern konnte, vermeiden wollten. Die hohe Aristokratie konnte sich überdieß mit dem Gedanken nicht vertragen, ihre alten Mitglieder auf dem Schaffot zu sehen, und endlich gab es selbst unter den entschiedensten Anhängern der Bewegung viele, die aus Grundsätzen der Menschlichkeit und Großmuth die Todesstrafe entweder überhaupt verabscheuten oder sie insbesondere in diesem Falle als eine unedle Rache verschmähten. So dachte namentlich Lafayette. — Daher war es natürlich, daß die Regierung und die Kammern sich mit überwiegender Mehrheit gegen die Todesstrafe entschieden, und es war leicht, den Buchstaben des Gesetzes mit einigen kleinen Sophismen zu umgehen, und die allzugroße Milde mit dem glänzenden Aushängschilde französischer Großmuth zu bedecken.

Indeß handelte die Deputirtenkammer sehr unklug, sich der Exminister auf eine so auffallende, das Volk beleidigende

Weise anzunehmen. Sie sah ein, daß das Volk, bei dem die Pairskammer ohnehin übel angeschrieben war, noch heftiger gegen dieselbe erbittert werden würde, wenn die Pairs allein die Entschuldigung der Exminister übernähmen. Sie suchte sie also aus dieser Verlegenheit zu ziehen, indem sie selbst mit ihrem Beispiele voranging, und den Vorschlag machte, die Todesstrafe überhaupt abzuschaffen. Mit wie triftigen Gründen der Menschlichkeit auch dieser Vorschlag unterstützt wurde, so war es doch klar, daß er dießmal nur ein Mittel seyn sollte, die Exminister zu retten, und das französische Volk hatte nicht Unrecht, wenn es frug, warum denn die drei herrschenden Staatsgewalten so viele Mühe aufwendeten, um jene vornehmen Verbrecher zu retten? Es gab Leute, welche in dieser mitleidigen Theilnahme eine Art von Mitschuld und wenigstens das Bestreben sahen, nicht das alte System durch ein neues zu verdrängen, sondern nur, es mit einigen Modificationen fortzusetzen. Die ganze Popularität der Staatsgewalten stand auf dem Spiele.

Am 18 October fanden Zusammenrottungen in Paris statt. Man schrie: Nieder mit Polignac! Nieder mit den Ministern! Am 19ten wiederholten sich die Aufläufe, und nur die Festigkeit der Nationalgarde stellte die Ordnung wieder her. Der König selbst ritt durch die Gassen und dankte der Nationalgarde. Ueber hundert Menschen wurden verhaftet. Ein Haufe strömte nach Vincennes, um sich der Exminister zu bemächtigen, doch General Daumesnil schickte sie durch die Erklärung zurück, er werde die Festung in die Luft sprengen. — Dieser Auflauf hatte indeß die Folge, daß der Vorschlag, die Todesstrafe abzuschaffen, zurückgenommen wurde. Bei dieser Gelegenheit trat zum ersten-

male Odillon-Barrot, Präfect des Seinedepartements, mit der Energie auf, die ihn seitdem unter den Häuptern der Bewegung in vorzüglichem Grade ausgezeichnet hat. Odillon-Barrot hatte bisher mehr im Hintergrunde agirt, als ehemaliges Haupt des Comité directeur, und sein Einfluß war weit größer als sein Ruf. Die Ereignisse riefen ihn je mehr und mehr in den Vordergrund. Obgleich als Präfect der Untergebene Guizot's, Ministers des Innern, klagte er diesen doch und das ganze System der Doctrinäre in der Kammer an, und zeigte, wie unklug und unpopulär, wie gefährlich für sie selbst die Stellung sey, die sie dem Volke gegenüber eingenommen hatten. Diese Zurechtweisung durfte sich der Vorgesetzte von seinem Untergebenen nicht gefallen lassen, aber die Volksaufläufe hatten bewiesen, daß das Volk der Seine eben so dachte, wie sein Präfect, und man durfte sich in keinen Kampf mit der unermeßlichen Popularität Odillon-Barrots einlassen. Darum mußte der Minister dem Präfecten weichen.

Diese Umstände bewirkten, daß nicht lange nach der durch die schöne Rede Casimir Perier's veranlaßten Versöhnung der Parteien das Ministerium dennoch geändert wurde. Der König hielt es für dringend nothwendig, sofern er die Popularität nicht verlieren wollte, sein Ministerium im Sinne der Bewegung zu modificiren. Dabei verlor der Widerstand doch wenig oder nichts, da ihm die Mehrheit in den Kammern blieb. Am 3 November erschien eine Ordonnanz, durch welche Laffitte zum Präsidenten des Ministerconseils und Finanzminister (statt Louis), Marschall Maison zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten (statt Molé), Graf Montalivet zum Minister des Innern (statt Gulzot) und Herr Merilhou zum Cultminister (statt des Herzogs

von Broglie) ernannt wurden. Man betrachtete indeß dieses Ministerium nur als ein Uebergangsministerium, wie es denn auch bald darauf nochmals geändert wurde, denn als neben den innern Angelegenheiten auch die auswärtigen immer wichtiger wurden, als die belgische Frage sich verwickelte und man Rußland schon in der Ferne sich rüsten sah, wurden für das Ministerium des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten energische und gewandte Männer erfordert, und Gérard mußte das erstere dem Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, und Maison das andere dem General Sebastiani abtreten, an dessen Stelle Graf d'Argout Seeminister wurde, am 17 November.

Marschall Gérard hatte verhältnißmäßig nur sehr wenig und langsam für Ergänzung und Ausrüstung der von Karl X auffallend vernachlässigten Armee gesorgt. Soult verdoppelte jetzt die militärischen Anstrengungen und sorgte dafür, daß den Winter über 500,000 Mann vollständig ausgerüstet wurden. Der Kriegsminister erwarb sich dadurch die größte Popularität. Dagegen kam der Minister der auswärtigen Angelegenheiten beinahe um die seinige, da die diplomatischen Unterhandlungen, welche der König der Franzosen durch Sebastiani leiten ließ, weit entfernt waren, dem französischen Stolze zu schmeicheln. Die Revolution der Pariser im Julius war die Losung für die Liberalen andrer Länder, sich ebenfalls zu erheben, und die Partei der Bewegung mußte wünschen, diese ihre natürlichen Verbündeten außerhalb Frankreichs zu unterstützen, und da der Krieg früher oder später doch erfolgen mußte, ihren Gegnern zuvorzukommen. Aber Louis Philipp wünschte seinen Thron in Frieden zu besitzen, und die Doctrinäre wünschten unter ihm in Frieden

zu regieren, die Aristokratie unter ihm in Frieden ihre Privilegien zu genießen, ja selbst die Mehrheit des wohlhabenden Mittelstandes schien eine minder ehrenvolle Sicherheit den Wechselfällen des Kriegs und vielleicht dann auch der innern Anarchie vorzuziehen. Daher desavouirte das französische Cabinet die fremden Revolutionen, und ließ die Liberalen andrer Länder, die sich Frankreich in die Arme warfen, im Stiche. Belgien bot sich Frankreich an, es wurde ausgeschlagen. Die spanischen Constitutionellen bereiteten einen Einfall in Spanien, die französische Regierung trat hemmend dabei ein. Endlich empörten sich Frankreichs alte Verbündete, die Polen, in dem Augenblicke, da sie, als die Avantgarde einer großen russischen Heeresmacht, die Bestimmung erhielten, die neue Ordnung der Dinge in Frankreich umzustürzen. Aber auch sie wurden von dem französischen Cabinet desavouirt, und um den Preis aller dieser Desavouements hoffte Louis Philipp sich die Freundschaft der Großmächte zu erkaufen. Wir werden darauf zurückkommen, wenn von Belgien, Spanien, Polen die Rede ist.

Der Wille des Königs lenkte die Minister mehr, als er glauben lassen wollte, und Lafitte, Sebastiani, Montalivet geriethen mehr als Einmal in Verlegenheit, wie sie der Politik des Königs ein populäres Gewand leihen und den Vorwürfen der Bewegung begegnen sollten. Doch wurde die Friedens- und Widerstandspolitik des Königs durch die Mehrheit der Kammer kräftig unterstützt. Die Kammer besaß eine so starke Elasticität, daß die Unruhen im October und die, wenigstens scheinbare, Nachgiebigkeit des Königs gegen die Partei der Bewegung nur einen flüchtigen Eindruck auf sie machte. Sie fuhr mit einer Art von Stolz und Trotz fort, sich gefliffent-

lich unpopulär zu machen, und diese Unpopularität nahm einen immer gefährlichern Charakter an, da sich die Pietät, welche das Volk gegen die alten Doctrinäre hegte, durch die lang fortgesetzten Reibungen am Ende aufrieb. Der neue Haß setzte sich fest und verdrängte die alte Liebe mit jedem Tage mehr. Diese feindselige Stimmung gegen die Kammer wurde genährt durch mehrere ganz unpopuläre Gesetze, welche die Mehrheit durchsetzte, zunächst durch das Gesetz über die Caution der Journale. Man hatte gehofft, eine unbeschränkte Preßfreiheit zu erhalten, aber die Partei des Widerstandes legte der journalistischen Presse indirect einen Zügel an, indem sie die hohe Caution, welche die Unternehmer jedes Journals leisten mußten, und die hohe Stämpelgebühr beibehielt. Dadurch wurde den kleinern revolutionären Journalen, vor deren Ueberschwemmung man sich besonders fürchtete, ein Damm gesetzt, und den großen, mehr gemäßigten Journalen ihr altes Ansehen erhalten. Das Gesetz wurde von der Deputirtenkammer angenommen, am 8 November. Eben so unpopulär war das Gesetz, die Nationalgarde betreffend. So ergeben die Nationalgarde dem Systeme der Ordnung war, so fürchtete man doch, sie könnte einst eine zu gefährliche Macht gegen die Regierung bilden, daher wandte man das divide et impera auf sie an, und beschloß, ihre Kraft mehr zu zertheilen, um sie bequemer beherrschen zu können. Man trug daher darauf an, die Stelle eines Obergenerals der Nationalgarde für ganz Frankreich (welche Lafayette, das Haupt der Bewegungspartei, bekleidete) zu cassiren, und ferner die Nationalgarde nicht nach Departements, sondern nur nach Kantons zu organisiren. Dazu kam nun noch der Vorschlag der Minister, dem Könige eine sehr reichliche Civilliste zu

bewilligen. Man hatte auf Sparsamkeit gehofft, und die ersten Aeußerungen des Königs nach den Tagen des Julius ließen mehr in ihm einen einfachen republicanischen Präsidenten als einen mit Pracht umgebenen Erbkönig erwarten, allein jetzt schien sich das System geändert zu haben und Lafitte verlangte am 15 December 18 Millionen Fr. Civilliste für den König.

Aus dem Allem ging nun ganz klar hervor, daß die herrschende Partei in der Regierung und in den Kammern um jeden Preis nach außen Frieden, nach innen Ruhe und Ordnung haben wollte und daher sich in den Besitz aller Machtmittel zu setzen suchte, durch welche sie die Partei der Bewegung im Zaume halten konnte. Daß sie dabei so weit ging, hatte seinen Grund in der Furcht des Königs vor einem auswärtigen Kriege, der Doctrinärs vor innerer Anarchie. Der König schien mehr an das Unglück von 1814 und die Doctrinärpartei mehr an das von 1793 zu denken, und beide Schreckbilder bewirkten, daß sie alles Mögliche thaten, sich vor ähnlichem Unglück sicher zu stellen. Allein ihre Diplomatik nach außen verrieth Furcht, und ihre Maßregeln im Innern schienen die eben blutig erkämpfte Freiheit wieder zu gefährden.

Charakteristisch ist, daß das Volk seinen Unwillen, als es ihn wieder einmal auslassen mußte, nicht an der Regierung und den Kammern, sondern an den Exministern und Karlisten ausließ, welche als die allgemeinen Sündenböcke nicht nur für die alten, sondern auch für die neuen Sünden leiden sollten. Aber in demselben Maße, wie sie dem Volke hassenswürdiger schienen, sofern es seinen Groll gegen die neue Ordnung der Dinge auf sie übertrug, eben so verfuhr die herrschende Partei mit ihnen glimpflicher, da sie wohl fühlte, daß das Geschrei des

Volkes nicht bloß den unglücklichen Exministern, sondern auch, und vielleicht noch mehr ihren Richtern galt.

Hieraus erklären sich die sonderbaren Umstände, unter denen den Exministern ein eben so sonderbarer Proceß gemacht wurde.

15.

Proceß der Exminister, und Unruhen im December.

Dem Processe der Exminister gingen einige kleinere Processe als Vorspiel vorher. Der erste betraf die Brandstiftungen in der Normandie. Schon vor den Tagen des Julius waren in Caen vier junge Mädchen als überwiesene Mordbrennerinnen verhaftet worden. Daß sie bloß Werkzeuge Anderer gewesen, lag am Tage; sie verschwiegen aber, unter dem Zeichen der heftigsten Gewissensangst, aufs hartnäckigste die Namen derer, die sie zu dem Verbrechen angereizt. Später erklärte ein anderer, in Toulouse Verhafteter, Namens Berryé, er sey von Polignac durch die Jesuiten von Mont-Rougé zu Brandstiftungen befehligt worden. Diese Sache kam zu Anfang des Octobers zur Sprache und erregte großes Aufsehen. Polignac betheuerte aufs heiligste seine Unschuld, und der Commissionsbericht Berengers erklärte, daß Berryé ein Betrüger sey.

Ein zweiter Proceß betraf den Grafen Kergorley. Dieser Pair und eifrige Anhänger der Bourbons bediente sich der Preßfreiheit, um in der Quotidienne eine Protestation abdrucken zu lassen, sowohl gegen die Ausschließung der von

Karl X ernannten Pairs, als gegen die Verurtheilung der Exminister, und sogar gegen die Rechtmäßigkeit Ludwig Philipps. Seine Ausdrücke waren so stark, daß er vor die Pairskammer geladen wurde. Hier bediente er sich der den Angeklagten gestatteten Redefreiheit abermals, um die neue Ordnung der Dinge aufs beschimpfendste herabzusetzen, ja er nannte den neuen König vor den versammelten Pairs ungescheut „den Sohn des Königsmörders.“ Man verurtheilte ihn am 24 November zu sechsmonatlicher Haft und 500 Fr. Geldstrafe. Man tadelte dieß. Es war zu viel oder zu wenig. Allein die Regierung befand sich in Verlegenheit. Sie durfte sich nicht das Ansehen geben, tyrannisch und willkürlich in Preßangelegenheiten zu verfahren, und durfte sich auch wieder nicht öffentlich von den Karlisten höhnen lassen.

Bald darauf mußte die Regierung auch die Zeitschrift l'Avenir angreifen, worin der geistreiche Lamennais die neue Regierung im Namen der Geistlichkeit angriff, gegen den Gallicanismus eiferte und, nach Weise der belgischen Geistlichkeit, eine papistische Opposition zu organisiren suchte.

Der Proceß der Exminister selbst wurde von dem Pairsgerichtshofe am 15 December vorgenommen. Die vier Angeklagten, Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze protestirten gegen das Gericht. Ihre Vertheidigung beruhte wesentlich auf den Punkten, daß der 14te Artikel der Charte wenigstens zweideutig genug gewesen sey, um die Ordonnanzen zu entschuldigen, daß nicht die Truppen, sondern das Volk zuerst angegriffen hätte, und daß für alles Blutvergießen nicht sie, die Minister, sondern der Herzog von Ragusa verantwortlich sey, da ihre Autorität in dem Augenblicke aufgehört habe, seit er das Com-

mando übernommen. Peyronnet vertheidigte sich mit der ihm eigenen stolzen Haltung, welche die Franzosen unter allen Umständen als männliche Eigenschaft auch am Feinde respectiren. Polignac mißfiel dagegen durch ein abgeschmacktes Läugnungssystem, das er jedoch durch seine Pietät gegen Karl X, den er durch keinerlei Erläuterungen compromittiren wollte, zu entschuldigen suchte. Die beiden andern gaben bereitwillig jeden Bescheid, den man verlangte. Chantelauze, der am meisten angegriffen schien, war zugleich der aufrichtigste. Aus den Gründen übrigens, die wir oben schon entwickelt haben, wurde den Angeklagten die Vertheidigung so leicht als möglich gemacht und gleichsam in den Mund gelegt. Geflissentlich ließ man in der Anklageacte erschwerende Umstände aus, ging auf gewisse Punkte nicht tief ein, bemäntelte andere. Freiwillig übernahm Herr von Martignac die Advocatur seiner Excollegen und der hochachtbare und greise Herr von Semonville wußte mit vieler Feinheit alle Verantwortung auf Karl X zu schieben, während die Exminister selbst diesen nicht im geringsten compromittirten, um nicht das einzige Verdienst, das ihnen in den Augen der Franzosen noch übrig blieb, das der Treue zu verscherzen. Endlich riefen die Angeklagten die französische Großmuth an, und ihre Wehrlosigkeit selbst war ihre beste Waffe. Polignac rief aus: „Ich sage es hier laut in Anwesenheit aller der Personen, die zu der bewaffneten Corporation von Paris gehören; sie mögen es ihren Waffenbrüdern wieder sagen, daß ich mein Land hinlänglich kenne, um zu wissen, daß nirgend in Frankreich ein Richter den Leidenschaften den Zutritt in dem Heiligthume der Justiz gestatten würde, und daß die Franzosen nur auf dem Schlachtfelde von Feinden etwas wissen.“ Peyronnet

PEYRONNET.

aber machte seine frühere Handlungsweise und namentlich den Umstand geltend, daß er bei der zweiten Restauration in Bordeaux das Blutvergießen verhindert habe, mit dem damals die Bourbonisten, die Napoleonisten und Liberalen bedrohten. Es hätte nicht viel gefehlt, daß man die Exminister belobt und mit Lorbeerkränzen heimgeschickt hätte. Doch Herr Persil, Commissär der Deputirtenkammer, erhärtete die weichen Gemüther der Richter wieder etwas. Namentlich verwarf er die Taktik der Vertheidiger, vermöge welcher dieselben alle Schuld dem Exkönige zuschoben, der dafür auch schon durch seine Absetzung hinlänglich bestraft sey. Er machte dagegen den constitutionellen Grundsatz geltend, daß allein die Minister verantwortlich seyen, weil ohne deren Unterzeichnung eine Ordonnanz gar keine Gültigkeit habe. Demnach wäre freilich der König selbst unverletzbar und seine Entsetzung ungesetzlich. Diesen Einwurf machte man auch — allein Thatsachen sind mächtiger als Rechtsgründe. Die Sache mußte mehr aus einem politischen als streng juridischen Standpunkte behandelt werden, und wurde so behandelt. Das Volk verlangte Rache an beiden, an den Ministern wie am Könige, die gemäßigte Majorität in den Staatsgewalten dagegen, die herrschende Partei des Widerstandes, suchte, was auch immer strengstes Recht seyn mochte, die Exminister aus den schon angegebenen politischen Gründen zu schonen. Um nun diesen Zweck durchzusetzen und andererseits auch die aufgereizte Partei der Bewegung zu schonen, schlug sie den Mittelweg ein, die Exminister strafbar zu finden, aber nur halb, sie zu verurtheilen, aber nicht zum Tode.

Die Entschuldigungsreden, von denen der Pairsgerichtshof widertönte; der matte bemäntelnde Ton in den Anklagen,

worin von den mit Begierde erwarteten näheren Aufschlüssen über die Motive der Ordonnanzen und über die geheime Politik des Exkönigs und seine Verbindungen nichts erfolgte, und worin die alte diplomatische Geheimnißkrämerei dem freien und souveränen Volke Hohn zu sprechen schien; die Sentimentalität, die alle Strenge der Volksjustiz aus der Pairskammer zu verbannen schien; die Thränen um Männer, die so viel Blut vergossen; die Händedrücke und Freundschaftsbezeugungen, welche sogar Polignac empfing, — das alles mußte die Menge aufreizen. Zugleich wurde vor der Deputirtenkammer gerade in denselben Tagen das Gesetz über die Nationalgarde und die neue Civilliste debattirt und die gemäßigte Mehrheit in der zweiten Kammer zeigte die größte Sympathie mit den Gesinnungen der ersten und ein hartnäckiges Ignoriren der Volkswünsche.

Unter diesen Umständen erwartete man neue Volksunruhen. Lafayette erließ im Voraus eine Proclamation, worin er zur gesetzlichen Ordnung ermahnte und im Falle von Unordnungen seine Nationalgarden zur Erfüllung ihrer Pflicht enthusiasmirte, am 19 December. Noch in derselben Nacht sammelten sich Arbeiter um den Palast Luxemburg, wo die Exminister verwahrt wurden. Doch erst am Mittag des folgenden Tages wurde der Auflauf so bedeutend, daß die Nationalgarde in Masse heranzurücken und den Palast zu umstellen genöthigt war. Das Volk schrie unaufhörlich: Nieder mit den Ministern! auch: Weg mit den Pairs! und zeigte große Erbitterung, doch ohne es zu wagen, die Nationalgarde anzugreifen, die 15,000 Mann stark um das Luxemburg stand, in welchem Lafayette sein Hauptquartier aufschlug. Da die Häupter der Bewegungspartei, Lafayette und Odillon-Barrot,

da die kriegerische Jugend der polytechnischen und der andern Schulen, die Haupttheilnehmer an den Siegen des Julius, die Brutalität eines ungesetzlichen Ministermords aufs strengste mißbilligten, und da sogar der sonst schonungslose Figaro damals schrieb, er habe nie gehört, daß Franzosen ihre Kriegsgefangenen fünf Monate nach der Schlacht ermordeten, so hatten die Tumultuanten alles gegen sich. Dennoch nahm der Auflauf am 21sten einen noch gefährlichern Charakter an; 30,000 Nationalgardisten hatten genug zu thun, um mit gefälltem Bajonnet die Volksmasse, die sie erdrücken wollte, zurückzudrängen, ohne es zu einem Blutvergießen, das unabsehbare Folgen hätte haben können, kommen zu lassen. Allein durch diese Schonung kühn gemacht, strömte das Volk aufs hartnäckigste immer wieder zusammen.

Während dieses großen Tumultes von außen sprach die Pairskammer am 21 December ihr Urtheil über die Exminister. Es lautete wörtlich: „Der Gerichtshof der Pairs, nach geendigter Berathung; in Betracht des Beschlusses der Kammer der Deputirten; nach Anhörung der HH. Commissarien dieser Kammer in ihren Reden und Anträgen, und der Angeklagten in ihren Vertheidigungen; in Erwägung, daß durch die Ordonnanzen vom 25 Julius die constitutionelle Charte von 1814, die Wahlgesetze und die Gesetze, welche die Preßfreiheit verbürgten, offenkundig verletzt wurden, und daß die königliche Gewalt die gesetzgebende Gewalt usurpirte; in Erwägung, daß wenn auch der persönliche Wille des Königs Karl X den Entschluß der Angeklagten nach sich ziehen konnte, dieser Umstand doch sie nicht von der gesetzlichen Verantwortlichkeit befreien durfte; in Erwägung, daß aus den Verhandlungen hervorgeht, daß August Julius Armand Marie Fürst

von Polignac, in seiner Eigenschaft als Minister-Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Kriegsminister per interim, und Präsident des Ministerconseils; Peter Denis, Graf von Peyronnet, in seiner Eigenschaft als Minister-Staatssecretär des Innern; Johann Claudius Balthasar Victor Chantelauze, in seiner Eigenschaft als Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretär der Justiz; und Martial Come Hannibal Perpetue Magloire Graf von Guernon Ranville, in seiner Eigenschaft als Minister-Staatssecretär der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, verantwortlich nach den Bestimmungen des Art. 13, der Charte von 1814, die Ordonnanzen vom 23 Julius unterzeichneten, deren Ungesetzlichkeit sie selbst anerkannten; daß sie sich bemühten, deren Vollziehung zu bewerkstelligen, und daß sie dem Könige riethen, die Stadt Paris in Belagerungszustand zu erklären, um mittelst der Waffen über den legitimen Widerstand der Bürger zu triumphiren; in Erwägung, daß diese Handlungen durch den Art. 56 der Charte von 1814 vorgesehene Verbrechen des Verraths begründen; erklärt August Julius Armand Marie Fürsten von Polignac; Peter Denis, Grafen von Peyronnet; Johann Claudius Balthasar Victor Chantelauze, und Martial Come Hannibal Perpetue Magloire Grafen von Guernon Ranville, des Verbrechens des Verraths schuldig; in Erwägung, daß kein Gesetz die Strafe des Verraths bestimmt hat, und daß also der Gerichtshof sich in der Nothwendigkeit befindet, hierin eine Ergänzung eintreten zu lassen; in Betracht des Art. 7 des Strafgesetzbuchs, der die Deportation unter die Zahl der infamirenden Leibesstrafen zählt; in Betracht des Art. 77 desselben Gesetzbuchs, der bestimmt, daß die Deportation lebenslänglich ist; in Betracht

des Art. 18, der erklärt, daß sie den bürgerlichen Tod mit sich führt; in Betracht des Art. 25 des Civilgesetzbuchs, der die Folgen des bürgerlichen Todes angibt; in Erwägung, daß es außerhalb des Festlandgebiets von Frankreich keinen Ort gibt, wohin die zur Strafe der Deportation Verurtheilten gebracht und daselbst in Gewahrsam gehalten werden könnten; verurtheilt den Fürsten Polignac zu lebenslänglichem Gefängnisse auf dem Festlandgebiete des Königreichs, erklärt ihn seiner Titel, Grade und Orden verlustig, erklärt ihn für bürgerlich todt; unter Aufrechthaltung aller andern Wirkungen der Deportation, wie sie durch die vorerwähnten Artikel angegeben sind; in Berücksichtigung der Thatsachen des Processes, wie sie sich aus den Verhandlungen ergeben, verurtheilt den Grafen von Peyronnet, Victor Chantelauze und den Grafen von Guernon-Ranville zu lebenslänglichem Gefängnisse, befiehlt, daß sie in Gemäßheit der Art. 28 und 29 des Strafgesetzbuchs im Zustande des Interdicts verbleiben, und erklärt sie gleichfalls ihrer Titel, Grade und Orden verlustig; verurtheilt den Fürsten Polignac, den Grafen von Peyronnet, Victor Chantelauze und den Grafen v. Guernon-Ranville persönlich und solidarisch in die Proceßkosten; befiehlt, daß die Ausfertigung des gegenwärtigen Beschlusses der Kammer der Deputirten durch eine Botschaft übersandt werde; befiehlt ferner, daß derselbe in Paris und allen andern Gemeinden des Königreichs gedruckt und angeheftet, und dem Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretär der Justiz, zugesandt werde, um für dessen Vollziehung zu sorgen."

Lafayette und die Nationalgarde, so wie der Minister des Innern, Montalivet, der an diesem Tage überall zugegen war, wetteiferten, das über diesen milden Urtheilsspruch wü-

thende Volk von Excessen abzuhalten, und es glückte ihnen, es eine Zeit lang zu beschwichtigen, und die Exminister in einem unbemerkten Augenblicke, obwohl an hellem Tage, aus dem Luxemburg nach Vincennes zurückzubringen. Auch die meisten Pairs entfernten sich mit einer Eilfertigkeit, die etwas Lächerliches hatte. Mehrere wurden vom Volke insultirt. Am folgenden Tage, am 22sten, schien das Volk seine Gutmüthigkeit zu bereuen und nahm eine noch gefährlichere Haltung an, als an den vorigen Tagen. Es stemmte sich kräftiger gegen die Nationalgarde, schimpfte sie Jesuiten, warf sie mit Steinen und brachte sie in ein Gedränge, in dem sie sich endlich würde haben entschließen müssen, zu schießen, wenn ihr nicht die sämmtlichen Zöglinge der polytechnischen, Rechts-, Medicin-, Pharmacie- und Alfortischen Veterinärschule zu Hülfe gekommen wäre. Dieß war um so wichtiger, als die Nationalgarde selbst nur aus Pflichtgefühl, keineswegs aber aus Neigung dem Volke widerstand, denn eine große Menge ihrer Glieder war mit dem Processe der Exminister und mit der gemäßigten Partei eben so unzufrieden wie der Pöbel. Insbesondere war die Artillerie der Nationalgarde sehr für die Volkssache geneigt. Allein das Gefühl der Nothwendigkeit, eine so große Revolution nicht durch Pöbelunfug beflecken zu lassen und das Gesetz aufrecht zu erhalten, siegte über alle besondern Interessen und Neigungen. Die Ruhe wurde vollständig hergestellt, und man verhaftete über 400 Aufrührer, worunter mehrere Karlisten, die sich unter die Menge gemischt hatten, sey es in der Hoffnung, die Exminister im Tumulte zu befreien, sey es, um die Anarchie, die letzte Hoffnung der Bourbons, zu befördern.

So erfocht die Partei des Widerstandes einen glänzenden

Sieg, den sie indeß so unvorsichtig benutzte, daß er nur eine noch gefährlichere Erbitterung erzeugte. Obgleich sie nur mit Hülfe Lafayette's, Odillon-Barrots, der Nationalgarde und der studirenden Jugend diesen Sieg erfochten hatte, so bediente sie sich doch eben dieses Sieges jetzt gegen die Genannten, um denselben ihren großen Einfluß zu entziehen. Sie schien zu rechnen: haben diese Männer sich gegen ihre Neigung bereit gezeigt zu kämpfen, so werden sie auch bereit seyn abzutreten, und hat der Name der Ordnung solchen Zauber, warum sollen wir uns desselben nicht gegen jene Menschen bedienen, die vielleicht nur heute so großmüthig gegen uns gewesen sind und es morgen nicht mehr seyn werden? Man schmiedete also das Eisen, so lange es warm war, und während noch die Begeisterung für Ordnung und strenge Aufrechterhaltung des Gesetzes glühte, wurden die undankbaren Schläge gegen jene Männer geführt, die ehrenhalber dazu still halten mußten.

Besonders war Lafayette, Dupont de l'Eure und Odillon-Barrot den Doctrinärs ein Dorn im Auge. Kleinlicherweise beschuldigte man sie, es heimlich mit dem Volke gehalten zu haben, da sie doch so glänzende Beweise von Aufopferung ihrer Privatmeinung zu Gunsten der bestehenden Ordnung gegeben hatten. In Folge der Berathungen über das Nationalgardengesetz wurde schon am 24 December in der Deputirtenkammer vorgeschlagen, Lafayette als Generalcommandant der Nationalgarden Frankreichs zu entlassen und diese Stelle ganz aufzuheben. Am folgenden Tage gab Lafayette freiwillig seine Entlassung ein, die angenommen wurde. An seine Stelle trat Graf Lobau, jedoch nur als Generalcommandant der Pariser Nationalgarde. Hierauf

gab am 27 December auch Dupont de l'Eure seine Entlassung als Justizminister ein. Ihm folgte Merilhou, dessen Stelle als Cultminister Barthe bekam. Jedermann wunderte sich, daß Odillon-Barrot noch als Seinepräfect beibehalten wurde. Er hielt eine glänzende Vertheidigungsrede gegen die unwürdigen Beschuldigungen, die man gegen ihn erhoben.

Zu gleicher Zeit wurde die Artillerie der Nationalgarde von Paris aufgelöst und neu organisirt, weil sie sich der Sache der Aufrührer geneigt gezeigt hatte. Wie ein großer Theil der Nationalgarde dachte, erhellt aus folgender Adresse einer ihrer Compagnien an den König: „Sire, die Nationalgarde legt nach Wiederherstellung der Ordnung die Waffen nieder. Sie hat eine peinliche Pflicht erfüllt, indem sie ihre Mitbürger, in deren Reihen sie Siegesgefährten vom Julius erblickte, zurückdrängte. Ihr Fehler bestand darin, daß sie tumultuarisch Meinungen ausdrückten, die auch die unsrigen sind. Ja, Sire, dasselbe Verlangen nach Freiheit beseelt uns, und wenn eine unbedingte Hingebung für die öffentliche Ordnung uns heute das Recht gibt, unsere Wünsche zu äußern, so bitten wir Ew. Majestät die Hindernisse zu heben, die sich seit vier Monaten der Entwicklung unserer Institutionen entgegen stellen. Wir wünschen mit Sehnsucht die Verfertigung eines Wahlgesetzes im Einklange mit den Bedürfnissen des jungen Frankreichs; die durch den 68sten Artikel der neuen Charte versprochene Reconstitution der Pairie. Gestern, Sire, hat das bloße Gerücht, man werde in der Folge eine Wahlpairie einführen, unsern Eifer verdoppelt, und das Aufbrausen der Gemüther gedämpft. Sire, Ihr populärer Thron, auf unsere glorreiche Revolution errichtet,

hat die öffentlichen Freiheiten zur Grundlage. Wir dürfen demnach hoffen, daß Ihre Regierung uns die liberalen Bürgschaften geben wird, die das Volk in den unsterblichen Tagen erobert hat.“

Auch die Aufopferung der studirenden Jugend von Paris wurde mit Mißtrauen aufgenommen. Man beschloß in der Deputirtenkammer, ihnen für die in den letzten Tagen bewiesene Hingebung zu danken, aber von mehreren Mitgliedern wurde dieser Dank bestritten, und das hatte zur Folge, daß die tief an ihrer Ehre gekränkten Jünglinge gegen diesen bestrittenen Dank feierlich protestirten. Alle Schulen ließen Protestationen in die öffentlichen Blätter rücken, und als man dieselben für unächt ausgeben wollte, bestätigten sie sie aufs neue. Unter Anderm sagte die Rechtsschule: „Man hatte die Schulen verleumdet, man beschuldigte sie, sie wollten sich an die Spitze der Unruhestifter stellen, und durch rohe Gewalt die Folgen des mit unserem Blute geweihten Princips durchsetzen. Wir haben feierlich protestirt, und wir, die wir die Freiheit baar bezahlt haben, wegen der man jetzt mit uns marktet, wir haben die öffentliche Ordnung gepredigt, ohne die es keine Freiheit gibt. Haben wir aber dieß gethan, um Dank und Beifallklatschen von der Deputirtenkammer zu erhalten? Nein, wir haben eine Pflicht erfüllt. Allerdings würden wir stolz auf den Dank Frankreichs seyn; wir suchen aber Frankreich vergeblich in der Deputirtenkammer.“

Die allgemeine Unzufriedenheit nahm noch mehr überhand, als das Wahlgesetz, welches man vorbereitete, gleich dem Gesetze über die Nationalgarde und über die Civilliste den republicanischen Institutionen nicht entsprach, mit denen der französische Thron dem

frühern Versprechen und der öffentlichen Meinung zufolge umgeben werden sollte. Alles ließ voraussehen, daß diese wichtigen neuen Gesetze, die im Anfange des nächsten Jahres zum Schlusse kommen sollten, von der Partei des Widerstandes so aristokratisch, als es irgend noch möglich wäre, abgefaßt werden würden. Dazu kam, daß auch der Hof für die Neujahrsfeste, ganz gegen das frühere Versprechen, seine bürgerliche Einfachheit ablegte, und unter dem Vorwande, der Industrie Nahrung zu geben, sich mit neuem Glanze umkleidete.

Allein der Enthusiasmus für die Ordnung hielt die Leidenschaft der Mißvergnügten in Schranken, und sie machten sich nur in den öffentlichen Blättern Luft, deren große Mehrzahl dem Widerstande abhold war. Mit der äußersten Heftigkeit sprach der National: „Vor sechs Tagen erst legte General Lafayette den Eid ab, eher seine Popularität und sein Leben zu opfern, als zu gestatten, daß ein aufgebrachtes Volk die Unabhängigkeit eines hohen Tribunals verletze, und Männern nach dem Leben trachte, die unter den Schuß des Gesetzes gestellt sind. Man hat gesehen, wie General Lafayette Wort gehalten. Mit 75 Jahren zeigte er die Energie und die Thätigkeit eines Jünglings. Diese drei letzten Tage waren die glorreichsten, die glücklichsten seines Lebens; wir sagen die glücklichsten, denn zu andern Zeiten begünstigte das Glück nicht immer seine guten Absichten, und Feige konnten ihn verleumden. Heute hat die Deputirtenkammer die Absetzung Lafayette's votirt. Lafayette war allerdings über jede Belohnung erhaben; aber man glaubte auch, daß er über Unwürdigkeiten eines Rumpfparlaments (parlement croupion) erhaben sey. Die Reaction beginnt; die Reaction

LAFAYETTE

tion wird zertrümmert werden. Man sagt, sie suche schon überall Verschwörer, und habe versprochen, deren zu finden. Wir fordern sie heraus zu beweisen, daß es eine andere Verschwörung als diejenige gegeben habe, die es seit zwei Monaten im Angesichte und mit Wissen derer, die sie kennen und verachten, gegeben hat. Fahrt nur fort, ihr, die ihr schmachvoll den ältesten Zweig der Bourbons verrathen, nachdem ihr ihn in eine Bahn gestürzt habt, die ihn zu Grunde gerichtet, und wohin ihr ihm in eurer Furcht nicht folgen wolltet; ihr, die ihr seit fünf Monaten, als niedrige Schmeichler unter der Nationalsouveränetät, die ihr verabscheutet, gekrochen seyd; fahrt nur fort, sagen wir, an dem Wiederaufbaue der Legitimität zu arbeiten; aber wir wollen euch die Larve abreißen, wir wollen in eure Freude hineinstürzen, wir wollen euch schlechte Nächte bereiten, bis ihr unterliegt, und euer Reich soll nicht von langer Dauer seyn."

Das Journal, die Revolution, sagt von den Kammern: „Was haben sie gethan? Sie haben sich die Ehre eines Siegs angemaßt, der ohne sie und ihnen zum Trutz errungen ward, denn das Volk hatte bereits mit der Tyrannei ein Ende gemacht, während sie noch unterhandelten. Sie haben sich der constituirenden Gewalt bemächtigt, um in ihrer improvisirten Constitution alle aristokratischen Monstruositäten des alten Regime's aufrecht zu erhalten, um den Richtern Karls X eine neue Sanction der Inamovibilität zu geben. Sie haben sich auf die Stellen, auf die Ehrenbezeugungen, auf die Würden geworfen, gleichsam um ihren Wunsch damit zu beweisen, das System der Restauration fortzusetzen, nur daß sie weniger Fähigkeit und mehr Parvenusfadheit dabei zeigten. Sie haben durch ihre Abstimmungen das Monopol der Druckerei, der

Anheftungen, der Journale geweiht. Sie haben mit lautem Geschrei die Anwendung der Artikel des Strafcoder gegen die Associationen verlangt, und auf diese Art eine der wohlthätigsten Aeußerungen der öffentlichen Meinung unterdrückt. Sie haben durch ihre Abstimmungen alle Mißbräuche des bis auf diesen Tag befolgten Finanzsystems verewigt. Sie haben patriotische Magistrate denunciirt, angeklagt, ihnen Befehle gegeben und sie beinahe vor ihre Schranken gerufen. Sie haben in Anwesenheit eines unfähigen Ministeriums regiert, und einen schmachvollen Frieden geboten, als Frankreich einen Krieg verlangte, der die Revolution und ihre Grundsätze festgestellt haben würde. Sie haben in der Stille Haß zwischen den wohlhabenden Classen und dem Volke ausgestreut, um die Tage des 19 Octobers und des 22 Decembers zu ernten. Sie haben mühsam ein desorganisirendes Gesetz der Nationalgarde zusammengebaut. Sie haben den General Lafayette abgesetzt."

Der Figaro schrieb: „La France est malade, elle garde la chambre."

Die Lage der Parteien am Schlusse des Jahres 1830 hat ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung sehr scharf bezeichnet: „Die Regierung ist weder mit der Majorität noch mit der Minorität, und in einem repräsentativen Staate muß sie doch nothwendig erstere für sich haben; sie theilt viele Wünsche und Ansichten letzterer, kann aber doch die Mehrheit nicht entbehren, und läßt sich von ihr am Schlepptau nachziehen, da sie selbige weder ändern noch auflösen kann. Da sie eigentlich keiner Seite angehört, kann sie sich auch mit keiner verständigen, und so kommt es, daß ihre Vorschläge von allen bekrittelt, verändert, durcheinander geworfen werden. Das linke und das

rechte Centrum bilden die Majorität, und huldigen dem sogenannten Quasi-Legitimitätsprincipe, das der Menge unerträglich ist, die es weder kalt noch warm findet. Man muß gestehen, daß dieses System auf die gerechte Furcht vor übereilten Neuerungen sich gründet, und vielleicht allein geeignet ist, der reißenden Beweglichkeit der Nation das Gegengewicht zu halten; von der andern Seite beruht es aber auf Theorien, denen es an Freimüthigkeit und Folgerichtigkeit mangelt, und welche die Menge Mühe hat zu begreifen. Diese Seite bildet eine starke und compacte Masse, und hat in der Person der Herren Guizot, Dupin Brüder, Gebrüder Perier, Vatimesnil u. a. gewaltige Verfechter, so wie in der der Herren Royer-Collard, Humann, Bignon, Berenger u. s. f. vortreffliche Anführer. Freilich schließen sich auch die wirklich Stationären dieser Partei an, und man kann zugestehen, daß mehrere Mitglieder derselben ihre Furcht vor der Demokratie so weit treiben, daß man sie eine wahre Monomanie nennen möchte. Im Ganzen aber spricht sich für diese Partei die öffentliche Stimme in den Departementen entschieden aus, so wie sie denn auch die meisten Fähigkeiten, vorzügliche Erfahrung und anerkannt rechtliche Charaktere in ihrer Mitte hat. Aus ihr war das vorige Ministerium hervorgegangen, zwischen ihr und der linken Seite schwankt das jetzige, und in der That wäre es wünschenswerth, daß beide ihm einige Concessionen machten. Der linken Seite fehlt es, seitdem Benjamin Constant todt ist, an einem tüchtigen Haupte: Lafayette scheint sich zu einer solchen Stellung nicht zu eignen, Dupont de l'Eure ist der Rede nicht mächtig genug, Demarçay gibt zu leicht und zu häufig Blößen, und aus ähnlichen oder andern Gründen passen auch de Tracy, Daunou, Cormenin und andere Opposi-

tionsmänner nicht zu dieser Stelle, in welcher Foy, Manuel und Constant sich so hohen Ruhm erworben haben. Indessen scheint sich doch diese Seite allmählich constituiren, und besonders um Dupont de l'Eure sammeln zu wollen, der an Odillon-Barrot, welcher jedoch seinen Regierungsposten beibehält, einen höchst talentvollen Gehülfen gefunden hat. Dieser geübte Redner scheint, obgleich ein Neuling in der Kammer, zu einer Hauptrolle in derselben bestimmt. Wenige thun es ihm in leichter Improvisation und ergreifendem Vortrage nach, und mit mehr Uebung und Erfahrung wird er glänzend dastehn. Seiner Partei gehören übrigens Männer von allen Schattirungen an: aufrichtige Republicaner wie Lafayette, Daunou, Voyer d'Angerson, und wahrscheinlich de Tracy; Parteimänner, die jeder Gewalt sich gegenüber stellen würden, wie de Corcelles, Eusèbe Salverte, Demarçay, Peton; Ehrgeizige, die nach Macht und Ansehen streben, wie Mauguin, Marchal u. a.; Anarchisten und dergl. Alle diese verlangen schon jetzt alle Consequenzen der letzten Revolution; sie sprechen der tobenden Menge und der vorwitzigen Jugend das Wort, compromittiren das Land den auswärtigen Mächten gegenüber, führen einen unermüdlichen Krieg gegen alle besoldeten Stellen, und räumen der Leidenschaft Rechte ein, die der Umsicht und der Erfahrung allein zustehen. Ließe man diese gewähren, sie würden in Frankreich eine Republik, außerhalb des Landes einen allgemeinen Brand zuwege bringen, und die Ruhe im Innern, so wie der Friede von außen gelten ihnen nichts im Vergleiche mit dem Siege ihrer gränzenlosen Ansprüche. Die rechte Seite hält sich bei dem Allem passiv; sie bleibt während des Kampfes eine müßige Zuschauerin, und nur zuweilen lassen sich auf der Tribüne Berryer,

Bizien de Lezard und andere ehemalige Royalisten hören, von denen der erste die Erwartungen nicht mehr erfüllen kann, die man auf seine glänzende Rednergabe gesetzt hatte. Zwischen ihnen und dem rechten Centrum steht Herr von Martignac, den man beinahe für sich allein eine Macht nennen möchte, der aber in diesem Augenblicke noch krank darnieder liegt, seit dem Processe, von dem er vorausgesagt hat, daß er sein Tod seyn würde. Hoffentlich eine Hyperbel!"

Der berühmte Benjamin Constant starb am 8 December. Die Kränkung, sich bei der Wahl eines neuen Mitglieds zur französischen Akademie zurückgesetzt zu sehen, soll zu seinem Tode beigetragen haben. Diese Kränkung galt zum Theil seiner Anhänglichkeit an die Linke, an deren Spitze er fünfzehn Jahre lang gekämpft, und die nun in ihm eins ihrer bedeutendsten Häupter verlor.

Wie schon gesagt, entgingen die Exminister durch das Uebergewicht der gemäßigten Partei dem Tode. Nur acht Pairs hatten für die Todesstrafe gestimmt (Lanjuinais, Becker, Boissy d'Anglas, Herzog von Valmy, Laroche Aimon, Graf Dejean, Montville und Darjugeon). Die englische Sun sagte: „Wären die Exminister, statt des Volkes, Sieger geblieben, so würde der Ausgang ein ganz anderer gewesen seyn. Dann hätte man von Seite ihrer Opfer keine Gnadenbitte angenommen, die Gefängnisse wären mit Gefangenen vollgepfropft worden, die Schaffotte würden von Blut getrieft haben. Wir hoffen, dieser Act einer beispiellosen Milde von Seite der großherzigen französischen Nation gegen ihre Tyrannen wird eine heilsame Lehre für die wenigen noch übrig bleibenden Vertheidiger des Despotismus in Europa seyn; wir hoffen, sie werden nie vergessen, daß das erste Beispiel

der Mäßigung von den Unterdrückten gegen die Unterdrücker gegeben wurde, nicht von den Unterdrückern gegen die Unterdrückten."

Die Exminister wurden von Vincennes nach dem Schlosse Ham gebracht, wo Polignac schon früher als Mitschuldiger in dem berüchtigten Processe der Höllenmaschine gefangen gehalten worden war, am 29 September. Oft mußten sie noch unterwegs den Todesruf hören. Als das Geschrei am ärgsten war, sagte Chantelauze zu Polignac: „Unter uns scheinen Sie der Populärste zu seyn." Polignac schnupfte Tabak. Die vier Gefangenen wurden in Ham so gut behandelt, daß man fürchtete, sie würden bald Gelegenheit finden, über die nahe Gränze zu entfliehen.

Im December erregte ein berüchtigter Mörder in Nimes, Quatre Taillon, großes Aufsehen, weil er, wie es hieß, auf den Mord des neuen Königs ausging. Die Polizei stellte ihm aufs sorgfältigste nach, und er fiel in der Nacht auf den 30 December nach tapferer Gegenwehr seinen Verfolgern tödtlich verwundet in die Hände.

16.

Fernere Ereignisse in Algier.

Wir verließen den Marschall Bourmont in Algier unmittelbar nach der Eroberung dieser reichen Stadt, beschäftigt mit der Plünderung der Schätze, welche der Dey in der Casaubah aufgehäuft. Dieses Plünderungssystem, das von der Generalität ausging, war der Mannszucht nichts weniger als günstig, und in Folge der unpolizeilichen Debauchen und der schädlichen Ein-

wirkung des Klima's rissen Krankheiten in der Armee ein, so daß in den Herbstmonaten mehrere tausend Kranke theils nach Frankreich zurückgebracht wurden, theils die Spitäler von Algier füllten. Admiral Duperré mißbilligte öffentlich, wie oben erwähnt wurde, die Zuchtlosigkeit der Landarmee in seinem Berichte an die Regierung.

Noch war erst die Hauptstadt erobert; um auch das Land zu unterwerfen, schickte Bourmont drei Expeditionen aus. An der Spitze der erstern brach er selbst am 23 Julius nach Blida am Fuße des Atlas auf, nahm diese Stadt, wurde aber in der Nacht von den Cabaylen, die aus dem Gebirge herbeiströmten, überfallen und mit empfindlichem Verluste zurückgeschlagen. Dadurch und durch die schlechte Mannszucht der Franzosen kühner gemacht, bereiteten die Algierer eine sicilianische Vesper vor. Allein die Verschwörung ward entdeckt, und es wurden nur einige französische Soldaten vergiftet und ein Wachtposten niedergemacht. Bourmont hielt strenges Gericht und ließ am 29 Julius vierzig Aufrührer erschießen.

Eine zweite Expedition ging unter dem Contreadmiral Rosamel zur See nach Bona ab, welches am 1 August von französischen Truppen ohne Blutvergießen besetzt wurde. Hierauf segelte Rosamel sogleich weiter nach Tripoli und nöthigte den Dey daselbst am 11 August zu einem Vertrage mit Frankreich, worin er sich verpflichten mußte, die Seeräuberei, die Christensklaverei, die Tributforderungen von christlichen Nationen abzuschaffen, allen Europäern Handelsfreiheit zu gestatten, schiffbrüchigen christlichen Fahrzeugen Schutz zu gewähren und Frankreich eine Entschädigung von 800,000 Fr. zu zahlen.

Ein dritte kleinere Expedition ging am 6 August nach

Oran ab, und unterwarf den Bey daselbst mit leichter Mühe. Die sorglosen Türken ließen sich im Fort von den Franzosen überraschen, die ungehindert durchs offene Thor eingedrungen waren.

Um diese Zeit traf den Marschall Bourmont in Algier wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Revolution in Paris. Anfangs war er nicht geneigt, dieselbe anzuerkennen, und in seiner nächsten Umgebung sprach sich ein ritterlicher Unternehmungsgeist zu Gunsten des Exkönigs aus. Vielleicht dachte er an die Möglichkeit, mit der afrikanischen Armee nach Frankreich zurückzukehren und dem Exkönige beizustehn. Wenigstens ließ er mit großer Uebereilung sogleich die Besatzungen von Bona und Oran zurückrufen, und concentrirte seine ganze Macht in Algier. Allein die Truppen dachten nicht wie er. Sie nahmen die Nachricht von der Pariser Revolution mit dem größten Jubel auf, zeigten jetzt ganz offen ihre Unzufriedenheit mit dem Obergeneral und sahen dessen Entfernung und Ersetzung durch einen populären General mit Sehnsucht entgegen. Duperré pflanzte am 14 August auf allen seinen Schiffen die dreifarbige Flagge auf, und unterwarf sich der neuen Regierung unbedingt. Bourmont vertauschte die weiße Fahne mit der weiß-roth-blauen erst am 17 August und erklärte in seiner Proclamation an die Landarmee, daß er im Namen Heinrichs V, zu dessen Gunsten Karl X abgedankt, das Commando fortführe. Allein schon am 28 August schiffte sich General Clauzel, von Louis Philipp zu Bourmonts Nachfolger ernannt, in Toulon ein und übernahm in Algier am 2 September die Heerführung im Namen des Königs der Franzosen. In derselben Nacht war eine große Mondfinsterniß. Alle Bewohner von Algier waren im Freien, und machten einen ungeheuern Lärm, schreiend, heulend und auf Kessel schlagend, um dadurch, wie sie glaubten,

den Mond aus der Gewalt eines Drachen zu befreien. — Am folgenden Tage schon schiffte Bourmont mit seinen Söhnen sich nach Spanien ein. Im Augenblicke seiner Abreise zog ein heftiger Sturm über Algier, der ganze Horizont stand in Feuer. Beim Leuchten der Blitze sah man die weißen Segel der Brigg, die den neuen Marius von hinnen trug, und selbst die am wenigsten empfindsamen Herzen wurden durch den so raschen Glückswechsel eines Mannes bewegt, der noch vor wenigen Tagen eine Armee befehligte und jetzt mit seinen Söhnen verlassen im Sturme dahinfuhr. — Bourmont landete in Spanien und begab sich von da nach England, wo er am 8 November ans Land trat und sofort nach Holyrood zu seinem Gebieter eilte, bei dem er blieb. — Auch Admiral Duperré zog sich jetzt mit dem Gros der Flotte zurück und landete am 17 September in Toulon. Schon früher waren viele Kranke übergeschifft worden. Im November wurden mehrere Regimenter nach Frankreich zurückberufen. Im Ganzen kamen 15,000 Mann zurück.

Unter den zurückbleibenden Truppen stellte General Clauzel die gute Ordnung wieder her, und der Eifer der Soldaten kam ihm dabei entgegen. Unter Bourmont war Unzufriedenheit und Muthlosigkeit eingerissen, und die Algierer waren wieder kühner geworden. Wenige Schritte vor dem Thore hatten sie den Oberst Fraicheville umgebracht, und besonders der Bey von Titteri, der sich zum Dey von Algier aufwarf, bereitete einen Volkskrieg gegen die Franzosen vor. Allein andere Häuptlinge, wie der Bey von Constantine, bleiben den Franzosen treu, und die Eifersucht unter diesen Häuptlingen und den arabischen Stämmen war ihnen sehr günstig. Auch der Dey von Tunis, von Frankreichs Sieg über Algier eingeschüchtert, schickte

eine ehrerbietige Gesandtschaft an General Clauzel und ließ demselben kostbare Geschenke überreichen, am 29 October.

Der Bey von Titteri sammelte seine Streitkräfte zu Midiah im Gebirge Atlas. Clauzel brach gegen ihn auf. Die Stadt Blida, am Fuße des Atlasses, widersetzte sich und ward mit Sturm genommen. Am folgenden Tage versperrte ein Heer Araber den Gebirgsweg. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen, da ihn aber die Araber durch kleine Neckereien brachen, so ließ Clauzel stürmen und Alles niedermachen. Am 21 November wehte die dreifarbige Fahne auf der Höhe des Atlas, am 22sten ward Midiah genommen. Der Bey entfloh, gab sich aber am 23sten freiwillig gefangen und wurde später nach Frankreich gebracht. Midiah blieb von den Franzosen besetzt, allein die Aufregung der Bevölkerung war noch nicht erstickt. Im Anfang des Decembers wurde Midiah zweimal von den Arabern angegriffen, und die Besatzung verlor 150 Mann. Eine Abtheilung von 53 französischen Artilleristen, die in Algier Munition holen wollten, wurde unterwegs ermordet. Auch im Gebiete von Oran hegte man Besorgnisse vor den Streifereien eines Neffen des Kaisers von Marocco, der den Fall des Dey's von Algier benutzen wollte, seine Macht zu erweitern. Indeß zeigten sich diese Gefahren als unbedeutend, und General Clauzel trug selbst darauf an, nur etwa 10,000 Mann in Algier zu lassen, welche vollkommen hinreichen würden, das Land in Gehorsam zu erhalten.

II.

Die Niederlande.

1.

Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution.

Es ist bekannt, daß, während der nördliche Theil der Niederlande (Holland) im 16ten Jahrhunderte protestantisch wurde und sich von der Herrschaft der Spanier losriß, um eine freie Republik zu bilden, der südliche Theil (Belgien) katholisch und theils unter spanischer, nachher österreichischer, theils unter reichsbischöflicher Herrschaft blieb. Diese durchgreifende, politische und religiöse Scheidung vermehrte die Handelseifersucht, welche schon früher zwischen den nördlichen und südlichen Städten bestanden hatte, und als vollends, namentlich seit der Revolution, die französische Sprache und Sitte in Belgien vorherrschend wurde, so erreichte der Contrast zwischen beiden Provinzen seine höchste Spannung. Allein gerade zu dieser Zeit wurden die beiden einander so sehr entfremdeten Nachbarn, ohne ihr eigenes Zuthun, nur durch eine Combination der großen eu-

ropäischen Mächte aufs innigste mit einander verschmolzen. Als Napoleons Reich zertrümmert war, gefiel es Rußland und England nicht, eine so schöne und militärisch wichtige Provinz, wie Belgien, im Besitze Frankreichs zu lassen, und es gefiel ihnen eben so wenig, sie, wie es recht gewesen wäre, wieder mit Deutschland zu vereinigen, von dem sie losgerissen worden. Man vereinigte daher Belgien mit Holland, unter dem Namen eines Königreichs der Niederlande, und setzte, zum Theil mit englischem Gelde, eine bedeutende Anzahl belgischer Gränzfestungen in Stand, welche bestimmt waren, von den Truppen einer neuen Coalition besetzt zu werden, wenn Frankreich seine alten Eroberungsplane erneuern sollte.

Dieser neue Zustand der Dinge war den Belgiern auf jede Weise mißfällig. Sie hatten sich dazu verstehen müssen, die Hälfte der ungeheuern Nationalschuld Hollands zu übernehmen, allein wenn die Holländer ihnen gern die Hälfte ihrer Lasten aufbürdeten, so zeigten sie sich desto ungroßmüthiger bei der Theilung der Vortheile. Holland, obwohl an Flächenraum und Einwohnerzahl bedeutend kleiner als Belgien, wählte doch eben so viele Deputirte zu den Generalstaaten, und bei der Administration wurden ungleich mehr Holländer angestellt als Belgier, in einem wirklich das Nationalgefühl beleidigenden Verhältnisse. Zugleich sollte die holländische Sprache mit Gewalt auch in den Theilen Belgiens eingeführt werden, wo nur noch französisch gesprochen wurde. Endlich wurden die beiden in Belgien herrschenden Parteien von der Regierung auf gleiche Weise beleidigt. Die alte, ultrakatholische Partei, welche Jahrhunderte lang unter dem spanischen Scepter die Oberhand gehabt, ertrug es schwer, sich jetzt unter das Joch einer protestantischen Regierung beugen zu müssen, die auf

jede Weise dem alten Pfaffenthum entgegenarbeitete. Die moderne liberale Partei aber, die in der Schule Frankreichs erzogen war, haßte den bureaukratischen Ministerialabsolutismus, zu welchem die Regierung im Haag sich mehr hinneigte, die constitutionelle Verantwortlichkeit umgehend. Es war unter diesen Umständen sehr natürlich, daß beide Parteien, die Pfaffen und die Liberalen, sich zu gemeinsamer Opposition vereinigten, und in den Kammern, in den Journalen und in den Petitionen die gleiche Sprache führten. Die Liberalen stimmten unter dem Vorwande des freien Unterrichts für die Beibehaltung oder Herstellung der halbjesuitischen Seminare, und dafür stimmten die beim niedern Volke sehr einflußreichen Geistlichen wieder mit den Liberalen für Preßfreiheit, Geschwornengerichte und Verantwortlichkeit der Minister. Durch dieses Zusammenhalten wurde die Opposition stark und machte der Regierung im Jahre 1829 nicht wenig zu schaffen. Allein es gelang der Regierung durch kräftige Maßregeln am Schlusse dieses Jahres, die Opposition wieder zurückzuschlagen.

Dieß haben wir ausführlich im vorigen Jahrgange des Taschenbuchs erörtert.

Zu Anfang des Jahres 1830 war die Sache der belgischen Opposition sehr in Mißcredit gerathen. Die Belgier selbst waren durch die Strenge der Regierung eingeschüchtert, und zeigten nicht mehr die Energie, die sie im verflossenen Sommer bewiesen. Daß damals die französische und englische Regierung, zu geschweigen der übrigen Großmächte, entschieden gegen die belgischen Mißvergnügten gestimmt waren, versteht sich von selbst. Ihre Sache fand also in ganz Europa keinen Vertheidiger, außer in Belgien selbst. Aber die Art, wie die belgischen Journale für diese Sache kämpften, war ihr nur noch

nachtheiliger, denn indem sie in der Wuth der Unmacht jede Waffe benutzten und in einer pöbelhaften Sprache die giftigsten Schmähungen gegen ihre Unterdrücker ausstießen, gaben sie diesen gewissermaßen das Recht, sich gleicher Waffen zu bedienen, und Haager Correspondenten gaben mit all der Brutalität, die den Söldnern überlegener Macht eigen ist, der belgischen ihre Unflätereien zurück. So überall nur schimpfend und beschimpft, konnten die Belgier die Theilnahme im Auslande nicht finden, die ihre gerechten Klagen an sich verdienten. — Die holländische Regierung fuhr unter diesen Umständen fort, die so allgemein in Mißcredit gefallene belgische Opposition zu unterdrücken. Das ohnehin laue Concessionssystem ward ganz aufgegeben, mehrere Concessionen zurückgenommen, mehrere harte Strafacte verfügt, um zur Verachtung Schrecken zu gesellen. – Am 1 Januar wurde statt des gemäßigten Gobbelschroi, der zum Minister des Waterstaats, der Nationalinduſtrie und der Colonien gemacht wurde, der energische Herr von Lacoste zum Minister des Innern ernannt. Hatten die Belgier gehofft, es werde wenigstens eine der Generaldirectionen der See- und Landmacht nach Brüssel verlegt werden, so blieben nun beide im Haag. Hatten die Geistlichen gehofft, durch die neue Generaldirection des Cultus größeren Einfluß zu gewinnen, so scheiterten sie darin, weil diese Direction sich auf die bloß finanziellen und materiellen Interessen der Kirche beschränken mußte. Auch wurde am 9 Januar das philosophische Collegium aufgehoben, wobei die officielle Gazette des Pays-Bas sagte: „Diejenigen, welche die Herrschaft des Clerus befürchten, dürfen unbesorgt seyn. Die Regierung zieht nur mit fester Hand die Gränze zwischen der weltlichen und geistlichen Macht und weist die religiösen Fragen aus dem Ge-

biete der Politik hinweg. Sie wird jedes Einschreiten des Klerus in die Rechte der Krone zu verhindern wissen."

Am 8 Januar wurden die königlichen Beamten, die als Deputirte in den Generalstaaten im vorigen Jahre gegen die Annahme des Budgets gestimmt, ihrer Aemter und Pensionen beraubt. Diese strenge Maßregel traf die Herren de la Vielleur, Districtscommissär in Südbrabant, Luyben und Ingenhousz, Districtscommissäre in Nordbrabant, de la Faille d'Huysse, Kammerherr des Königs, de Bousies, Major der Gendarmerie, und de Staffart, der als ehemaliger Präfect eine Pension genoß. — Zu Anfang des Februars ward ein Student in Löwen, Namens Russel, der die Administration beleidigt hatte, relegirt, welches einen Studententumult veranlaßte. Derselbe richtete sich vorzüglich gegen den Professor Warnkönig, einen Deutschen, der gleich den meisten in den Niederlanden angestellten Deutschen als Ultraministerieller den Belgiern äußerst verhaßt war. Die Tumultuanten waren so roh, den Professor mit Koth zu werfen, so daß er kaum seines Lebens sicher war.

Bei weitem das größte Aufsehen aber erregte der Hochverrathsproceß der Herren de Potter, Tielemans ꝛc., durch welchen sich die Regierung von diesen berühmten liberalen Häuptern zu befreien hoffte. Die Absetzung der oben genannten liberalen Beamten hatte den Entwurf zu einer Subscription veranlaßt, aus deren Ertrag alle Deputirten der Opposition, die eine ähnliche Maßregel träfe, entschädigt werden sollten; man erbat sich darüber in den öffentlichen Blättern die Ansichten der Freunde des Vaterlandes, worauf Herr de Potter in den Belge und Courrier des Pays-Bas einen Brief einrücken ließ, in dem er eine Erweiterung des angege-

benen Plans vorschlug, um auf diesem Wege auch besonders zur Wahl unabhängiger Männer für die Provincial- und Generalstaaten zu gelangen. Wenn man auch annehmen wollte, daß die Realisation eines solchen Plans zu weit führen würde, so mußte es doch allgemein auffallen, daß ein in den öffentlichen Blättern mitgetheilter Vorschlag, worin die Erhaltung oder Erlangung der verfassungsmäßigen Rechte als einziger Zweck ausgesprochen war, die größte Publicität als unerläßliche Bedingung gesetzt, und Unterwürfigkeit unter die Gesetze ausdrücklich anempfohlen wurde, zu der Beschuldigung Veranlassung gab, man habe ein Complot zum Umsturze des Staates angezettelt, und diese Beschuldigung wurde dadurch noch sonderbarer, daß der Hauptanstifter dieses vorgeblichen Complots seit mehr als einem Jahre im Gefängnisse saß. Nachdem hierauf die vertraute Correspondenz der HH. de Potter und Tielemans, so wie die Papiere des Genter „Catholique" in Beschlag genommen worden waren, nachdem man alle an die Gefangenen auf der Post eingehenden Briefe Wochen lang eröffnet und sie selbst unterdessen in der strengsten geheimen Haft gehalten, und häufig Einzelne in Verhör genommen hatte, hielt das Publicum sich für berechtigt, bedeutende Revelationen zu erwarten; aber auch diese Erwartung wurde getäuscht. Der Anklageact kam nach einer einseitigen Schilderung des Strebens der gesammten Opposition, woran Nebenumstände geknüpft werden, denen bis dahin Niemand besondere Wichtigkeit beigelegt hatte, immer wieder nur auf die angeführten zwei Zeitungsartikel als das eigentliche Corpus delicti zurück. In dem Anklageacte war die Absicht unverkennbar, die Glieder der Opposition in der zweiten Kammer mit in dieselbe Beschuldigung zu verwickeln; zugleich bot die

in

in Beschlag genommene Correspondenz ein Mittel dar, dessen das Ministerium sich mit Erfolg zur Trennung der Opposition, zur Ausstreuung von Zwietracht und Mißtrauen unter ihren Mitgliedern zu bedienen hoffte. In diesen Briefen befanden sich nämlich einige bald scherzend, bald ernsthaft ausgesprochene Kritiken einzelner Glieder der Opposition, mit denen sonst die Correspondenten befreundet waren. Auch einige Journalisten waren nicht immer verschont worden. Mit dem angeschuldigten Factum hatte dieses gar nichts gemein, es war eine reine Privatsache, die nicht vor das Forum der öffentlichen Meinung gehörte. Um so mehr überraschte es, daß schon vor der Eröffnung der Verhandlungen der Brüsseler „National" um diese Stellen wußte, die er nun verbrämte, entstellte, und Absurdes und Verleumderisches hinzu erfand. Herr de Potter gab endlich einen Brief an seinen Freund van de Weyer in Druck, worin er sich bitter über den Mißbrauch seiner Privatbriefe beschwerte, die Verleumdungen widerlegte und den Schlüssel zu einigen verblümten Ausdrücken gab, unter denen gewisse Personen bezeichnet waren. Bei demselben Anlasse sagte ein Oppositionsblatt: „Il y a dans cette affaire un luxe de rigueurs et une absence de légalité qui doivent effrayer... elle n'a été transformée en une conspiration que pour trouver le prétexte de divulguer une correspondance." Dieselben ministeriellen Blätter erlaubten sich über die Verhafteten das niedrigste gefühlloseste Gespött. Am 16 v. M. begannen endlich die Verhandlungen. Die Interogatorien, die seit der Aufhebung der Jury hier geheim sind, geben keine neuen Aufschlüsse. Den oder die Urheber des ersten, am 31 Januar in den Zeitungen erschienenen Entwurfs wollte kein Angeklagter nennen. Unter den Papieren des Herrn Bar-

tels hatte man eine anonyme Einladung zu einer Zusammenkunft gefunden, in welcher sich ein Graf d'O. befinden würde. Die öffentliche Stimme nennt den Grafen d'Oultremont von Lüttich, auch machten die Advocaten späterhin kein Geheimniß daraus, jenen Entwurf als das Werk des constitutionellen Vereins in Lüttich zu bezeichnen. Von Verbindungen mit Frankreich, die man der Opposition so oft vorgeworfen, war wieder keine Rede, nur befand sich unter de Potter's Papieren ein Brief des Herrn de Madrolle aus Paris, worin dieser ihn aufforderte, sich einer Congregation anzuschließen. Herr de Potter hatte aber diesen Vorschlag abgelehnt. Unter diesen Umständen war es voraus zu sehen, daß das Requisitorium des Generaladvocaten Herrn Spruyt, in mancher Hinsicht nur eine Amplification des Anklageactes seyn würde. Er war nicht ohne Talent abgefaßt und hatte den dreifachen Zweck, den Charakter der Angeklagten, besonders des Herrn de Potter, in einem sehr ungünstigen Lichte zu schildern, seinen Briefwechsel mit Herrn Tielemans und das sonstige Wirken beider als den Mittelpunkt des Strebens der gesammten Opposition in der Kammer wie in den Journalen darzustellen, und endlich die revolutionäre Tendenz der erwähnten zwei Zeitungsartikel nachzuweisen und dagegen die Strenge der Gesetze anzurufen."

Einer der Vertheidiger des Herrn Tielemans sagte hierüber: „Der Gang des öffentlichen Ministeriums hat die ganze Schwäche der Anklage verrathen; wäre in dem angeschuldigten Briefe des Herrn de Potter, vom 3 Februar, der Beweis einer Provocation, so brauchte man zu keinen Hyperbeln und Suppositionen seine Zuflucht zu nehmen; eine directe Provocation läßt sich nicht verkennen; sie verräth sich

beim ersten Lesen; wäre sie vorhanden gewesen, wozu die geheimsten Gedanken zweier Freunde, um sie zu vergiften, ans Tageslicht bringen? Wozu in das Heiligthum ihrer Seelen eindringen, gewissermaßen die Zuckungen ihres Herzens befragen, um darin Gedanken zu erspähen, die sie nie gehabt, und die in keinem Falle zur Entscheidung der vorliegenden Fragen dienen können?" Herr van de Weyer, Vertheidiger des Herrn de Potter, sagte über die Art, wie einzelne Briefstellen, oft durch einen Zwischenraum von Jahren getrennt, hier zusammengefügt worden, um aus ihnen sträfliche Intensionen herzuleiten: „Mit einem solchen anatomischen Verfahren würde es leicht werden, das Evangelium selbst als ein unmoralisches, den Regierungen gefährliches Buch, und seinen Verkündiger als den ärgsten Demokraten zu schildern."

Hätte man die Angeklagten wirklich einer schweren Schuld zeihen können, so würde bei der gereizten Stimmung der Regierung ihre Strafe exemplarisch gewesen seyn. Nun fiel sie so unbedeutend aus, daß sie gleichsam nur der Regierung zur Entschuldigung gereichte. Das Urtheil, welches am 30 April gefällt wurde, verbannte Herrn de Potter auf 8, Tielemans und Bartels auf 7, von Neve auf 5 Jahre. Cohe-Mommens und Vanderstraaten (Verleger des Courrier des Pays-bas und des Belge) wurden freigesprochen.

Die Verurtheilten reichten bei den Generalstaaten eine Bittschrift ein, worin sie sich über die unerlaubte öffentliche Bekanntmachung ihrer Privatcorrespondenzen bitter beschwerten. Diese Bekanntmachung hatte sich namentlich das ministerielle Brüsseler Journal, der National, zu Schulden kommen lassen, welches von Libry Bagnano, einem früher in Lyon wegen Wechselverfälschung gebrandmarkten Verbrecher,

und jetzt van Maanens Creatur, redigirt wurde. Allein diese Beschwerde blieb fruchtlos. Die Verurtheilten mußten das Land verlassen. Da sie sich nach der Schweiz begeben wollten, wurden sie an der rheinpreußischen Gränze anfangs nicht durchgelassen. Endlich gestattete man ihnen die Durchreise, bald darauf aber brach die Revolution in Frankreich aus, worauf sie sich sämmtlich nach Paris begaben.

Die Sitzung der Generalstaaten war bei weitem nicht so lebhaft als im vorigen Jahre. Die Minister fuhren fort, der Kammer ihre Geringschätzung zu zeigen, indem sie nur gleichsam mit Herablassung zuweilen das Wort darin nahmen. Die belgischen Petitionäre richteten um so weniger aus, je dringender sie wurden. Ihre Menge gab den holländischen Deputirten, besonders ihrem größten Eiferer, dem Herrn Dunker-Curtius, Anlaß, über Mißbrauch des Petitionswesens zu klagen, und 964 Bittschriften blieben unbeachtet liegen. Das neue Preßgesetz wurde, nachdem es eine unbedeutende Milderung erfahren, von den Generalstaaten angenommen, am 21 Mai. Neue Schuldscheine zum Werth von 152 Millionen zu $3^1/_2$ Procent wurden decretirt, um damit eine gleiche Summe Staatsschulden zu $4^1/_2$ Procent abzulösen, am 1 Junius. Als die Sitzung am 2 Junius geschlossen wurde, sagte der Minister des Innern: „Durch das glücklichste Einverständniß zwischen dem Thron und der Nation über diejenigen Punkte, woran beiden am meisten gelegen war, ist diese Sitzung gekrönt worden.“

Wir schließen hier noch einige wenige Notizen über die niederländischen Colonien an. Wie wir im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs gezeigt, war am Schlusse des Jahres 182[illegible] der Kampf mit dem indischen Insurgentenchef Dipo Ne-

goro auf der Insel Java noch nicht beendigt. Allein in vielen Gefechten besiegt und von den meisten seiner Anhänger verlassen, wurde er in den Gebirgen, wohin er sich geflüchtet hatte, zu Anfang des Jahres 1830 angegriffen, verwundet und gefangen. Während aber auf dieser Seite der Aufstand unterdrückt wurde, soll sich der Sultan von Palembang in Verbindung mit den Untersultans der Sunda-Inseln Ende Januars gegen die Holländer empört und dieselben geschlagen haben (Sun).

2.

Der Aufstand in Brüssel.

Unmittelbar nach den Pariser Ereignissen im Julius schrieb Herr de Potter an den König der Niederlande einen Brief (am 2 August), worin es heißt: „Die ernsten Umstände, in die so eben ein antinationales Ministerium Frankreich stürzte, bedrohen vielleicht ganz Europa mit einem allgemeinen Brande. Belgien wenigstens dürfte zuerst die Erschütterung fühlen, die in diesem Augenblicke eine benachbarte Macht erfährt, deren Glück und Ruhm es lange Zeit theilte. Sire, in dem Kampfe, der sich vorbereitet, wird es, man darf nicht daran zweifeln, überall wohin er sich erstrecken wird, die Sache der Gerechtigkeit, des guten Rechts, der Vernunft, der Humanität, mit Einem Worte, die Sache des Volks seyn, die früher oder später den Sieg davon tragen wird. — Sire, retten Sie Belgien, noch ist es Zeit; aber eilen Sie es zu retten, denn bald könnte es nicht mehr Zeit seyn. Auch dort hat ein antinatio-

nales Ministerium das Volk aufgereizt, seine Geduld ermüdet, es in seinen heiligsten Rechten angetastet, und in Allem, was die Würde des Menschen und des Bürgers ausmacht, erniedrigt. Langer Haß liegt über ihm aufgehäuft, und die öffentliche Verachtung wird es nicht schützen vor der öffentlichen Ahndung. Ersetzen Sie es, Sire, durch bekannte, von der Nation geliebte, und vor ihr verantwortliche Männer, die das bis jetzt befolgte ungeschickte und ungerechte System vom Gipfel bis zum Fuße umstürzen, die Ungerechtigkeiten von Grund aus gutmachen, den Haß besänftigen, Vertrauen und Liebe wieder aufleben lassen."

Was Potter offen ankündigte und was Jeder voraussah, traf nach wenigen Wochen wirklich ein. Der Aufstand der Franzosen rief den der Belgier hervor. Schon herrschte in allen belgischen Gemüthern die größte Aufregung und die Lust, dem Beispiele der Pariser nachzufolgen, ohne daß die Regierung nur einen Schritt gethan hätte, um im Sinne des Potter'schen Briefes den drohenden Sturm aufzuhalten. Vielmehr trieb Libry Bagnano seine Schamlosigkeit im ministeriellen Journal unausgesetzt fort und schrieb unter Anderm: man müsse den Mißvergnügten, gleich den Hunden, einen Maulkorb anlegen und ihnen Peitschenhiebe geben. Das officielle Stillschweigen der Regierung und der halbofficielle Fanatismus der Satelliten mußte gerade in diesem kritischen Augenblick, da ein benachbartes großes Volk eine glückliche Revolution eben vollendet hatte, im höchsten Grade aufreizen, und diese Aufreizung wieder allen edlen und unedlen Leidenschaften, allen patriotischen und egoistischen Hoffnungen freies Spiel geben.

Gegen Ende des August nahm die Aufreizung immer mehr überhand. Man traf in Brüssel Anstalten, den Geburtstag

des Königs und die Vermählung seiner Tochter, der Prinzessin Mariane, mit dem Prinzen Albrecht von Preußen zu feiern, als Sonntags, den 22 August an allen Straßenecken folgende Placate angeschlagen wurden: „Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Dieß beunruhigte die Regenz der Stadt. Man beschloß, die Feste aufzuschieben und den allgemein und furchtbar gehaßten Libry Bagnano, dessen Haus schon seit vierzehn Tagen von der Polizei geschützt werden mußte, heimlich aus Brüssel zu flüchten. So gingen Montag und Dienstag ohne Fest, aber auch ohne Unruhe vorüber. Selbst am Mittwoch, am Geburtstage des Königs, unterblieben die Feierlichkeiten. Nur am Abende dieses Tages, am 25 August, wurde im Theater Aubers bekannte Oper, die Stumme von Portici, aufgeführt. Da der Gegenstand dieser Oper der Aufstand des Masaniello in Neapel ist, so glaubte die Regenz ihre Aufführung untersagen zu müssen. Auf den Rath des Ministers Gobbelschroy aber, der als ein Gemäßigter das Bewilligungssystem dem Untersagungssystem vorzog, wurde die Vorstellung dennoch erlaubt. Gobbelschroy hatte die besten Absichten, er hoffte durch Mäßigung eine Versöhnung herbeizuführen; allein dieß hätte früher geschehen müssen. Jetzt war es zu spät, und Gobbelschroy's Mäßigung hemmte nur die Energie der holländischen Regierung, ohne die Empörung beschwören zu können.

Die Oper wurde unter unermeßlichem Zudrange des Volks, das selbst die umliegenden Straßen erfüllte, und unter stürmischem Beifalle aufgeführt, und der Enthusiasmus stieg so hoch, daß das Volk unmittelbar aus dem Theater auf das Bureau des National stürzte. Im Nu waren alle Fenster zertrümmert, und eben wollte man die Thüre sprengen, als eine

Stimme rief: zu Libry! Nun strömte die Menge nach dessen Haus, um Rache an ihm zu nehmen, unwissend, daß er schon geflüchtet sey. Alles im Hause wurde zerstört, doch nichts geraubt. Nur der Wein, den man im Keller fand, wurde die ganze Nacht hindurch auf den Straßen getrunken und jeder gezwungen, mitzutrinken. Nach einer Stunde des Lärmes zeigte sich erst ein Polizeicommissär, dem ein Tambour voranging, und eine Abtheilung Grenadiere folgte. Er wollte eben den dreimaligen Aufruf an die Menge thun, um dadurch mehrerem Unglücke vorzubeugen, als ihn ein Stein traf; er fiel, und da der Grenadier-Officier keinen Befehl hatte, so zog er sich kluger Weise mit seiner Mannschaft zurück. Jetzt kamen auch Jäger und Gendarmen, allein sie zeigten sich bloß, und kehrten alsbald zurück, wurden aber doch von einigen der 1500 Weinbouteillen Libry's begrüßt. Zu gleicher Zeit bildeten sich Volkshaufen, um die Zeichen des Königthums über den Thüren der Kaufleute auszulöschen. Einige Haufen zogen unter dem Schall einer Glocke davon, andere machten sich aus einer Casserole, die man bei der Plünderung gerettet, eine Trommel, sie fanden nirgends Widerstand, und die Wappen Oraniens verschwanden in wenigen Augenblicken aus diesem Stadtviertel.

Indeß fing der Wein an, den Leuten aus dem gemeinen Volk in den Kopf zu steigen. In dem ersten Augenblicke hatten sie sich zwar vorgenommen, Herrn Libry, wenn sie ihn finden sollten, mit entblößtem Rücken auf einen Esel zu setzen, um Jedermann die Zeichen sehen zu lassen, womit er, wie man sagt, gebrandmarkt seyn soll; allein sie waren um eilf Uhr schon so aufgereizt, daß sie ihn nicht allein umgebracht haben würden, wenn sie ihn gefunden hätten, son-

dern sie wünschten auch sein Haus der Erde gleich zu machen. Sie legten zwei- oder dreimal Feuer an, das ruhigere Personen glücklicherweise jedesmal löschten, ohne auf die Spritzen zu warten, die erst um eilf Uhr anlangten.

Während dieß in der Magdalenenstraße vorging, zog sich eine bedeutende bewaffnete Macht auf der Spitze des Berges, nach welchem diese Straße führt, zusammen. Hier stellten sich auf dem Königsplatze die Jäger der Garde, von Piquets der Gendarmerie in ihren Flanken gedeckt, auf. Die leichten Dragoner und die Linientruppen besetzten die Umgebungen des Parks und die Zugänge des Schlosses. In dieser Stellung würden die Truppen, wenn sie standhaft gewesen wären, auch den Kühnsten imponirt haben; allein sie verschwanden plötzlich, und man weiß heute noch nicht, warum. Die commandirenden Officiere hatten die Köpfe verloren; sie sahen überall nur das Volk von Paris, wie es die königliche Garde und die Schweizer niedermacht, und dieser panische Schrecken schuf eine Revolution aus dem, was bis jetzt eine bloße Meuterei war.

Nachdem die Soldaten um Mitternacht weggegangen waren, zerstreute sich auch die Menge. Die größte Anzahl derjenigen, welche thätigen Antheil an der ersten Bewegung genommen hatten (höchstens hundert Menschen) zogen gegen den Königsplatz, den die Soldaten so eben geräumt hatten. Hier stand nur noch die aus Grenadieren bestehende Hauptwache. Das Volk nähert sich ihr, fordert sie heraus, und droht ihr.

Der General Vauthier, Platzcommandant, der, weil er bei einer früheren Gelegenheit eine brutale Strenge gegen junge Leute von guter Familie geübt hatte, verhaßt ist, wird in dem Augenblicke, wo er über den Platz geht, erkannt. Man

wirft sich auf ihn, entwaffnet ihn und reißt ihm die Epauletten und seine Decoration herunter. Die Finsterniß, die Ungleichheit der Zahl, und vielleicht auch ein panischer Schrecken, hindern die Soldaten sich zu rächen. Jedoch muß man den Officieren der Wache Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, so wie wirkliche Gefahr vorhanden war, Muth zeigten, und daß ihre Schlaffheit im ersten Augenblicke bloß ihrem Widerwillen, das Blut ihrer Landsleute zu vergießen, und dem Gedanken, daß Alles bloß ein Aufbrausen sey, das von selbst aufhören werde, zugeschrieben werden kann. Der Commandant fragte mehreremale ganz ruhig, was man denn eigentlich wolle. Man antwortete ihm aber bloß durch ein verwirrtes Geschrei, indem man eine aus einem Vorhange Libry's gemachte Fahne schwang. Endlich trat ein Soldat aus dem Glied, und bat die Umstehenden mit Thränen in den Augen, sich zurückzuziehen, indem er zu ihnen sagte: Seyd so gut und zieht euch zurück, und erspart uns die Schande, belgisches Blut vergießen zu müssen. Diese einfachen Worte brachten mehr Wirkung hervor, als der stärkste Widerstand; man zog sich wirklich zurück. Ein anderer Haufe kam die Straße Ruysbroek herab, blieb vor dem Justizpalaste stehen, und warf in einem Augenblicke die Fenster des Sitzungssaales der Assisengerichte unter dem Rufe ein: Nieder mit van Maanen! Es lebe Potter! Kurze Zeit hernach begab sich der General-Commandant des Platzes auf das Stadthaus. Die berittene Gendarmerie begann die Stadt in kleinen Abtheilungen zu durchreiten.

Ein stärkerer Haufe zog nach der Straße Barlaimont, nach dem Hause des Polizeidirectors Knyff. Es wurde mit Gewalt geöffnet, und Alles wie bei Libry zerstört und zer-

trümmert. Ein Mensch, der den Mantel des Directors mit fortnehmen wollte, ward zu Boden geworfen und der Mantel in tausend Stücke zerrissen. Sehr starke Patrouillen schlossen jetzt diejenigen, welche diese Gewaltthaten verübt hatten, ein; die Straße Barlaimont, welche schnurgerade, eben und breit ist, verschaffte den Soldaten, welche von beiden Seiten vorrückten, den Vortheil, das Volk mit Erfolg anzugreifen. Allein der Polizeidirector war beinahe eben so sehr gehaßt als Libry, und es kam eine ziemliche Anzahl rechtlicher Bürger herbei, um die Plünderung seines Hauses mit anzusehen. Dieser Umstand bewog die Officiere, nicht gegen diejenigen Gewalt zu gebrauchen, welche die Straße anfüllten, man zwang sie bloß, sich zu zerstreuen. Auf einer andern Seite der Stadt zog ein Haufe Volks von denen, welche sich von dem Königsplatze entfernt hatten, gegen das Hotel des Justizministers, der gewöhnlichen Wohnung des Herrn van Maanen, wann er sich zu Brüssel befand. Es scheint, als habe die Thürsteherin in ihrem Schrecken das Haus von selbst geöffnet, weßwegen man auch, ohne sie zu mißhandeln, in das Innere eindrang; man half ihr sogar ihre Sachen wegtragen, obgleich sie von vielen Leuten als die vertraute Agentin des Ministers angesehen wurde, und sogar eingethürmt worden war, als überwiesen, von den Bittstellern bestochen worden zu seyn, was einen offenen Bruch zwischen dem Generalprocurator und dem Herrn van Maanen, so wie des ersteren Ungnade herbeiführte.

Die Verwüstung des Hotels des Justizministers begann sogleich unter dem Rufe: Nieder mit Maanen! Dieß war eine Sache, die vielleicht merkwürdiger war als alle vorangegangenen, sowohl durch die Größe des Gebäudes, als

durch die Schönheit der zertrümmerten Möbel und die Wuth des Volkes. Hauptsächlich war aber eine Frau durch die an Wuth gränzende Freude bemerkbar, womit man sie Vorhänge und Draperien der Fenster herabreißen sah. Der Keller des Ministers wurde eben so wenig als Libry's Keller respectirt, und trug, obgleich er nicht so gut versehen war als jener, dazu bei, die Plünderer vollends zu erhitzen. Alles wurde zertrümmert und zu Grunde gerichtet, und die bewaffnete Macht, welche das Volk daran hindern wollte, war zu schwach; man warf sich über sie her, entwaffnete sie und zwang sie zum Rückzuge. Nach diesen ersten Thaten schien sich das Volk zu verstehen, und legte Feuer in dem Hotel an. Bald zeigte sich Rauch; die Menge zog sich heraus, stellte sich um das Hotel her, und erklärte, sie werde sich nicht eher zurückziehen, bis nicht das Gebäude von Grund aus von dem Feuer verzehrt wäre. Das Feuer machte Fortschritte, und schon sah man in der Ferne die Flammen; die Spritzenmeister kamen gegen vier Uhr mit ihren Feuerspritzen an, allein sie wurden gezwungen, nach dem Rathhause umzukehren. Dieses ungeheure brennende Gebäude diente auf diese Weise zum Vereinigungspunkte; es strömte eine große Menge Handwerksleute herbei, die zwar nicht plünderten, sich aber auch nicht zurückzogen.

Bis jetzt hatte die Majorität der Einwohner in den ersten Ausbrüchen der Zügellosigkeit bloß einen tumultuarischen Aufstand, ohne einen wohlüberdachten Plan, erblickt. Als man aber sah, daß die Unordnung fortwährte, und einen etwas ernsthafteren Charakter annahm, so zeigte sich eine allgemeine, unruhige Bewegung unter den jungen Leuten. Man hatte das Beispiel Frankreichs vor Augen, man fühlte, daß man Alles dadurch gewänne, wenn man sich kräftig und einig

zeigte, während eine Niederlage durch die Soldaten ein Flecken des belgischen Namens und ein Unglück für das Vaterland wäre. — In der Nacht waren die Büchsenmacher gezwungen worden, die Waffen aus ihren Magazinen herauszugeben, welche das Volk unter sich vertheilte, einige Gewehre wurden den Soldaten abgenommen, oder von solchen weggeworfen, um nicht zum Feuern genöthigt zu seyn. — Gegen fünf Uhr Morgens, am 26 August, entwickelte sich die bewaffnete Macht etwas mehr. Ein Grenadier- und ein Jäger-Bataillon verbreitete sich compagnienweise in den Straßen, wo die Unruhen am größten waren. Um halb sechs Uhr wurden die bewaffneten Bürger mit den Grenadieren, dort wo sich die Kaiser- und Steinbruchstraße mit der Magdalenen- und Schloßbergstraße kreuzten, handgemein. Es wurden drei Bürger getödtet, und nur ein einziger Grenadier wurde aus Unvorsichtigkeit eines Soldaten des zweiten Gliedes verwundet. Allein der Muth war auf Seite der Bürger, die, trotz des kleinen Verlustes, muthig vorrückten. Die Soldaten zogen sich vor ihnen zurück, obgleich sie zahlreicher waren als ihre Verfolger. — Indeß ging es auch auf andern Punkten los, und obgleich der Angriff nicht lebhaft war, so zog doch jene bewaffnete Macht durch die Straßen, feuerte mehrmals, schoß manchmal in die Luft, allein auch öfters in die Volkshaufen; dieses wiederholte Feuer erschallte in der ganzen Stadt und verbreitete weithin Bestürzung; alle Häuser waren geschlossen und alle Fenster mit Frauen und Neugierigen besetzt. — Gegen zehn Uhr Morgens hatten sich mehrere ehrbare Bürger bei ihrem Magistrat auf dem Rathhause eingefunden, um Waffen zu verlangen und darum zu bitten, die Truppen zurückzuziehen, indem sie zahlreich genug wären, das Volk zu beschwichtigen.

Ihre Bitten wurden, wie es sich gebührte, von dem Magistrate aufgenommen, er führte sie nach der Niederlage bei den Anunciaden. Im Innern dieses Gebäudes befand sich Linien-Infanterie und Dragoner, welche bereits einen Angriff des Volkes zurückgewiesen hatten. Sie ließen jedoch die wohlgekleideten Bürger einen nach dem andern herein, welche sich sodann mit Waffen versahen; allein nach Maßgabe, daß diese kleine Anzahl Bürger-Patrouillen zu bilden suchten, wurden sie selbst angegriffen, und von den wüthenden Handwerkern, welche sich der Flinten bemächtigen wollten, um gegen die Soldaten zu kämpfen, entwaffnet. Als endlich die Menge von Neuem zu einem Angriffe auf die Anunciaden-Kirche schritt, drang sie im Sturme in das Gebäude und bemächtigte sich der Waffen. Glücklicherweise fanden sich deren so viele vor, daß sich auch noch eine Anzahl Bürger, die von allen Seiten herbeiströmten, damit bewaffnen konnte.

Während dieser Zeit machten die auf dem Platze Grand-Sallon aufgestellten Jäger der Garde, von einigen, durch den Anblick des Blutes aufgereizten Bürgern angegriffen, ein öfteres wohl unterhaltenes Pelotonfeuer. Der Kampf war auf diesem Platze schrecklich, denn das Volk wich nicht, obgleich es keine Munition hatte, und man sah mehrere Männer, so oft einer fiel, hervorspringen, um seine Waffen aufzulesen. Allein die Generale, von dem was sie sahen in Schrecken gesetzt, verzichteten auf die Ehre kräftig einzuschreiten. Die Truppen erhielten Befehl zurückzugehen.

Ein Milizbataillon stand vor dem Rathhause, wohin, wie man sagt, ein Adjutant kam, um ihm zu sagen, es solle nicht schießen und sich ergeben, so wie es angegriffen würde. — Der dieses Bataillon befehligende Major erwiederte hierauf, daß

kein Mensch das Recht habe, ihm zu befehlen, seine Waffen auszuliefern, daß er sich aber zurückziehen würde. — Dieser tapfere Mann zog sich auch wirklich mit seinen Soldaten gegen neun Uhr Morgens durch das Thor von Flandern, und begab sich nach Vilvorde, einer kleinen Stadt, zwei Stunden von Brüssel, auf der Straße nach Holland. Außerdem aber, da dieser Abmarsch die Garnison schwächte, machte er die Bürger zum Herrn des Mittelpunktes der Stadt, und es gingen bald von diesem Punkte der Stadt (dem großen Marktplatze) Bürgerhaufen ab, welche sich der Posten an den Gefängnissen, des Theaters u. s. w. bemächtigten.

Die Regenz, die auf dem Rathhause zusammengetreten war, nahm ihrerseits solche Maßregeln, welche ihr am meisten geeignet schienen, die Gemüther zu beruhigen. Hier folgt die Proclamation, welche sie noch an demselben Morgen, an die Einwohner richtete:

„Die Truppen sind aufgefordert worden, sich in ihre Casernen zurückzuziehen: sie haben aufgehört sich in einen beweinenswerthen Kampf zu mischen. — Von heute an ist die Mahlsteuer aufgehoben, und kann durch keine andere Auflage derselben Art, unter welcher Benennung es auch immer sey, wieder eingeführt werden. — Wenn noch sonst eine legitime Forderung gemacht werden kann, so lasse man solche an uns gelangen, wir werden unsere Anstrengungen mit denen der guten Bürger vereinigen, um deren volle Gewährung zu erlangen. — Den Bürgern ist jetzt provisorisch die Bewachung des öffentlichen und Privateigenthums anvertraut, die Obrigkeit apellirt an ihre Ehre und ihren Patriotismus, und verläßt sich auf Beides."

Gegeben in der Sitzung des Stadtraths, den 26 August 1830.

P. Delvaux de Sawe, P. Guylen, Secretärs.

Alles, was Brüssel an Landläufern, heimathlosen Leuten, hauptsächlich aber an Lehrlingen aufzuweisen hat, vereinigte sich mit den Haufen der Sieger, und machte mit Säbeln, Bajonnetten oder Hebeln Parade. Sie traten in die Wirths- und Kaffeehäuser, und ließen sich wie die Herren bedienen. Das Schweizer Kaffeehaus, eines der schönsten in Brüssel, wurde zum Theil verwüstet, weil man die Weigerung der Kellner, Bier herzugeben (man verzapft hier keines) für üble Gesinnung hielt. Man kann nicht gerade sagen, daß bis jetzt die Ausschweifungen schrecklich gewesen wären, weil, trotz dem Rufe: Tod den Holländern, diese wüthende Menge doch Niemand mißhandelte; allein in einer großen Stadt gibt es stets Leute, welche auf Unordnungen begierig sind, Menschen, welche zu Verbrechen aufreizen, und man befürchtete, daß diese sich an die Spitze der Wagehälse stellen möchten.

In diesem äußersten Falle faßten die rechtlichen Bürger theils freiwillig, theils in Folge der Proclamation, den Entschluß, die Ordnung mit Gewalt herzustellen. Sie verließen insgesammt ihre Wohnungen, und begaben sich an die belebtesten Oerter, besprachen sich daselbst, und man sah wie durch einen Zauberschlag eine improvisirte Nationalgarde entstehen. Sie marschirte zuerst nach dem Regierungsgebäude, das man zum Theil verwüstet hatte und abbrennen wollte. Von hier aus schickte sie den freiwillig bezogenen Posten Unterstützung, die siebzehn an der Zahl, die Gefängnisse bewachten, welche nur mit Mühe und Gefahr eine Bande Vagabunden, die gekommen waren, die Thüren zu erbrechen, im

Zaume

Zaume gehalten hatten. Es bildeten sich Patrouillen, welche im Anfang noch selten und schlecht bewaffnet waren. Glücklicherweise endeten die Leute aus dem Volke, mehr Lärmmacher als übelgesinnt, nachdem sie die Ersten dieser Patrouillen insultirt, zum Theile damit, daß sie solche nachahmen, und mit den rechtlichen Bürgern fraterniſiren wollten, eine Ehre, die ihnen nach und nach einen Theil ihrer Waffen kostete, deren man sich mit ihrem Willen oder mit Gewalt bemächtigte.

Gegen Mittag durchkreuzten die stets anwachsenden und zahlreichern Patrouillen der Bürgergarde die Stadt in jeder Richtung, stellten sich sectionsweise auf, und beeilten sich, sich der Nachtposten zu bemächtigen. Es geschahen nur noch einige Schüsse in die Luft; die Truppen zogen sich nach dem Palaste zurück, wo sich die königliche Garde concentrirte, oder gingen, auf jeden Widerstand verzichtend, in ihre Casernen. Indeß waren doch einige Soldaten genöthigt, aus den Fenstern der Casernen auf die versammelten Menschen zu schießen, allein das dauerte nur wenige Augenblicke. Gegen drei Uhr wehte die alte brabantische Fahne, roth, orange und schwarz, auf dem Rathhause, und die Detaschements der Bürgergarde wählten solche zum Vereinigungszeichen. Des Abends wurden alle Häuser erleuchtet, und die Stadt war die ganze Nacht ruhig; allein man erfuhr, daß diese Ruhe durch den Auszug der Vagabunden entstanden war, welche weggegangen waren, um die Fabriken außerhalb der Stadt anzuzünden: in den Fabriken innerhalb der Stadt wurden einige Maschinen zerstört. Gegen acht Uhr Abends zeigte sich ein aus ungefähr 120 Personen von dem Pöbel von Brüssel bestehender Haufe vor der Fabrik des Herrn Th. Wilson zu Uccle, und sagte dem Vorsteher, daß er gekommen sey, um die Maschinen zu zer-

stören. Herr Wilson beschwichtigte sie mit Geld. Aber einige Augenblicke hernach erschien ein zweiter Haufe, zerschlug Thüren, Fenster, das ganze Meublement, und verwüstete es gänzlich. Von hier aus zog der Haufe nach der Fabrik und legte an verschiedenen Orten Feuer ein; hier gelang es aber, des Haufens zum Theile Meister zu werden, und mehrere Gebäude wurden erhalten. Ein andrer Haufe, welcher die Fabrik des Herrn Bosdever und Bal zu Foret verwüstet hat, war unter den schrecklichsten Drohungen aus Hal ausgezogen. Es war die Rede davon, diese Herren lebendig zu verbrennen, und ihre Maschinen zu zertrümmern; glücklicherweise gelang es aber denselben, sich mit dem, was sie schnell zu sich stecken konnten, über einen Bach zu retten. Madame Bal, welche eine Unpäßlichkeit zurückhielt, wurde auf einer Matraze zu dem Geistlichen der Gemeinde gebracht; jetzt wurde die Fabrik angezündet und die Wohnung geplündert. Was nicht weggeschleppt werden konnte, wurde verdorben. Man schätzt den Schaden auf 150,000 Gulden.

Unterdessen wurde in Brüssel selbst durch das thätige Einschreiten der Bürgergarde die Ordnung hergestellt. Freitag am 27 August waren die Bürger gänzlich Herr der Stadt, die Marktleute wurden beschützt, Wagen gingen aus und ein. Der Baron Emanuel Hooghvorst wurde zum Commandanten der Nationalgarde ernannt, ein energischer Mann, der das allgemeine Vertrauen genoß. Der Pöbel, ausgezeichnet durch die bekannten blauen Fuhrmannshemden, die seitdem das Abzeichen der belgischen Insurgenten geworden sind, schrie nach Brod, welches die Bürger unter denselben vertheilten, und zerstörte im Park vollends die Arkade, welche man zum Behufe der Illumination aufgerichtet hatte. Die Bürger sa-

ben sich genöthigt, auf einige Zusammenrottungen des Pöbels Feuer zu geben und mehrere Verhaftungen vorzunehmen, weil anders die Ruhe nicht erzwungen werden konnte. Dieß erzeugte aber eine große Erbitterung des Pöbels gegen die Bürger.

Die in und um das Schloß aufgestellten 2000 Soldaten machten keine Bewegung. Aber es schien, als erwarteten sie nur Verstärkung. Wirklich wurden von allen Seiten Truppen gegen Brüssel zusammengezogen, und bereits waren 1500 Mann in Vilvorde, nahe bei Brüssel, angelangt. Diese kamen aus Antwerpen, wo den Tag vorher eine einzige Haubitze einen Volksauflauf gedämpft hatte, was den Soldaten ein großes Vertrauen gab. Die Brüsseler Bürger besaßen damals nur 3000 gute Gewehre, waren durch den strengen Dienst der letzten Tage abgemattet, und hatten überdieß den Pöbel gegen sich. Allein was ihnen an wirklicher Macht fehlte, ersetzte Hooghvorst und sein Anhang durch Charakterstärke. Er ließ definitiv die brabantische Fahne aufpflanzen und begab sich mit dem Stabe der Nationalgarde aufs Schloß, um den Oberbefehlshaber der holländischen Truppen, Grafen Bylandt, über den Zweck der Truppenzusammenziehung zu befragen und sich dem Einmarsche derselben in Brüssel zu widersetzen. Das Resultat dieser Conferenz war, daß Bylandt durch eine Proclamation erklärte, die Soldaten würden nichts gegen die Bürger unternehmen, Sonntag, 28 August.

3.

Täuschende Unterhandlungen.

Die schnelle Herstellung der Ruhe in Brüssel gewährte eine Basis für Unterhandlungen, die auch sogleich mit der Regierung angeknüpft wurden. Was die Belgier damals begehrten, beschränkte sich auf folgende Wünsche, die man in einer Druckschrift in Brüssel verbreitete: „Aufrichtige und freimüthige Vollziehung des Grundgesetzes, ohne Vorbehalt oder Auslegung zu Gunsten der Gewalthaber; — Entfernung des Ministers van Maanen; — provisorische Aufhebung der Holzgefälle bis zur nächsten Sitzung der Generalstaaten; — ein neues Wahlsystem, durch ein Gesetz bestimmt, in dem die Wahl mehr dem Volke überlassen wird; — Wiederherstellung der Jury; — ein neues Gesetz der juridischen Organisation; — die Verantwortlichkeit der Minister durch ein Gesetz begründet; — ein Gesetz, das den Sitz des hohen Gerichtshofes in den südlichen Provinzen bestimmt; — Einstellnng der gerichtlichen Verfolgungen gegen die liberalen Schriftsteller; — Aufhebung aller Verdammungsurtheile wegen politischer Gegenstände; — allen armen Handwerkern soll Brod nach Nothdurft ausgetheilt werden, bis sie ihre Arbeit wieder vornehmen können.“

Es war also noch nicht die Rede von einer Trennung Belgiens von Holland, noch weniger von einer Ausschließung des Hauses Oranien. Man wollte nur Abstellung der wesentlichsten Mißbräuche, des Maanenschen Verfolgungssystems. Diese Mäßigung der ersten Forderungen darf nicht übersehen werden, weil sie bewies, daß es dem Könige leicht möglich gewesen wäre, durch ein zeitiges Entgegenkommen die Gemüther wieder zu versöhnen, die er sich erst, wie wir sehen wer-

den, durch Unaufrichtigkeit, Schwanken und endlich durch grausame Härte auf immer entfremdete.

Der Pöbel hatte die Bewegung begonnen, die Bürger hatten dem Motiv derselben ihre Beistimmung gegeben, ohne die dabei vorgefallenen Ausschweifungen zu billigen, vielmehr hatten sie sich das Verdienst erworben, dieselben bestraft und die Ruhe hergestellt zu haben. Nun konnten auch die vornehmen Belgier nicht zurückbleiben; es galt, die Bürger zu unterstützen und der Regierung zu beweisen, daß in Bezug auf die nothwendigen Reformen alle Belgier einstimmig dächten. Es traten daher schon am Sonntag Abend, am 28 August, 40 der angesehensten Einwohner Brüssels zusammen, wählten den Baron Secus zu ihrem Präsidenten und den talentvollen Advocaten Van de Weyer zum Secretär, und beschlossen, eine Deputation an den König zu schicken, ihm die dringenden Wünsche der Belgier ans Herz zu legen. Diese Deputation bestand aus den beiden Grafen von Merode, Palmaert, Secus, Gendebien und Joseph von Hooghvorst. Sie reiste am 29sten nach dem Haag ab, und brachte dem Könige folgende Adresse:

„Sire! Die Unterzeichneten, Ihre ehrfurchtsvollen und getreuen Unterthanen, nehmen sich in den schwierigen Umständen, worin sich die Stadt Brüssel und andere Städte des Königreichs befinden, die Freiheit, fünf ihrer Bürger mit dem Auftrage an Ew. Maj. abzusenden, Ihnen auseinander zu setzen, daß noch nie die guten Einwohner in einer solchen Krise mehr die Achtung Ew. Maj. und die öffentliche Dankbarkeit verdient haben. Sie haben durch ihre Festigkeit und ihren Muth binnen drei Tagen die drohendste Zügellosigkeit bezähmt, und schweren Unordnungen ein Ende gemacht; können aber da-

bei Ew. Maj. nicht verbergen, daß die Unzufriedenheit tiefe Wurzeln geschlagen hat. Ueberall fühlt man die Folgen des traurigen Systems, welches die Minister, welche weder unsere Wünsche noch unsere Bedürfnisse kennen, befolgen. Obgleich wir jetzt Herr der Bewegung geworden sind, so kann doch Niemand den rechtlichen Bürgern von Brüssel dafür stehen, daß sie nicht selbst die Opfer ihrer Bemühungen werden, wenn die Nation nicht beruhigt wird. Sie beschwören Sie daher, Sire, bei allen edlen Gefühlen, welche das Herz Ew. Maj. erwärmen, auf ihre Stimme zu hören, und so ihren gerechten Klagen ein Ende zu machen. Voll Vertrauen auf die Güte und Gerechtigkeit Ew. Maj. haben sie ihre Mitbürger an Sie abgesendet, um die tröstliche Gewißheit zu erlangen, daß den Uebeln, über die man sich zu beklagen hat, so bald sie nur bekannt sind, auch abgeholfen werden wird. Die Unterzeichneten sind überzeugt, daß eines der besten Mittel, um zu diesem Zwecke zu gelangen, in der Zusammenberufung der Generalstaaten besteht.

Brüssel, 8 Auguſt 1830.

Der Baron d'Hooghvorst, Commandant der Bürgergarde; der Baron Secus.

(Folgen noch zwei und vierzig Unterschriften angesehener Einwohner.)

Während dieß in Brüssel vorging, herrschte in den Provinzen eine große Gährung, denn der Aufstand der Hauptstadt hatte sogleich im ganzen Lande die lebhafteste Theilnahme und Nacheiferung geweckt. Zuerst folgte Lüttich dem Beispiele Brüssels, und der Gouverneur dieser Stadt sah sich gezwungen, um größeres Unheil zu verhüten, die alte Landes-

fahne aufzupflanzen und eine Bürgergarde errichten zu lassen, am 27 August. Hierauf sandte auch Lüttich eine Deputation an den König. Dasselbe that Namur. Zugleich sandten fast alle Städte der Südprovinzen Deputationen nach Brüssel, um den Bürgern der Hauptstadt Glück zu wünschen und Hülfe zu versprechen. Zu Brügge in Flandern brach ein Volksaufstand aus, und ein noch gefährlicherer zu Verviers, der reichen Fabrikstadt an der preußischen Gränze. Hier pflanzten am 28 Aug. die Fabrikarbeiter die dreifarbige Fahne auf und zerstörten die Häuser mehrerer verhaßten Beamten, so wie die Maschinen in den Fabrikgebäuden. Ueberall indeß wurde die Ruhe durch die Bürgergarden wieder hergestellt, und die Revolution wäre im Keime erstickt worden, wenn nicht die unklugen Maßregeln der Regierung die Gährung erneut und verdoppelt hätten.

Die gemäßigten Wünsche erfüllen, billige und durchaus nothwendig gewordene Concessionen gewähren, die Deputationen mit einer aufrichtigen und befriedigenden Antwort entlassen und mit Beseitigung des Militärs die Aufrechthaltung der Ordnung vertrauensvoll den Bürgern überlassen, — das hätte die Regierung thun müssen; statt dessen aber gab sie zweideutige, falsche Antworten und drohte dem zur Verzweiflung gebrachten Volke mit allem Schrecken der militärischen Execution. Während die Deputationen der Belgier noch im Haag waren, um eine friedliche Ausgleichung nachzusuchen, ließ der König alle disponibeln Streitkräfte gegen Brüssel aufbrechen, seine beiden Söhne, Wilhelm Prinz von Oranien und Friedrich an der Spitze. Antwerpen wurde in Belagerungsstand erklärt. Im Schlosse Laeken am 31 August ließen die Prinzen den Bürger-Commandanten von Brüssel, Hooghvorst, zu sich kommen und erklärten ihm:

„Sie können den braven Bürgern der Stadt Brüssel sagen, daß die Prinzen in der Nähe dieser königlichen Residenz sind, und alle diejenigen, welche sich zu ihnen begeben wollen, mit offenen Armen empfangen werden. Sie sind geneigt, in die Stadt zu kommen, von der Bürgerschaft umgeben und dem Militär gefolgt, das bestimmt ist, ihnen den peinlichen Dienst der Bewachung abzunehmen, sowie die illegalen Farben und Fahnen abgenommen, und die Zeichen, welche durch eine irregeleitete Menge weggenommen wurden, wieder an Ort und Stelle sind."

Natürlicherweise reizte diese drohende Erklärung die ganze Wuth der Brüsseler Bürger auf, denn Jeder konnte sich denken, was erfolgen würde, wenn die Soldaten einrückten und die Bürger entwaffnet würden. Ein allgemeiner Allarm erfüllte die Stadt, die sich zum kräftigsten Widerstande entschloß und eine neue Deputation, den Baron Secus an der Spitze, zu den Prinzen sandte, um diese von ihrem gewagten Entschlusse abzubringen.

Ihre Beredsamkeit siegte. Alle Deputirten nahmen nach einander das Wort, um den Prinzen die in Brüssel herrschende Gährung zu schildern, und sie beschwörend, eine entschlossene und muthige Bevölkerung nicht aufs Aeußerste zu treiben. Der Fürst von Ligne rief mit lebhafter Bewegung aus, wenn man darauf bestände, in Brüssel mit Gewalt einzudringen, so müsse man zuerst über seinen Leichnam wegschreiten. Ein anderer sagte zum Prinzen von Oranien, er mache ihn für das Blut, das vergossen würde, persönlich verantwortlich. Der Prinz wollte nicht nachgeben, endlich aber, nach einer geheimen Unterredung mit dem Prinzen Friedrich und dem Herrn van Gobbelschroy, entschloß er sich, allein in die Stadt zu

kommen. Dieser edle Entschluß, sich unbewaffnet mitten unter ein empörtes Volk zu begeben, um es durch friedliche Unterhandlungen mit seinem königlichen Vater zu versöhnen, hat überall und bei den Belgiern selbst gerechte Bewunderung erweckt, doch hat er die gehofften guten Früchte nicht getragen, und sein Ruhm wurde durch das spätere zweideutige Betragen des Prinzen wieder verdunkelt.

Während dieß spät in der Nacht auf den 1 September zwischen dem Prinzen und Secus verabredet wurde, arbeitete das Volk von Brüssel die ganze Nacht an Vertheidigungsanstalten und warf, nach dem Beispiele der Pariser, eine große Menge Barricaden auf, um die Soldaten, die man schon am nächsten Morgen erwartete, aufs kräftigste zu empfangen. Die Nachricht, der Kronprinz werde allein kommen, machte diese Anstalten überflüssig, indeß war noch Alles in der höchsten Aufregung, als man den kriegerischen Empfang schnell in einen friedlichen umänderte. Fünftausend Nationalgarden zogen dem Prinzen entgegen, voran die Metzger, mit Beilen auf den Schultern. Mit Piken bewaffnete Bauern folgten, was man nicht hindern konnte, um das gemeine Volk nicht zu reizen.

Um 1 Uhr Nachmittags kam der Prinz bei den ersten Gliedern an, welche vor dem Thore von Laeken standen. Man sagt, Se. königl Hoheit hätten einen Augenblick gezaudert, ihren Weg weiter fortzusetzen, was gar nicht unwahrscheinlich wäre. Der Bürgergarde waren Tausende aus dem Volke vorgeeilt, beinahe alle in blauen Burgunder-Hemden, und ihre Haltung war sehr feindselig. Die improvisirten Sappeurs und die Piken-Männer, an der Spitze der Bürgergarde, zeigten die scheußliche Seite einer im Aufstande begriffenen Popula-

tion, und wenn auch der Prinz bei diesem Anblicke zurückgeprallt wäre, so könnte er billigerweise nicht des Mangels an Muth beschuldigt werden. Allein der Prinz von Oranien wich nicht zurück. Nachdem er seinen Bruder dreimal hintereinander umarmt hatte, als befürchte er, ihn nicht mehr zu sehen, ging er, bloß von fünf bis sechs Officieren begleitet, vorwärts. Der Empfang, den er an der Spitze der Colonne erhielt, war kalt. Einige Stimmen, welche „Es lebe der Prinz!" riefen, wurden durch das Zischen des Volkes erstickt. Se. königliche Hoheit willigte freundlich in das Verlangen, daß er: Es lebe die Freiheit! rufe, ein, als er aber alsdann verlangte, man solle: Es lebe der König! rufen, blieb Alles still. Das Gitter des Thores von Laeken war geschlossen; man mußte durch die kleine Thüre und die engen Oeffnungen der Barricaden gehen. Der Prinz, obgleich blaß und aufgeregt, ließ sich keine Unruhe anmerken, und unterwarf sich Allem. Er ging jetzt an der Fronte der Garde hinunter und begab sich, immer in kurzem Schritte, nach dem Rathhause. Er grüßte die Bürger mit der Hand und dankte ihnen, die Stadt vor der Plünderung gerettet zu haben, so wie er überhaupt Alles that, um das Mißtrauen zu heben. Man kann nicht glauben, wie sehr dieser Auftritt diejenigen rührte, deren Aufregung nicht so übertrieben war. Der Prinz hat ein Gesicht, das außerordentlich für seine Loyalität einnimmt, und seine Rührung, sein Vertrauen, so wie seine peinliche Lage rührten das Herz der Einwohner und aller Frauen auf das äußerste.

Nach einer kurzen Conferenz auf dem Stadthause wollte sich der Prinz in den Palast begeben. Eine Escorte der berittenen Bürger begleitete ihn; diese Begleitung hätte unheil-

Prinz von Oranien

bringend für ihn werden können; denn als der Commandant derselben beim Uebersetzen über eine Barricade eine Schildwache heftig mit dem Fuße anstieß, so geriethen sie in Streit, und der Reiter gab ihr flache Hiebe. Sogleich eilten andere Posten herbei. Der Ruf: „Haltet ihn! Haltet ihn!“ ertönte in der ganzen Straße, und die Entfernteren, welche den Prinzen beinahe ganz allein im kurzen Galopp ankommen sahen, glaubten, ihn aufhalten zu müssen. Man warf mit Steinen, eine Schildwache fällte das Bajonnet; allein es fand kein ernster Unfall statt, und man entging durch Zufall einem Unglücke, das die Einwohner ewig bereut haben würden.

Während dieser Zeit hatten die in den beiden Palästen vereinigten Soldaten eine Brücke über den Graben, der die Stadt umgibt, geschlagen. Man brach sie nach dem Uebergange des Prinzen wieder ab. Se. königl. Hoh. ließ die im Schloßhofe bivouakirten Truppen die Musterung passiren. Der Enthusiasmus, den solche hier zeigten, machte glauben, man habe sie exaltirt; allein die Unruhe, welche einige Personen noch zeigten, wurde einige Stunden später durch folgende Proclamation vermindert.

Proclamation von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Oranien im Namen des Königs.

„Einwohner von Brüssel! Ich habe mich mit Vertrauen in eure Mitte begeben. Meine Sicherheit ist vollkommen, da solche durch eure Loyalität verbürgt ist. — Euch verdankt man die Wiederherstellung der Ordnung; es macht mir Vergnügen, dieses anzuerkennen, und euch im Namen des Königs dafür zu danken. — Vereinigt euch mit mir, um die Ruhe zu befestigen; dann wird kein Soldat in die Stadt rücken, und

ich werde im Vereine mit euren Autoritäten die nöthigen Maßregeln ergreifen, um die Ruhe zurückzuführen.

Eine Commission aus den Herren Van der Fosse, Gouverneur der Provinz, dem Herzog von Urgel, Präsident, de Wellens, Bürgermeister von Brüssel, Hooghvorst, Commandant der Bürgergarde, General d'Aubreme Kokaert, Regierungsmitglied, dem Herzog von Aremberg, und Neevens, Mitglied der Regentschaft, Secretär, bestehend, ist beauftragt, mir ihre Maßregeln vorzulegen. Sie wird Morgen am 2 September um 9 Uhr Morgens in meinem Palaste zusammentreten.

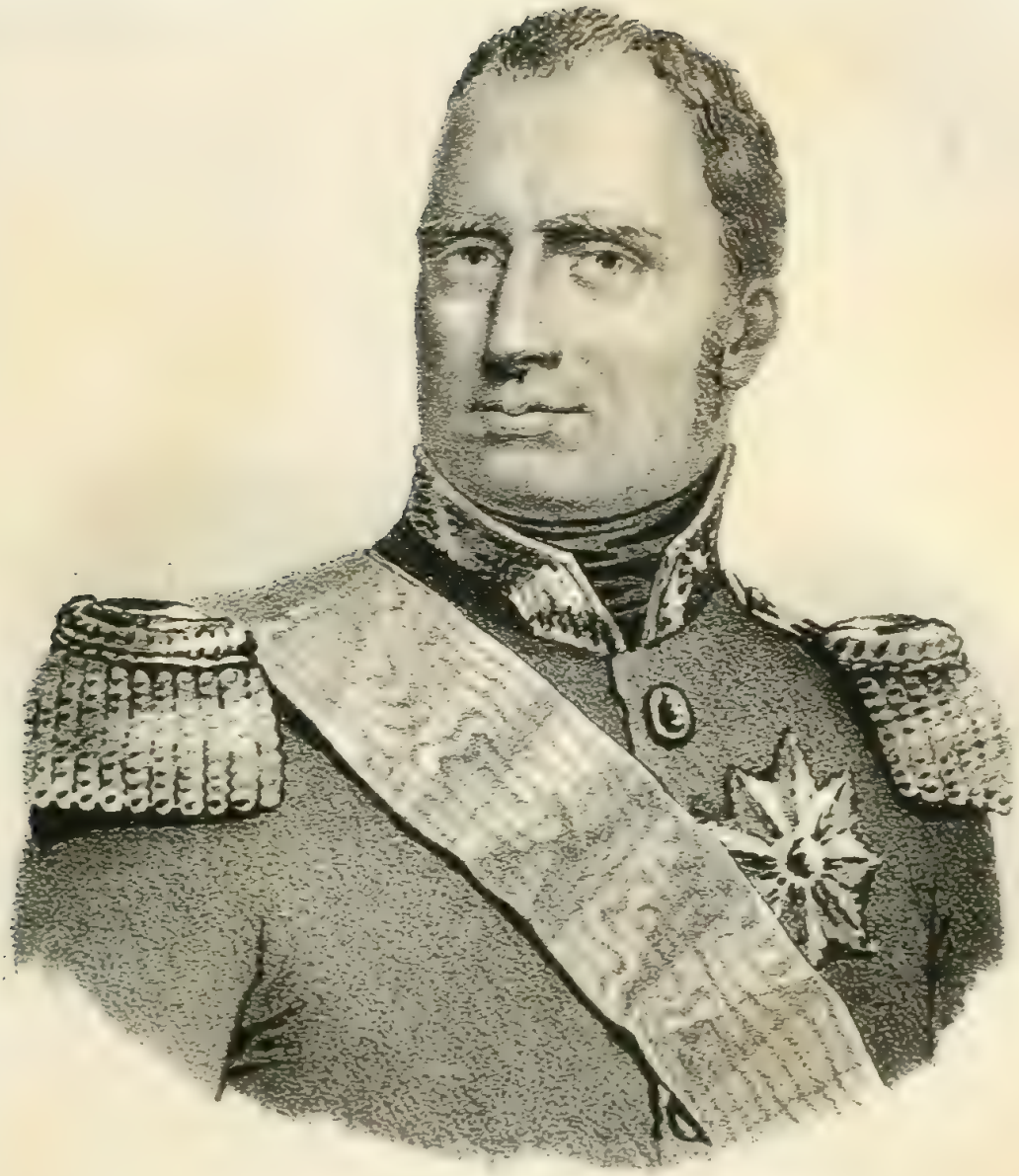
Brüssel, 1 Sept. 1830.

Der Prinz von Oranien.

Der gute Eindruck, welchen diese Proclamation hervorbrachte, dauerte indeß nicht lange, da noch in derselben Nacht die Deputation aus dem Haag zurückkam, zwölf Stunden lang die vom Könige erhaltene Antwort geheim hielt, was man schon als ein übles Zeichen ansah und endlich nachstehenden Bericht bekannt machte, der aufs neue die Gemüther in heftige Gährung brachte: „Dienstag Mittags begaben wir uns in den Palast; Se. Majestät empfing uns mit Wohlwollen, verlangte unsere Vollmachten, und genehmigte den Titel, unter welchem wir erschienen. — Nach Anhörung unserer geschriebenen Vollmacht erwiederte Se. Majestät, daß sie erfreut wären, unsern Wünschen dadurch entgegenzukommen, daß sie die Generalstaaten am 13 September einberufen würden; da dieß das sicherste und gesetzlichste Mittel sey, die Wünsche aller Theile des Königreichs kennen zu lernen, und den Klagen abzuhelfen. — Nach einigen allgemeinen Betrachtungen gingen wir

in die Auseinandersetzung, und sodann in die Erörterung der verschiedenen Punkte ein, womit ihr uns bei eurem Zusammentritte vom 28sten mündlich beauftragt hattet. — Die Unterredung kam nunmehr auf die Theorien der ministeriellen Verantwortlichkeit und der Unterschrift. Der König erwiederte, daß das Grundgesetz unsere Theorien nicht anerkenne, daß solche gerecht und sogar nützlich seyn könnten; daß sie aber nur durch eine Abänderung des Grundgesetzes und mit Uebereinstimmung der Generalstaaten gemacht werden dürften, welche in doppelter Anzahl einzuberufen wären; daß, da am 13 September die gewöhnlichen Sitzungen derselben statt fänden, ein Vorschlag der Art, entweder auf seinen eigenen Antrag, oder auf Einladung der zweiten Kammer, so wie über alle von uns vorgebrachten, und für das Land nützlichen und vortheilhaften Gegenstände gemacht werden könne. — Auf das Verlangen, etliche Minister, hauptsächlich aber Hrn. van Maanen, zu entlassen, hat Se. Majestät nicht ein Wort zu ihren Gunsten geäußert; Dieselben bezeugten keine üble Laune, noch machten Se. Majestät einen Einwurf gegen die Klagen über sie, die wir ihm weitläuftig auseinander gesetzt hatten. Er machte uns aber bemerklich, daß ihm das Grundgesetz die freie Wahl seiner Minister überlasse, daß er übrigens so lange keinen Entschluß fassen könne, als solcher erzwungen scheine; daß es ihm zu sehr daran liege, die Ehre der Königswürde aufrecht zu erhalten, als daß er das Ansehen haben wolle, er gäbe in etwas nach, wo man ihm die Pistole auf die Brust setze. Er ließ sowohl uns als die Lütticher Deputirten merken, daß er unsere Forderung in Betracht ziehen werde. (Die Frage unterliegt jetzt der durch den Prinzen von Oranien erwählten Commission, und wir haben die frohe Ueberzeugung, daß solche

vor Ende des heutigen Tages einen Beschluß gefaßt haben werde, der unsere Wünsche erfüllt.) Hinsichtlich des hohen Gerichtshofes sagte Se. Majestät, daß dessen Sitz nach reiflicher Erörterung bestimmt worden sey; daß Sie sich übrigens mit dieser Reclamation beschäftigen, und Mittel ausfindig machen würden, alle Interessen zu vereinigen. — Auf unsere Bitten wegen ungleicher Vertheilung der Aemter, der großen Etablissements und der öffentlichen Verwaltungen, schien Se. Majestät etwas betrübt, und sagte, ohne die Wahrheit der Thatsachen anzufechten, daß es sehr schwer sey, die Administration zu theilen; daß es noch schwerer sey, Jedermann zufrieden zu stellen; daß er sich aber mit diesem Gegenstande beschäftigen werde, sobald die Ruhe hergestellt sey; daß es aber vor Allem schicklich wäre, daß seine Söhne an der Spitze der Truppen in Brüssel einzögen, und den Zustand der Widerspänstigkeit beendigten, dem sie nicht nachgeben könnten, ohne den andern Städten des Königreichs ein gefährliches Beispiel zu geben. — Nach langen Erörterungen über die Uebelstände und sogar das Unglück eines gewaltsamen Einrückens der Truppen in die Stadt, und den Vortheilen einer Convention und Proclamation über dieses Einrücken, und die theilweise Besetzung der Posten der Bürgergarde, lud uns Se. Maj. ein, uns zu dem Minister des Innern zu begeben, und uns bei unserer Rückkunft nach Brüssel den Ministern vorzustellen. Bei dem Schlusse bezeigte Se. Majestät den Wunsch, daß sich Alles so schnell als möglich ende, und sagte uns mit lebhafter Rührung, wie sehr er ein Blutvergießen verabscheue. — Nach einer zweistündigen Audienz verließen wir Se. Majestät und begaben uns zu dem Minister des Innern, der uns, weil er zum Könige mußte, auf Abends 8 Uhr bestellte. Hier fanden dieselben Discussio-



WILHELM I.

König d. Niederlande.

nen statt, und zwar alles mit einer Freimüthigkeit und Offenheit, die uns die größten Hoffnungen gaben. Herr Lacoste bewies uns, daß er ein belgisches Herz habe und von den besten Gesinnungen beseelt sey. — Auf die Anforderung mehrerer Mitglieder des Generalstabs der Bürgergarde, und zufolge der Wünsche Sr. Majestät begaben sich die Herren Joseph Hooghvorst und Gendebien zu dem Prinzen von Oranien, und setzten ihn von dem Resultate ihrer Sendung nach dem Haag und dem Zustande von Brüssel, den sie so beschrieben, wie er ist, ohne ihm irgend etwas zu verschweigen, in Kenntniß. Er versicherte sie, daß er von der Vereinigung der Commission (diese hatte des Morgens statt) die genügendsten Resultate für die Willfahrung der Wünsche des Volkes hoffe. Er hat sie beauftragt, euch zu sagen, daß er sich als Mittelsmann zwischen Se. Majestät und die Bewohner des Südens stellen, und unsere Bitten auf eine Art unterstützen werde, die den schnellsten und vollständigsten Erfolg hoffen ließe. — Wir haben diesen Morgen bestimmt erfahren, daß die im Palaste des Prinzen vereinigte Commission sich thätig mit dem Gegenstande ihrer Mission beschäftigt, und daß uns noch im Laufe des Tages über mehrere Punkte unserer Reclamationen sehr beruhigende Beschlüsse zukommen werden.

Brüssel, 2 September 1830.

Unterzeichnet: Jos. Hooghvorst, Gendebien, Graf Felix de Merode, Baron Friederich Secus, Sohn, Palmert, Vater."

Aus diesem Berichte ersah man, daß der König die Deputation nur mit Redensarten abgefertigt und sich zu nichts ver-

pflichtet habe, während er aufs eifrigste die Zusammenziehung der Truppen vor Brüssel betrieb, die sich auch wirklich täglich im Lager von Vilvorde verstärkten. Von der Anwesenheit des Prinzen in Brüssel wußte der König damals noch nichts. Als er sie erfuhr, scheint sie ihn erschreckt zu haben, und es folgten schnell, wie wir sehen werden, einige Zugeständniffe, die später wieder zurückgenommen wurden, als der Prinz nicht mehr in Brüssel und außer Gefahr war.

Der Prinz selbst gab sich alle mögliche und ernstliche Mühe, den schlimmen Eindruck, den die Erklärungen seines königlichen Vaters auf die Belgier hervorbrachten, zu verwischen. Er erließ mehrere beruhigende Proclamationen, doch dauerte die Gährung fort, und seine Proclamationen wurden sammt dem Berichte der Deputation auf offener Straße verbrannt. Der Pöbel machte sogar schon Anstalt, das Schloß anzugreifen, und konnte nur mit Anstrengung durch die Bürgergarde daran verhindert werden. In dieser kritischen Lage entschloß sich der Prinz zu einem kühnen und großen Schritte, der ganz geeignet war, die Belgier zu beruhigen, ohne daß dadurch die königlichen Interessen gefährdet wurden. Er gab nämlich dem Gedanken einer legislativen und administrativen Trennung Belgiens von Holland, jedoch unter einer und derselben, der Nassauischen Dynastie, seine Zustimmung; ein Gedanke, der sich damals aller Köpfe bemeisterte und das einzige vernünftige Auskunftsmittel schien. Indem der Prinz selbst diese Trennung zuerst erklärte, mußte er sich alle Belgier befreunden, und so schien Vertrauen und Ordnung definitiv wieder hergestellt.

Am 4 September stimmte die von dem Prinzen und dem Herzog von Urgel ernannte Commission über die Trennung Hol-

lands

lands von Belgien ab. Die Commission war darüber einstimmig, und drückte nun dem Prinzen diese Ansicht aus. — Die Abgeordneten der Generalstaaten, welche in Brüssel anwesend waren, wurden in den Palast berufen, um ihre Meinung über den Stand der Dinge zu sagen. Sie erklärten, daß sie der Sitzung im Haag nicht beiwohnen würden, und daß nach ihrer Ansicht die Trennung der beiden Theile des Königreichs unvermeidlich sey. — Jetzt wurde der Generalstab der Bürgergarde, sammt den Deputirten aus allen Sectionen, nach dem Palaste berufen. — Die Deputation der Stadt Lüttich hatte sich ebenfalls dahin begeben. — Nun hatte eine rührende Scene statt, deren Andenken nie verlöschen wird. Der Prinz fragte die Versammlung, was sie wünschte? und alle Anwesenden verlangten mit Einer Stimme die Trennung Belgiens von Holland. Herr Moyard sprach zuerst im Namen der Bürgergarde, und verlangte noch überdieß die unverzügliche Entfernung der Truppen.

Der Prinz: Aber dann versprechen Sie, der Dynastie getreu zu bleiben?

Die Versammlung, mit Enthusiasmus: Wir schwören es!

Der Prinz: Wenn die Franzosen in Belgien einfielen, würden Sie sich mit ihnen verbinden?

Die Versammlung: Nein! nein!

Der Prinz: Werden Sie dann mit mir zu unserer Vertheidigung marschiren?

Die Versammlung: Ja! ja! wir werden es thun.

Der Prinz: Werden Sie mit mir rufen: Es lebe der König!

Die Versammlung: Nicht eher, als bis unsere Wünsche

Gehör gefunden haben; aber es lebe der Prinz! es lebe die Freiheit! es lebe Belgien!

Da zerfloß der Prinz in Thränen, und man umarmte sich gegenseitig mitten in der allgemeinen Begeisterung, und die alten Generale, welche sich in dem frohen Gedränge befanden, konnten ihre Rührung nicht mehr zurückhalten.

Noch an demselben Nachmittage reiste der Prinz nach dem Haag ab, um von dem Könige die Zustimmung zu den Schritten, die er gethan, zu erbitten. Gleich darauf verließen auch alle holländischen Truppen das Schloß von Brüssel.

Unterdessen hatte der König, unmittelbar nachdem er erfahren, daß sich der Prinz am 1sten nach Brüssel begeben, am 3ten den Hauptwunsch der Belgier erfüllt und den Minister van Maanen in Gnaden entlassen, und zugleich die Generalstaaten zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengerufen. Diesen entgegenkommenden Maßregeln entsprachen nun auch ihrerseits die Belgier, und sämmtliche belgische Deputirte beschlossen, sich nach dem Haag in die Generalstaaten zu begeben, in die Holländer dasselbe Vertrauen setzend, das der Prinz von Oranien in die Belgier gesetzt hatte, indem er sich unbewaffnet in ihre Mitte begab. Am 13 September sollten die Generalstaaten eröffnet werden.

Die militärischen Vorkehrungen von Seite der Holländer hielten unterdessen noch immer den Argwohn wach und hinderten eine aufrichtige Beruhigung der Gemüther. In Löwen bewaffnete sich das Volk am 2 September mit Gewalt; in Mons verwehrte am 3ten das Volk den Truppen den Ausmarsch. Lüttich war noch immer in großer Aufregung, und sandte den Brüsselern Waffen und Leute zu. Am 7 September zogen mehrere hundert Lütticher triumphirend in Brüssel ein, lauter

kräftige, derbe Menschen, wie es der Lütticher Schlag ist. Diese Marseiller der belgischen Revolution spielten später darin eine bedeutende Rolle. Auch von andern Seiten her strömten Menschen in Menge nach Brüssel herbei und verstärkten diese Stadt. Viele belgische Soldaten gingen aus den Reihen der Holländer mit Sack und Pack über, und nicht minder kamen kriegslustige Franzosen über die nahe Gränze. In Namur herrschte große Unzufriedenheit, weil der König die Deputation dieser Stadt gar nicht vor sich gelassen.

Ganz Hennegau, Südbrabant, Lüttich und Namur, so wie Luxemburg war in Aufregung und entschieden für die Trennung von Holland gestimmt. Ost- und Westflandern verhielten sich ruhig, so wie Nordbrabant, welches von holländischen Truppen überschwemmt war. Ostende jedoch erklärte sich für die Trennung. Gent war aus Handelsinteresse für die Holländer gestimmt. In Holland selbst dagegen war die Mehrzahl der Bevölkerung eben so sehr wie die Belgier zu einer Trennung geneigt, und die Stadt Amsterdam unterstützte die Forderung der Belgier in einer Adresse. Da sonach bei weitem die Mehrheit in Holland wie in Belgien dem Vorschlage des Prinzen von Oranien beistimmte, hätte derselbe in aller Ordnung zur Ausführung kommen können, wenn die Regierung sich schnell und aufrichtig dazu entschlossen und die militärischen Drohungen eingestellt hätte, welche letztere einen ruhigen Gang der Unterhandlungen unmöglich machten, da das belgische Volk unmöglich die holländischen Kriegsrüstungen ansehen konnte, ohne Gegenanstalten zu treffen.

Am 13 September wurden die Generalstaaten eröffnet. Der König äußerte sich in der Thronrede: „Von mehreren

Seiten glaubt man, daß das Wohl des Staates durch eine neue Prüfung des Fundamentalgesetzes und sogar durch eine Trennung der durch die Verträge und das Fundamentalgesetz vereinigten Provinzen erzielt werden könne. — Ich wünschte über diesen Punkt die Meinung und die Ansichten der ganzen Versammlung zu erfahren, die sie mit der Offenheit und Ruhe geben wird, welche die hohe Wichtigkeit der Angelegenheit so besonders erfordert. Indem ich für meinen Theil vor Allem das Glück der Niederlande wünsche, deren Interesse die göttliche Vorsehung meiner Sorge anvertraut hat, bin ich ganz bereit, mit der Versammlung bei den Maßregeln, welche zum Ziele führen können, mitzuwirken. — Allein obgleich völlig geneigt, vernünftige Wünsche zu befriedigen, werde ich dem Factionsgeiste nichts zugestehen, und niemals Maßregeln genehmigen, welche die Interessen und die Wohlfahrt der Nation den Leidenschaften oder der Gewalt zum Opfer brächten."

In dieser Rede war wieder nichts gesagt, was die Furcht der Belgier vor militärischer Execution hätte beschwichtigen können. Nichts war klar darin und bestimmt, nichts Vertrauen weckend. Auch glaubten die Belgier allgemein, der König wolle nur Zeit gewinnen, um seine Rüstungen zu vollenden und dann über sie als Rebellen herzufallen. Diese unklare, zweideutige Thronrede, verbunden mit den fortwährenden Rüstungen, vermehrte den Argwohn und erneuerte die Gährung. Die Belgier erließen zwei dringende Adressen an ihre Deputirten im Haag. Die erste lautete: „Die Unterzeichneten, die Einwohner von Brüssel, Lüttich, Löwen, Luxemburg, Namur, Neufchateau, Alost, St. Trond, Roulers, Tirlemont, Jodoigne, Dinant, Thielt ꝛc.: — In Rücksicht auf die Thronrede, und in Erwägung der von Stunde zu

Stunde drohendern Gefahr eines Bürgerkriegs, der immer wachsenden Spannung und Erbitterung der gewerbtreibenden Classe und der Arbeiter, bitten ihre Abgeordneten, Alles aufzubieten, um ohne Verzug in der Adresse auf die Thronrede oder auf irgend eine andere Weise den Grundsatz der Trennung des Nordens vom Süden anerkennen zu lassen, und zugleich auf die unverzügliche Entfernung der in den belgischen Provinzen stationirten holländischen Truppen zu dringen."

In der andern hieß es: „Die Thronrede, weit entfernt, die Einwohner von Brüssel zu beruhigen und zu befriedigen, hat vielmehr die Gährung und das Mißvergnügen des Volks auf den höchsten Gipfel gebracht. Die Rede, die man mit Beklommenheit erwartete, scheint zu beweisen, daß die Regierung ihre Stellung, den Provinzen gegenüber, so wie die Nothwendigkeit, durch ein System hervorleuchtender Freimüthigkeit und Loyalität, Ruhe und Vertrauen in dieselben zurückzuführen, noch immer nicht begriffen hat. — Während Sie sich allen Forderungen einer strengen Gesetzlichkeit unterwerfen, und sich zur Vertheidigung unserer Sache nur der Waffen der Vernunft bedienen, vergrößern sich die bewaffneten Schaaren um uns immer mehr. Die Rede vom Throne fordert Sie sogar auf, dieselben unter den Waffen zu erhalten. Sind wir denn einer friedlichen Beilegung feind? Sind wir rebellische Unterthanen, die man unnachsichtlich wieder unter das Joch beugen muß? Sie kennen unsere constitutionellen und gerechten Absichten: mit Holland auf gleichen Fuß gestellt zu werden, da wir einen so ansehnlichen Theil an dessen Staatsschuld tragen, ist das einzige Begehren jener verwegenen Aufrührer, die man mit so drohenden Rüstungen umgibt."

Aber diese dringenden Ermahnungen blieben fruchtlos.

Es herrschte im Haag eine solche Gehässigkeit und Erbitterung gegen die Belgier, daß die Abgesandten, welche jene Adresse den Deputirten überbringen sollten, von diesen gebeten wurden, sich eiligst wieder zu entfernen, wenn sie ihres Lebens sicher seyn wollten. Während der Hof am 14 September, dem Tage nach Eröffnung der Generalstaaten, die Vermählung der Prinzessin Mariane mit dem Prinzen Albrecht von Preußen feierte und Feste gab, weigerten sich die holländischen Deputirten, die Mehrheit in den Generalstaaten, in Gegenwart der belgischen Deputirten über die „Rebellion" zu sprechen. Nach ihrer Ansicht sollte erst in Belgien wieder Alles zur alten Ordnung der Dinge zurückgekehrt seyn, ehe man das Grundgesetz ändern könne. Und während so die Debatten ganz fruchtlos blieben und nur die Erbitterung vermehrten, wurde der holländische Pöbel im Haag nicht gehindert, sich Kränkungen gegen die belgischen Deputirten zu erlauben. Kaum konnten diese ein Obdach finden, nirgends sich zeigen, ohne gehöhnt zu werden, und einer unter ihnen, Herr von Gerlache, wurde sogar thätlich insultirt. Aus Besorgniß, sämmtliche belgische Deputirte möchten von den Holländern als Geiseln zurückbehalten werden, floh Herr von Staffart. Endlich, zum Beweise, wie wenig Ernst es der Regierung mit den Anfangs zugestandenen Concessionen gewesen, wurde van Maanen wieder zum Staatsminister und Präsidenten des ersten Gerichtshofs ernannt.

Gewiß lag es nur an der Regierung, wenn sie nicht aufrichtig auf den Trennungsvorschlag des Prinzen von Oranien einging und den belgischen Deputirten in den Generalstaaten eine würdigere Aufnahme bereitete, die einzigen Mittel, ge-

genseitiges Vertrauen, Ordnung und Frieden herzustellen. Indem sie die Unterhandlungen durch Mißhandlungen und Gewaltsmaßregeln abschnitt, machte sie es den friedlich gesinnten Deputirten und wohlhabenden Bürgern unmöglich, die niedern Classen im Zaume zu halten, deren Leidenschaften so leicht und heftig sich entzünden, wenn sie glauben, daß man sie betrogen habe.

Das strenge Urtheil der Geschichte ist: Die Regierung that nichts, um den Bürgerkrieg zu verhindern, Alles, um ihn unvermeidlich zu machen.

4.

Dreitägige Schlacht in Brüssel.

Bei den Lüttichern, dem rohesten und zugleich kräftigsten belgischen Volksstamme, brach der Zorn zuerst aus. Hier überwarf sich am 15 September der erbitterte Pöbel mit der Bürgergarde, der überhaupt in jenen Tagen überall der Vorwurf zu nachgiebiger Schwäche gemacht wurde, und die man für unfähig hielt, allein ohne Zuziehung des bewaffneten Pöbels dem nahe bevorstehenden Angriffe der Holländer zu widerstehen. Hierauf stürmten die Lütticher am 20sten ihre von königlichen Truppen besetzte Carthause, eroberten dieselbe und rüsteten sich zu einem Auszuge gegen die Holländer, um durch diese Diversion den Brüsselern beizustehen. Auch in Mons, Namur, Löwen herrschte große Unruhe.

In Brüssel selbst stieg die Gährung am höchsten. Die hoffnungslosen Nachrichten aus dem Haag und die Bewegung der holländischen Truppen vor der Stadt ließen an einem fried-

lichen Ausgange gänzlich verzweifeln, und in den Bürgergarden, die nur aus wohlhabenden Bürgern bestanden, sah das gemeine Volk nur eine schwache Schutzwehr gegen die Truppen, ja es besorgte von ihnen Verrath. Am 19 September zog eine Anzahl Lütticher aus Brüssel aus, plänkelte mit den Holländern und erbeutete einige Pferde. Die Brüsseler Behörden schickten diese Pferde mit einer Entschuldigung an den Prinzen Friedrich zurück; aber dadurch machten sie sich dem durch den Club und durch die Lütticher beherrschten Volke nur noch mehr verhaßt und verdächtig. Am 20sten brach daher ein allgemeiner Sturm des gemeinen Volks gegen die Bürger aus. Die Lütticher an der Spitze, entwaffnete der Pöbel alle Posten der Bürgergarde, bemächtigte sich des Rathhauses und aller Waffenvorräthe, und löste die Sicherheitscommission auf, an deren Stelle eine provisorische Regierung trat. Man erwartete Herrn von Potter aus Paris, und stellte ihn vorläufig an die Spitze dieser Regierung, die sich am 21sten proclamirte, und aus folgenden Mitgliedern bestand: de Potter, Advocat van Meenen, Advocat Gendebien, Baron von Stassart, Advocat Raikem, Graf d'Oultremont, Graf von Merode, Advocat van de Weyer.

An demselben Tage (21 Sept.) erließ Prinz Friedrich aus Antwerpen eine Proclamation an die Brüsseler, worin er verfügte: „Die Nationaltruppen werden in Brüssel einrücken. — Die von den Bürgern besetzten Posten werden den Truppen übergeben. — Die von einem Theile (?) der Bürgergarden angenommenen Farben werden abgelegt. — Alle Mitglieder der Civilbehörden und die Chefs der Bürgergarde werden persönlich verantwortlich gemacht für jede Widersetz-

lichkeit gegen die Truppen. — Alle Individuen, welche sich den Truppen widersetzen, werden Criminalgerichten überliefert."

Diese Proclamation verbreitete Schrecken in Brüssel bei Allen, die etwas zu verlieren hatten, während sie den Zorn und den Muth derer steigerte, die Gewalt mit Gewalt zu vertreiben fest entschlossen waren. Sehr edel benahm sich Baron d'Hooghvorst, indem er, obgleich kurz vorher durch die Entwaffnung der Bürgergarden von der herrschenden Partei schwer beleidigt, doch mit derselben zur gemeinschaftlichen Vertheidigung sich verband, und sich unter den Trümmern des Rathhauses begraben zu wollen erklärte. Man läutete die Sturmglocke, hing schwarze Fahnen aus, errichtete in allen Straßen neue Barricaden. Die Lütticher und andere Freiwillige, immer als die kühnsten voran, zogen schon am 22 September aus der Stadt den Truppen entgegen, und plänkelten mit denselben, indem sie sich bis Dieghem vorwagten und erst bei einbrechender Nacht zurückkehrten. Um noch einmal durch Unterhandlungen dem Bürgerkriege zu begegnen, begaben sich in derselben Nacht Ducpetiaux, Präsident des damals herrschenden Clubs, und Evérard in das Hauptquartier, aber der Prinz ließ sie, die Rechte der Parlamentärs mißachtend, sogleich in Ketten werfen und nach Antwerpen schicken, eine Handlung, die nicht wenig dazu beitrug, den Haß der Belgier gegen den Prinzen zu steigern und den Widerstand hartnäckiger zu machen. Die Brüsseler ersahen daraus, wie man sie behandeln würde, wenn sie unterlägen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich aufs verzweifeltste zu wehren.

Am folgenden Morgen, am 23 September, rückte Prinz Friedrich mit 6- bis 7000 Mann gegen das Schaerbecker Thor. Dieses Thor konnte von den Bürgern nur unbedeu-

tend befestigt werden, da es, von offenem Terrain umgeben, von den Belgiern in die Flanke genommen wurde. Von diesem Thore führt die lange und breite Königsstraße (rue royale), die ebenfalls viele leere Zwischenräume darbot, in den großen und offenen Park und auf den Königsplatz (place royale) im obern Theile der Stadt, der gleich einer Citadelle die untere beherrscht, wo die Truppen sich concentriren und von wo aus sie sich leicht nach allen Richtungen hin bewegen und in alle Straßen der untern Stadt feuern konnten. Dieser Angriffsplan war also sehr gut berechnet. Auf der andern Seite sollte eine Truppencolonne durch das Löwener Thor in die Stadt dringen und, die breiten Boulevards durchziehend, sich mit den Truppen im Park und auf dem Königsplatze vereinigen. Noch kleinere Abtheilungen sollten durch die Thore von Laeken und Flandern eindringen. Die Bürger ihrerseits sahen sich außer Stande, da sie nicht genug Kanonen und regelmäßiges Militär hatten, den obern Theil der Stadt kräftig zu vertheidigen, denn die offene Lage dieses Theils gestattete den Straßen- und Häuserkrieg nicht, den sie mit Vortheil nur in den engen und dichten Gassen der untern Stadt führen konnten. Sie concentrirten also ihre ganze Macht hinter den Barricaden der untern Stadt, und erwarteten hier den Feind.

Um sieben Uhr Morgens fingen die Holländer an, das Schaerbecker Thor zu berennen, das nur von zwei Kanonen und etwa 200 Lüttichern und Freiwilligen vertheidigt, durch Flankenangriffe aber bald genommen wurde. Als die Holländer in dichter Colonne die Königsstraße hinaufrückten, feuerten die fliehenden Lütticher noch drei Kanonenschüsse gegen sie, die ihnen viele Leute tödteten. Hierauf besetzten

die Holländer den Park und die umliegenden Paläste ungehindert. Erst als sie sich links in die Straßen warfen, um sich mit den durch das Löwener Thor eingedrungenen Truppen zu vereinigen, wurden sie, namentlich in der Straße Notre Dame aux Neiges hitzig empfangen. — Die Colonne des Generals Trip bemächtigte sich nach kurzem Gefechte des Löwener Thors, wurde jedoch in der Löwener Straße durch Barricaden und ein tüchtiges Gewehrfeuer empfangen, worauf sie sich nach dem Boulevard zog und von hier aus den Park glücklich erreichte. Die Holländer hatten nun zwar die Hauptposition in der Stadt besetzt, allein sie wurden auf allen Punkten, wo es möglich war, angegriffen, und selbst durch die Verrammlungen in der innern Stadt am weitern Vordringen gehindert. Die Lütticher, die sich auf der Königsstraße zurückgezogen hatten, faßten in einer Seitenstraße Posto, und es gelang ihnen sogar, als die holländische Garde eben vorübergezogen war, sich eines Theils der Königsstraße selbst wieder zu bemächtigen, und durch Verrammlungen die schon eingezogenen Truppen von den nachfolgenden abzuschneiden, während eine andere Abtheilung Bürger am Schaerbecker Thore von Neuem die ankommenden Truppen beschoß. Noch andere unterhielten vom Observatorium aus zwischen dem Schaerbecker und Löwener Thor ein regelmäßiges Feuer auf die Truppen, die zwischen diesen beiden Thoren communicirten, und endlich entspann sich ein heftiger Kampf am Königsplatze. In dem Winkel, der diesen Platz vom Park trennt, hatten sich Freiwillige und Bürger in die Häuser gewagt, und der Lütticher Kanonier Charlier, das hölzerne Bein genannt, feuerte an der eisernen Brücke, etwas hinterwärts, mit Kartätschen auf die Soldaten. Umsonst suchten diese auf

dem Königsplatze vorzudringen, das mörderische Feuer aus den Häusern warf sie zurück.

Inzwischen griffen frische holländische Truppen die Stadt von Außen an. Eine Colonne von 1100 Mann, die durch das Thor von Laeken einzudringen versuchte, fand an den Barricaden so heftigen Widerstand, daß sie sich in Unordnung zurückzog. Eine andere, aus 700 Mann Infanterie und 400 Husaren bestehend, drang glücklich durch das Thor von Flandern und riß die ersten Barricaden nieder. Man ließ sie gewähren, um sie noch tiefer in die engen Gassen zu locken. Da plötzlich an der Mönchsbrücke wurden sie durch neue Verrammlungen aufgehalten und zugleich aus allen Häusern beschossen und mit Pflastersteinen, Kalk und siedendem Oel überschüttet. Die ganze Colonne wurde getödtet, gefangen oder in die Flucht geschlagen.

Dieser Sieg ermuthigte die Bürger, und sie drängten sich in Masse nach dem Königsplatze, dem wichtigsten und gefährlichsten Punkte. Der Widerstand, den sie hier, unter Anführung des hölzernen Beins, leisteten, hinderte die Holländer wirklich am weitern Vorrücken auf dieser Seite. Um den tapfern Vertheidigern des Königsplatzes in die Flanke zu kommen, drangen die Holländer durch das Thor von Namur, wurden aber auch hier in den Straßen aufgehalten. Dagegen gelang es den Holländern, unter heftigen Anstrengungen am Ausgange der Löwener Straße durchzubrechen und die Caserne der Lütticher zu erreichen, welche sie sogleich in Brand steckten. Aber die Furcht, das daselbst befindliche Pulver werde die ganze Stadt in die Luft sprengen, trieb die Bürger augenblicklich in den Kampf zurück, und die Holländer wurden verjagt, das Feuer gelöscht.

Hatten anfangs die Lütticher und andere herbeigeströmte Freiwillige, die blauen Hemden, das Meiste geleistet, so entflammte nun auch immer mehr der Zorn und Muth der Bürger, aufgeregt durch die Plünderung, welche sich die holländischen Soldaten erlaubten, und stolz auf die bisherigen Erfolge der Vertheidigung. Prinz Friedrich, die Mißlichkeit seiner Lage einsehend, sandte am Abend einen Parlamentär in die Stadt, der aber als Geisel für Ducpetiaux zurückbehalten wurde. Doch suchten zwei Bürger, die sich zum Prinzen begaben, Unterhandlungen anzuknüpfen, und schon war der Abzug der Truppen in Berathung, als der Prinz erfuhr, es fehle den Bürgern an Munition, und sie würden auf die Dauer die Stadt nicht halten können. Dieß bewog ihn, auf seinem Posten zu bleiben.

Während der Nacht aber verfertigten die Bürger aus dem Pulver in der Lütticher Caserne (Annunciaden-Kloster) neue Patronen, und viele Freiwillige aus der Umgegend zogen durch die von den Holländern nicht besetzten Thore in die Stadt, wodurch Zahl und Muth der Brüsseler ansehnlich verstärkt wurden. Hooghvorst, Rogier und Jolly übernahmen in dieser Krise die Regierung und Leitung des Widerstandes. — Die Holländer benutzten die Nacht ebenfalls, sich in den Häusern an der Bibliothek festzusetzen und die Löwener Straße zu entwaffnen. Belgische Blätter beschuldigen die Holländer, in dieser Nacht abscheuliche Verbrechen gegen Wehrlose begangen, und namentlich in einem englischen Pensionshause, worin sich die Töchter ausgezeichneter englischer Familien befanden, die schamlosesten Gräuel verübt zu haben. Holländische und englische Blätter widerlegten diese Gerüchte als bloß ersonnen, die Volkswuth noch mehr zu entflammen.

Am 24sten begann der Kampf von Neuem, und zwar am heftigsten in der Gegend des Parkes und Königsplatzes, wo das Volk fortwährend die Soldaten aus den Häusern und Straßen beschoß und an weiterm Vordringen hinderte. Erst am Abend gelang es den Truppen, durch das Uebergewicht ihres Geschützes, sich des Hotels Bellevue zu bemächtigen, von wo aus sie den ganzen Königsplatz beherrschten. Auch steckten sie vom Parke aus die Reitschule des Herrn Lyons in Brand. Doch bemühten sie sich vergeblich, in der Oranienstraße vorzurücken. Nach so langem Kampfe trat am Abend wechselseitige Ermattung ein.

Die Bürger wurden unterdessen immer aufs Neue durch Freiwillige vom Lande verstärkt und, um in ihre Vertheidigung die nöthige Einheit zu bringen, wählten sie denselben Abend noch den berühmten Abenteurer, Don Juan van Halen, einen spanischen Officier und ehemaligen Adjutanten Mina's, aber von belgischer Abkunft, zum Oberbefehlshaber, als den ausgezeichnetsten Militär, der sich damals in der Stadt befand.

Auch der Prinz erwartete Verstärkungen, erhielt sie aber nicht, weil ihnen unterwegs der Weg versperrt wurde. Schon am 22 September unternahmen die Einwohner von Lüttich einen Zug nach Oreye, wo sie ein Detachement Holländer überfielen und zersprengten. Am 23sten rückten die nach Brüssel bestimmten holländischen Verstärkungstruppen aus Tongers vor Löwen, wurden aber hier von den Einwohnern blutig empfangen und zurückgeschlagen.

Der Morgen des 25 Septembers verging in Brüssel ruhig. Nachmittags aber veranstaltete Don Juan van Halen einen allgemeinen und energischen Angriff auf die Holländer. Eine

Compagnie, die den im Palaste Bellevue aufgestellten Truppen zu Hülfe kommen sollte, wurde fast ganz aufgerieben, der Palast selbst von den Bürgern wieder erobert. Doch gelang es den Letztern nicht, weitere Fortschritte zu machen. — Am 26sten Morgens griffen die Bürger die Truppen am Bibliothekgebäude an, indem sie sich in die benachbarten Häuser von Speicher zu Speicher durchgebrochen hatten. Die Holländer aber, einen letzten verzweifelten Kampf wagend, rückten in geschlossenen Colonnen aus dem Park in die Königsstraße, wo die Bürger ebenfalls in Masse aufgestellt waren. General Mellinet, ein verdienter Artillerieofficier der alten Napoleonischen Armee, hatte es übernommen, das Geschütz der Bürger zu leiten, verbarg es anfangs hinter der Colonne, ließ es dann, als die Holländer vorrückten, plötzlich demaskiren, und brachte durch ein wohlgerichtetes und nahes Kartätschenfeuer denselben eine große Niederlage bei. Sie flohen zurück, aber Mellinet ließ nun eine Kanone in dem Palaste Bellevue so geschickt aufstellen, daß er von hier aus die Truppen im Parke sicher beschießen und ihnen immer neuen Verlust beibringen konnte. Dadurch kühn gemacht, versuchte das Volk einen Sturm auf den Park, doch wurde derselbe von der holländischen Garde abgeschlagen. Man stürmte indeß immer von Neuem, da das Volk, und besonders die neu angekommenen Wallonen in gränzenloser Wuth waren. Indeß hielten sich die im königlichen Schlosse und Park aufgestellten Holländer durch die Ueberlegenheit ihrer Artillerie, indem sie nach allen Seiten schossen und die im Bereich ihres Feuers liegenden Häuser in Brand steckten. Auch die Bürger sahen sich genöthigt, um die Soldaten aus dem Palaste der Generalstaaten zu vertreiben, den benachbarten Palast des Finanzministeriums anzuzünden. Als Prinz Friedrich das Feuer

so nahe an dem Palaste seines königlichen Vaters, und seine Truppen überall eingeschlossen und erschöpft sah, soll er vor Zorn geweint haben. Der Kampf dauerte bis in die Nacht, sehr viele Menschen kamen von beiden Seiten um, und die brennenden Paläste beleuchteten das Schlachtfeld. Erst um 2 Uhr nach Mitternacht wurde das Feuer eingestellt, und um 4 Uhr Morgens am 27 September flüchtete sich der Prinz mit dem Reste seiner Truppen in aller Stille aus der Stadt, so übereilt, daß viele Schildwachen zurückgelassen wurden, die den Bürgern in die Hände fielen, aber nicht mißhandelt wurden. Eine Division Holländer stieß ein Freudengeschrei aus, als sie das Thor von Brüssel im Rücken hatte. Die Truppen waren im höchsten Grade entmuthigt und erschöpft. Sie zogen sich auf Antwerpen zurück, wo sie am 2 October ankamen. Man erlaubte sich damals jeden Hohn gegen Holland, und erzählte sich unter Anderm, der Herzog von Wellington habe gesagt: „Wenn die Belgier die Holländer nicht schlagen können, wen zum Teufel sollen sie denn schlagen?"

5.

Die Trennung Belgiens von Holland.

Am 27 September kam Herr von Potter in Brüssel an, wurde mit lautem Jubelrufe empfangen und trat an die Spitze der provisorischen Regierung. Seine Proclamationen lauteten ganz republicanisch.

Ganz Belgien folgte dem Beispiele Brüssels. Am 26 September empörte sich Ostende und zwang in den folgenden Tagen die Holländer zum Abzuge. Am 27sten empörte sich

Brügge

FRIEDRICH
Prinz d. Niederlande.

Brügge und wurde das Fort Ath von den Belgiern eingenommen. Am 28sten empörte sich Tournay und wurde das Corps des holländischen Generals Cort-Heiligers, das eine Demonstration gegen Tirlemont machte, bei diesem Orte von den Belgiern blutig empfangen. Am 29sten empörten sich die wichtigen Städte Gent und Mons. In letzterer Festung gingen die belgischen Soldaten mit lautem Zurufe zum Volke über, und der Rest, 300 Holländer, wurde gefangen. Am 30sten schlugen die Lütticher ein von Maestricht abgeschicktes Corps Holländer zurück, welches der holländischen Besatzung der Citadelle von Lüttich hätte Lebensmittel zuführen sollen. Am 1 October kam es in der starken Festung Namur zu einem heftigen Kampfe zwischen den Bürgern und der holländischen Besatzung, und die letztern zogen unter General van Geen, nachdem sie capitulirt hatten, aus der Stadt. An demselben Tage gingen Ypern und Philippeville zu den Belgiern über. In Mecheln erklärten die belgischen Officiere, sie würden nicht gegen ihre Landsleute fechten. Am 5 October ging die Citadelle von Lüttich und Charleroi über. Kurz, ehe acht Tage nach dem Siege der Brüsseler vergingen, hatte die Revolution über ganz Belgien sich ausgebreitet und den Sieg errungen, mit Ausnahme von Antwerpen und Maestricht wo die Holländer, und der deutschen Bundesfestung Luxemburg wo die Preußen befehligten.

Wir haben oben erörtert, daß es dem Könige der Niederlande leicht gewesen wäre, eine sowohl den Holländern als den Belgiern erwünschte Trennung beider Länder in administrativer und legislativer Hinsicht zu bewirken, ohne daß dadurch die Prärogativen seiner Krone im mindesten verletzt worden wären, da diese Concession würde ihm die Liebe aller Belgier erworben

haben. Das drohende Schweigen der Generalstaaten aber und die Gewaltsmaßregeln des Prinzen Friederich vereitelten alle jene schönen Hoffnungen, und die dreitägige Schlacht in Brüssel setzte fortan eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den König und die Belgier. Am 21 September hielt der belgische Deputirte, Herr von Gerlache, eine inhaltschwere Rede in den Generalstaaten, worin er dieselben dringend aufforderte, dem mißtraulschen Schweigen und der parlamentarischen Unthätigkeit ein Ende zu machen, um den Bürgerkrieg zu verhindern. Er widerlegte die lächerlichen Verleumdungen derer, die nur eine geringe Anzahl Verschwörer als Theilnehmer an den belgischen Unruhen ansahen; er erklärte, daß das ganze belgische Volk dabei betheiligt sey, und daß seinen gerechten Forderungen Genüge geleistet werden müsse, wenn nicht die Revolution allgemein und der Bruch unheilbar werden sollte. Aber diese Worte, noch zu rechter Zeit gesprochen, machten auf die hartnäckigen Gemüther keinen Eindruck, und während man sich in den Generalstaaten in ein elendes, kleinliches Gezänke über die fast kindische Frage einließ, ob nur ein Paar Verschwörer oder ob ganz Belgien gemeint sey, donnerten die Kanonen in Brüssel, Löwen, Lüttich, Ostende, Brügge, Gent, Namur, Mons, Tournay ꝛc., und ehe noch die Generalstaaten mit ihrem Wortgezänke im Reinen waren, war die Revolution fix und fertig.

Jetzt blieb den Generalstaaten nichts Anderes übrig, als in den sauern Apfel zu beißen, und die Trennung Belgiens, die man vorher als ein Geschenk von ihnen mit Dank angenommen hätte, jetzt, da sie nicht mehr zu hindern war, nothgedrungen zu bewilligen, um wo möglich von dieser Zustimmung noch einigen Vortheil zu ziehen. Am 29 September erklärten die Gene-

ralstaaten mit 81 gegen 19 Stimmen die administrative und legislative Trennung Belgiens von Holland unter gemeinsamer Oberherrschaft des Hauses Nassau. Dabei wurde ausgemacht, daß Belgien 2/5 der gesammten Nationalschuld zu übernehmen habe.

Diese Maßregel kam aber zu spät. Nachdem Belgien sich durch die parlamentarischen Weigerungen der Generalstaaten und durch die Gewaltsmaßregeln der Regierung gezwungen gesehen hatte, sich die Unabhängigkeit mit dem Blute seiner Bürger zu erkaufen, hing es nicht mehr von der Regierung oder von den Generalstaaten ab, die Bedingungen dieser Unabhängigkeit vorzuschreiben. Eine eroberte Freiheit verhält sich anders als eine octroyirte Freiheit. — Die provisorische Regierung von Belgien, in Brüssel jetzt definitiv zusammengesetzt aus den HH. de Potter, Hooghvorst, Rogier, Graf Felix von Merode, Gendebien, Van de Weyer, Jolly, Vanderlinden, Nicolai, (an dessen Stelle bald darauf Tielemans trat) und de Coppins, erklärte am 5 October: 1) die auf gewaltsame Art von Holland losgerissenen belgischen Provinzen bilden fortan einen unabhänglgen Staat; 2) es wird eine Constitutionscommission niedergesetzt, die künftige Verfassung dieses Staates zu entwerfen; 3) es wird ein belgischer Nationalcongreß in Brüssel zusammenberufen werden, die Constitution zu prüfen und zu sanctioniren; 4) alle Acte und Verträge, welche Belgier (die belgischen Deputirten bei den Generalstaaten) mit der holländischen Regierung ohne Zustimmung der provisorischen Regierung in Brüssel schließen, sind für null und nichtig erklärt.

Diese energischen Erklärungen verbreiteten Schrecken im

Haag, und an die Stelle der Strenge trat schnell wieder Schwäche. Da sich mit Gewalt gegen die Belgier nichts mehr ausrichten ließ, so wurde wieder die Güte und Ueberredung versucht. Das Corps des Prinzen Friederich hatte sich bereits auf Antwerpen zurückgezogen, das des Generals Cort-Heiligers wich auf Maestricht zurück, nachdem seine Demonstration bei Tirlemont mißglückt war. Statt einer Armee wurde nun der Prinz von Oranien mit begütigenden Proclamationen gesendet. Da sich dieser Prinz zu Anfang des Septembers in Brüssel den Belgiern geneigt gezeigt und zuerst für die Trennung Belgiens von Holland gestimmt hatte, so glaubte man in ihm einen glücklichen Vermittler aufstellen zu können. Er kam am 5 October nach Antwerpen, in Gesellschaft des gemäßigten und Belgien von Anfang an nicht abgeneigten Ministers Gobbelschroy, und trat durchaus versöhnend auf. Ducpetiaux wurde freigelassen, und der Prinz erklärte in einer Proclamation: „Einstweilen durch den König, Unsern erlauchten Vater, mit der Regierung der südlichen Provinzen beauftragt, kommen Wir in eure Mitte zurück, mit der Hoffnung, dort zur Wiederherstellung der Ruhe, zum Wohle des Vaterlandes mitzuwirken. Unser Herz blutet bei dem Unglück, das ihr erlitten habt. Möchten Wir, durch die Anstrengungen aller guten Bürger unterstützt, die Drangsale verhüten, die euch noch bedrohen könnten! Als Wir euch verliessen, brachten Wir zu den Füßen des Thrones die durch Viele unter euch ausgedrückten Wünsche für eine Trennung der beiden Theile des Königreichs, die jedoch dem nämlichen Scepter unterworfen bleiben sollten. Dieser Wunsch ist genehmigt worden. Allein bevor die Art und die Bedingungen dieser großen Maßregel in den gesetzlichen, von unvermeidlichen Zögerungen begleiteten For-

nen bestimmt werden können, bewilligt Se. Majestät schon provisorisch den südlichen Provinzen eine getrennte Verwaltung, deren Chef Ich bin, und die gänzlich aus Belgiern besteht. Die Angelegenheiten werden darin mit den Verwaltungen und Privatpersonen in der von ihnen gewählten Sprache verhandelt werden. Alle von diesem Gouvernement abhängigen Stellen sollen den Bewohnern der Provinzen, aus welchen dasselbe besteht, verliehen werden. Die größte Freiheit soll in Betreff des Unterrichts der Jugend gelassen werden. Andere Verbesserungen werden ferner den Wünschen der Nation und den Bedürfnissen der Zeit entsprechen. Landsleute! Um diese Hoffnungen zu verwirklichen, verlangen Wir von euch nur, daß ihr eure Anstrengungen mit den Unsrigen vereiniget, und alsdann verbürgen Wir euch die Vergessenheit aller politischen Fehler, die der gegenwärtigen Proclamation vorhergegangen seyn werden. Um diesen Zweck, den Wir Uns vornehmen, besser zu erreichen, werden Wir alle Einsichten in Anspruch nehmen; Wir werden Uns mit mehreren Notabeln und durch ihren Patriotismus ausgezeichneten Einwohnern umgeben. Mögen alle diejenigen, welche die nämliche Gesinnung beseelt, mit Vertrauen Uns sich nähern. Belgier! Durch dieses Mittel hoffen Wir mit euch jenes schöne Land zu retten, das Uns so theuer ist."

Unter demselben Datum (5 October) rief aber der König im Haag durch eine andere Proclamation die Holländer unter die Waffen. Ein Schreiben aus dem Haag aus dieser Zeit spricht sich über die Maßregeln nach der verlornen Schlacht folgendermaßen aus: „Die Halbheit und Schwäche, die Verrätherei und die Heuchelei haben den Staat in diese Masse von Uebeln gestürzt, aus denen es Jahre brauchen wird, sich wie-

der aufzuringen. Nirgends ein großartiger Geist, nirgends ein offenes, energisches, tüchtiges Wesen; man schießt, aber mit Schrot, und streichelt wieder die Hand des Blessirten. Das System ändert und schaukelt jeden Tag, bis man mit der besten Sache von der Welt endlich in schlimmen Leumund geräth, und die Strenge Tyrannei, die Großmuth Schwäche heißt. Noch immer genießen in den Departementen und im Hofstaate Personen das Vertrauen, welche auf jede Weise, entweder mit Willen oder durch Unfähigkeit, die Sache der Monarchie wie der gesetzlichen Freiheit gefährden. Diese wissen denn nun den Staatswagen immer so zu ziehen, daß er nicht vorwärts, wohl aber rückwärts geht. Noch nie ist ein loyaler, biederer und freisinniger Monarch schlimmer berathen, und von Freund und Feind ärger mißhandelt worden als der unsrige. — Die Festungen wie die offenen Städte fallen nach und nach sämmtlich, weil kein gemeinsamer, durchgreifender Plan Angriff und Vertheidigung regelte; der Norden klagt bald in stillem, bald in lautem Grimme die Saumseligkeit, die Verkehrtheit und den Verrath an, und erschöpft sich in fruchtlosen Declamationen und Demonstrationen wider den Süden, dem der Fanatismus, der falsche und der wahre Enthusiasmus der endlich durch und durch aufgeregten Masse der Bevölkerung, die Hoffnung au fremden Beistand, die Unmöglichkeit der Rückkehr, die Verzweiflung und der Anblick der Inactivität des Gegners siegreiche Kräfte verleihen. — Es steht zu erwarten, mit welcher Weisheit man sich aus diesem furchtbaren Dilemma herausziehen wird, das, je nach der Art und Weise seiner Lösung, einen großen Vulcan wieder schließen, oder eine blutige und grauenvolle Zukunft herbeiführen muß. Möchte man doch überall begreifen lernen, daß eine Zeit herangebrochen, welche großartige,

feste, energische Charaktere und Systeme fordert; daß alle Hof-intriguen und bureaukratischen Calculs eben so sehr, als die alten Demagogie-Phrasen und materialistischen Phantasien aufgebraucht sind. Unsere Zeit braucht vielen Verstand, noch mehr Kraft und am meisten Charakter. Die Fürsten und die Völker, welche diese drei Dinge nicht haben, fallen dem Schicksale anheim."

Die Proclamation des Prinzen von Oranien fand in Brüssel wenig Beifall, weil man sie nur für ein Mittel hielt, den Holländern das durch List wieder zu gewinnen, was sie mit Gewalt nicht hatten behaupten können. Die provisorische Regierung antwortete darauf am 9 October, das Haus Nassau habe durch seinen letzten Angriff alle Rechtsansprüche auf Belgien verloren, und der Prinz von Oranien könne nicht als Regent von Belgien anerkannt werden, es sey denn, daß er später von dem belgischen Nationalcongresse zum Staatsoberhaupte gewählt würde, die einzige Hoffnung, die ihm noch übrig blieb.

Am 11 October wurde die Zusammenberufung eines belgischen Nationalcongresses proclamirt. Es sollten dazu Südbrabant 27, Limburg 17, Ostflandern 35, Westflandern 28, Mons 30, Namur 10, Antwerpen 18 und Luxemburg 16 Deputirte wählen. Im Augenblicke des Kampfes waren alle Belgier einig gewesen und hatten einen schönen Heroismus gezeigt; jetzt, da der Sieg entschieden war, traten die alten Unterschiede wieder hervor, und es bildeten sich Parteien, wie dieß nach einem Siege der Fall ist, und auch in Frankreich nach den Juliustagen eintrat. Und zwar waren es in Belgien die zwei Parteien der französisch und republicanisch gesinnten Liberalen und der mächtigen katholischen Priester, die sich früher zu ge-

meinsamer Opposition gegen Holland verbunden hatten, jetzt aber einander entgegentraten, um einander die Oberherrschaft abzugewinnen. Bei der Revolution hatten die Liberalen das Meiste gethan, daher brachten sie in der provisorischen Regierung Potter an der Spitze. Die Priesterpartei suchte nun ihrerseits im Nationalcongresse das Uebergewicht zu gewinnen, was ihr auch durch ihren Einfluß auf das Volk so gut gelang, daß Potter nicht einmal in den Nationalcongreß gewählt wurde. Da diese Priesterpartei zwar entschieden für die Trennung von Holland war, aber keineswegs den republicanischen Planen Potters und den ausschweifenden Ideen der militärischen Abenteurer anhing, so bildete sie einen gemäßigten Kern, an den sich einstweilen der größte Theil des Adels und des reichen Bürgerstandes anschloß, und dem auch der größte Theil des bigottischen Pöbels anhing. Diese starke und ächt nationale Partei entkräftete die Gegenpartei, die sich theils in Republicaner, wie Potter, theils in Franzosenfreunde, die Belgien mit Frankreich vereinigen wollten, theils in militärische Verräther auflöste, welche anfangs Anarchie herbeizuführen suchten, um im Trüben zu fischen, und später, wie wir sehen werden, für Holland conspirirten. Alle diese kleinen Parteien wurden nach einander unpopulär, und mußten der großen, im Nationalcongreß und im Lande wie in der Armee siegenden Partei weichen, welche der oranischen und französischen Partei gegenüber Belgiens Unabhängigkeit, und der republicanischen Partei gegenüber eine constitutionelle Monarchie wollte. Oranisch Gesinnte fanden sich vorzüglich in Gent und Antwerpen, französisch Gesinnte in Lüttich und den Südprovinzen, republicanisch Gesinnte in Brüssel; überall aber bekam die belgisch-constitutionelle Partei das Uebergewicht.

Der Prinz von Oranien glaubte indeß Belgien um jeden Preis, wenn nicht seinem Vater, doch sich selbst erhalten zu müssen. Ohne also auf die königliche Sanction seines Benehmens zu warten, erklärte er eigenmächtig am 16 October in einer Proclamation: „Belgier! Seitdem ich mich durch meine Proclamation vom 5ten dieß an euch gewendet, habe ich mit Sorgfalt eure Stellung studirt; ich begreife sie, und erkenne euch als unabhängige Nation an; das heißt euch sagen, daß selbst in den Provinzen, wo ich eine große Gewalt ausübe, ich mich in nichts euern Bürgerrechten widersetzen werde. Wählet frei, und auf dieselbe Weise, wie eure Landsleute in den andern Provinzen, Deputirte zum Nationalcongresse, der sich vorbereitet, und geht dorthin über die Interessen des Vaterlandes zu verhandeln. Ich setze mich also in den Provinzen, die ich verwalte, an die Spitze der Bewegung, welche euch zu einem neuen und dauerhaften Zustande der Dinge führt, dessen Stärke die Nationalität ausmachen wird.“

Die Preußische Staatszeitung berichtete, der König der Niederlande habe den Prinzen nur für den Fall autorisirt, die absolute Unabhängigkeit Belgiens anzuerkennen, wenn die Belgier ihm, dem Prinzen, die Krone anböten. Der Prinz wartete jedoch diese Anerbietung nicht ab, und es ist somit nicht unwahrscheinlich, daß der König, wie erzählt wird, bei der Nachricht von dem voreiligen Schritte seines Sohnes in Ohnmacht gefallen sey, als er eben im Begriffe war, am 18 October die neu zusammenberufenen Generalstaaten zu eröffnen. In der Thronrede wurde indeß das Verfahren des Prinzen nicht erwähnt, sondern bloß gesagt, der König habe ihn einstweilen mit der Regierung der südlichen Provinzen

beauftragt, welche hinfort in administrativer Hinsicht von den nördlichen getrennt seyn sollten. Dagegen hatte der König schon am 15 October in einem Decrete befohlen, Güter aus Belgien an der holländischen Gränze als aus dem Auslande kommend zu behandeln und ihnen nicht mehr die Wohlthat der Zollfreiheit zu gestatten.

Der Prinz von Oranien richtete mit seiner Proclamation ganz und gar nichts aus, denn der holländische Commandant von Antwerpen, General Chassé, erkannte sie nicht an, und die provisorische Regierung in Brüssel protestirte am 18 October feierlich gegen die Autorität, welche der Prinz usurpire: „Das Volk hat die Revolution gemacht, das Volk hat die Holländer verjagt, das Volk allein und nicht der Prinz von Oranien steht an der Spitze der Bewegung.“ So saß der Prinz zwischen zwei Stühlen nieder, in Holland compromittirt und in Belgien abgewiesen.

Am 20 October nahmen die Generalstaaten den Grundsatz an, daß Belgien sich selbst überlassen werden sollte, und am 24sten erließ der König eine ausführliche Erklärung: er werde hinfort nur Holland und Luxemburg regieren, Belgien aber sich selbst überlassen, bis die großen europäischen Mächte auf dem zu London zusammenberufenen Ministercongresse Belgiens künftiges Schicksal bestimmt haben würden: einstweilen blieben aber die Festungen Antwerpen, Maestricht und Venloo noch im Besitze der Holländer; alle Schritte des Prinzen von Oranien sind für ungültig erklärt, und nicht mehr seine, sondern die Befehle der Commandanten von Antwerpen und Maestricht zu befolgen.

6.

Der Brand von Antwerpen.

Da einerseits die belgische Regierung die Friedensvorschläge des Prinzen von Oranien zurückwies und andrerseits die Holländer noch immer den nördlichen Theil von Belgien besetzt hielten, so war die natürliche Folge, daß der Kampf fortdauerte. Van Halen, der in den ersten Tagen das Commando der Belgier übernommen hatte, wurde desselben entlassen, da er, schon damals ehrgeizige und verrätherische Ränke schmiedend, der provisorischen Regierung nicht gehorchen wollte. An seiner Stelle bekam General Nypels den Oberbefehl, und organisirte schnell aus den belgischen Ueberläufern, welche die Reihen der Holländer in Masse verließen, und aus den meist wallonischen Freiwilligen (Blauhemden), zu denen sich ganze Schaaren von herübergelaufenen Franzosen gesellten, ein beträchtliches Heer. Zugleich zogen sich die noch einzeln in Belgien zerstreuten Holländer vor der Volksgewalt zurück. Am 17 October räumten sie Mecheln, am 21sten capitulirte Dendermond.

Das belgische Heer verfuhr nunmehr offensiv. Eine kleinere Abtheilung, die französischen Freiwilligen oder die sogenannte Pariser Legion bildend, unter Commando des Marquis von Pontecoulant, marschirte nach Flandern, rückte am 11 October in Gent ein, und zwang am 17 October die Citadelle von Gent zur Uebergabe. Hier in Gent, wo viele Oranischgesinnte lebten, erlaubten sich die Freiwilligen große Ausschweifungen. Von da zogen sie nach Brügge und machten verschiedene Angriffe auf das holländische Seeland, worauf wir später zurückkommen werden.

Die Hauptmacht der Belgier rückte gegen Antwerpen vor. Hier hatte die unbesonnene Proclamation des Prinzen von Oranien das Volk in heftige Gährung versetzt, und da General Chassé sich weigerte, dem Prinzen zu gehorchen, so glaubte das Volk sich berechtigt, ihn im Namen des Prinzen anzugreifen. Es kam daher am 17 October in Antwerpen zu einem Gefechte, in welchem die Soldaten das Uebergewicht behaupteten. Allein Nypels hatte bereits von zwei Seiten her Truppen gegen Antwerpen entsandt. Am 18 October stieß der belgische Obristlieutenant Niellon auf die Holländer, welche der Herzog Bernhard von Weimar befehligte, und schlug dieselben bei Lierre. Da sich aber die Holländer aus Antwerpen verstärkten, dauerten die Gefechte am 19ten und 21sten fort. Am 24sten vereinigte sich der General Mellinet mit Niellon, und am 25sten wurden die Holländer bei Berchem geschlagen. Hier wurde Graf Friedrich von Merode tödtlich verwundet. Dieser Chef einer vornehmen, reichen und äußerst populären Familie, der sich überdieß durch seine Privattugenden auszeichnete, war von der Volksstimme bereits zum künftigen Regenten von Belgien bezeichnet worden, als ihm der Tod fürs Vaterland so glänzende Aussichten raubte. Er starb am 5 November in Mecheln, allgemein betrauert.

Da die siegreichen Belgier schon vor den Thoren von Antwerpen standen und das Volk in der Stadt selbst in großer Gährung war, schien es der Prinz von Oranien nicht zum zweitenmale wagen zu wollen, sich unter die Belgier zu mischen, etwa um sich „an die Spitze ihrer Bewegung zu stellen," wie er proclamirt hatte. Er machte sich also bereits am 25sten aus dem Staube, indem er unbekümmert, ob seine

Gegenwart und ein angemessenes Betragen vielleicht den Ruin der Stadt hätte aufhalten können, nur seine Person in Sicherheit setzte. Sein Abschied lautet: „Belgier! Ich habe gesucht, euch alles das Gute zu erzeigen, welches zu bewirken in meiner Gewalt stand, ohne daß ich den edlen Zweck erreichen konnte, wohin alle meine Anstrengungen zielten, die Pacification eurer schönen Provinzen. Ihr werdet nun in dem sich vorbereitenden Nationalcongresse über die Interessen des Vaterlandes berathschlagen; ich glaube daher meine Pflichten gegen euch, insoweit es in diesem Augenblicke von mir abhing, erfüllt zu haben, und ich werde nun eine noch viel peinlichere erfüllen, indem ich mich von eurem Boden entferne, um in der Entfernung den Ausgang der politischen Bewegung Belgiens abzuwarten; allein in der Ferne wie in der Nähe sind meine Wünsche mit euch, und ich werde immer suchen zu eurem wahren Wohlergehen beizutragen. Bewohner von Antwerpen! Ihr, die mir während meines Aufenthalts in eurer Stadt so viele Beweise eurer Anhänglichkeit gegeben, ich werde, wie ich hoffe, in ruhigern Zeiten zurückkehren, um mit euch zur Vermehrung der Wohlfahrt dieser schönen Stadt beizutragen.“

In scheinbarer Opposition mit seinem Vater, hatte er ausgebreitet, er vermeide es, nach dem Haag zurückzugehen und werde sich sogleich nach London begeben, um dort die Sache der Belgier zu führen. Inzwischen begab er sich wirklich nach dem Haag, wo man ihn unter den übrigen Gliedern der königlichen Familie erblickte. Er sah sehr niedergeschlagen aus, weßhalb ihm sein Vater freundlich tröstend auf die Achsel klopfte. Am 3 November reiste er hierauf nach London.

Seine Flucht aus Antwerpen mußte das Signal zum Bür-

gerkriege seyn, denn so lange er noch als vermittelnde Behörde zwischen den Holländern und dem Volke stand, ließ sich das Mordenverhindern; von nun an konnte Chassé weder dem Volke, noch das Volk Chassé trauen, und unmittelbar nach der Entfernung des Prinzen begann der Kampf in den Straßen. Das Volk errichtete Barricaden, schoß aus den Fenstern und stürmte die Posten der Soldaten. Am heißesten wurde auf der Place de Mer gekämpft, und erst die Nacht trennte die Streitenden. Am andern Morgen, am 27 October, suchten sich die Bürger der Stadtthore zu bemächtigen, während zugleich das belgische Heer von außen einzudringen suchte. Die Holländer kamen schrecklich ins Gedränge und begannen zu weichen. Unter diesen Umständen begab sich eine Deputation von Notabeln, Herrn Osy, Präsident der Bank an der Spitze, zu General Chassé, denselben zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Der officielle holländische Bericht sagt darüber: „Die Deputirten erklärten, daß ein Einwohner der Stadt mit ihnen wäre, der auf sich genommen, Sr. Exc. einen durch einen Abgeordneten der provisorischen Regierung von Belgien ihm zugestellten Brief einzuhändigen. In diesem Schreiben war darauf angetragen, die in der Stadt befindlichen Truppen ins Castell zurückzuziehen, und die Stadt durch die Truppen der provisorischen Regierung besetzen zu lassen, auch sollten sogleich alle Feindseligkeiten aufhören, und eine Deputation an Se. Maj. den König abgehen, um über die Räumung der Festung zu unterhandeln. Da unsere Truppen in Folge aller Rapporte auf allen Punkten sehr gedrängt waren, und sich nicht länger an den Thoren halten konnten, so fand der General Chassé den Antrag annehmbar, da er sich doch im Augenblicke genöthigt gesehen haben würde, die Truppen

zurückzurufen, was bei dem Feuer aus den Häusern nicht ohne großen Verlust hätte bewerkstelligt werden können. Er ließ sonach auf allen Punkten die Feindseligkeiten einstellen, und gab Befehl, daß die Truppen sich bei dem Stapel- und Marinemagazin zusammenziehen sollten; hierauf wurden die Schlüssel der Thore durch eine vertraute Person an die Deputirten der provisorischen Regierung auf das Rathhaus geschickt. Sobald dieser Waffenstillstand bekannt geworden, hielt das Feuer ein, und die Truppen begaben sich nach dem genannten Magazine; doch wurde noch von Zeit zu Zeit aus den Häusern nach der Besatzung des Castells geschossen, wahrscheinlich von solchen, welche von der getroffenen Uebereinkunft keine Kenntniß hatten. Um diesem ein Ende zu machen, fand der General Chassé für rathsam, auf einer der Bastionen des Castells eine weiße Fahne aufstecken zu lassen.“ Unterdeß waren aber die belgischen Truppen in Antwerpen eingerückt, ohne von der so eben abgeschlossenen Capitulation unterrichtet zu seyn. Niellon und der Artilleriecommandant Kessels begaben sich als Parlamentäre zu Chassé und verlangten zu wissen, warum die weiße Fahne aufgesteckt sey? Hierauf mit der gegebenen Erklärung nicht zufrieden, sagte Kassels, eine Civilgewalt könne keine militärische Capitulation abschließen. Man redete hin und her, die belgischen Truppen verlangten, Chassé solle die Citadelle augenblicklich übergeben, und dadurch gereizt, soll Chassé gesagt haben, er werde ihnen auf diesen ehrenrührigen Antrag eine so laute Antwort geben, daß sie ihnen lange in den Ohren gellen solle. Ohne Zweifel mußte er sich in seiner militärischen Ehre gekränkt fühlen durch den Hohn, mit welchem besoffenes Gesindel die eben abgeschlossene Capitulation brach; allein sich der

Leidenschaft unter solchen Umständen überlassen, hieß nicht viel weniger, als diese Leidenschaft mit jenem Pöbel theilen, wenn nicht ein tieferer politischer Grund der Handlungsweise des Generals Chassé zu Grunde lag. Der Handel von Antwerpen erregte längst die Eifersucht von Amsterdam. Wurde nun Antwerpen zerstört, so wurde dadurch den Belgiern unermeßlicher Schaden zugefügt, und Holland konnte nur dabei gewinnen. Dem sey wie ihm wolle, mochte militärischer Stolz oder Handelseifersucht das Motiv seyn, das Resultat war, daß General Chassé, sobald die belgischen Horden seine vorgeschobenen Posten wieder angriffen, von der Citadelle und von der im Hafen liegenden Flotte aus die Stadt Antwerpen aus 300 Feuerschlünden 7 Stunden lang beschießen, in Brand stecken und in Trümmer legen ließ. Diese Maßregel der politischen Rache oder des kaufmännischen Neides läßt sich militärisch nicht beschönigen, denn einerseits war die feste Citadelle nicht im mindesten in Gefahr, von den Belgiern genommen zu werden, und andrerseits that das Bombardement auch wieder den belgischen Truppen nicht den mindesten Schaden, denn sie zogen sich aus dem Bereiche desselben zurück. Der Schaden traf bloß die Stadt und ihre bürgerlichen Reichthümer. Militärisch blieb die Lage der Belagerten wie der Belagerer nach dem Bombardement genau die nämliche, wie vorher. — Um halb 2 Uhr fingen die betrunkenen belgischen Freiwilligen an, auf die Holländer, die das Marinemagazin besetzt hatten, zu schießen und gegen das Thor desselben eine Kanone zu richten. Um halb 4 Uhr hierauf wehte von der Citadelle die schwarze Fahne, und von ihr sowohl als von der Flotte wurde die Stadt bis gegen 11 Uhr Nachts mit Bomben, Haubitzen, Brandraketen ꝛc. beschossen. Ein belgischer Bericht sagt darüber

über: „Das Entrepot ist ganz verbrannt; ein Theil der Waaren war Tags zuvor aus demselben gerettet worden, die Häuser und das Waarenlager an der Schelde hin liegen fast alle in Schutt; das Arsenal und ein Theil des Stadthauses sind zerstört; der Thurm der Hauptkirche, dieses edle Meisterwerk gothischer Kunst, hat von den Kugeln gelitten; die Zahl der in verschiedenen Quartieren abgebrannten Häuser rechnet man auf 60 bis 70; ungleich größer ist die Zahl derjenigen, die von den Bomben beschädigt worden.

Um 10 Uhr Nachts begab sich eine Deputation notabler Bürger von Antwerpen in die Citadelle, um eine Einstellung der Feindseligkeiten zu erlangen. Sie überbrachte folgendes Schreiben: „Das Feuer, das von der Citadelle auf diese Stadt fortdauert, ohne dem belgischen Heere irgend zu schaden, aber zum großen Nachtheile einer so zahlreichen Menge unschuldiger Opfer, widerspricht so sehr allen Ideen der neuern Civilisation und den Gebräuchen des europäischen Völkerrechts, daß wir die Einwohner dieser, am Morgen dieses Tages noch so blühenden Stadt gern ermächtigen, den Befehlshaber der Citadelle um Einstellung des Feuers zu ersuchen, bis morgen Unterhandlungen wieder aufgenommen werden können, deren Verachtung von Seite einiger Betrunkener allein, wie es scheint, den Bruch von heute Mittag veranlaßte. (Unterz.) Ch. Rogier. F. v. Robiano." — General Chassé antwortete durch folgendes Schreiben: „Der Unterzeichnete Generallieutenant Baron Chassé, Befehlshaber des vierten großen Militärcommando's, willigt ein, während der Nacht das Feuer auf die Stadt aufhören zu lassen, unter der Bedingung, daß nicht mehr auf die Truppen geschossen werde, erklärt aber zu gleicher Zeit, daß falls dieß nicht geschieht, er von Neuem be-

ginnen wird, die Stadt zu beschießen.“ Hierauf kam eine Uebereinkunft zu Stande, in deren Folge Chassé das Schießen einstellen ließ, unter der Bedingung, daß auch die Belgier ihrerseits die Feindseligkeiten nicht erneuerten. Zugleich wurden zwischen Brüssel und dem Haag Unterhandlungen angeknüpft, um der ferneren Zerstörung der schönen Stadt Antwerpen vorzubeugen, und da die Holländer beharrlich die Citadelle behaupteten, und die Belgier dieselbe nicht ohne große Anstrengung und Erneuerung des Bombardements einnehmen konnten, so verließ die Hauptmacht der letztern Antwerpen, um sich, jetzt unter dem Commando des Generals Daine, gegen Maestricht und Venloo zu wenden, während General Vandersmissen als belgischer Gouverneur von Antwerpen in dieser Stadt zurückblieb und Chassé in der Citadelle eingeschlossen hielt.

Ueber die Folgen des verhängnißvollen Brandes äußerte sich der Courrier des Pays-Bas, das Hauptorgan der belgischen Partei: „Man irrt sich, wenn man glaubt, die Revolutionen bildeten sich bloß aus einem Ereignisse, und ein und derselbe Tag sehe sie entstehen, sich entwickeln und vollenden. Es ist vielmehr eine Reihe von Thatsachen oder Zufällen, ein Fortschreiten, dessen letztes Ziel fast keinerlei Aehnlichkeit mit dem Punkte hat, von dem sie ausgingen. „Man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht,“ sagte ein berühmter Mann, und nichts ist wahrer. Aber von allen diesen Ereignissen, die, eines das andere zerstörend, auf einander folgen, muß man das zu erkennen wissen, das die Revolution schließen muß, indem es sie feststellt, und ihr einen definitiven Charakter leiht. Unser revolutionäres Drama besteht bis jetzt aus vier bestimmten Abtheilungen. Zuerst

beschränkten wir uns darauf, die Abstellung der Beschwerden, und besonders die Absetzung van Maanen's zu verlangen, dann stellten wir den Grundsatz der legislativen und administrativen Trennung des Nordens und Südens auf, ohne jedoch die legalen Wege zu verlassen, oder die Nationaleinheit vollständig zu zerstören. In den Septembertagen trat die That an die Stelle des Rechts; der König entschied: Belgien trennte sich für immer von Holland und vom Könige Wilhelm. Die Menschen von kurzem Blicke glaubten nach jedem dieser drei Ereignisse die Revolution sey vollendet, und nach jedem Stoße riefen sie aus: nun sind wir am Schlusse. Da kam ein viertes Ereigniß, den Gang unserer Revolution zu bezeichnen. Die erste Handelsstadt Belgiens hatte sich außerhalb der Bewegung gehalten, und war Holland und dem Hause Oranien getreu geblieben; sie hat jetzt den Dank dafür empfangen. König Wilhelm erkannte, daß es ihm unmöglich sey, Belgien zu nehmen, und um Holland nicht zu verlieren, befahl er, die Vernichtung der Rivalin Amsterdams. Prinz Friedrich zündete Brüssel an, um Belgien wieder zu erobern; Chassé steckte Antwerpen in Brand, um seinen Herrn mit den holländischen Kaufleuten zu versöhnen. Die Mission des Prinzen Friedrich erklärt sich sehr natürlich; die des Generals Chassé hat keine andern Motive als Eifersucht und Rache. Der Ruin von Antwerpen zerschnitt wahrscheinlich eine andere, bis jetzt unentschiedene Frage. Der Prinz von Oranien hatte feierlich erklärt, er stelle sich in den Provinzen von Antwerpen, Limburg und Luxemburg an die Spitze der Bewegung; er hatte sich freiwillig verpflichtet, diese drei Provinzen zu befreien. Aber, sey's aus Heuchelei oder Feigheit, er verließ Belgien, den Holländern Antwerpen und Maestricht, den Preußen Lurem-

burg Preis gebend. Wir wußten es längst: der Prinz von Oranien ist nicht aus dem Stoffe gebildet, aus dem man große Menschen macht. Seine Rolle war schön, und konnte ihn selbst einen Augenblick erhöhen. Mit ein wenig Folgerichtigkeit in den Gedanken und ein wenig Kühnheit des Charakters konnte er der unumgänglich nothwendige Mann werden. Durch Rückhalte, Palliative, halbe Maßregeln, welche die geheimen Gedanken nicht ausschließen, fuhr er fort, die Nationalantipathie zu vermehren, und schloß nun eine zweideutige Mission durch einen mehr als zweideutigen Rückzug. Unter dem Einflusse dieser Thatsachen, die Niemand in Abrede stellt, gehen jetzt die Wahlen zum Nationalcongresse vor sich."

Ein Brief aus Brüssel aus jener Zeit fügt hinzu: „Auf die Stimmung des Publicums hat dieses unglückliche Ereigniß die ganz natürliche Wirkung, daß die antioranische Partei ihr Haupt um so höher erhebt, wogegen die Freunde des Prinzen von Oranien ganz verstummen müssen. Viele derselben sind nun schon seine entschiedensten Gegner; seine Abreise nach London finden sie im Widerspruche mit seiner Proclamation vom 16ten, wornach er sich an die Spitze der revolutionären Bewegung zu stellen vorgab. Er mußte, so heißt es, wissen, welch ein Schicksal Antwerpen bedrohte; er hätte dieses abwenden müssen, hat aber vielleicht selbst den Befehl dazu gegeben. Das Haus Nassau, auch in Holland um seine politische Existenz besorgt, will sich durch den Ruin Antwerpens dem Amsterdamer Handelsstande gefällig erzeigen und die republicanische Partei für sich gewinnen. Solche Insinuationen und Vorwürfe, die einige Blätter in der heftigsten Sprache vorbringen, regen die Menge leidenschaftlich auf, und

schneiden der künftigen Souveränetät des Prinzen von Oranien die Aussicht ab.“

Während dieses in Antwerpen vorging, fanden in andern Gegenden Belgiens ebenfalls betrübende Ereignisse statt. Am 18 und 19 October herrschte zu Mons die größte Gährung. Die Blauhemden und der Pöbel erlaubten sich Plünderungen und Ausschweifungen aller Art. Dasselbe wurde von Charleroi, Thuin, Jemappes, Soignies gemeldet. Als Anstifter dieses Unfugs wurde Don Juan van Halen am 20 October in Mons verhaftet. Man beschuldigte ihn, die Anarchie gefördert zu haben, um dadurch die Sache der Holländer zu fördern, und es hieß, er habe mit dem Prinzen von Oranien zum Umsturze der neuen belgischen Regierung conspirirt. Vielleicht mit mehr Grund haben Andere einen französischen Einfluß dahinter gesucht. Auch soll van Halen kurz vorher heimlich in Gent gewesen seyn und daselbst die Legion des Herrn von Pontécoulant zu Ausschweifungen ermuntert haben. Aehnliche Excesse beging der Pöbel am 19 October zu Brügge, doch war die Anarchie überall nur vorübergehend und die gesetzliche Gewalt wurde wieder hergestellt.

Von Gent aus unternahmen die belgischen und Pariser Freiwilligen einen Angriff auf das holländische Seeland. Einer ihrer Parteigänger, Grégoire, drang am 20 October bis Hulst vor. Am 27 und 28sten kamen sie nach Sluis, am 31sten erschien Herr von Pontécoulant selbst in Ostburg, doch wurden sie von den Holländern zurückgejagt.

In Löwen beging der Pöbel am 30 October eine gräßliche That. Der holländische Major Gaillard, früher Stadtcommandant von Löwen, wurde beschuldigt, daß er in den ersten Tagen der Revolution auf das Volk habe schießen lassen, und

zur Rache schleppte ihn jetzt der Pöbel unter Kolbenstößen und Schlägen mit brennenden Fackeln eine Stunde lang durch die Stadt unter Gesang und Tanz, und hing ihn zuletzt am Freiheitsbaume auf. Rousſel, der Commandant der Bürgergarde, suchte vergeblich dem Verbrechen zu steuern und es zu bestrafen, er mußte sich selbst vor der Volkswuth zurückziehen.

Indeß hatte der Brand von Antwerpen einerseits und der Unfug des Pöbels andrerseits die wichtige Folge, daß die Mehrheit der Activbürger bei den bevorstehenden Wahlen, sowohl die Orangisten als die Exaltirten und Anarchisten vermieden und zum Nationalcongresse Männer wählten, welche sowohl gegen das Haus Nassau als gegen die Anarchie gestimmt waren. Bei diesen Aspecten saß nun wieder, wie früher der Prinz von Oranien, so jetzt Herr von Potter zwischen zwei Stühlen nieder, denn sein Republicanismus war der gemäßigten Majorität zu gefährlich und der anarchischen Minorität zu tugendhaft. Als er sah, daß er nicht in den Congreß gewählt werden würde, erklärte er, daß er gar nicht gewählt werden wolle, und man lachte ihn deßhalb aus, indem man sagte: Dem Fuchs seyen die Trauben sauer. Der Pöbel, der ihn früher vergöttert, verließ ihn. Wenn Herr von Potter, wie Tielemans und Van de Weyer, sich den Umständen angepaßt und nicht verlangt hätte, daß die Umstände sich ihm anpassen sollten, so würde er eine glänzendere Rolle in der belgischen Revolution gespielt haben, wozu ihn seine Talente berufen. Aber er beging den Fehler Grundsätze ins Spiel zu bringen, wo nur Thatsachen entscheiden.

7.

Der Nationalcongreß und die Protokolle.

Die belgische Revolution war weit weniger an sich wichtig als durch ihre Beziehung auf das übrige Europa. Die Kriegspartei in Frankreich strebte eifrig nach dem Besitze Belgiens und in Belgien selbst gab es eine ansehnliche Partei (Baron Staffart an der Spitze), welche die Vereinigung mit Frankreich wünschte. Wenn aber eine solche Vereinigung statt finden sollte, so erhielt dadurch Frankreich ein enormes Uebergewicht in Europa, und die unermeßlichen Kosten, mit denen nach dem zweiten Pariser Frieden 1815 durch den Bau zahlreicher Festungen Belgien zu einem Bollwerke der h. Allianz gegen Frankreich umgeschaffen worden, erschienen vergeudet, oder kamen vielmehr Frankreich selbst zu Gute, gegen welches sie aufgewendet worden. Es war demnach die natürliche Politik der h. Allianz, d. h. Rußlands, Oesterreichs und Preußens, so wie Englands, um keinen Preis Belgien an Frankreich kommen zu lassen, und die Friedenspartei in Frankreich selbst, den König an der Spitze, war willig und gern geneigt, Belgien aufzuopfern, um sich dadurch einen weitaussehenden Krieg und die in diesem Falle wahrscheinliche Erhebung der republicanischen Partei zu ersparen. In diesem Sinne war der greise Fürst Talleyrand, der Nestor der Diplomatie, von Louis-Philippe nach London geschickt worden, um hier im Mittelpunkte der europäischen Unterhandlungen das Friedenssystem zu predigen und den Mächten die zuverlässigsten Garantien zu geben, daß der neue König der Franzosen um jeden Preis auf seinem neuen Throne ruhig sitzen zu bleiben wünsche, daher von seiner Seite

auch nicht die geringste Störung des europäischen Friedens zu besorgen sey. Talleyrand, der für jede neue Lage der Dinge auch gleich ein neues Stichwort zu finden weiß, derselbe Talleyrand, der 1815 auf dem Wiener Congreß das Wort Legitimität aufbrachte, erfand jetzt den Ausdruck Nichtintervention, als schicklichste Bezeichnung des neuen Friedensprincips. Es sollte sich kein Staat in die Angelegenheiten des andern mengen dürfen. Dadurch sollte auch jede Collision entgegengesetzter Interessen vermieden werden. Dieß angewandt auf Belgien, so sollten die autokratischen Mächte, die ein Interesse hätten, die Legitimität des Hauses Nassau in Belgien wiederherzustellen, sich dennoch keine bewaffnete Einmischung erlauben, während auch Frankreich, das ein so starkes Interesse hätte, die revolutionäre Partei in Belgien zu unterstützen und Belgien selbst an sich zu reißen, dieses unterlassen sollte, denn nur so sey es möglich, den europäischen Frieden zu erhalten.

Allein indem die Minister der großen Mächte auf diese Weise berathschlagten, was sie in Bezug auf Belgien nicht thun wollten, hatte dieß für die Belgier ungefähr dieselbe Folge, als wenn sie berathschlagt hätten, was sie thun wollten. Die Verweigerungen waren für sie so gut als Befehle; und die Nichtintervention wurde, wie es nicht anders seyn konnte, zu einem bloßen Wortspiele, oder war nie etwas Anderes gewesen.

Der Ministercongreß, der in Betreff der belgischen Angelegenheiten zu London am 4 November eröffnet wurde, war folgendergestalt zusammengesetzt. Von englischer Seite Lord Aberdeen, von französischer Fürst Talleyrand, von russischer Graf Matuschewitsch, von österreichischer Fürst Esterhazy, von preußischer v. Bülow. Im Protokoll dieser ersten Sitzung wurde beschlossen, daß beide kämpfende

Parteien, Holländer und Belgier, zu einem Waffenstillstande und zur Zurückziehung der beiderseitigen Truppen auf die im Friedenstractate vom 30 Mai 1814 zwischen Holland und Belgien festgesetzten Gränzen aufgefordert werden sollten. Beide Parteien zeigten sich auch geneigt, den Waffenstillstand einzugehen, allein die Holländer hatten keine Lust, die belgischen Plätze, welche sie noch besetzt hielten, zu räumen, und die Belgier glaubten dadurch berechtigt zu seyn, auch ihrerseits die im Protokolle vorgeschriebene Linie nicht zu beachten. Am 11 November überrumpelte der belgische General Daine die Festung Venloo und machte die holländische Besatzung mit Hülfe der Einwohner, welche sich gegen dieselbe empörten, zu Kriegsgefangenen. Trotz des Protokolls standen in Antwerpen und bei Maestricht die Truppen sich fortwährend schlagfertig gegenüber.

Am 10 November trat der belgische Nationalcongreß in Brüssel zusammen. Wir haben oben schon bemerkt, daß bei den Wahlen zu diesem Congresse die Priesterpartei und die Gemäßigten über die Französisch- und Republicanischgesinnten den Sieg davon trugen, und da die letztern bei der Revolution am thätigsten gewesen, daher auch gegenwärtig in der provisorischen Regierung vorherrschten, so zeigte sich gleich anfangs zwischen dem Congreß und dieser Regierung eine starke Eifersucht, und der erstere, als im Vollbesitze der Souverainetät, unterwarf sich die letztere. Die Regierung, und zwar ihr Präsident Potter, mußte ordnungsmäßig die Sitzung des Congresses eröffnen. Nun entstand sogleich ein Streit, ob man von Seite des Congresses die Mitglieder der Regierung durch eine Deputation begrüßen und einholen solle. Viele sahen in der feierlichen Begrüßung Potters eine Herabwürdigung der

Nationalvertretung, und man beschloß, der Regierung nur zwei Deputirte entgegen zu schicken. Diese Eifersüchteleien machten indeß auf einen Augenblick wieder allgemeiner Begeisterung Platz, als de Potter folgende Rede hielt: „Im Namen des belgischen Volks eröffnet die provisorische Regierung die Versammlung der Repräsentanten der Nation. Diese Repräsentanten haben von der Nation den erhabenen Auftrag, das Gebäude der neuen gesellschaftlichen Ordnung, die für Belgien der Anfang und die Bürgschaft eines dauerhaften Glückes seyn wird, auf umfassenden und unerschütterlichen Grundlagen der Freiheit zu errichten. Sie wissen, meine Herren, daß zur Zeit unserer Vereinigung mit Holland Notabeln, die von oben herab bezeichnet waren, ein Grundgesetz vorgelegt wurde, nicht um es zu prüfen, zu erörtern, abzuändern, kurz, nicht um es anzunehmen und zur Bedingung des Vertrages zwischen dem Volke und dem Staatsoberhaupte zu machen, sondern nur um sich ihm entweder blind zu unterwerfen, oder es ganz zu verwerfen. Es wurde verworfen, wie man es von der guten Gesinnung und der Rechtlichkeit der Belgier erwarten mußte. Allein durch eine beispiellose Verdrehung wurde es für angenommen erklärt; und eine von Holland erklärte Constitution lastete auf unserem Vaterlande. Wäre wenigstens dieses Grundgesetz in allen seinen Bestimmungen gehörig vollzogen worden, vielleicht hätte es mit der Zeit und durch die Fortschritte, welche die ministerielle Willkür uns täglich auf der Bahn der constitutionellen Opposition zu machen nöthigte, die Hoffnung der belgischen Freiheit werden können. Doch es blieb weit davon: Verletzung der Gewissensfreiheit; Beschränkung des Unterrichts; Verurtheilung der Presse, bloß als Werkzeug der Gewalt zu dienen oder zu schweigen; willkürliche

nwendung von Beschlüssen, anstatt des im Gesellschaftsver-
age aufgestellten Gesetzsystems; Nichtanerkennung des Rechts
er Bittschriften; Vermischung aller Gewalten zur ausschließ-
chen Ausübung einer einzigen; despotische Anordnung einer
rivilegirten Sprache; Absetzungen der Richter, die zu Hand-
ngern der Gewalt herabgewürdigt waren; vollständiger Man-
el jeder Bürgschaft für die Oeffentlichkeit und für die Ge-
chwornengerichte; eine ungeheure Schuld und ungeheure Aus-
aben, die einzige Mitgift, die uns Holland bei unserer be-
lagenswerthen Vereinigung zugebracht hat; Steuern, nicht
llein durch ihre Größe, sondern mehr noch durch die Art ihrer
Vertheilung erdrückend, alle unpopulär, alle zum Verderben
er ärmern Klassen; Gesetze, immer nur von Holländern und
ür Holland allein, und stets gegen Belgien, das in den alten
Generalstaaten so ungleich vertreten war, votirt; Errichtung
es Sitzes aller großen Staatsverwaltungen und aller wichti-
en Etablissements in diesem nämlichen Holland; abscheuliche
Verschleuderung der zur Begünstigung des Gewerbfleißes aus-
rücklich bestimmten Summen, endlich die empörendste Partei-
chkeit bei Vertheilung der Civil- und Militärstellen von Seite
iner Regierung, in deren Augen der Name Belgier ein Grund
ur Zurücksetzung war; mit Einem Worte, die Behandlung
es gesammten Belgiens wie einer eroberten Provinz, wie ei-
er Colonie: dieß Alles, meine Herren, machte eine Revo-
ution nothwendig, unvermeidlich, und beschleunigte ihren
lusbruch. So gerechte, so gegründete Beschwerden mußten
ber auch den Erfolg derselben sichern. Wir standen gegen
en Despotismus auf, unsere Rechte wieder zu erlangen; wir
urden von der Tyrannei als Rebellen behandelt. Unsere ein-
eäscherten Städte, die unmenschlichsten Grausamkeiten, sogar

an Greisen und Frauen ausgeübt, alle Gesetze der Menschlichkeit, alles Kriegsrecht mit Füßen getreten, zeugen noch heute von der Wuth unserer Feinde, und berechtigen uns, den Sieg des Volks zu segnen, der unsern Boden von ihnen gereinigt hat, Unabhängigkeit war die Frucht dieses Sieges. Durch uns hat das Volk dieß ausgesprochen. Als Dolmetscher seiner Wünsche hat die provisorische Regierung Sie, meine Herren, die Sie von der belgischen Nation erwählt sind, berufen, diese Unabhängigkeit zu regeln und für immer zu befestigen. Bevor Sie jedoch zu Erfüllung dieser Bestimmung zusammentreten konnten, war ein Mittelpunkt der Wirksamkeit erforderlich, um für die ersten, für die dringendsten Staatsbedürfnisse zu sorgen. Eine provisorische Regierung hat sich gebildet, und in Ermanglung aller Gewalten diese einstweilen ersetzt. Die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns irgend einer Regierung rechtfertigte das Auftreten derselben; die Zustimmung des Volkes diente ihr als bestätigende Vollmacht. Alles mußte gethan, Alles mußte geschaffen werden. Die innere Verwaltung, die richterliche Gewalt, die Finanzen, die Armee und diese Bürgergarde, in welcher die neuen Reiche von jetzt an ihre Stütze finden werden, waren neu zu organisiren. Sie, meine Herren, und die Nation mögen urtheilen, ob es uns, bei den geringen Mitteln, die uns zu Gebote standen, gelungen ist, für Belgien eine Zukunft von Macht und Wohlstand vorzubereiten. Sie, meine Herren, kennen unsere Acte, und die Nation hat sie, wie wir zu hoffen wagen, ratificirt. Die verfügte Abschaffung der verhaßten Schlachtsteuer, die den Criminalproceduren wiedergegebene gänzliche Oeffentlichkeit, das Versprechen der Wiedereinführung der Geschworenen-Gerichte und die den vor den Assisenhöfen Angeklagten zugesicherten neuen Bürgschaften, die Beseitigung der entehrenden Strafe

der Strafstreiche, die angeordneten Wahlen der Bürgermeister und der Regenzen durch das Volk, und die directe Wahl der Deputirten zum Nationalcongresse, sodann die Errichtung von Generaldirectionen der Polizei und der hohen Polizei, die Befreiung der dramatischen Kunst von den bisherigen Fesseln, die Abschaffung der Lotterie, die für die Rechnungen und Budgets der Gemeinden verfügte Oeffentlichkeit, endlich die der Presse, dem Unterrichte, allen Gesellschaften jeder Art, allen Meinungen und allen Religionsculten ertheilte vollkommene Freiheit, die sie von jetzt an gegen alle Furcht vor Verfolgung, gegen alle Gefahren besondern Schutzes sichern wird: dieß, meine Herren, sind hauptsächlich die Rechtsansprüche, mit denen die provisorische Regierung vor der Nation und deren Repräsentanten erscheint. Verbindungen mit ausländischen Mächten glaubten wir unter den Umständen, worin die Nation und wir selbst uns befanden, nicht anknüpfen zu müssen; wir wußten übrigens, dieß können wir Ihnen bestimmt versichern, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig ließ, daß der Grundsatz der Nichteinmischung in Bezug auf uns strenge würde gehandhabt werden. Wir glaubten daher, daß das freie Belgien seine Unabhängigkeit durch seine eigenen Kräfte gründen müßte, stets bereit, diese gegen Jeden zu wenden, der diesem heiligen Gesetze Fesseln anlegen wollte. Seitdem wir diesen Entschluß gefaßt hatten, erhielten wir von den fünf großen Mächten neue und officielle Mittheilungen, welche Ihnen am heutigen feierlichen Tage bekannt machen zu können wir uns glücklich schätzen. Diese Mittheilungen bestätigen durchaus die oben gegebenen Versicherungen und lassen uns mit der bevorstehenden Einstellung der Feindseligkeiten die Räumung des ganzen belgischen Gebiets, ohne irgend-

eine Bedingung hoffen. Meine Herren! Sie werden unser Werk vollenden und dauerhaft machen. Gründen Sie das Gebäude unserer zukünftigen Wohlfahrt auf die Grundsätze der Freiheit Aller, der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, und des genauesten Staatshaushalts. Dem Volke möge gestattet werden, aus unserer Revolution Nutzen zu ziehen; die Aemter des Staats, nach dessen wahren Bedürfnissen verringert; der Gehalt der öffentlichen Angestellten auf solche Art herabgesetzt, daß er nur eine gerechte Entschädigung der Zeit und der Talente ist, welche diese dem Vaterlande widmen; endlich die Unterdrückung der unnöthigen Aemter, und jener zahlreichen Pensionen, welche nur zu oft der Knechtschaft zugetheilt worden, werden Sie in Stand setzen, das Werk unserer Nationalwiedergeburt zu vollenden. Und wir, meine Herren, in welcher Stellung wir uns befinden mögen, wir werden mit allen unsern Wünschen, mit allen unsern Mitteln, mit allen unsern Kräften dieses patriotische Werk unterstützen, zu glücklich, nach seinem völligen Gelingen, uns in die Reihen jenes Volks zu mischen, welches zugleich gesiegt, und die Wohlthaten des Siegs gesichert haben wird. Im Namen des belgischen Volks ist der Nationalcongreß installirt!"

Allgemeiner Beifallruf bekrönte diese Rede; allein Potter mußte sich nach dieser letzten Ehrenbezeugung begnügen, vom Schauplatze abzutreten. Wegen seiner republicanischen Ideen, und ohne Zweifel auch weil man seinen Ehrgeiz fürchtete, sah man in ihm nur ein lästiges und gefährliches Parteihaupt, der Reorganisirung Belgiens und namentlich dessen Versöhnung mit dem übrigen Europa mehr hinderlich als förderlich. Man gab ihn also auf. Er selbst hatte bereits, da er bei der Congreßwahl durchzufallen fürchten mußte, bestimmt erklärt,

er wolle nicht gewählt seyn. Jetzt, da er als Mitglied der provisorischen Regierung von der Ungunst des Congresses keine Unterstützung mehr zu erwarten hatte, dankte er freiwillig ab, schon am 15 November. Seine Collegen wurden vom Congresse in ihrem Amte beschäftigt, indem sie sich dem Willen desselben unterwarfen. Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbesitzer und Gemäßigter, wurde zum Präsidenten des Nationalcongresses gewählt, den sofort die wichtige Frage der künftigen Regierungsform Belgiens beschäftigte.

Zu derselben Zeit dauerten die Unterhandlungen in London fort. Von belgischer Seite wurde Van de Weyer, ein junger talentvoller Advocat, dorthin geschickt, um zu Gunsten Belgiens zu sprechen. Er kam kurz vor der Abdankung Wellingtons nach London, und wurde von diesem gut aufgenommen. Damals hielt Bignon in der französischen Deputirtenkammer eine lange und glänzende Rede, worin er alle Gründe auseinandersetzte, welche für die Erhaltung des europäischen Friedens, und demgemäß auch für eine gütliche Beilegung der belgischen Sache sprachen. Ueberdieß erklärten sich um dieselbe Zeit die Generalstaaten im Haag ausdrücklich gegen eine etwaige Wiedervereinigung Belgiens mit Holland. Unter diesen Umständen erfolgte das zweite Londoner Protokoll vom 17 November, welches die streitenden Parteien ernstlich zur Einstellung der fernern Feindseligkeiten und zu wechselseitiger Auslieferung der Gefangenen verpflichtete. Allein auch dießmal war es wieder die Feststellung der Gränzen, welche die größten Schwierigkeiten darbot, und solange hierüber nicht definitiv entschieden war, mochte keine Partei die Vortheile ihrer gegenwärtigen militärischen Stellung aufgeben. Die Belgier zauderten, um sich erst derjeni-

müsse; die Politik des Congresses war daher eine nachgebende, annähernde, versöhnende. Dieß betraf hauptsächlich zwei Punkte. Einmal erklärten die großen Mächte, daß sie unter keiner Bedingung Belgien als eine Republik anerkennen und dulden würden. Sodann sollte Luxemburg in seiner alten Abhängigkeit vom Hause Nassau und vom deutschen Bunde bleiben. In dem ersten Punkte war der Congreß äußerst fügsam, und was den zweiten betrifft, so suchte er einstweilen zu laviren, um sich zu nichts zu verpflichten, bis etwa günstigere Umstände einträten.

Am 18 November proclamirte der Congreß die Unabhängigkeitserklärung Belgiens, und bediente sich dabei der Clausel „mit Vorbehalt der Beziehung Luxemburgs zum deutschen Bunde," womit die luxemburgische Frage nicht entschieden, sondern ihre Erledigung nur hinausgeschoben wurde. Hierauf schritt man zur Frage über die künftige Regierungsform. Die Mehrheit entschied sich am 22 November mit 171 Stimmen gegen 13 für die Monarchie. Unter den wenigen Rednern, die eine Republik verlangten, sprach Seron: „Das Alterthum wußte nichts von dem Bastardregime, Repräsentativregierung genannt, das Werk der Unwissenheit und Barbarei des Mittelalters. Das Alterthum kannte nur Tyrannen oder verantwortliche Oberhäupter. Selbst die Könige von Sparta waren verantwortlich vor den Ephoren. Man citirt uns England, das bloß eine Aristokraten-Regierung ist; erinnern Sie sich seiner Fremdenbill, seiner Feudalrechte, der Suspendirung seiner Habeas-Corpus-Acte. Die Wählbarkeit, sagt man, wird stete Unruhen erzeugen. Dieß ist eine Uebertreibung. Die Wahl des Chefs kann in Belgien so friedlich

vor sich gehen, wie in den Freistaaten Nordamerika's. Sparsamkeit ist nur in den Republiken möglich. Ich will kein Utopien; ich theile nicht Mably's Träume; ich will Sparta nicht wieder erneuern; Nordamerika muß uns als Beispiel dienen. Warum wäre bei uns nicht möglich, was dort so schöne Früchte trägt? Man sagt, Belgien sey zu reich, um republicanisch seyn zu können. Waren nicht Carthago, Syracus, das republicanische Holland reich? Der Reichthum ist kein Hinderniß der Freiheit; Adam Smiths Schriften haben in dieser Rücksicht richtigeren Gedanken die Bahn gebrochen. Wir haben in Belgien alle Elemente des Republicanismus, einen Volksadel, einen Bürgerklerus, Industrie, Handel, Gelehrtenstand, alle Classen und Stände sind von demselben Geiste belebt; geben wir uns Institutionen, geeignet ihn zu entwickeln. Die Höfe sind große Consumenten, die nichts producirен; und unser Gebiet ist wenig ausgedehnt. Die Republik ist der Menschenwürde gemäßer; es gibt darin, wenn Sie wollen, viele Aufregung, aber diese Aufregung ist ein Zeichen des Lebens, das ich der Stille des Todes vorziehe."

Nothomb vertheidigte die constitutionelle Monarchie: „Jede menschliche Gesellschaft empfindet zwei große Bedürfnisse: das der Stabilität und das der Bewegung. Ohne Stabilität keine Ordnung, keine Sicherheit, ohne Bewegung kein Fortschreiten, keine Besserung. Dieß sind zwei Elemente, die in stetem Kampfe miteinander liegen. Die Menschheit kann sich diesem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung nicht entziehen, dessen Daseyn die Geschichte aller Völker so gut als das einzelne Leben jedes Menschen beweist. Man kann augenblicklich das eine Element unterdrücken, bald aber bricht es nur um so gebieterischer und überwältigender wieder her-

vor, so daß die stete Aufgabe bleibt, beide in lebendiges Gleichgewicht zu setzen. Das Alterthum hat das Problem nicht gelöst; es kannte nur den Despotismus, der Alles der Stabilität opfert, und die Republik, die Alles der Bewegung hingibt. Erst nach vielen Fehlgriffen und blutigen Katastrophen führte die Erfahrung mehr als der abstracte Verstand zu einer gemischten Regierung, der Verbindung einer Macht die dauert, mit einer Macht die wechselt. Um diese glückliche Combination von Gewalten auszudrücken, gebraucht man neuerdings den Ausdruck republicanische Monarchie. Diese Form ist das wahrste Bild der Gesellschaft. Es findet Bewegung statt, wenn das Land sich selbst regiert, durch eine Nationalrepräsentation; es findet Stabilität statt, wenn im Mittelpunkte der politischen Ordnung eine Gewalt besteht, die in sich selbst fortdauert und über alle Wechsel erhoben wird. Sie knüpft sich an zwei Bedingungen: die Erblichkeit und die Unverletzlichkeit, zwei politische Fictionen, zwei Staatsnothwendigkeiten, zwei Ausnahmen in der gesellschaftlichen Ordnung. Diesen Fictionen gegenüber stellt sich, stets drohend, die Volkssouveränetät, die in den äußersten Fällen sie unvermeidlich vernichtet. Zuletzt muß stets das Land den Sieg davon tragen. Das Budget schließt alle Regierungsmittel ein, und die Nationalrepräsentation ist es, die darüber entscheidet. Die Regierung, die das Abgabengesetz nicht vorlegt, oder sich durch ein unpopuläres System einer Verweigerung aussetzt, zerstört sich selbst. Das Land dagegen, das die Abgaben verweigert zerstört sich nicht selbst. Die Regierung muß nachgeben, oder sie stellt sich, auf die letzten Gränzen ihrer Prärogative getrieben, außerhalb der Constitution und stürzt ins Verderben. Vor anderthalb Jahrhunderten schloß die Repräs-

sentativmonarchie in England die Bahn der Revolution. Vor 40 Jahren ging dieses System, aber verschlechtert, auf den europäischen Continent über; die constituirende Versammlung entwaffnete das Königthum: der ausschließlichen Herrschaft der Bewegung folgte die ausschließliche Herrschaft der Stabilität; 1815 versuchte man eine neue Combination, die, mit Rückhalt gemacht, nicht glücklich war; heute, nach der glorreichen Revolution der Julitage, machen sich diese beiden Principien in Frankreich den Vorrang streitig, und seine Staatsmänner streben, ein gerechtes Gleichgewicht zu bilden. Schon einmal ging die Freiheit auf lange Jahrhunderte unter, weil sie ausschließlich republicanisch seyn wollte; scheitern wir nicht an derselben Klippe, an der das Alterthum scheiterte. Als Monarchie werden wir eine Macht seyn, als Republik ein Schreckbild. Die monarchische Form annehmend schließen wir die Revolution; die Republik wählend öffnen wir eine neue."

Lardinois wünschte die Vereinigung mit Frankreich: „Ja, ich bin aufs innigste überzeugt, daß die Handels- und industriellen Interessen gebieterisch unsere directe oder indirecte Vereinigung mit Frankreich fordern. Weder der Ackerbau noch die Manufacturen werden je in dem, auf seine wirklichen Gränzen eingeschlossenen Belgien den gehörigen Absatz für ihre zahlreichen Erzeugnisse finden. Ich vertage meinen Vorschlag, oder vielmehr ich überlasse die Lösung der Gewalt der Dinge und der Sympathie der beiden Völker. Der herrschende Gedanke ist, einen besondern Staat zu constituiren, aber unsere Unabhängigkeit wird stets den Ereignissen und dem Willen der uns umgebenden Großmächte unterworfen bleiben. Wäre es möglich, uns Frankreich einzuverleiben, so genössen

wir die Unabhängigkeit eines großen Staats, der Kraft genug hat seinen Rechten Achtung zu verschaffen. Unsere Handels- und Industrie-Bedürfnisse könnten befriedigt werden, überdieß sicherte der Gang Frankreichs die freisinnigsten Institutionen."

Während sonach der Nationalcongreß in Brüssel sich gegen den Londoner Ministercongreß in Bezug auf die republicanische und luxemburgische Frage gelehrig und gehorsam erwies, glaubte er in Betreff der Ansprüche des Hauses Nassau mehr Widerstand blicken lassen zu dürfen. Das Londoner Protokoll vom 17 November hatte nämlich nicht nur gegen eine belgische Republik sich erklärt und Luxemburg seine Beziehung gegen den deutschen Bund vorbehalten, sondern es wollte auch die Glieder des Hauses Nassau von einer künftigen Wahl des belgischen Staatschefs nicht ausgeschlossen wissen, in der Hoffnung, daß es dem Prinzen von Oranien noch immer gelingen könne, vermittelst jener Wahl zum Besitze Belgiens zu gelangen. Allein in diesem Punkte war der Congreß theils für sich selbst entschlossen, theils durch die öffentliche Meinung in Belgien gebunden. Die Antipathie der Belgier gegen das Haus Nassau war zu dieser Zeit so stark, daß an eine so schnelle Wiederversöhnung nicht gedacht werden durfte. Indem nun der Congreß hierin widerstand, diente ihm die Volksstimmung als Entschuldigung des Widerstandes bei den Londoner Ministern, während ihm zugleich dieser Widerstand selbst hinwiederum beim Volke als Entschuldigung seiner in andern Punkten jenen Ministern bewiesenen Unterwürfigkeit diente. Die Ausschließung des Hauses Nassau vom belgischen Throne wurde am 21 November mit 161 gegen 28 Stimmen entschieden, trotz dem, daß selbst Frankreich

den Congreß aufs dringendste von diesem Schritte abmahnen ließ.

Um dagegen einigermaßen wieder die hohe Aristokratie Europa's zu versöhnen, nahm der Congreß am 15 December das Zweikammersystem, nämlich die Errichtung eines Senats neben der Deputirtenkammer an, mit 122 gegen 68 Stimmen. Am folgenden Tage, 16 December, wurde der Waffenstillstand gemäß dem Protokolle vom 17 November endlich unterzeichnet. Allein die Ruhe war darum noch nicht hergestellt. Das Haus Nassau, und namentlich die Partei des Prinzen von Oranien, war durch das Ausschließungsdecret tief verletzt worden. Zu Gent, dem alten Herde der oranischen Partei, brachen deßfalls Unruhen aus, am 19 December, welche jedoch von dem belgischen General Duvivier, der daselbst nach Beseitigung Pontécoulants und des Gesindels den Befehl hatte, wieder gedämpft wurden. Weit empfindlicher dagegen rächte sich der König der Niederlande, indem er trotz des Waffenstillstandes die Schelde nicht eröffnete.

Da unterdessen die Revolution in Polen die etwaigen Plane Rußlands auf unbestimmte Zeit hinausschob, und der belgische Nationalcongreß in den wesentlichsten Punkten den Bestimmungen der beiden frühern Londoner Protokolle nachgekommen war, so wurde in dem dritten Protokoll vom 20 December die Unabhängigkeit Belgiens als eines monarchisch-constitutionellen Staates anerkannt. Die französische Regierung hat sich nachher gerühmt, durch ihren Einfluß (durch ihre den übrigen Mächten gemachten Concessionen und durch das heilige Versprechen der Aufrechthaltung des Friedens) dieses günstige Resultat für Belgien herbeigeführt

zu haben, da es sonst einer neuen revolutionären Regierung eines so kleinen Staats, wie Belgien, wohl schwerlich gelungen seyn dürfte, sich der Anerkennung der h. Allianz würdig zu machen. Doch ist nicht zu vergessen, daß vornehmlich die polnische Revolution eine baldige, wenigstens einstweilige Beilegung der belgischen Händel wünschenswerth machte. Auch erkaufte Frankreich jenes Resultat für die Belgier nicht ohne Opfer, denn es wurde zugleich ausgemacht, daß die Mitglieder des Hauses Orleans ebenfalls von der Wahl eines künftigen belgischen Staatschefs ausgeschlossen seyn sollten. Herr Gendebien wurde von Seite des Congresses an den König der Franzosen abgesandt, um ihm für seine Vermittlung zu danken, und ihn zugleich darauf vorzubereiten, daß die Belgier trotz des letzten Protokolls dennoch einen französischen Prinzen, den jungen Herzog von Nemours, wählen würden.

Trotz der neuen Bestimmungen des Protokolls hielt auch der König der Niederlande immerfort noch die Schelde geschlossen, und gab keiner Abmahnung Gehör. Deßhalb fingen denn auch die Belgier wieder den Krieg an, und ihr General Mellinet griff die Holländer bei Maestricht an, und schlug sie am 23 December bei Meersen, am 26sten bei Groedesveld, am 29sten bei der Vorstadt Wyck.

Die Bevollmächtigten Oestreichs und Preußens in London erließen nach Abfassung des Protokolls vom 20 December noch eine besondere Erklärung, des Inhalts, der König der Niederlande habe als Großherzog von Luxemburg die Hülfe des deutschen Bundes angesprochen, die ihm auch werden solle. Darauf erklärte der König der Niederlande, am 31 December, Luxemburg solle einstweilen unter

einer besondern Regierung stehen, und er ernannte deßfalls den Prinzen Bernhard von Weimar zum Gouverneur von Luxemburg. Zugleich versprach er die Eröffnung der Schelde bis zum 20 Januar.

Dieß waren die letzten niederländischen Staatsactionen im Jahre 1830. Die Wahl des künftigen Staatschefs, Königs oder Fürsten der Belgier, blieb als das nächste und wichtigste Werk dem folgenden Jahre überlassen.

CONSTANTIN

Grossfurst

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang.
Geschichte des Jahres 1830.
Zweiter Theil.

Mit 12 Portraits.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.

Inhalt.

Die Geschichte des Jahrs 1830.

Zweiter Theil.

	Seite
III. Rußland und Polen	3
1) Rußland	3
2) Ursachen der polnischen Revolution	12
3) Ausbruch der Revolution. Vertreibung der Russen aus Warschau	38
4) General Chlopizki, Dictator von Polen	62
IV. Türkei und Griechenland	85
1) Die Türkei	85
2) Griechenland	94
V. England	117
1) Thronwechsel	117
2) Ministerwechsel	133
VI. Spanien	173
1) Die pragmatische Sanction	173
2) Mina's unglücklicher Feldzug in den Pyrenäen	178
VII. Portugal und Brasilien	193
VIII. America	207
1) Nordamerica	207
2) Merico	214
3) Guatemala	216
4) Columbia	216
5) Peru	225
6) Bolivia	226
7) Chili	226
8) Buenos-Ayres	227
9) Montevideo	228
10) Hayti	229

Seite

IX. Scandinavien 230
1) Schweden und Norwegen 230
2) Dänemark 248
X. Italien 253
XI. Die Schweiz 261
XII. Deutschland 279
1) Allgemeine Angelegenheiten 279
2) Oesterreich 281
3) Preußen 292
4) Bayern 296
5) Würtemberg 298
6) Sachsen 299
7) Hannover 308
8) Braunschweig 313
9) Hessen-Kassel 341
10) Hessen-Darmstadt 351
11) Baden 363
12) Weimar 364
13) Altenburg 365
14) Coburg-Gotha 366
15) Meiningen-Hildburghausen 367
16) Schwarzburg-Sondershausen 367
17) Reuß 368
18) Mecklenburg-Schwerin 368
19) Oldenburg 369

Kleine Chronik 371

Naturerscheinungen 373
Reisen 377
Nekrolog des Jahrs 1830 379
Chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1830 384

Die Geschichte des Jahres 1830.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Jahres 1830.

Zweiter Theil.

III.

Rußland und Polen.

1.

Rußland.

Nachdem Rußland in den orientalischen Angelegenheiten sein Primat auf eine unzweideutige Weise geltend gemacht, und den offenen Widerstand der Pforte, die geheime Eifersucht der übrigen Mächte durch den Frieden von Adrianopel gedemüthigt und vereitelt hatte, befand es sich zu Anfang des Jahres 1830 auf dem Gipfel seines militärischen und diplomatischen Siegeslaufes. Rußland allein hatte eine offensive Stellung in Europa, Rußland allein war vorgeschritten und hatte an Terrain, Macht und Ruhm zugenommen. Alle andern europäischen Mächte verhielten sich defensiv, standen still, oder waren zurückgegangen. Nichts bezeichnet besser das russische Uebergewicht zu jener Zeit,

als der Umstand, daß damals in ganz Europa, selbst in den an Freiheit gewöhnten und mächtigen Westreichen, England und Frankreich, durch die daselbst herrschenden Ministerien Wellington und Polignac, dem russischen Princip der Autokratie und der Bekämpfung jeder Volksfreiheit gehuldigt wurde. Der russische Geist durchdrang damals ganz Europa. Allein es ließ sich nicht verkennen, daß wenn ein autokratischer Staat nothwendig durch den allgemeinen Sieg der Autokratie verstärkt werden mußte, umgekehrt die constitutionellen Staaten eben dadurch geschwächt wurden, denn jeder Körper verträgt nur, was seiner Natur angemessen ist. Je offenkundiger daher die damaligen Minister von England und Frankreich zu dem autokratischen Princip hinneigten, um so näher war die Aussicht, daß ihre Staatskörper sie als ihnen heterogene Ingredienzien ausstoßen würden, und daß die Gegenbewegung gegen die 1812 von Rußland begonnene Restauration in dem Augenblicke beginnen und gegen Rußland zurückschlagen werde, in welchem das russische Princip scheinbar in ganz Europa prädominiren würde. Dennoch dachte damals niemand daran, daß binnen Jahresfrist der freiheitstolze Westen Europa's sich erheben und das russische Princip mit einem Kampfe auf Leben und Tod bedrohen, daß im Herzen Rußlands selbst Aufruhr und Pest einreißen würden.

Rußland erfreute sich damals eines völlig freien und heitern Horizontes. Alle Cabinette waren, wenn nicht von ihm abhängig, doch wenigstens in Betreff der Regierungsmaximen gegen die Völker mit ihm einverstanden. Seine gewandten Diplomaten hatten ihre Gegner in den Ministerconseils eben so oft überflügelt oder gesprengt und nachher großmüthig versöhnt, wie seine Feldherren im letzten Kriege die Türken.

Unter den Augen Englands und Oesterreichs war es bis vor die Mauern von Constantinopel gerückt, hatte die türkische Macht für immer gelähmt, die Schlüssel Kleinasiens sich zugeeignet, und keiner der alten mächtigen Nebenbuhler Rußlands hatte es gewagt, sich der Türken anzunehmen. Noch standen seine mit Lorbeern bedeckten Armeen in Erzerum und an der Donau, um sich der richtigen Ablieferung der Millionen zu versichern, welche die Pforte an Rußland zu zahlen gezwungen war. Ergiebiger als je erwiesen sich die Bergwerke an den asiatischen Gränzen. Die Sonne des Glücks lachte über Rußland.

Um die Großmuth des Kaisers Nicolaus für die gedemüthigte hohe Pforte anzuflehn und einige Erleichterungen in den Friedensbedingungen von Adrianopel zu erlangen, war Halil Pascha, ein eben so tapferer als schöner Türke, Liebling des Sultans, an den Hof nach St. Petersburg abgeschickt worden, und erhielt daselbst am 9 Febr. 1830 bei dem Kaiser und der Kaiserin Audienz, wobei er denselben prachtvolle Geschenke überreichte. Des Kaisers Großmuth bewilligte der Pforte demnach mehrere Erleichterungen. Da der Sultan den Frieden gewissenhaft hielt, so war die Gegenwart einer großen russischen Flotte im Mittelmeere nicht mehr nöthig. Admiral Heyden kehrte zu Lande nach Rußland zurück, seine Flotte segelte am 26 März von Malta ab, nur Admiral Ricord blieb mit einigen Schiffen zurück.

Am Kaukasus kehrte die Ruhe nicht so schnell wieder. Zwar in den Ebenen Armeniens lebte man wieder wie im tiefen Frieden, und die in Erzerum stationirten Russen gaben den Einwohnern heitere Feste; allein in den Gebirgen ertrugen die wilden tatarischen Nationen das Joch der Russen noch immer

mit Unwillen. Im Januar mußte der thätige General Emanuel, der gewaltige Zwingherr des Gebirges, die Schapsugen, ein Bergvolk am Kuban, für räuberische Einfälle strafen. Im März zog der Obergeneral Graf Paskewitsch-Erivansky in eigener Person in das am südöstlichen Bergrücken des Kaukasus gelegene Gebiet der freien Lesghinisch-Tscharskschen Stämme, um dieselben Rußland zu unterwerfen, weil sie in den letzten Kriegen den Persern und Türken beigestanden hatten. Am 12 März huldigten sie der russischen Oberherrschaft.

Im Gebiete der Gesetzgebung erließ der Kaiser mehrere wohlthätige Verfügungen, z. B. im Januar ein treffliches Gesetz zu Gunsten der Schriftsteller in Bezug auf das Eigenthumsrecht ihrer Werke, ein Gesetz, wie es das an Literaturproducten so reiche Deutschland noch entbehrt. Zufolge dieses russischen Gesetzes behielt jeder Schriftsteller das ausschließliche Eigenthumsrecht auf seine Werke zeitlebens, und seine Erben noch 25 Jahre nach seinem Tode, und dazu noch 10 weitere Jahre, falls in den letzten 5 Jahren eine neue Auflage nöthig geworden. Ein noch wichtigeres Gesetz vom Februar hob bei den Kronbauern die Kopfsteuer auf und verwandelte sie in eine Bodensteuer. — Auch sollte eine Sammlung aller russischen Gesetze veranstaltet werden.

Als ein Vorbote der dem mächtigen Rußland drohenden Stürme brach im Herbst die indische Brechruhr, oder die Cholera, mit verheerender Gewalt bis in das Herz des Reichs ein. Schon seit mehreren Jahren hatte diese furchtbare Pest Indien, China, Persien verheert, und war bereits bis jenseits des caspischen Meeres in die russischen Gränzen eingedrungen, doch schien sie von Astrachan und Orenburg wieder ins Innere Asiens zurückzuweichen, als sie plötzlich am Ende des Sommers

1830 sich wieder nordwärts wandte, und mit reißender Schnelligkeit vorrückte. Am 28 September zeigte sie sich bereits in Moscau, wo sie kaum geringere Bestürzung verursachte, als die Ankunft der Franzosen im Jahre 1812. Die Reichen flohen, die Armen suchten Hülfe an den Altären. Um das Volk zu ermuthigen, und zugleich die kräftigsten polizeilichen und ärztlichen Maßregeln gegen die weitere Verbreitung der Krankheit zu treffen, faßte Kaiser Nicolaus den großherzigen Entschluß, sich in eigener Person in die angesteckte Stadt zu begeben, langte daselbst am 11 October an und verweilte bis zum 20, nachdem er durch sein Beispiel die Furcht vor der Krankheit verringert, und sich mit eigenen Augen von der Zweckmäßigkeit und Genauigkeit der getroffenen Sanitätsanstalten überzeugt hatte. Hinter seinem Beispiele konnte nun der hohe Adel nicht zurückbleiben, und man nannte rühmlich den Fürsten Michael Dolgoruki, der aus eigenem Antriebe seinen prächtigen Palast den Cholerakranken einräumte. Im Laufe des Octobers drang die Seuche noch bis ins Gouvernement Nowogrod, 250 Werste von Petersburg, vor. Hier aber hielt sie inne, und nahm zugleich so rasch von ihrer Heftigkeit ab, daß schon am 18 December der äußere Cordon um die Stadt Moscau aufgehoben werden konnte. Indeß schränkte sie den Winter über nur ihre Thätigkeit ein, um dieselbe im nächsten Jahre desto verderblicher zu erneuern.

Unmittelbar auf die Pest folgte der Aufruhr. Ein kleines Vorspiel desselben ereignete sich im Süden des großen Reichs. Man hatte die Einwohner der Stadt Sebastopol mit äußerst drückenden Quarantäneanstalten belästigt, während dennoch durch die nicht zu unterbrechende Communication mit den noch auf türkischem Boden stationirten russischen Truppen die Pest

eingeschleppt wurde. Diese Häufung zweier Uebel empörte die Bevölkerung. Am 15 Junius wurde Sturm geläutet, der General Stolypin, Gouverneur, der Obrist Worobjew, der Quarantaine-Inspector Collegienrath Stully und der Commissär Stepanow wurden ermordet, und die Häuser der Quarantaine- und Polizeibeamten geplündert. Doch schon zwei Tage darauf wurde durch die Dazwischenkunft des Admirals Greigh und des Gouverneurs von Neu-Reußen, Grafen Woronzow, die Ruhe wieder hergestellt.

Polen befand sich bis zum Ausbruche der Pariser Julusrevolution in seinem alten, nun schon fünfzehn Jahre währenden Zustande. Der tiefglühende Haß, die hoffnungslosen Wünsche, die im dunkelsten Geheimniß angeknüpften Verbindungen der Patrioten wagten sich nicht ans Tageslicht. Aeußerlich bewegte sich alles nach der „Form" des russischen Vicekönigs, des Großfürsten Constantin. Zwar begab sich auch in diesem Jahre der Kaiser und König Nicolaus wieder nach Warschau und hielt daselbst den polnischen Reichstag ab, vom 28 Mai bis 28 Junius; allein derselbe ging fast spurlos in der Geschichte Polens vorüber, denn es handelte sich darauf bloß von der Errichtung eines Denkmals für den Kaiser Alexander, welches die Polen mit großen Kosten (6 Millionen Gulden) aufführen sollten, von der Abänderung eines Artikels im Hypothekengesetze, von Wald- und Wiesenberechtigung und von einer Verordnung gegen die Bettler. Dieß waren die wichtigen Gegenstände des Reichstags, wenige Monate vorher, ehe die Revolution den tiefen Abgrund aufdeckte, den die Complimente jenes Reichstags verhüllten.

Einen Monat nach dem Schlusse desselben begann die große Volksbewegung in Frankreich, und wir haben bereits bei den

französischen und belgischen Angelegenheiten in dem ersten Theile dieses Taschenbuchs die Stimmung angedeutet, in welche die Kunde von der Pariser Juliusrevolution und von der belgischen Umwälzung das Cabinet von St. Petersburg versetzte. Daß diese Stimmung eine feindselige, wenigstens mißtrauische seyn mußte, war sehr natürlich. Die volksthümliche und liberale Reaction im Westen wies zunächst den moralischen Einfluß Rußlands zurück und stellte dem autokratischen Princip, in dessen Namen Rußland bisher seit der Herrschaft der heiligen Allianz die moralische Hegemonie geübt, das Princip der Volkssouveränetät entgegen. So kam, unerwartet, Europa in eine Lage zurück, welche derjenigen von 1789 nicht unähnlich war, und an die Erinnerungen der Coalitionskriege mußten sich natürlicherweise die Besorgnisse vor neuen Gefahren der Anarchie und des militärischen Ehrgeizes knüpfen. Hat Frankreich seine Eroberungsplane aufgegeben? Wird Deutschland immer gleiche Geduld üben? Werden die Polen nichts mehr von der alten Sympathie für Frankreich fühlen? Solche bedenkliche Fragen mußte Rußland aufwerfen. Ueberdieß war es im Besitze der Hegemonie auf dem Continente, und in seiner überragenden, stolzen Stellung konnte es nicht gesonnen seyn, die Miene der Nachgiebigkeit oder wohl gar Furcht anzunehmen, am wenigsten jenem Frankreich gegenüber, das es seit fünfzehn Jahren gewissermaßen als seine Schöpfung, dessen Fürsten selbst ihre Krone als Geschenk des Kaisers Alexander ansahen. Daraus erklären sich einerseits die Rüstungen, welche Rußland in seinen westlichen Provinzen machte, andrerseits die stolze Kälte, womit es die Mittheilungen des neuen Königs der Franzosen aufnahm.

Wie der Kaiser von Rußland die große Armee, die er im

Herbste 1830 zurüstete, anwenden wollte, das auszumitteln, ist wohl ein sehr müßiges Geschäft, weil alle Schritte Rußlands, sofern sie zu einem allgemeinen europäischen Kriege hätten führen können, doch von dem Benehmen Frankreichs und der übrigen Mächte abhingen, und weil es nicht im Charakter des russischen Kaisers liegt, voreilig zu seyn. Ohne Zweifel also würde auch dann, wenn Rußland nicht durch die große Revolution in Polen in seiner Politik gegen Frankreich aufgehalten worden wäre, der Krieg nicht unmittelbar erfolgt seyn.

Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß das russische Cabinet, welches die Höflichkeit Ludwig Philipps erst nach dem Ausbruche der Revolution in Polen erwiderte, und erst nach diesem Zeitpunkte auch in der belgischen Sache sich nachgiebiger zeigte, einen strengern Ton behauptet haben würde, wenn die Polen ihm keine Diversion gemacht hätten, und alsdann dürfte es der gemäßigten Partei in Frankreich schwerer geworden seyn, die Regierung gegen den Vorwurf der Opposition, sie habe die französische Nationalehre der Furcht vor Rußland aufgeopfert, zu rechtfertigen. Alle Umstände, welche damals Rußland zur Mäßigung nöthigten, hatten unmittelbar zur Folge, daß auch in Frankreich das System der Mäßigung die Oberhand behielt.

Graf Diebitsch-Sabalkansky, Rußlands erster Feldherr, wurde im October nach Berlin gesandt. Unzweifelhaft war ihm das Commando über die in Litthauen sich sammelnde Armee des Westens bestimmt. Von seinen Aufträgen in Berlin ist nichts bekannt worden. Auf jeden Fall war Rußland kriegerischer gestimmt als Preußen, weil sich sonst das Berliner Cabinet nicht so vorzugsweise das Prädicat des friedenerhaltenden beigelegt haben würde.

Der einzige diplomatische Aufschluß, den man bisher über diese Angelegenheit erhalten hat, beruht in einer Rede, welche der polnische Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 12 Februar 1831 vor dem Reichstage hielt, und worin es hieß: „Der Feldzug Rußlands nach dem Rheine, so wie der nahe Ausbruch unserer Revolution, konnte Niemanden fremd seyn. Die Vorkehrungen zum Feldzuge geschahen ohne Hehl. Der Kaiser Nicolaus betrachtete den König der französischen Nation nur als einen von Sr. Majestät Karl X eingesetzten königlichen Statthalter, woraus die französische Diplomatik auf die weitern Absichten schließen konnte. Bis jetzt gebot mir die Zurückhaltung, welche Sie, meine Herren, gewiß nicht mißbilligen werden, diese Auskunft der Oeffentlichkeit vorzuenthalten; ich wollte die französische Ehre nicht durch den Beweis: daß wir zum Theil für sie zu kämpfen und vielleicht auch unterzugehen beschlossen haben, zur Hülfsleistung zwingen; aber jetzt, wo die so wahren Worte des ehrwürdigen Mauguin, „daß wir untergehen werden, weil wir gewohnt sind, für sie zu sterben," so ungenügend beantwortet worden, jetzt nehme ich keinen Anstand, einige Acten in die Kanzlei des Senats zu Ihrer Kenntniß niederzulegen, welche die Absichten der russischen Regierung klar darthun. Die übrigen Papiere bin ich jederzeit bereit demjenigen vorzulegen, welcher von der französischen Regierung beauftragt seyn sollte, Einsicht davon zu nehmen. Dasselbe äußere ich in Beziehung auf die andern Regierungen, welche die unredliche Weise zu erfahren wünschten, in welcher mit einigen Höfen verfahren worden ist. Dieses Alles fasse ich folgendergestalt zusammen: Es ist bekannt, daß der Moment des Ausbruchs unserer Revolution seinen Grund in dem Befehle hatte, die Kräfte unserer Truppen und des schwer erwor-

benen Staatsvermögens in einem mörderischen Kriege gegen die Freiheit der Völker zu vergeuden. Polen ist von Gott und den Völkern gesandt, der Ueberschwemmung über den europäischen Welttheil Einhalt zu thun. Es sprach zu den Angreifenden, wie Gott zum Meere: „Nicht weiter.“ Man braucht nur einen Blick auf die Geschichte zu werfen, um den Beleg dieser Wahrheit zu finden. Polen sollte den Angriff unterstützen. Die denkende Waffe machte aber in einer zu solchem Gebrauche minder geeigneten Hand eine umgekehrte Wendung und verwundete den Angreifer.“

Am 18 März 1831 machte Lafayette in der französischen Kammer mehrere Briefe und mündliche Aeußerungen russischer Generale bekannt, aus denen ebenfalls erhellt, daß diese Generale ihre Rüstungen als auf Frankreich abgesehn betrachteten.

Indem wir nun zu der Schilderung der polnischen Revolution übergehn, müssen wir zuerst den Blick in Polens frühere Geschichte zurückwerfen, um alle Motive dieses großen Ereignisses würdigen zu können.

2.

Ursachen der polnischen Revolution.

Das tapfere Volk der Polen, durch eine fünfmal wiederholte beispiellose Verletzung des Völkerrechts von seinen übermächtigen Nachbarn unterjocht und zerstückelt, hatte niemals den Gedanken an seine Unabhängigkeit aufgegeben, und ergriff bei dem ersten günstigen Anlasse die Waffen.

Polen, unter seinen einheimischen Fürsten, den Piasten und Jagellonen, einst ein mächtiges Reich, und noch am Aus-

gange des 17ten Jahrhunderts unter Johann Sobiesky Europa's Schild gegen die Türken, zerfiel zu Anfang des 18ten Jahrhunderts in religiöse und politische Parteiung, welche von den Nachbarn, vorzüglich von dem seit Peter dem Großen mächtig aufstrebenden Rußland, zu Polens Verderben benutzt wurde. Schon früher hatten viele Polen sich der Reformation zugewandt, und diese Andersdenkenden (dissidentes) waren geduldet worden. Jetzt gewannen die Jesuiten, diese privilegirten Mörder der Völker, auch in Polen Einfluß, raubten 1717 den Dissidenten die Religionsfreiheit und feierten das Nachspiel der Pariser Bluthochzeit zu Thorn 1724. Die Dissidenten, in ihren heiligsten Rechten gekränkt, suchten Schutz bei Rußland; aber Rußland bediente sich ihrer nur zu seinen egoistischen Zwecken, und warf sich, unter dem Vorwande die Religion zu schirmen, zum politischen Schiedsrichter in Polen auf. In Folge dessen gab es sich alle mögliche Mühe, Polen in Anarchie zu stürzen, den König unmächtig, den Adel übermüthig zu machen, und seinen Drohungen und Bestechungen gelang es nach Wunsch. Das berüchtigte liberum veto, die Berechtigung jedes einzelnen polnischen Edelmanns alle Beschlüsse des Reichstags durch seine verneinende Stimme umzustürzen, erhielt erst durch Rußlands Einfluß seine weite Ausdehnung. So eifrig die polnischen Patrioten sich gegen den Mißbrauch dieses Veto's erklärten, welches alle Reichstagsberathungen fruchtlos machte und nothwendig zur Anarchie führen mußte, so setzte doch der russische Gesandte, an welchen sich auch der preußische anschloß, den zügellosen Gebrauch dieses Veto's durch, und Friedrich II, wie Katharina II, beide in ihren eigenen Reichen absolute Selbstherrscher, schienen in Polen nichts so eifrig zu beschützen, als die ungebundenste Demo-

kratie. Als die Verwirrung genugsam überhand genommen, that Rußland einen großen Schritt weiter. Unter dem Vorwande, den Dissidenten beizuspringen, die es zu diesem Behuf eine Conföderation stiften ließ, schickte es eine russische Armee in das durch seine Parteiung unmächtige Polen, und ließ den unglücklichen König Stanislaus August, die schwache Creatur Katharina's II, unter dem Blitzen russischer Bajonnette zu Radom den berüchtigten Reichstag von 1767 abhalten, auf welchem der russische General Repnin den Herrn spielte, die Reichstagsglieder mit Gewalt zur Unterzeichnung der Rußland gefälligen Beschlüsse zwang, und die opponirenden Patrioten nach Sibirien schleppen, ihre Güter durch russische Soldaten verwüsten ließ. Wer nur murre, schrieb Repnin officiell an den Reichstag, werde als Rebell behandelt werden. — Diese Brutalitäten erreichten vollkommen den Zweck der weitaussehenden Politik Katharina's. Sie reizten nämlich den Stolz der Polen auf, und veranlaßten einen Krieg, durch welchen Rußland einen Vorwand erhielt, einen Theil von Polen durch das Recht der Eroberung an sich zu reißen. Die polnischen Patrioten, überzeugt, daß nur die Gewalt der Waffen Rußlands Habgier eine Schranke setzen könne, conföderirten sich zu Bar 1768, und nun begann ein gräßlicher Vertilgungskrieg, in welchem die Russen theils aus nationeller Rohheit, theils um die Polen zu schrecken, sich die unerhörtesten Grausamkeiten nicht nur gegen die polnischen Truppen, sondern auch gegen das wehrlose Volk erlaubten. Pulawsky war Polens Held in dieser Zeit, aber trotz unsterblicher Thaten der glänzendsten Tapferkeit und edelsten Hingebung erlag er der Uebermacht. Weit entfernt, Rußlands künftige Furchtbarkeit vorauszusehn und derselben durch

Erhaltung Polens einen Damm entgegen zu setzen, bediente sich Oestreich und Preußen nun der guten Gelegenheit, um von der polnischen Beute auch einen bescheidenen Theil wegzuhaschen. Joseph II. nahm die Herrschaft Zips weg, Friedrich II. setzte sich in dem Theile Polens fest, den er mit Preußen zu vereinigen gedachte. Schon hatten beide mit Rußland die Zerstücklung Polens verabredet, und als die Russen vollständig gesiegt hatten, erfolgte 1772 die erste Theilung Polens, welche man seitdem vorzugsweise das Verbrechen des Jahrhunderts genannt hatte. Rußland nahm das Land zwischen der Düna, dem Dnieper und Drutsch; Oestreich Gallizien, Preußen Westpreußen. Der Rest blieb unter dem Namen der Republik Polens in seiner alten traurigen Verfassung.

Man hat von der Kaiserin Maria Theresia einen Brief aufbewahrt, worin diese gottesfürchtige Dame dem östreichischen Minister Kaunitz damals schrieb: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschrevent wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. — — — (Folgen verschiedene Particularitäten der Correspondenz mit Berlin und Petersburg.) Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes stuk von Pohlen oder von der Moldau und Walachey, unser ehr und reputation in die Schanz schlagen. — — — — Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum

lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen gröſten Gram ihren Weg gehen.“ — (v. Hormayr, Taschenbuch der vaterländischen Geschichte, auf 1831, Seite 66.)

Gewarnt durch die letzte Erfahrung, gespornt durch das Beispiel der französischen Revolution und officiell aufgemuntert durch Preußen, beschlossen die Polen, ihre grundschlechte Verfassung zeitgemäß abzuändern, und so wurde am 3ten Mai 1791 die polnische Constitution proclamirt, die erste Verfassungsurkunde in Europa, denn die französische von 1791 erfolgte erst etwas später. Das Volk jauchzte einstimmig dieser Verfassung zu, und durch Preußen schien sie hinlänglich garantirt. Aber was that Rußland? Unter dem Vorwande, daß diese treffliche, von der ganzen Nation gebilligte Verfassung, in welcher namentlich dem Könige weit größere Macht verliehen war als früher, — zu jakobinisch sey, schickte Katharina II. abermals eine russische Armee ins Land, und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, dessen Minister Luchesini mit der ganzen Constitutionsangelegenheit von Anfang an bekannt, ja eine ihrer Hauptriebfedern gewesen, der den Polen öfters schriftlich seinen Beifall gegeben, wie urkundlich erwiesen ist, derselbe desavouirte jetzt die ganze Sache, erklärte, er habe nichts davon gewußt und schickte ebenfalls eine Armee ins Land den Russen zu Hülfe, oder vielmehr, um den Russen zuvorzukommen und den besten Theil der Beute vorauszunehmen.

Polen überrascht, schwach und auf den Krieg nicht versehen, mußte sich willenlos die zweite Theilung von 1793 gefallen lassen. Rußland riß einen neuen großen Theil von Litthauen, Podolien, die Ukraine an sich, Preußen nahm Südpreußen, Thorn und Danzig.

Sobald

Sobald die Polen sich erst gefaßt hatten, dachten sie auf eine kraftvolle Erhebung der ganzen Nation gegen die unerträglichen Leiden, die ihr von fremder Willkür aufgebürdet worden, und das Beispiel der damals siegreichen französischen Revolutionsarmeen mag sie mit dazu angefeuert haben. Der edle Kosziusko, der mit Lafayette im Unabhängigkeitskriege der Nordamericaner gefochten, trat an die Spitze der Nation, und seine mit Sensen bewaffneten Bauern thaten Wunder der Tapferkeit; der König von Preußen wurde von Warschau zurückgeschlagen, aber als Suwarow mit einer neuen großen russischen Heeresmacht heranrückte, erlagen die unglücklichen Polen der vereinten Uebermacht Rußlands und Preußens. Damals erneuerte der schreckliche Suwarow bei der blutigen Erstürmung von Praga, der Vorstadt Warschau's, durch den Mord von 12,000 wehrlosen Einwohnern jedes Alters und Geschlechts die Gräuel des früheren Kriegs. Hierauf vernichtete die dritte Theilung 1795 die Existenz Polens. Der ganze noch übrige Rest dieses Reichs wurde von den Siegern getheilt, an welche sich auch Oestreich anschloß. Rußland bekam wieder den größten östlichen Theil, Preußen erhielt das Gebiet von Warschau, Oestreich das noch übrige Stück im Süden.

Die edlen Polen, die dem Blutbade entgingen, legten kleine Säckchen mit vaterländischer Erde auf ihre Brust und flohen auf Umwegen nach Frankreich, wo sie in den Freiheitsarmeen der siegreichen Republik, wie aller Welt bekannt ist, ruhmvoll dienten. In Napoleons Schule bildeten sich die Helden, — die heute Polens Geschichte unsterblich machen. Immer der Hoffnung treu, einst ihr Vaterland befreien zu können, ermüdeten sie nicht, ob auch lange ihre Erwar-

tungen getäuscht blieben. Erst nach dem Feldzuge von 1806 konnte Napoleon an die Wiederherstellung Polens denken, allein da er Rußland und Oestreich schonen mußte, so konnte er bei der vierten Theilung 1807 das neue Herzogthum Warschau, das Schattenbild des alten Polen, nur aus dem preußischen Antheil von Altpolen bilden, und dieses Herzogthum blieb überdieß nicht selbstständig, sondern wurde mit dem Königreiche Sachsen vereinigt.

Als 1811 Napoleon nach Rußland zog, und die Russen freiwillig die Vertheidigung Litthauens aufgaben, hofften die Polen, ihr Gönner werde jetzt das ganze alte Polen wiederherstellen; allein Napoleon versäumte dieß, weil er sich in der Krise des Kriegs Oestreich durch die Besorgniß, es könne Gallizien verlieren, nicht abgeneigt machen wollte. Dennoch hielten, immer noch hoffend, die treuen Polen bis zum letzten Mann bei Napoleon aus, deckten seinen Rückzug, folgten ihm nach Deutschland, Frankreich, auf die Insel Elba, und selbst bis nach St. Helena. Unterdessen faßte Kaiser Alexander von Rußland den ebenso großherzigen als politischen Entschluß sich die Herzen der Polen durch Wiederherstellung ihres Reichs zu gewinnen, und obgleich es in seiner Macht stand, das von ihm eroberte Herzogthum Warschau seinem Reiche einzuverleiben, so schuf er doch, nachdem Preußen das Großherzogthum Posen und Danzig zurückerhalten hatte, den übrigen Theil von Großpolen mit der Hauptstadt Warschau in ein, obwohl unter russischer Hoheit, doch selbstständiges Königreich Polen um, und erneute Polens alten Namen, sein Wappen, seine Farben. Auch gab er diesem Reiche eine neue freisinnige Constitution, ganz geeignet, ihm die Dankbarkeit der Polen zu sichern, die in ihrem Unglück

und bei dem tiefgewurzelten Nationalhasse nicht diese Großmuth, sondern Rußlands ganzen Zorn erwartet hatten. So geschah die fünfte Theilung von 1815, in welcher Oestreich und Preußen fast soviel, als sie früher von Polen an sich gerissen, und selbst Rußland ganz Litthauen, Volhynien und die Ukraine als russische Provinzen behielt, und dieselben nicht mit dem neuen Königreiche Polen verband. Krakau mit einem kleinen Gebiete wurde zu einer Republik unter dem Schutz Rußlands, Oestreichs und Preußens erklärt. Das neue Königreich Polen aber mit Krakau betrug noch nicht den vierten Theil des alten Polen von 1772.

Anfangs ließ sich der neue Zustand der Dinge recht gut an. Kaiser Alexander that alles, um die in dumpfer Verzweiflung hinbrütenden Gemüther des edlen Volks tröstend aufzurichten. War die von ihm octroyirte Verfassung schon freisinnig, so zeigte er den Polen auch, daß er sie zu halten gesonnen sey, indem er den alten General Zajonczek, einen Liebling der Polen, zu seinen Statthalter ernannte. Zugleich errichtete er in Warschau eine Universität und andere nützliche Institute, ja er ehrte das Nationalgefühl der Polen so sehr, daß er selbst die Leiche seines Feindes, des in der Schlacht bei Leipzig gefallenen Fürsten Poniatowsky, in feierlichem Pomp zu Krakau in die Gruft der alten Könige beisetzen ließ. Verbesserung vieler Verwaltungszweige, des Militäretats, des Unterrichtswesens, Hebung des Credits, kurz materielle Vortheile aller Art, waren die unbestreitbaren Ergebnisse des neuen russischen Regiments.

Allein der Pole hat von jeher eine bei andern Völkern fast beispiellose Verachtung gegen die materiellen Bedingungen des Staatswohls und der Volksehre bewiesen. Daher hat er

den Handel so sehr vernachlässigt, daß derselbe ganz in die Hände der Juden gekommen ist, und schon vor der ersten Theilung 1772 hatte er sich die Mündungen seiner wichtigsten Flüsse nehmen lassen. Aus demselben Grunde erklärt sich die berühmte polnische Unreinlichkeit, erklären sich alle Schattenseiten des polnischen Nationalcharakters. Dagegen hat der Pole desto mehr Sinn für das ideelle Wesen der Nationalehre. Hierin ist er noch ganz wie der edle, aber halbnackte Beduine der Sandwüste. Selbst der Leibeigene, auf seinen Kothhaufen scheinbar das verächtlichste Geschöpf, ein Mensch, der nicht einmal sich selbst hat, hat doch ein Vaterland, und zögert nicht, für seine Ehre zu sterben. Einem solchen, für Ehre glühenden Volke konnte sein materieller Vortheil nicht mehr als Nebensache seyn, wenn es in dem, was ihm immer die Hauptsache geblieben ist, in der Ehre, tief verletzt wurde.

Kaiser Alexander hatte die polnische Constitution in der edlen Aufwallung politischer Großmuth octroyirt, welche die erste Zeit der sogenannten Befreiungsjahre auszeichnete. Der Bund der Fürsten und der Völker hatte Napoleons Weltherrschaft gestürzt. Interesse und Dankbarkeit machten damals die Fürsten den Völkern wohlgeneigt, und der Sieg der aufs äußerste gereizten Völker über Napoleon hatte gerade bewiesen, daß man die Völker nicht aufs äußerste reizen müsse. Daher hatte sich die den Völkern günstige Stimmung der Fürsten auch auf die Polen erstreckt, obgleich diese nicht als Waffenbrüder, sondern als besiegte Feinde betrachtet wurden. Auch dieses unglückliche Volk sollte nicht mehr aufs äußerste gereizt werden; es sollte endlich in einer materiell behaglichen Lage und in einer mittelmäßigen Freiheit Ruhe

finden. Dieß war der Sinn der octroyirten Constitution von 1815. — Nun dauerte aber bekanntlich die freigebige Großmuth und das Vertrauen gegen die Völker nicht lange. An ihre Stelle trat das unglückselige Mißtrauen, in dessen Folge auf der einen Seite Europa's, wo die Regierungen das entschiedene Uebergewicht hatten, die 1815 ausgesprochenen Concessionen, als landständische Verfassung, Preßfreiheit, freier Handelsverkehr, freie Rheinschifffahrt ꝛc. unerfüllt blieben, oder schon gegebene Concessionen zum Theil zurückgenommen, zum Theil unterdrückt wurden, während auf der andern Seite, wo das Volk übermächtig ist, ein eben so gehässiges Mißtrauen in die Regierungen selbst die wohlthätigen Maßregeln verdächtigte und den Haß gegen dieselben bis zu den bekannten Explosionen im Sommer und Herbste 1830 steigerte. Wie dieses wechselseitige Mißtrauen zwischen Fürsten und Völkern nach 1815, wo beide vereint handelten, entstehen konnte, ist leicht zu erklären. Die Fürsten sahen immer das Schreckbild der französischen Revolution, des Thronumsturzes, der Republik vor sich, und glaubten, nicht nur zur Sicherung ihrer Throne, sondern zum Heile der Völker selbst, einen neuen Ausbruch des furchtbaren Kraters durch jede Vorsicht verhüten zu müssen. In dieser Vorsicht aber sahen die Völker hinwiederum nur den Versuch, ihre Freiheit nach und nach auszurotten und Europa in das Zeitalter Ludwigs XIV. oder noch weiter ins Mittelalter zurückzuführen. So bereitete der wechselseitige Argwohn mitten im Frieden die neuen Zündstoffe unabsehlicher Weltkämpfe.

Unter diesen Umständen kamen die Polen in eine äußerst schwierige Stellung. Wie hätte sie, selbst wenn sie sich noch

so ruhig und demüthig benahmen, der Verdacht nicht treffen sollen, daß sie sich immer noch ihrer alten Unabhängigkeit und Macht erinnerten; daß sie mit der Zeit die erste sich darbietende Gelegenheit ergreifen würden, das Verlorene wieder zu gewinnen. Schon zwei Jahre nach der Verleihung der Constitution scheint Kaiser Alexander über dem Gedanken erschrocken zu seyn, eben diese freisinnige Verfassung könne den Polen Mittel an die Hand geben, eine künftige ausgedehntere Emancipation vorzubereiten, oder wenigstens ein gefährliches Freiheitsgefühl nähren. Von diesem Augenblick an hörte das Vertrauen auf, und Polen kam unter streng militärische Zucht und ängstliche polizeiliche Aufsicht.

Die in der Constitution verheißene Preßfreiheit trat nie ins Leben. Selbst die parlamentarische Freiheit der Landbotenkammer wurde schon 1818 durch den Marschall Krasinsky verletzt, der willkürlich Bittschriften vernichtete und Protokolle änderte. Zugleich achtete Großfürst Constantin, den Kaiser Alexander zum Chef der polnischen Armee ernannt, das zarte Ehrgefühl des polnischen Adels nicht, sondern verletzte dasselbe durch körperliche Mißhandlungen. Schon 1819 ermordeten sich mehrere Officiere, weil sie für persönliche Schmach keine Genugthuung erhalten konnten. Endlich fing die geheime Polizei ihre traurige Wirksamkeit an, in Folge deren besonders viele unbesonnene junge Leute verdächtigt, eingekerkert, unter die gemeinen russischen Soldaten gesteckt, oder nach Sibirien geschickt wurden. Der Reichstag wurde immer unfreier. Im Jahre 1821 wurde Niemojowsky, Landbote von Kalisch, weil er in der Kammer zu opponiren gewagt, proscribirt. Wie weit die polizeiliche Strenge ging, zeigt der einzige Umstand, daß allen

Dienstboten befohlen wurde, Sonntags und an einem Wochentage zu einer bestimmten Stunde in die Kirche zu gehen. — Im Jahre 1822 wurde eine Verschwörung in Polen entdeckt, welche mit der später in Rußland beim Tode Alexanders ausgebrochenen Verschwörung zusammenhing. Die Untersuchung wurde erst 1829 völlig geschlossen. Zahllose Verhaftungen fanden statt, und die Opfer gehörten zu den edelsten polnischen Familien.

Kaiser Nicolaus ließ sich 1829 in Warschau zum König von Polen krönen. Die alte Krone Polens fehlte dabei. Sie soll bei der letzten Theilung verschwunden und von Mönchen aufbewahrt seyn, welche sie erst wieder ans Tageslicht bringen werden, wenn wieder ein Piast (einheimischer König) sie wird tragen können. Die erste Regierungshandlung des Kaisers war, von den Polen einige Millionen zur Errichtung eines Denkmals für seinen verewigten Bruder Alexander zu verlangen. Leider aber scheint dem Kaiser der wahre Zustand Polens nicht genau bekannt geworden zu seyn, denn die Willkür nahm immer reißender überhand. Rozniezki, Chef der Polizei, ein Ungeheuer, wie es nur die barbarischen Zeiten aufzuweisen haben, besoldete ein Heer von Spionen, füllte die Gefängnisse an und erlaubte sich mit den Gefangenen ein grausames Spiel. Auf seinen Befehl wurde die Tortur wieder eingeführt; er band die Brüste der Weiber mit Stricken zusammen und nährte die Männer mit Häringen, ohne ihnen zu trinken zu geben. Allzu milde Richtersprüche wurden cassirt, und Civilpersonen von Militärcommissionen verurtheilt. Die Polen haben alle Artikel ihrer Constitutionsacte aufgezeichnet, welche von der russischen Regierung verletzt worden sind:

Art. 10. Russische Truppen in Polen sollen auf russische Kosten ernährt werden. (Die Polen mußten sie ernähren.)

Art. 16. Die Presse soll frei seyn. (Sie war es nie.)

Art. 18 bis 22. Kein Pole kann außer den in den Gesetzen vorgesehenen Fällen und auf die in den Gesetzen vorgesehene Weise verhaftet werden. (Man verhaftete nach Willkür.)

Art. 23. Kein Pole kann anders als nach den bestehenden Gesetzen bestraft werden. (Militärcommissionen straften in Civilfällen.)

Art. 24. Jeder Pole kann frei und mit seinem ganzen Vermögen auswandern wohin er will. (Fürst S. mußte sechs Monate auf Pässe warten, um seine ganz nahe liegenden Güter in Gallizien zu besuchen.)

Art. 26. Das Eigenthum jedes Polen soll geschützt werden. (Reiche Kaufleute, die es gewagt, mit der Regierung zu processiren, erhielten räuberische Executionen.)

Art. 29. Alle Civil- und Militärstellen können nur von Polen besetzt werden. (Man stellte auch Fremde an, Creaturen.)

Art. 39. Das Staatseinkommen kann nur durch ein Budget bewilligt werden. (Polen sah nie ein Budget.)

Art. 47 und 82. Die Minister sind verantwortlich. (Wer hätte es gewagt, sie zur Verantwortlichkeit zu ziehen?)

Art. 87. Der Reichstag soll alle zwei Jahre sich versammeln. (Es geschah nach 1820 erst in fünf Jahren.)

Art. 89. Kein Reichstagsmitglied kann ohne Zustimmung des Reichstags verhaftet werden. (Im Jahre 1825 warf der Großfürst Constantin den Landboten Niemojowsky aus der Kammer und übergab ihn den Gendarmen, die ihn

gefesselt auf seine Güter schleppten, wo er fünf Jahre lang gefangen blieb.)

Art. 95. Die Sitzungen der Kammern sollen öffentlich seyn. (Dieser Artikel wurde aufgehoben.)

Art. 111. Jeder Senator soll jährlich wenigstens 2000 polnische Gulden directe Steuern entrichten. (Man wählte unter die Großen des Reichs bald auch ärmere, Creaturen der Regierung.)

Art. 135 und 137. In jeder Wojewodschaft soll ein Rath bestehen. (Der Rath von Kalisch wurde aufgelöst, weil seine Repräsentanten zu opponiren gewagt.)

Art. 138, 141 und 142. Die Richter sollen unabhängig und unabsetzbar seyn. (Wenn sie nicht nach den Wünschen der Gewalt urtheilten, wurden sie entsetzt und verfolgt.)

Art. 140. Die Richter sollen durch Wahl ernannt werden. (Es geschah nicht.)

Art. 153. Neben der activen Armee soll eine Miliz bestehen. (Man ließ nur eine Polizeiwache aus Mietblingen bestehen.)

Folgendes officielle Manifest des polnischen Reichstags setzen wir hieher, obgleich es erst zu Anfang des Januars 1831 erlassen wurde. Es ist bestimmt, die Revolution zu rechtfertigen, indem es deren Motive öffentlich bekannt macht:

„Wenn sich ein vor Zeiten freies und mächtiges Volk durch das Uebermaß der Leiden genöthigt sieht, nach einem letzten Rechte zu greifen, nach einem Rechte, gewaltsam das drückende Joch abzuschütteln, so ist es nach selbst, so ist es

der Welt schuldig, die Bewegungsgründe bekannt zu machen, die es veranlaßten, mit Gewalt der Waffen seine heiligen Rechte zu erkämpfen. Darum beschlossen die beiden Kammern, von dieser Nothwendigkeit durchdrungen, diesen Schritt vor dem Angesichte von ganz Europa zu rechtfertigen, nachdem sie der am 29 November in der Hauptstadt ausgebrochenen Revolution beigetreten waren, und diese für national erklärt hatten. Die Verschwörungen und Verleumdungen, der im Dunkel schleichende Verrath und die am hellen Tageslichte verübten Gewaltthaten, die die drei Theilungen des vormaligen Polens begleiteten, sind zu bekannt. Die Weltgeschichte, deren Eigenthum sie geworden, hat ihnen das Brandmal eines politischen Frevels auf die Stirne gedrückt. Niemals verstummte die feierliche Klage der Polen über die an ihnen verübten Gewaltthaten; stets flatterte die unbefleckte Fahne an der Spitze der heldenmüthigen Schaaren, und der arme verwaiste Pole, immer zum Kampfe gerüstet, trug auf seinen heimathlosen Wanderungen von Land zu Land die flüchtigen Penaten, um Rache rufend für den ihm angethanen Schimpf. Von einer hohen Idee begeistert, war er der festen Ueberzeugung, wenn er nur für die Freiheit kämpfe, kämpfe er auch für das Vaterland. Dieser hohe Gedanke hat ihn nicht betrogen. Es ging ihm ein Vaterland auf, und obgleich auf enge Gränzen eingeschränkt, erhielt Polen durch die Hand des Helden unseres Jahrhunderts seine Landessprache, seine Rechte, seine hohen Freiheiten und noch höhere Hoffnungen. Seit jener Zeit waren seine Interessen die unsrigen, unser Blut war sein, und nachdem ihn seine Bundesgenossen, ja selbst der Himmel verlassen, waren seine treuen Polen bis zum letzten Augenblicke die Gefährten seines Mißgeschicks, und

dieſe Gemeinſchaft eines großen Mannes mit einem unglücklichen Volke erzwang die Verehrung ſelbſt der Sieger. Noch zu friſch war dieß Gefühl, zu feierlich verſprachen im Schlachtgewühle die europäiſchen Mächte die Welt mit einem auf Grundſätze der Gerechtigkeit geſtützten Frieden zu beſchenken, als daß ſie aufs Neue unſer neu gegründetes Vaterland unter ſich als Spolie hätten zerreißen können, und der Wiener Congreß beſtrebte ſich, das uns zugefügte Unrecht wenigſtens in etwas zu mildern, denn man verſicherte uns heilig, unſere Nationalität aufrecht zu erhalten; man verſprach allen Theilen des vormaligen Polens den wechſelſeitigen Handel, und denjenigen Theil, welcher zur Zeit des Völkerkampfes frei exiſtirte, obgleich verkleinert, unter dem Namen eines Königreichs mit einer freien Conſtitution und der Möglichkeit einer Vergrößerung, unter die unmittelbare Regierung des Kaiſers Alexander zu ſtellen. Dieſe Bedingung erfüllend, gab er dem Königreiche eine freiſinnige Verfaſſung, und erfreute die unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden Polen mit der nahen Hoffnung einer Wiedervereinigung. Aber dieſe Gaben erhielten wir erſt nach gewiſſen Verpflichtungen von ſeiner und nach Aufopferungen von unſerer Seite. Schon vor und noch während des entſcheidenden Krieges waren den unter Alexanders Vormäßigkeit ſtehenden Polen dieſe Verheißungen gemacht worden; der Verdacht, den man den Zwecken Napoleons unterlegte, hatte die Thatkraft ſo vieler gelähmt, daß die ſeit langer Zeit gegebenen Verheißungen Alexanders für uns kein anderes Reſultat hatten, als daß er ſich zum Könige von Polen erklärte. Für die Nationalität und für die Freiheiten forderte man von uns die Aufopferung unſerer Unabhängigkeit, dieſer erſten nothwendigen Bedingung des politi-

schen Lebens aller Nationen, indem man vorgab, daß dieß zur Erhaltung des Friedens von Europa unumgänglich nöthig sey, als ob ein dauerhafter Friede auf die Unterjochung von 16 Millionen Menschen gegründet werden könnte; als ob die Weltgeschichte uns nicht lehre, daß oft nach vielen Jahrhunderten erst die unterjochten Völker ihre Unabhängigkeit wieder erringen, zu der sie Gott, indem er sie in Sprachen und Sitten von andern Nationen absonderte, für ewig bestimmt hat; als ob die alte Lehre für die Herrscher verloren wäre, daß ein begangenes Unrecht die Unterdrückten zu natürlichen Bundesgenossen derer macht, die gegen die Bedrücker kämpfen. Aber auch diese willkürlich aufgedrungenen Bedingungen wurden nicht gehalten; denn in kurzer Zeit überzeugten sich die Polen nur zu deutlich, daß die versprochene Nationalität und der uns von Rußlands Kaiser gegebene Name eines polnischen Königreichs bloß eine Lockspeise waren, die man ihren unter anderer Herrschaft stehenden Brüdern darbot; eine Waffe gegen die benachbarten Mächte, aber nur ein leerer Schall für die, denen sie verbürgt wurden; sie überzeugten sich, daß man unter dem Deckmantel dieses heiligen Namens nur Erniedrigung, die sklavische Entwürdigung und alle die Leiden über uns bringen wolle, die ein langer Despotismus und der Verlust der Menschenwürde erzeugt. Die Maßregeln, die man gegen die Armee nahm, machten zuerst diesen Plan klar. Die empfindlichsten Beschimpfungen, die ehrbefleckendsten Strafen, ausgedachte Verfolgungen, von dem Oberbefehlshaber unter dem Vorwande der militärischen Disciplin ausgeübt, bezweckten die Ausrottung alles edeln Ehrgefühls, jener uralten Würde, durch die sich unser Heer auszeichnete; scheinbare wie wahre Vergehen, ja schon der bloße Verdacht

der Schuld wurden als hohe Verbrechen gegen die Disciplin bezeichnet, und da die Militärgerichte unter unumschränktem Willen des Oberbefehlshabers standen, so lag das Leben und die Ehre eines jeden Kriegers in seiner Hand. Mit Unwillen sah man, wie der Oberbefehlshaber die Sentenzen solcher Gerichte zu wiederholtenmalen umstürzte, bis die Urtheilssprüche den anbefohlenen Grad der Härte erhielten. Viele verließen die Reihen, Viele, nachdem sie persönlich von dem Feldherrn beschimpft worden waren, wuschen die angethane Schmach mit ihrem Blute ab, um zu beweisen, daß es ihnen nicht an Muth fehle, sondern daß nur die Furcht, Unglück auf ihr Vaterland zu laden, ihre rächende Hand zurückhielt. Der erste Reichstag des Königreichs und die feierliche Erneuerung des Versprechens, daß die Constitution und die Gränze des Reichs auf unsere Brüder ausgedehnt werden sollte, hatte unsere Hoffnungen neu belebt und die Landboten zur Nachgiebigkeit vermocht. Nur dieses wollte man erreichen. Die Preßfreiheit, die freien Debatten, wurden nur so lange erlaubt, als sie wie ein Hymnus der Dankbarkeit eines unterjochten Volkes gegen seinen mächtigen Gebieter erschienen; so wie aber nach diesem Reichstage die öffentlichen Blätter anfingen, die Landesangelegenheiten zu besprechen, ward dieß die Losung zur Einführung der strengsten Censur. Bei dem nächsten Reichstage sodann, der doch die nämlichen Endzwecke wie der zunächst vorhergehende hatte, fing man an, die Landboten wegen der von ihnen auf dem Reichstage geoffenbarten Meinungen zu verfolgen. Die constitutionellen Nationen Europa's werden erstaunen, wenn sie, was bis jetzt sorgfältig verheimlicht wurde, erfahren, mit welcher Mäßigung einerseits die Polen ihre Freiheiten gebrauchten, wie sie ihren

Monarchen verehrten, Religion und Sitte heilig hielten, und wie andrerseits die Regierung ihr Wort brach, indem sie uns nicht nur der Freiheiten beraubte, sondern auch uns, dem unglücklichen Volke, Verbrechen zügelloser Ausgelassenheit zur Last lud. Die Vereinigung zweier Kronen, einer constitutionellen und einer despotischen, auf Einem Haupte war ein politischer Mißgriff, der nicht lange bestehen konnte; Jedermann sah voraus, daß das Königreich Polen entweder für das ganze russische Reich der Keim liberaler Institutionen werden, oder der ehernen Faust des Selbstherrschers erliegen müsse. Die Frage ward bald gelöst. Einen Augenblick scheint der Kaiser Alexander geglaubt zu haben, die unbeschränkte despotische Gewalt lasse sich mit der Popularität einer liberalen Verfassung vereinigen, und die letztere würde ihm einen neuen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's gewähren; bald aber erkannte er, daß die Freiheit sich nicht bis zum blinden Werkzeuge des Despotismus erniedrigen lasse, und nun ward er aus ihrem Vertheidiger ihr Verfolger. Rußland hatte jede Hoffnung verloren, aus der Hand des Monarchen irgend eine Erleichterung seines schweren Joches zu erlangen; auch Polen sollte allmählich aller Freiheiten beraubt werden, und man zögerte nicht, dieses Vorhaben ins Werk zu setzen. Die öffentliche Erziehung ward in Fesseln gelegt, und das System des Geistesdrucks eingeleitet, um das Volk seiner früher besessenen Bildung zu berauben; ganzen Wojewodschaften ward ihre Repräsentation im Rathe, den Kammern das Recht das Budget zu bestimmen, genommen. Man erhöhte die Abgaben, führte die den Nationalreichthum in der Quelle vernichtenden Monopole ein, und der auf diese Weise bereicherte Schatz ward feilen Knechten, hinterlistigen

Aufhetzern und elenden Spionen zum Raub. Statt der Ersparnisse, auf welche die Nation so oft antrug, wurden die Besoldungen der Beamten auf übertriebene Weise vermehrt; sie erhielten ungeheure Gratificationen; für manche Leute wurden neue Stellen erfunden — Alles, um die Zahl der von der Regierung abhängigen Personen fort und fort zu vergrößern. Die Verleumdung und das Spionenwesen drang bis in das häusliche Leben, und befleckte mit dem Gifte des Verrathes den Schutz und die Ruhe, welche sonst die Bande des Blutes gewähren; selbst die alte polnische Gastfreiheit wurde nur Falle für die Unschuld gebraucht. Die beschworne persönliche Freiheit wurde verletzt; man füllte die Kerker mit Gefangenen; über Civilpersonen wurden Kriegsgerichte gehalten, welche entehrende Strafen über friedliche Bürger verhängten, deren ganze Schuld darin bestand, daß sie den Geist und Charakter der Nation vor Entartung und Untergang zu retten strebten. Vergebens stellten einige Behörden und Vertreter des Volks dem Könige das wahre Bild dieser in seinem Namen begangenen Ungerechtigkeiten vor; nicht nur ward den Mißbräuchen keine Schranke gesteckt, sondern es wurde auch die Verantwortlichkeit der Minister und der Behörden völlig aufgehoben durch die dem kaiserlichen Bruder ertheilte discretionäre Gewalt. Die furchtbare Gewalt, die Quelle der größten, die persönliche Ehre eines Jeden verletzenden Mißbräuche, stieg endlich zu einer so ruchlosen Höhe, daß sie nicht nur Menschen jeden Standes vor sich berief und in ihren Gemächern beschimpfte, sondern sogar ohne allen Urtheilsspruch ansässige Bürger der Hauptstadt auf offener Straße zu entehrenden, nur für Missethäter bestimmten Arbeiten zwang, als hätte sie die Vorsehung dazu bestimmt, durch dieses Ueber-

maß von Schmach, das alle Gefühle des Volks mit Füßen trat, selbst das Werkzeug der Revolution zu werden. Sind so viele Gewaltthätigkeiten, ist ein solcher Treubuch aller Versicherungen nicht allein schon hinreichend, den gegen eine aufgedrungene Gewalt unternommenen Aufstand zu rechtfertigen? In keinem civilisirten Staate würde eine rechtmäßige Regierung ein solches Benehmen wagen. Wer wird es in Abrede stellen, daß alle Verträge zwischen Regierung und Volk zerrissen waren, daß diese Nation zum Sklaven ward, zum Sklaven, dem es jeden Augenblick erlaubt ist, die Ketten abzuwerfen und sie in Waffen umzuschmieden? — Es ist vielleicht überflüssig, ein ferneres Bild unseres und des Unglücks unserer Brüder zu entwerfen, aber die Wahrheit erlaubt uns nicht, es zu verhüllen. Die früher Rußland einverleibten Provinzen wurden nicht nur nicht mit uns vereinigt, nicht nur erhielten unsere Brüder nicht die durch den Congreß zu Wien entworfene nationale Institution, sondern es wurden überdieß die Anfangs durch Versprechungen und Aufmunterungen in ihnen geweckten Erinnerungen an ihre Nationalität später als Vergehungen und Staatsverbrechen betrachtet, und ein König von Polen verfolgte in den ehemaligen Provinzen dieses Reichs die Polen, welche sich Polen zu nennen wagten. Die Jugend der Schulen besonders wurde ein Ziel der Grausamkeit. Aus den Armen der Mütter riß man die unerwachsenen Kinder, die Hoffnungen angesehener Häuser schleppte man nach Sibirien, oder steckte sie in die Reihen verdorbener Söldlinge. Aus den öffentlichen Verhandlungen und dem Schulunterrichte wurde die polnische Sprache entfernt, die kaiserlichen Ukasen vernichteten das Civilrecht und die polnische Justizpflege, und die Ungerechtigkeiten in der

Ad-

Administration brachten die Grundbesitzer ins Elend. Von der Thronbesteigung Nicolaus an ward dieser Zustand immer drückender; selbst Religionsintoleranz versuchte durch alle möglichen Mittel die uniirte Kirche auszurotten und die lateinische zu unterdrücken. Obgleich im Königreiche längst keine von den durch die Constitution verbürgten Freiheiten mehr geachtet wurde, so blieben sie, die der That nach vernichtet waren, doch noch dem Buchstaben nach als Gesetz bestehen. Auch hier noch mußten sie angegriffen werden. Es erschien ein Zusatzartikel zur Constitution, welcher unter dem Anscheine der Sorgfalt für die Erhaltung des Gesetzes eine der wichtigsten Institutionen vernichtete, indem er den Kammern die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, und damit die Unterstützung der öffentlichen Meinung nahm; dieß sollte der Grundsatz heiligen, daß der König, was er gegeben habe, auch wieder nehmen könne, folglich die ganze Constitution eben so vernichten dürfe, wie dieser einzelne Artikel vernichtet ward. Unter solchen Auspicien wurde der Reichstag von 1825 zusammenberufen, von welchem man auf jede mögliche Weise die kühnen Vertheidiger der Freiheit entfernt zu halten trachtete. Einen zum Reichstage kommenden Landboten ließ man gewaltsamer Weise gefangen setzen, und hielt ihn bis zum Ausbruche der Revolution fortwährend in Haft. Der Reichstag, seiner Kraft beraubt, von allen Seiten eingeengt, geschreckt durch die Drohung, der Constitution ganz beraubt zu werden, gelockt durch das Versprechen der Vereinigung der polnischen Provinzen, folgte dem Beispiele des Reichstags von 1818. Aber auch dießmal wurden die Versprechungen zu nichts, und die Bitten um Wiederherstellung der Freiheiten zurückgestoßen. Die allgemeine Aufregung edler Gemüther, die Erbitterung

des ganzen Volks bereitete längst den Sturm vor, der bereits sein Nahen zu verkünden began, nals der Tod Alexanders, die Thronbesteigung Nicolaus und dessen Beschwörung der Constitution zu versprechen schienen, daß die Mißbräuche aufhören und die Freiheit zurückkehren würde; aber bald verschwand diese Hoffnung wieder. Die Dinge blieben in demselben Zustande; überdieß ward der Aufstand in St. Petersburg das Signal zur Verhaftung und Verfolgung der angesehensten Männer des Senats, der Deputirtenkammer, der Armee und des Bürgerstandes. Die Gefängnisse der Hauptstadt waren bald überfüllt, täglich empfingen neue Gebäude Tausende von Opfern aus allen Theilen Polens, aus fremden Ländern sogar wurden sie dahin zusammengeschleppt. Grausamkeiten, bei denen die Menschheit schaudert, wurden in die Heimath der Freiheit verpflanzt, und die Schaaren von Unglücklichen konnten nur durch den Tod oder Selbstmord gelichtet werden. Mit Verletzung aller Rechte wurde eine besondere Commission, meist aus Russen und polnischen Militärs bestehend, gebildet, die theils durch Verlängerung der Qualen, theils durch das Versprechen der Erlassung der Strafe und durch hinterlistige Verhöre das Geständniß eines nicht vorhandenen Verbrechens zu erpressen suchte. Nachdem man die Verhafteten anderthalb Jahre im Kerker hatte schmachten lassen, wurde endlich ein Reichstagsgericht angekündigt, das eine Handlungsweise, durch die alle Rechte verletzt und so viele Opfer dem Tode preisgegeben worden waren, zu einem gesetzlichen machen sollte. Die gewissenhafte Festigkeit des Senats vereitelte diese Erwartung; er erkannte diejenigen für unschuldig, die schon über zwei Jahre gelitten hatten. Nun wurden Richter und Angeschuldigte mit gleichem Auge

betrachtet. Die Letztern führte man, trotz des Urtheils, das ihre Unschuld aussprach, nach Petersburg ab, und warf sie in Kerker und Festungen, aus denen noch bis diesen Augenblick nicht Alle in ihr Vaterland zurückgekehrt sind. Die Senatoren wurden ein ganzes Jahr lang zurückgehalten, weil sie sich als unabhängige Richter gezeigt hatten. Selbst das Urtheil hielt man geheim, und übergab die Untersuchung desselben den Administrativbehörden; und als endlich die Rücksicht auf Europa zur Bekanntmachung zwang, wagte der Minister der höchsten Magistratur des Landes die Erfüllung ihrer heiligsten Befugniß im Namen des Kaisers zum Vorwurfe zu machen. Nach solchen Thaten beschloß der Kaiser Nicolaus sich zum Könige von Polen krönen zu lassen; die zusammenberufenen Repräsentanten waren nur stumme Zeugen der Ceremonie der Erneuerung der Schwüre und ihres abermaligen Bruches. Denn nicht nur wurde kein Mißbrauch, nicht einmal die willkürliche Gewalt aufgehoben, sondern man füllte auch den Senat am Krönungstage mit Mitgliedern, denen die nöthige Befähigung fehlte, die unsere Constitution fordert, und welche die einzige Bürgschaft der Unabhängigkeit ihrer Stimme ist. Neben der widerrechtlichen Steuerüberlastung hatte der verbotene Verkauf der Nationalgüter zum Zweck, das unermeßliche in Grund und Boden bestehende Nationalvermögen beweglich und disponibel zu machen. Aber die Vorsehung wollte, daß beträchtliche Summen, welche die theilweise Ausführung dieses Plans einbrachte, jetzt Hülfsmittel werden, um die Bewaffnung der Nation zu erleichtern. Endlich ward der einzige Trost, der das Unglück der Polen unter Alexander noch gemildert hatte, die Hoffnung nämlich, mit ihren Brüdern vereinigt zu wer-

den, von Nicolaus vernichtet. Alle Bande waren gelöst. Seit langer Zeit glomm das heilige Feuer, das nicht mehr auf dem Altare des Vaterlandes genährt werden durfte, nur noch in der Brust der Gutgesinnten; aber Ein Gedanke ward von Allen getheilt: daß man eine solche Erniedrigung nicht länger ertragen dürfe. Die Gewalt beschleunigte selbst den Augenblick des Ausbruchs. Bei den immer mehr sich bestätigenden Gerüchten von dem Kriege, der gegen die Freiheit der Völker unternommen werden sollte, kamen Befehle an, die zum Abmarsche beorderten polnischen Truppen auf den Kriegsfuß zu setzen; an ihre Stelle sollte das russische Heer unser Land überschwemmen. Man befahl, beträchtliche Summen, die aus den drückenden Steuerlasten und dem Verkaufe der Nationalgüter flossen und in der Bank niedergelegt waren, zu den Kosten dieses Kriegs, der die Freiheit morden sollte, zu verwenden. Dabei begannen die Verhaftungen aufs Neue. Kein Augenblick war mehr zu verlieren. Es handelte sich um die Armee, um den Schatz, um die Ehre der Nation, welche nicht fähig ist, andern Völkern die Ketten zu bringen, die sie selbst verabscheut, nicht fähig, gegen die Freiheit und die alten Waffengenossen zu kämpfen. Dieß Gefühl schlug in der Brust eines Jeden; vor Allem aber durchdrang es das Herz der Nation, den Feuerherd der Begeisterung, die brave militärische und akademische Jugend, nebst einem großen Theil der tapfern Besatzung und der muthigen Bürger. Sie beschlossen, das Zeichen der Erhebung zu geben. Ein elektrischer Funke durchlief in einem Augenblicke das Heer, die Hauptstadt, das ganze Land. Die Nacht des 29 Novembers war hell erleuchtet von den Feuern der Freiheit. An Einem Tage die Hauptstadt befreit, in wenigen Tagen alle Corps der Armee durch

denselben Gedanken vereinigt, die Festungen besetzt, das Volk bewaffnet, der Bruder des Kaisers mit dem russischen Heere sich unserer Großmuth überlassend, einzig durch dieses Mittel gerettet — dieß sind die Thaten dieser heldenmüthigen Revolution, edel und rein, wie das jugendliche Gefühl, aus dem sie erglühte. Das polnische Volk erhob sich aus der Erniedrigung und Knechtschaft, mit dem männlichen Entschluß, nie wieder die Ketten zu tragen, die es gebrochen hat, und das Schwert der Väter nicht eher in die Scheide zu stecken, ehe es die Unabhängigkeit, die einzige Bürgschaft der Freiheit, sich errungen, ehe es die Urrechte sich gesichert hat, die das ruhmvolle Erbtheil seiner Ahnen bilden, und ein dringendes Bedürfniß der Zeit sind, die zu fordern es also ein doppeltes Recht hat; es wird die Waffen nicht niederlegen, ehe es die von dem russischen Hofe unterjochten Brüder von diesem Joche befreit, und ihnen seine Rechte, seine Freiheit und Unabhängigkeit mitgetheilt hat. Es war kein Nationalhaß, was uns gegen die Russen trieb, die, wie wir, einen großen Zweig des slavischen Stammes bilden. Im Gegentheile verschönerten wir die ersten Augenblicke der uns wieder erkämpften Freiheit durch den Gedanken, daß die Vereinigung unter Einem Scepter, wie nachtheilig sie auch für uns sey, einem Volke von vierzig Millionen den Besitz der constitutionellen Rechte bringen werde, die in der ganzen civilisirten Welt ein Bedürfniß der Regierenden so gut als der Regierten geworden sind. Nie waren unsere Freiheit und Unabhängigkeit für die Nachbarstaaten verletzend oder drohend; sie bildeten vielmehr das Gleichgewicht und die Vormauer der europäischen Völker. Ueberzeugt, daß dieselben auch jetzt mehr als je vielleicht ihnen nützlich seyn werden, treten wir vor das Angesicht der Mächte

und Völker mit dem festen Vertrauen, daß für uns die Stimme der Politik gleich laut sprechen werde, wie die Stimme der Menschheit. Wir verbergen uns die Gefahren des nahenden Kampfes nicht; aber selbst wenn wir den Krieg, der die allgemeinen Interessen einschließt, allein führen müssen, werden wir, im Vertrauen auf die Heiligkeit unserer Sache, auf unsern Muth und die Hülfe des Ewigen, für die Freiheit bis zum letzten Athemzuge einstehen. Und hat die Vorsehung dieses Land zu ewiger Unterjochung verurtheilt, unterliegt in diesem letzten Aufschwunge die polnische Freiheit auf den Trümmern der Städte und den Leichnamen ihre Vertheidiger, so wird unser Feind seine Herrschaft nur noch über eine Wüste ausbreiten, und der ächte Pole wird mit dem Trost in der Brust sterben, daß er, wenn auch der Himmel ihm nicht vergönnte, seine Freiheit und sein Vaterland zu retten, in dem Todeskampfe die bedrohte Freiheit der Nationen Europa's wenigstens für einen Augenblick beschirmt habe."

3.

Ausbruch der Revolution. Vertreibung der Russen aus Warschau.

Mehrere Umstände vereinigten sich, um die Revolution in Polen gerade zu dieser Zeit, am Schlusse des Novembers 1830, zum Ausbruch zu bringen. Ohne allen Zweifel gab die Juliusrevolution in Paris den Polen das Signal, denn damals rechneten sie noch auf die Hülfe Frankreichs, eine Hoffnung, in der sie sich erst dann getäuscht sahen, als sie nicht mehr

zurücktreten konnten. Rußland rüstete sich, wie man allgemein glaubte, gegen Frankreich; es stand im Begriff, mit einem beträchtlichen Heere, die Polen voran, die Freiheit im Westen zu bekämpfen. Nahe lag also der Gedanke für die Polen, sich gerade in diesem Augenblicke den Russen in den Weg zu werfen, und sie so lange aufzuhalten, bis die siegreichen Freiheitschaaren des Westens ihnen zu Hülfe kommen würden. Aus diesem europäischen Gesichtspunkte sahen wenigstens die unmittelbar nach dem Aufstande verbreiteten Proclamationen und Aufrufe an die Franzosen die Sache an, und wenn auch die jungen Leute, welche den Tumult begannen, dazu eine weit näher liegende Ursache hatten, so diente doch jene große politische Perspective, sie zur Beschleunigung eines Unternehmens aufzufordern, das sie, ohne Vorhergehn der Juliusrevolution, schwerlich gewagt hätten, oder bei dem sie wenigstens nicht sogleich durch die ganze Nation unterstützt worden wären.

Die jungen Leute befanden sich damals in einer für ihre rasche und ehrliebende Jugend fast unerträglichen Lage. „Der junge Pole vom Adel hatte nur zwei Wege. Der erste war als Kadet in Kalisch (wo 150 Zöglinge sind) oder in Warschau sich zum Militärdienste vorzubereiten, dann in die Unterofficiers- und Fähndrichsschule in Warschau aufgenommen zu werden, und so lange dort zu verharren, bis er als Lieutenant einrangirt würde. Der Studienplan war aber in allen diesen Instituten äußerst beschränkt und pedantisch, wobei der Cäsarewitsch selbst die strengste, oft mit körperlicher Züchtigung verbundene Controle führen ließ. Trat er nun in die Linientruppen ein, so war auch da der Dienst jeder freien Bewegung entgegen, und durch die oft in Thätlichkeit ausbrechende Lei-

denschaftlichkeit des Großfürsten, der selbst Oberofficiere nicht entgehen konnten, sehr lästig. Was Wunder also, daß dadurch der Same des im Tiefen wurzelnden Hasses schon in die jungen Gemüther geworfen wurde. Dabei fand bei der Beförderung aus der Unterofficiersschule oft große Willkür, Gunst und Abgunst statt. Daher eben die alle Pflicht und Klugheit hintansetzende Verschwörung, die sich in diesen Schulen anspann, und nachdem ein Versuch schon mißglückt war, der aber nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit der Meuterei unter den Schülern stand, nun mit solcher Wuth sogleich in unmittelbaren Mordversuch gegen den Großfürsten ausbrach. Viel trug wohl auch dazu die Verachtung bei, mit welcher die nur ein Drittel der ganzen Besatzung in Warschau ausmachenden russischen Truppen bei jeder Veranlassung den polnischen Soldaten in allen Graden behandelten und behandeln durften. Im zweiten Falle, wenn der junge Pole auf der Warschauer Universität studiren wollte, sah er sich wieder an einen sehr mangelhaften und vielfach beschränkten und bewachten Studienplan gekettet, der, Lehrern und Lernenden gleich verhaßt, von Geschichte, Philosophie und Staatswissenschaft entweder ganz schwieg, oder doch nur Tabellen- und Formularwesen gestattete. Hier hatte sich ein Deutscher, der schon unter König Jerome in Kassel eine zweideutige Rolle gespielt hatte, Zinserling, das Zutrauen des Großfürsten und Nowosilzofs zu erwerben gewußt, und machte davon einen sehr verhaßten Gebrauch. Wenn also auch die Studenten beim Ausbruche der Insurrection sich sogleich bewaffneten und gemeinschaftliche Sache machten, so brauchte es nicht erst des Beispiels der polytechnischen und Rechtsschule in Paris; die Quelle der Unzufriedenheit lag ihnen viel näher.

Dazu kam die Menge von Kundschaftern und Angebern, die alle offene Mittheilung zum Verbrechen machten und die Gefängnisse anfüllten. Der hart verpönte geistige Ideenumtausch wurde nun um so gieriger und geheimer betrieben, und es gab hundert Mittel, wären es auch ausgehöhlte Botenstöcke gewesen, verbotene Druckschriften und Briefe einzuschwärzen. Allgemeiner Haß trifft den Director der Polizei, den General Roschniezki, den auch als die Hauptursache der Gährung unter den Truppen und Bürgern von Warschau der bekannte Wolizki in seiner Unterredung mit dem Großfürsten Konstantin angegeben haben will."

Ueber die Verschwörung, welche sich unter den jungen Leuten anspann, hat ihr Stifter, der Unterlieutenant Wysozki, folgenden Aufschluß gegeben: „Jedermann weiß, welches Loos den Polen fiel, die von der Unabhängkeit unseres unglücklichen Vaterlandes träumten, als der Aufstand von 1825 in St. Petersburg die Folgen nicht haben konnte, die man erwartete. Die Einkerkerung Soltyks, Kosyzanowski's, Albert Grzymala's, A. Plichta's und Anderer, die von dem hohen Nationalgerichtshofe gerichtet wurden, die langen Verfolgungen Adolph Eichowski's, und das Andenken der von den Bürgern Niemojewki's geleisteten Dienste, pflanzten in die Gemüther der jungen Fähndriche die Gefühle des edelsten Patriotismus. Unsere Feinde, die sich über das Unglück unserer Brüder lustig machten, regten die Geister noch mehr auf und beseelten sie mit Rache. Die damaligen gemeinsamen Verbindungen Europa's, der Charakter der Personen, die das französische Ministerium bildeten, die Mißverständnisse, die in Polen unter den Gutgesinnten herrschten, verbunden mit dem durch so viele Beispiele des Verraths ver-

mehrten Mißtrauen, schienen uns zu jener Zeit unübersteigliche Hindernisse. Dennoch verloren wir den Muth nicht. Endlich erklärte Rußland der Türkei den Krieg. Dieß war für die polnischen Patrioten ein tröstender Strahl der Hoffnung. Indessen war damals in der Schule der Fähndriche noch nichts beschlossen. Erst am 15 December 1828, als bei einer Versammlung mehrere Zöglinge dieser Schule der Zufall C. Paszkiewicz, J. Dobrowolski, Karl Karsnizki, Alex. Laski und Joseph Gorowski in meine Wohnung führte, begannen wir uns offener über die politische Lage Europa's und über die Nothwendigkeit zu unterhalten, unsre Mitbürger von dem auf ihnen lastenden Joche zu befreien, so wie über die Maßregeln, die zu ergreifen wären, um Polen in die constitutionellen Rechte der Charte einzusetzen, welche der Monarch und die Nation beschworen hatten. Am folgenden Tage theilte ich diese Unterhaltung mehreren andern Fähndrichen mit, deren Denkungsart ich kannte; es waren Camill Mochnazki, Stanislaus Poninski und Severus Cichowski (der Bruder Adolphs, der mehrere Jahre bei den Karmelitern eingesperrt war). Dieß war der Anfang unsrer ersten Versuche. Beim Anblicke dieser Jugend sah ich voraus, daß sie es wäre, die eines Tages das Loos unseres Vaterlandes entscheiden würde. Die Eidesformel, die wir damals leisteten, war, wenn ich mich recht erinnere, in folgenden Worten abgefaßt: „Wir schwören vor Gott, vor unserem unterdrückten, seiner Rechte und constitutionellen Freiheiten beraubten Vaterlande 1) im Falle der Verhaftung nie irgend ein Mitglied der Gesellschaft zu verrathen, selbst wenn man uns die grausamsten Qualen erdulden lassen sollte; 2) alle unsere Kräfte anzustrengen und im Nothfalle

elbst unser Leben zum Opfer zu bringen, um die täglich erletzte constitutionelle Charte zu vertheidigen; 3) in der ufnahme neuer Mitglieder mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, und jedesmal vorher die Gesellschaft davon u benachrichtigen; besonders keinen Trunkenbold, keinen Spieler oder überhaupt keinen zuzulassen, dessen Benehmen icht durchaus vorwurfsfrei wäre." Von diesem Augenblicke n versprachen wir, unverweilt für diese Sache thätig zu eyn. Es war uns schwer, Officiere und andere Individuen u diese Gesellschaft einzuführen, weil die Neuaufgenommenen ürchteten, sich Gefahren auszusetzen. Ich ward daher von er Gesellschaft ermächtigt, für mich allein neue Mitglieder ufzunehmen, ohne vorher mit meinen Collegen Rücksprache u nehmen. Auch ward mir erlaubt, jedes Mitglied der ltern Gesellschaften einzuladen, die Individuen, die ich ihnen ezeichnen würde, anzunehmen. Nach dieser Ermächtigung egab ich mich zu dem Hauptmann der Gardegrenadiere aszkiewicz. Ich stellte ihm die Lage Europa's vor, und er= lärte ihm, daß wir eine Verschwörung gebildet hätten, die Regierung in Polen zu ändern. Dieser tapfere Officier hörte mich mit Zeichen der lebhaftesten Freude an, und versprach mir, unsere Meinungen unter seinen Freunden und den Mitgliedern der frühern Gesellschaften zu unterstützen und uszubreiten. Ermuthigt durch diesen glücklichen Erfolg mei= es ersten Schrittes, uns Anhänger unter den Officieren er polnischen Armee zu verschaffen, wandte ich mich an das Sappeurbataillon. Ich zählte auf die Vaterlandsliebe, die s auszeichnet, und meine Erwartung ward nicht getäuscht. Nachdem ich Albert Przedzelski, Unterlieutenant jenes Ba= aillons, in die Gesellschaft aufgenommen hatte, bat ich ihn,

mir die Bekanntschaft Nowosielski's, eines von den Soldaten sehr geachteten und von seinen Collegen geliebten Officiers, zu verschaffen. Nowosielski haftete mit seiner Ehre für den größten Theil der Officiere des Sappeurbataillons. Um dieselbe Zeit versicherte mich Koszisti, Officier einer Elitenkompagnie des ersten leichten Infanterieregiments, daß viele Officiere jenes Korps von der Nothwendigkeit einer Regierungsänderung durchdrungen wären. Was die andern Regimenter betrifft, so versprachen alle Officiere, die in das Geheimniß gezogen wurden, sie würden sich aufs eifrigste bemühen, unseren Ansichten bei dem Heere Eingang zu verschaffen. Dann forderten die Officiere mich auf, Berührungen mit den Einwohnern zu unterhalten, um zu sehen, ob sie im entscheidenden Moment die Soldaten unterstützen würden. Ich schickte den Fähndrich Paszkiewicz zu M. J. U. Niemcewicz, dem allgemein verehrten Manne, der sich hohe Verdienste um das Vaterland erwarb. Der edle Greis lobte unsere Absicht, fügte jedoch bei: „Noch ist es nicht Zeit, aber der glückliche Augenblick wird erscheinen.“ Der Fähndrich Gorowski machte mich mit seinem Bruder Adam bekannt, der mir im Namen seiner Mitbürger einen günstigen Erfolg zusicherte. Um diese Zeit wurde ich in das Haus des Landboten Zwierkowski eingeführt, und hatte auch hier Gelegenheit mich zu überzeugen, das die Einwohner bereit seyen, mit den Truppen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich beauftragte Karsnizki, den in großer Achtung stehenden Gustav Malachowski von der Verschwörung im Heere in Kenntniß zu setzen, und ihn zu bitten, mehrere Landboten zu einer gemeinsamen Berathung über die Zeit einzuladen, wo man die Waffen erheben könnte, gegen die Unterdrückung

unſerer Rechte. Die Officiere, die an dieſer Berathung Theil nehmen ſollten, wurden durch ihren Dienſt verhindert, ſo daß nur Nowoſielski und ich zur beſtimmten Stunde erſchienen. Bei dieſer Zuſammenkunft entſchieden die achtungswerthen Bürger, die Zeit des Aufſtandes könne noch nicht feſtgeſetzt werden; bis der günſtige Moment komme, müſſe man ſich bemühen, den Muth der Truppen zu beleben, und die edlen Geſinnungen unter ihnen auszubreiten. Der Hauptmann Paszkewicz äußerte den Wunſch, einige dieſer Bürger kennen zu lernen, worauf eine Verſammlung bei mir ſtatt fand. Wir dachten bei dieſer Zuſammenkunft, der Krieg mit der Türkei könnte für uns von vortheilhaften Folgen ſeyn; dennoch wurde beſchloſſen, den Reichstag abzuwarten, der, wie es hieß, gegen Ende Aprils ſtatt finden ſollte. Das Gerücht von der Krönung des Kaiſers und der Berufung des Reichstages fachte die Hoffnung in unſern Herzen wieder an. Gegen den 10 Mai 1829 nahmen wir unſere Bemühungen mit neuem Eifer wieder auf. Viele Grundeigenthümer kamen, um der Krönungsceremonie beizuwohnen. Die Landboten Frzeinski und Zwierkowski beſuchten mich, und erkärten mir, die ſo lang erſehnte Stunde ſey gekommen. „Wir werden, ſagten ſie, mit unſern Petitionen an den Fuß des Thrones treten, wir werden fordern, daß die Sitzungen des Reichstages öffentlich, die Preßfreiheit garantirt, die Unterſuchungscommiſſionen unterdrückt werden ꝛc., und verweigert man unſer Anſuchen oder läßt gar die Landboten verhaften, dann müſſen Sie unſre Reclamationen mit den Waffen unterſtützen.“ Die erwähnte Petition ward bei der Krönung ohne Erfolg übergeben; indeſſen erlaubten die Landboten, aus Rückſichten auf die po-

litischen Umstände des Augenblicks, uns noch nicht, zu den Waffen zu greifen. Wir waren damit wenig zufrieden, und beschlossen die Landboten zu fragen, ob wir nicht die passenden Mittel, über die wir verfügen könnten, anwenden sollten, um das große Werk zu beschleunigen. Man antwortete uns, es sey noch nicht Zeit, um so mehr, als Rußland gerade große Vortheile in dem türkischen Kriege errungen habe. — Der Reichstag, der in demselben Jahre statt hatte, ließ uns wenig Hoffnung. Die Stagnation Europa's, und insbesondere das französische Ministerium erkälteten zum Theil die Wärme unseres Enthusiasmus. Endlich rief die Pariser Revolution der Juliustage alle Nationen Europa's mit Donnerstimme auf. Da schöpften wir die schönsten Hoffnungen; unsere Meinungen breiteten sich unter dem Heere aus, das bei Warschau gelagert war, und ich überzeugte mich von der Uebereinstimmung, die fast unter allen Officieren herrschte. Man sprach von nichts mehr als von der französischen Revolution, und unterhielt sich von deren kleinsten Details. Wir begannen uns besser zu verstehen, und mit weniger Vorsicht, aber mit größerem Eifer als je zu Werke zu gehen, des günstigen Moments harrend, wo wir einen Chef erhielten, der die Anführung der Armee übernehmen wollte. Doch konnte die Gesellschaft, die das Werk der Revolution nach dem Plane, über den man übereingekommen war, beginnen und vollenden sollte, im Lager nicht definitiv organisirt werden, ungeachtet mehr als zweihundert Officiere im Geheimniß waren. Erst nachdem wir das Lager verlassen und nach Warschau zurückgekehrt waren, ergriffen wir directe Maßregeln, um unsern Zweck zu erreichen. Indessen zweifelten wir immer noch, ob die Nation

die Unternehmungen des Heeres unterstützen würde. Dieser Zweifel ward durch einen meiner Freunde Boleslaw Ostrowski gehoben, der uns auseinandersetzte, daß das Volk, trotz der langen Sklaverei, das Gedächtniß seines alten Ruhmes und seiner alten Größe nicht verloren habe. Wir fühlten die Nothwendigkeit eine immer größere Menge ins Geheimniß zu ziehen, und schnell in allen Regimentern ähnliche Gesellschaften wie die unsrige zu organisiren, damit am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde die Officiere ihre Soldaten auf die ihnen bezeichneten Posten führen möchten. Um dieß ins Werk zu setzen, theilten wir uns in die verschiedenen, in der Hauptstadt garnisonirenden Truppenabtheilungen. Die Officiere der Gardegrenadiere und der Elitencompagnien wählten Zaliwski und Urbanski als Führer. Damals ließ der Zufall eine polnisch geschriebene Broschüre in meine Hände fallen, ohne Titel, und deren erste Blätter ausgerissen waren. Sie bezeichnete die Mittel, mit denen Polen zur Zeit seiner dritten Theilung hätte gerettet werden können. Diese Schrift hatte vielen Einfluß auf die Mitglieder unserer Gesellschaft. Schon vorher hatten wir Kilinski's Memoiren gelesen, die uns als Pfand der Brüderlichkeit und desselben Eifers für unsere gemeinsame Sache von Posen aus zugesendet worden waren. Gegen Ende Septembers und in den ersten Tagen des Octobers fand man an den Straßenecken Warschau's Zettel angeheftet, welche die Polen zu einer Revolution aufforderten, ferner Drohungen gegen den Großfürsten Constantin, auch Anzeigen, daß vom neuen Jahre an das Belvedere (der Palast des Großfürsten) zu vermiethen sey. Wir hatten von allem dem keine Kenntniß. Ueberall liefen Gerüchte um, es würde eine Revolu-

tion ausbrechen, ja man bezeichnete sogar die Tage: es sollte, hieß es, am 10, 15 oder 20 October geschehen. Das Drängen vieler Officiere veranlaßte mich, den 18ten October zum Ausbruch zu bestimmen, jedoch unter der Bedingung, daß ich noch eine letzte Unterredung mit Zaliwski und Urbanski halten wollte. Bei dieser Unterredung beschlossen wir, die Sache noch weiter hinaus zu schieben, was sogleich Mißvergnügen und Feindschaft gegen mich erweckte. Die Gesellschaft trennte sich in Parteien. J. B. Ostrowski, die Wachsamkeit der Spionen fürchtend, besonders nachdem mehrere Zöglinge der Universität verhaftet worden waren, hörte auf, uns zu unterstützen. Die Mißverständnisse theilten sich den Corps mit, die sich ebenfalls entzweiten. Dieser traurige Zustand dauerte bis zu meiner neuen Unterredung mit Xavier Bronikowski. Ich verdoppelte meine Bemühungen, um alle Officiere zu vereinigen. Diese forderten, daß ich mich überzeuge, wie die Kammer der Landboten unsere Unternehmung aufnehmen würde. Zaliwski und ich wurden von ihnen ermächtigt, uns der Meinungen der Einwohner zu versichern, und den Tag des Kampfes zu bestimmen. Die Verhaftung einiger Personen auf Befehl des Cäsarewitsch, und die Furcht, die sich in der Hauptstadt verbreitete, verzögerten, wenn auch nur kurz, die Verwirklichung unserer Plane. Urbanski ward verhaftet und ich auf Befehl des Großfürsten von Olendzki verhört. Zugleich wurden Vorsichtsmaßregeln im Belvedere getroffen, und die Schule der Fähndriche doppelt bewacht. Der Cäsarewitsch verbot jede Communication mit der Stadt. Makrott (einer der Hauptagenten der Polizei) folgte allen auf den Fersen, die sich von den Casernen entfernten. Das Commando der Schule erhielt General Trembizki.

bizki. In diesen Zwischenmomenten des Schreckens und der Unordnung erklärte Xavier Bronikowski, er verlasse die Gesellschaft. Am 21 Nov. begab ich mich mit Zaliwski in die Bibliothek des wissenschaftlichen Vereins, unter dem Vorwande, die Cabinette zu besuchen, in der That aber, um daselbst Lelewel zu erwarten, der bereits von dem Daseyn einer Militärverschwörung offen unterrichtet war. Ich theilte ihm die Gesinnungen mit, von denen ein großer Theil des Heeres beseelt war. Er antwortete, die Nation stimme in diese Gesinnungen mit ein, und alle guten Polen dächten wie wir. „Obgleich, sagte er, das Schicksal schon mehrere Militärverschwörungen verfolgte, zweifle ich doch nicht, daß dießmal ein glücklicher Erfolg ihre Anstrengungen krönen wird; 40,000 Mann unter den Waffen, dieselben Gesinnungen, dieselben Wünsche hegend, werden die ganze Nation mit sich fortreißen.“ Nach dem Rathe Lelewels beschlossen wir in dieser Conferenz, am folgenden Sonntag, den 28 November Abends wollten wir losschlagen. In einer zweiten Unterredung ward festgesetzt, es sollte dieß erst am Montag geschehen. Nachdem wir uns (am 26 Nov.) von Lelewel getrennt hatten, hielten Urbanski, Zaliwski und ich eine Berathung, in der beschlossen ward: 1) die Repräsentanten der Gesellschaft, d. h. die Officiere aller in Warschau garnisonirenden Regimenter zu versammeln; 2) ihnen im Namen der Nation zu erklären, daß diese unsere Unternehmung billigen und unterstützen würde, und daß ihnen 3) der Plan der militärischen Operationen Sonntag gegen Abend vorgelesen werden sollte. Zu diesem Ende begaben sich die Repräsentanten Sonntags den 28 Nov. sieben Uhr Abends in die Gardecasernen, und versammelten sich bei Borkiewicz, Unterlieutenant des

ten Linienregiments. In dieser Nacht faßten wir einen Operationsplan, dessen Hauptartikel waren 1) sich der Person des Großfürsten Konstantin zu bemächtigen, 2) die russische Cavallerie zu zwingen, die Waffen zu strecken; 3) das Arsenal zu erstürmen, und die darin befindlichen Waffen unter das Volk auszutheilen; 4) die von Essakoff und Engelmann befehligten Regimenter der volhynischen und litthauischen russischen Garde zu entwaffnen. Die Entwicklung dieses Planes ist jetzt Jedermann bekannt. Folgendes sind deren bemerkenswertheste Details. Um sechs Uhr Abends ward das Signal, auf allen Punkten loszubrechen, durch die Anzündung einer in Solec bei der russischen Cavalleriecaserne gelegenen Brauerei gegeben. Das Schicksal wollte, daß das Feuer gelöscht wurde. Die polnischen Truppen rückten aus ihren Casernen, um sich auf die ihnen bezeichneten Posten zu begeben. In demselben Augenblick zog eine aus sechszehn Universitätszöglingen gebildete, von zwei Fähndrichen, Frzaskowski und Koleylanski, angeführte Abtheilung nach dem Belvedere, um sich der Person des Cäsarewitsch zu versichern, der Gefahr laufen konnte, in der Verwirrung geopfert zu werden. Vier Compagnien leichter Infanterie und zwei Compagnien des sechsten Linienregiments, die den Fähndrichen zu Hülfe zu kommen eilten, und die russische Cavallerie hindern sollten, in die Stadt zu dringen, konnten diesen Befehl nicht vollziehen, da sie von General Stanislaus Potozki auf ihrem Marsche aufgehalten und als Gefangene zu den Russen geführt wurden. Die vier Stücke Geschüz, die sich des Postens zwischen dem Dorfkaffeehause und der Radziwill-Caserne, so wie der zum Belvedere führenden Alleen bemächtigen und bloß feuern

sollten, um den mit dem Angriff auf diesen Punkt beauftragten Truppen moralische Kraft zu geben, wurden von einem polnischen Regimente genommen, dessen Namen ich nicht nennen will, um seinen Ruhm nicht zu beflecken. (Es war das Garderegiment der Jäger zu Pferd; das am längsten bei dem Großfürsten aushielt.) In dem Augenblick, als die nach Belvedere gesandte Abtheilung aus dem kleinen Gehölz von Lazienki verschwand, lief ich in die Caserne der Fähndriche, begleitet von dem braven Lieutenant Sgeles, der uns Patronen aus dem Lager brachte, und von Joseph Debrowolski. Die Fähndriche waren gerade mit ihren Lectionen beschäftigt. Die beiden erwähnten Officiere entwaffneten sogleich die russischen Schildwachen. Als wir in den Saal traten, rief ich: „Polen! Die Stunde der Rache hat geschlagen. Heute müssen wir siegen oder sterben. Folgt mir, und eure Brust werde das Thermopylä gegen die Feinde unserer Freiheit!“ In demselben Moment ertönte der Saal von dem einstimmigen Rufe: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Die tapfern Jünglinge bewaffneten sich mit Gewehren, und folgten den Schritten ihres Führers. Wir waren im Ganzen hundert und etliche sechszig und schlugen den Weg nach den Casernen der drei russischen Cavallerieregimenter ein. Ueberzeugt, daß die Elitencompagnien sich beeilen würden zu uns zu stoßen, befahl ich Feuer zu geben, um die Russen in Allarm zu bringen, und jene Compagnien zu benachrichtigen, daß der Kampf beginne. Nach diesem Signale drangen wir bis mitten in die Uhlanencaserne. Auf diese Art aufgerufen, ziehen sich unsere Feinde sogleich zusammen, und bilden sich, ungefähr 300 an der Zahl, in Colonne gegen uns. Wir geben Feuer auf sie, sie verlassen

ihre Reihen, ziehen sich in Unordnung zurück, sammeln sich etwas weiter aufs Neue, und kehren zum Angriffe zurück. Wir empfangen sie mit einer neuen Ladung und einem verdoppelten Hurrahrufe, stürzen dann mit dem Bajonnette auf sie los, durchbrechen ihre Colonne, die sich von allen Seiten zerstreut, und uns das mit ihren Todten bedeckte Schlachtfeld überläßt. In diesem Augenblicke ward ich benachrichtigt, daß das Cuirassier- und das Husarenregiment aus ihren Casernen heranzögen, um uns zu umzingeln und den Weg nach der Stadt abzuschneiden. Die polnischen Truppen, die uns zu Hülfe kommen sollten, kamen nicht; wir waren daher gezwungen, uns zurück zu ziehen, um so mehr, als die Patronen uns zu fehlen begannen. Das Uhlanenregiment, das wir zuerst angegriffen hatten, und das ganz zerstreut wurde, ließ uns über die Sobieski-Brücke zurückziehen, wo die vom Belvedere zurückkehrende Abtheilung zu uns stieß. In der Voraussetzung, daß die Eliten-Compagnien die Weisung erwarteten, sich mit uns zu vereinigen, schickte ich Camille Mochnazki zu ihnen, der aber bald zurückkam und meldete, er habe nirgends Succurs getroffen; dagegen stellten sich die Cuirassiere in Schlachtordnung, und schnitten uns die Wege nach der Stadt auf allen Punkten ab. Ich trete einige Schritte vor, und bemerke bald eine Linie von Cuirassieren, die ich sogleich und ohne Zaudern anzugreifen befehle. Augenblicklich rücken die tapfern Jünglinge muthvoll vor, und zwingen in kurzer Zeit den Feind, sich gegen Belvedere zurückzuziehen. Wir zogen uns zusammen, und schlugen den Weg unter dem Dorf-Kaffechause ein. Als wir auf den Platz zwischen diesem Kaffeehause und der Radziwill-Caserne kamen, stießen wir wieder auf die Cuirassiere,

die uns aufs Neue verfolgten; zugleich erblickten wir einen Husarenhaufen, der aus den Alleen kam und gegen uns losrückte. In dieser Noth sah ich keine Rettung, als uns so schnell als möglich links nach der Radziwill-Caserne zu wenden. Es gelang uns wirklich, uns auf diese Caserne zurückzuziehen, von wo aus uns leicht war, viele Leute dem Feinde zu tödten, der uns belagern zu wollen schien. Kurz darauf aber verlassen die Fähndriche, von ihrem brennenden Muthe hingerissen, die Caserne, stürzen sich auf die Russen, machen eine große Zahl kampfuntauglich, und zwingen sie zum Rückzuge. Nun wendeten wir uns nach der Stadt, zu der jetzt der Weg offen stand. Bei der St. Alexanderskirche stießen wir auf den General Stanislaus Potozki; die Fähndriche verhafteten ihn, indem sie ihn zugleich fast auf den Knien baten, der Sache der Nation beizutreten. Auch ich vereinigte meine Bitten mit denen dieser tapfern Jünglinge, und sagte zu ihm: „General, ich beschwöre Sie im Namen des Vaterlandes, bei den Ketten Igelströms, in denen Sie so lange seufzten, sich an unsere Spitze zu stellen. Glauben Sie nicht, daß es bloß die Schule der Fähndriche ist, die sich erhob; alle Truppen sind für uns, und besetzen bereits die ihnen angewiesenen Posten.“ Da ich indessen sah, daß alle unsere Bitten fruchtlos waren, befahl ich, ihm die Freiheit wieder zu schenken. Einige Stunden später starb er von einer andern Hand. Sein hartnäckiger Widerstand und sein zu geringes Vertrauen auf die Tugend und die Standhaftigkeit des polnischen Soldaten führten ihn ins Grab. Hier ende ich meine Erzählung, da ich die Blutscenen nicht beschreiben mag, von denen ich von der St. Alexanderskirche bis zum Arsenal Zeuge war. Die Vor-

sehung leitete unsere Schritte; Gott war uns günstig im Beginne dieses Kampfes. Und dieser Gott unserer Väter, unsers lieben Polens, der unser Werk segnete, wird unserm Vaterlande auch den Glanz seiner Größe und seines alten Ruhmes wieder schenken."

Ein anderer Bericht ergänzt diese Nachrichten folgendermaßen: „Die Abtheilung, die sich bis zum Palast Belvedere vorgedrängt hatte, stieß hier auf die sie schon erwartenden Studirenden. Jetzt drangen mehrere Helden, worunter sich nur einige mit dem Innern des Schlosses bekannte Zöglinge der Militärschule befanden, nachdem sie die nicht sehr zahlreiche, aus russischen Veteranen bestehende Wache niedergemacht hatten, durch die Thore in dasselbe ein. Sie fanden die Glasthüren im ersten Gestock verschlossen. Nachdem sie eingestoßen waren, zeigte sich der Vicepräsident Lubowizki im Vorzimmer und fiel, von mehreren Bajonnetten durchbohrt, zuerst als Opfer. Von hier drang man in das Zimmer des Cäsarewitsch, um ihn zu ergreifen, nicht aber um ihn zu tödten. Man fand das Bett leer, jedoch noch warm. Sein dienstfertiger Kammerdiener, der den ersten Lärm hörte, hatte ihn geweckt, ihm einen Schlafrock umgeworfen, und ihm so durch eine verborgene Thüre zur Flucht verholfen. Man sagt, der Cäsarewitsch habe sich für den Augenblick unter dem Dache seines Palastes versteckt gehalten. Die ganze kleine Schaar Helden eilte nun in die Stadt zurück, um ihren Brüdern zu helfen. Auf dem Hofe stießen sie auf den russischen General Gendre, den Liebling des Cäsarewitsch, einen Mann von sehr üblem Rufe. Von zwei Kugeln in den Magen getroffen, fiel er sogleich und ohne Schrei zu Boden. Der Rückzug dieses Häufleins junger Leute vom Belvedere nach der neuen Welt

(Nowy Swiat) gehört unter die Wunder der Taktik und Tapferkeit. Es waren ihrer allerdings gegen zweihundert; auf dem ganzen Wege aber mußten sie, fast in offenem Felde, den Angriff des russischen Cuirassierregiments, das fast aus lauter alten Kriegern bestand, und bemüht war, ihnen den Weg abzuschneiden, aushalten. Die Geschicklichkeit, welche diese jungen Leute in ihren Evolutionen zeigten, und ihre Geistesgegenwart sind auf dem Schlachtfelde graugewordener Krieger würdig. Einige und zwanzig Russen fielen unter ihrem mörderischen Feuer; die Helden erlitten keinen Verlust an Todten; nur Einige, die sich aus zu großer Hitze von der Menge getrennt hatten, wurden zu Gefangenen gemacht. Die über die Tapferkeit des Häufleins von Helden erstaunten Russen wagten es nicht, sie bis in die Straßen von Warschau hinein zu verfolgen. Die in die Stadt eingedrungene Reiterei der Militärschule zerstreute sich durch alle Gassen, den Bewohnern zurufend: „Zu den Waffen! Polen, zu den Waffen!“ Die Uebrigen begaben sich nach der Neuen-Welt und in die Krakauer Vorstadt. Während dieß alles im Belvedere und auf der mittägigen Seite der Stadt geschah, blieben die tapfern Brüder auf der nördlichen Seite nicht unthätig. Zur verabredeten Stunde rückten das ganze vierte Linien-Infanterie-Regiment, von Officieren geringeren Ranges angeführt, eine Batterie Artillerie-Garde zu Pferde mit zwölf Kanonen, eine Abtheilung Garde-Grenadiere, ein Bataillon Sappeurs und die Grenadier-Compagnien aller in der Hauptstadt liegenden Regimenter aus ihren Casernen aus, und begaben sich, indem sie die volhynisch-litthauisch-russischen Garden fest im Auge behielten, nach dem Arsenal. Das Erste war, die Bank durch eine starke Besatzung gegen einen

etwaigen Angriff zu schützen, und zwei kleine Häuser in Nowolipiu, die jedoch so lagen, daß die Hauptstadt dabei keiner Gefahr ausgesetzt war, in Brand zu stecken. Diese zwei wichtigen Thatsachen, so wie die dem Militär und dem Volke gegebenen Befehle, sich aufs strengste jeder Plünderung zu enthalten, drücken unserer Revolution für alle Jahrhunderte das schönste Siegel auf. — Nachdem eine Abtheilung der Studirenden und der Militärschule von Lazienki angekommen war, vereinigten sich sämmtliche Zöglinge der Militärakademie nicht ohne große Mühe in der Honig-, früher Napoleons-Straße. In derselben Zeit befreite man die bei den Karmelitern zu Leszno, so wie die in dem in der Bierstraße gelegenen Kloster Marcinkanki eingesperrten Staatsgefangenen, und bemächtigte sich ohne Schwierigkeit des Zeughauses. Im Nu hatten die Einwohner der Hauptstadt 40,000 Carabiner und Säbel aus demselben herausgeholt. Dieser Umstand beweist, wie allgemein und gleich die Stimmung der Gemüther gegen die unerträgliche Tyrannei war. Es bedurfte nur einer unerschrockenen Stimme, um in Aller Herzen das heilige Feuer zur unvermeidlichen Nothwehr anzuzünden. Der Muth und die Ergebenheit unserer Krieger überwiegt alle Lobpreisungen. — Welche Entschlossenheit zeigte nicht jener Officier, welcher zu einer Zeit, wo die Ruhe der Hauptstadt noch nicht gestört war, in das Theater des variétés eintrat, und mit lauter Stimme ausrief: „Meine Herren, greifen Sie zu den Waffen, die Moskowiter erwürgen uns!“ Augenblicklich war das Schauspielhaus leer; der Schrecken der anwesenden Russen ist kaum zu beschreiben, ein Jeder rettete sich, wie er konnte, und alles was ein polnisches Herz hatte eilte in die Reihen der Krieger. Man

sagt, daß auch Rozniezki bei dieser Vorstellung gegenwärtig war. Als Kutscher verkleidet und schreiend: „Zu den Waffen, Polen! Es lebe das Vaterland! Tod den Spionen und Verräthern!“ eilte er nach dem Belvedere. So verdankte dieser verruchte Bösewicht seine Flucht der angenommenen Farbe der Tugend. — Auf den Lärm der Schüsse und des Aufstandes stiegen alle Officiere höhern Ranges, die zugleich wegen ihres Gehorsams gegen die bestehende Oberbefehlshabergewalt bekannt waren, aufs Pferd. Jeder versuchte durch Vorstellungen und Drohungen seine Untergebenen von der Theilnahme an dem ausgebrochenen Aufstande abzuhalten. Sie sind dem Tode nicht entronnen. General Hauke und der Obrist Meciszewski fielen, von der Kugel getroffen, auf der Krakauer Straße, am Palaste des Vicekönigs; der General Trembizki sank, nachdem er, aufgefordert, auf die Seite der Nation zu treten, in seiner Widerspenstigkeit zu lange verharrt hatte, von einem Flintenschusse getroffen, an der Ecke der Straße Bielauska und Dluga zu Boden. Der General Siemiakowski, der so eben mit dem Befehle des Großfürsten anlangte, wurde auf der Stelle auf dem sächsischen Hofe niedergeschossen. Blümer, der sich hinter dem Zeughause zeigte, und der bemüht war, die volhynischen Truppen zu vereinigen, wurde von 18 Kugeln in die Brust getroffen. Sein Leichnam soll den andern Tag aufgehenkt worden seyn. Der General Stanislaus Potozki fiel gleichfalls als Opfer seiner Unschlüssigkeit. Weil er sich bald mit den Patrioten verband und bald wieder zum Gehorsam und zur Ordnung aufforderte, verließen ihn Volk und Truppen, die, ungeduldig und Verrath fürchtend, so kostbare Augenblicke nicht verlieren wollten. Darauf ward er zwischen den Straßen Senatorska und Wierzbowa von ei-

ner Kugel niedergestreckt, und in das Haus des Hrn. Lawa getragen, wo er den folgenden Tag zum Bedauern Vieler seinen Geist aufgab. Mit Wehmuth müssen wir noch bekennen, daß auch der General Nowizki, an dem die öffentliche Meynung nichts auszusetzen hatte, beim Austritte aus dem Theater durch eine Kugel getödtet wurde. Die Ursache dieses Unglücks war, daß man ihn für den russischen General Lewizki hielt, der ihm an Wuchs und Namen ähnlich war. Von den bedeutendsten Russen kamen am Ende der Froschstraße, nahe beim Börsenplatze, der Oberst Saß, Oberhaupt der geheimen Polizei beim Großfürsten, so wie auch sein Lakai, ums Leben. Die Generale Diakow und Fencz wurden verwundet. Der polnische General Bontemps, ingleichen die russischen Essakoff, Lange, Richter, Engelmann, Krywcow, die Obersten Fakicyn und Ignatew, der Adjutant des Großfürsten, Gressel, und der Flügeladjutant des Kaisers, Buturlin, wurden gefangen und in Verwahrsam gebracht."

Auch am 30 November wurde noch gekämpft. Die polnischen Gardejäger unter Kurnatowsky und Krasinsky behaupteten sich bis um 9 Uhr auf dem sächsischen Platz, und zogen dann erst, von der Uebermacht gedrängt, den übrigen, schon aus der Stadt geflüchteten russischen Truppen nach.

Der officielle russische Bericht über die Verschwörung, der in dem Journal de St. Petersbourg am 4 Jan. 1831 erschien, folgt in den Thatsachen dem Berichte Wysozki's. Was aber dort als der patriotische Aufschwung einer ganzen Bevölkerung für ihre heiligsten Nationalinteressen erschien, das erscheint hier als eine catilinarische Verschwörung von wenigen Bösewichtern gegen eine, das Wohl des Volkes auf

jede Weise fördernde Regierung. Es heißt darin: „Die Einführung der Disciplin in der Armee, größerer Ordnung in der Administration, und die Einschreitung gegen die Zügellosigkeit, wurden von den Feinden der öffentlichen Ruhe als eben so viele Eingriffe in die durch den Monarchen dem Königreiche Polen zugestandenen Rechte betrachtet, deren Aufrechterhaltung Polen anvertraut war, gegen welche bis auf den heutigen Tag noch keine gesetzliche Klage zum Fuße des Thrones gelangt war. Weit entfernt, den Werth des Wohlstandes ihres Landes, des Resultats jener väterlichen Administration, zu würdigen, hat sich eine aufbrausende, unüberlegte Jugend durch falsche Raisonnements einiger Egoisten, deren persönliches Interesse den Umsturz der gesetzlichen Ordnung wünschte, verführen lassen, und, bloß den Rathschlägen ihrer Leidenschaft folgend, seit dem Jahre 1828 eine geheime Gesellschaft gebildet, zum Trotze der darüber bestehenden Verbote. — Diese Handvoll Unbesonnener, die nicht die geringste Idee von dem wahren Zustande ihres Landes, von seinen Bedürfnissen und seinen Interessen hatten, — die alle in Europa vorfallenden Ereignisse in falschem Lichte betrachteten, — bildete das Complot, das Polen an den Rand des Abgrundes führte, und dessen Hauptstadt, so wie die Provinzen, allen Schrecken und Folgen der Anarchie Preis gibt. Vereinigt durch einen zügellosen Freiheitsgeist, mit unglücklichen Revolutionsgrundsätzen ausgerüstet, arbeiteten die jungen Brauseköpfe daran, ihre Meynungen zu verbreiten, und fanden, worüber man billig erstaunen muß, Theilnehmer unter Männern, die in Folge ihres Standes und Alters die Einflüsterungen jener elenden Feinde der Ordnung hätten mit Verachtung von sich weisen sollen, und de-

nen das allgemeine Interesse es zur Pflicht machte, sie der Gerechtigkeit zu überliefern. — Zwei Officiere, der Unterlieutenant Laurent Przedpelski und Felix Nowosielski, nahmen es über sich, ihre Cameraden und Untergebenen von dem Wege abwendig zu machen, den ihnen die Ehre und ihr Eid vorzeichneten. — Nicht minder entsittlichte und zugleich unüberlegte Einwohner, als diese, antworteten jenen jungen Schwärmern im Namen der ganzen Nation! Adam Gurowski, Bruder des Fähndrichs gleichen Namens, versicherte Wysozki, daß die ganze Nation seine Gesinnung theile, und Zwierkowski, Bote am Reichstage, bestätigte ihn in dieser Täuschung. Indem sie sich auf solche Weise gegenseitig betrogen, überließen sie sich schmeichelhaften, aber abgeschmackten Hoffnungen, und zogen unter der Armee, so wie unter den Bürgern, die Leichtgläubigen, Unwissenden, Bösewichter und unruhigen Köpfe an sich. — Die Revolution in Frankreich im Julius 1830 belebte die verbrecherischen Hoffnungen der Verschwörer, lieh ihren Operationen mehr Kühnheit, und gesellte zu ihnen einen Haufen unruhiger, frecher Menschen und einige leichtsinnige Träumer, einige junge leichtsinnige Officiere, Studenten der Universität zu Warschau und eine kleine Anzahl Bürger, größtentheils Müßiggänger, unter denen sich auch kein Einziger befindet, der sich im geringsten bekannt gemacht hätte. — Die Regierung wurde auf diese Unordnungen aufmerksam, verhaftete einige der frechsten Empörer, ohne die Verdächtigen zu verfolgen, und widerlegte durch Maßregeln der Milde die Beschwerden der Uebelwollenden über vorgebliche Bedrückungen. Doch in den verstockten Herzen war die Ehre schon verloschen, und sie empfanden die Wohlthaten nicht! Furcht vor Entdeckung, Hoff-

nung, sich über den Staub zu erheben, durch Plünderungen sich zu bereichern, Durst nach Rache und andere verbrecherische Triebfedern und Begehren bewogen die Verschwornen den beabsichtigten Aufruhr zu beschleunigen. Man behauptet, es habe kein einziger Mann von Bedeutung an dem Aufruhr Theil genommen, und kein General, kein Obrist, ja kein Capitän sey in den Reihen der Empörer sichtbar gewesen, sondern die Compagnien nur von jungen Lieutenants und Unterlieutenants befehligt worden. Die Befehlshaber der polnischen Truppen, die sich bestrebten, ihre Untergebenen in den Schranken der Pflicht, der Ehre und Eidestreue zurückzuhalten, fielen von Mörderhänden, oder wurden von den aufgewiegelten Soldaten gefangen genommen und entfernt. Erschlagen wurden in diesem Aufstande: die polnischen Generale Graf Hauke, Graf Potozki, Tremnizki, Sementkowski, Blümer und Nowizki, der Obrist Mezischewski und der russische Obrist Saß. Viele russische Generale und Officiere, die ihre Regimenter und Detaschements nicht mehr erreichen konnten, fielen in die Gefangenschaft der Meuterer. Die Vorsehung rettete den Cäsarewitsch. Die Böswichter, welche bis in die innersten Gemächer Sr. kaiserlichen Hoheit drangen, verwundeten mehrere Diener, tödteten den Generallieutenant Gendre, und versetzten dem Vicepräsidenten der Warschauer Polizei, Ljubowizki, 13 Bajonnetstiche. Mitten unter diesen Gräueln bot sich dem Cäsarewitsch die Möglichkeit dar, den Nachstellungen der Mörder zu engehen, die, da sie ihn nicht fanden, davon liefen. Da befahl Se. kaiserl. Hoh. den russischen und den treugebliebenen polnischen Truppen, zu denen das reitende Garde-Jägerregiment und der größte Theil der Gardegrenadiere gehörten, auf dem

Marsche aus der Stadt, jeden Angriff abzuwehren, ohne selbst anzugreifen, um durch die That das von den Empörern ausgesprengte Lügengerücht zu widerlegen, als überlieferten die Russen die Einwohner der Hauptstadt dem Tode."

4.

General Chlopizki, Dictator von Polen.

Ein so gewaltsamer Umsturz der Dinge konnte nicht ohne einen Augenblick der Anarchie vor sich gehen. Das in vieler Hinsicht noch rohe und so lange unter der Knute gehaltene Volk konnte wohl nicht anders, als in diesem Augenblicke „in jeder Hinsicht trunken" seyn. „Alle Privatnachrichten aus Warschau stimmen darin überein, daß in den Nächten vom 29 Nov. bis zum 1 Dec. Warschau selbst allen Schrecknissen eines entfesselten, rachgierigen, raubsüchtigen Pöbels preisgegeben war, der sich besonders von Praga herüber in allen Straßen verbreitete, über die Häuser und Magazine, welche mit der russischen Regierung in Verbindung standen, herfiel, und in Grausamkeit und Blutdurst selbst das übertraf, was uns aus Brüssel berichtet wurde. Nur Eine Stimme dagegen hört man über das heldenmüthige und kräftige Benehmen des Generalissimus Chlopizki, welcher mit Lebensgefahr der schrecklichen Anarchie sich entgegenstellte, und das Leben vieler dem Tode geweihter Generale und Oberbeamten, die nun verhaftet sind, rettete."

Wenn die ersten Unfuge des entfesselten Pöbels sehr natürlich erscheinen, so spricht dagegen die Sicherung der

Bank und die schnelle Herstellung der Ruhe so deutlich zu Ehren der polnischen Nation, daß die Verleumdung der russischen und preußischen Blätter davor verstummen muß. Und ließ man den Großfürsten nicht mit allen russischen Regimentern frei abziehen? Welches Volk in ähnlicher Lage hätte bei solcher Ursache und Gelegenheit zur Rache mehr Mäßigung bewiesen?

Es wurde nicht sofort eine revolutionaire Regierung errichtet, es drängten sich nicht ehrgeizige Köpfe an die Spitze. Man fand es natürlich, daß nach der Flucht des Großfürsten der bestehende, noch unter russischem Einflusse gebildete Administrationsrath des Königreichs, unter dem Vorsitze des Finanzministers Lubezki die Zügel der Regierung beibehielt, nachdem er sich durch den Beitritt einiger der einflußreichsten polnischen Großen verstärkt hatte, des Fürsten Adam Czartorynski, des Fürsten Michael Radziwill, und der HH. Kochanowski, Paz, Niemcewicz und General Joseph Chlopizki. Dieser Administrationsrath erließ noch in der Nacht vom 29 auf den 30 November eine Proclamation zur Beruhigung der Gemüther. Da dieselbe aber mit den Worten begann: „Die eben so traurigen als unerwarteten Ereignisse des vorigen Abends ꝛc.", und da im Administrationsrathe noch mehrere Russenfreunde saßen, gegen deren Patriotismus das Volk gerechten Argwohn hegte, so mißfiel die Proclamation, und der Rath konnte seine Autorität nur dadurch aufrecht halten, daß er sich am folgenden Tage, 1 December, neu organisirte, und die verdächtigen Mitglieder Lubezki, Grabowski, und drei andere ausschied, und an ihre Stelle den Castellan Dembrowski, den Grafen Ostrowski, und den Professor Joachim

Lelewel aufnahm. Der Letztere, ein berühmter Geschichtschreiber und feuriger Patriot, stand im größten Ansehen bei der polnischen Jugend, und man schrieb seinem Einflusse die erste Aufregung dieser Jugend zu, und hielt ihn für den geheimen Urheber der Revolution selbst.

Sobald Lelewel, der populärste Mann im Civil, und Chlopizki, der populärste Soldat, in der Regierung waren, erhielt diese selbst volle Autorität beim Volk und der Armee, die Unruhigsten unter dem Pöbel wurden verhaftet, und die Ruhe so vollkommen hergestellt, daß wenig Tage nachher die Stadt Warschau wieder das friedlichste Ansehen hatte. Die ganze Militärgewalt wurde in die Hände Chlopizki's gelegt, der an demselben Tage, 1 December, den Titel eines Generalissimus annahm, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, sein Amt im Namen des Kaisers zu verwalten. Auch der Administrationsrath selbst handelte noch im Namen des Kaisers, und Lelewel war unter den Deputirten, die sich zum Großfürsten Constantin begaben, um mit demselben Verabredungen zu treffen, am 2 December.

Der Großfürst befand sich mit noch mehreren, ihm treu gebliebenen polnischen Regimentern und etwa 8000 Mann russischer Truppen vor den Thoren der Stadt in einer hülflosen Lage. Er sah sich verloren, wenn er nicht gelindere Saiten aufzog; daher erwiderte er die friedlichen Vorschläge des Administrationsrathes mit der größten Zuvorkommenheit, und erklärte: „er wolle das Vorgefallene Sr. Maj. dem Kaiser zur Gnade und Vergessenheit empfehlen; die in Litthauen schlagfertig stehende russische Armee solle nicht nach Polen rücken; die Gefangenen sollen freigegeben werden."

Allein diese Verständnisse mit der verhaßten russischen Ge-

Gewalt, die man so eben für immer gestürzt zu haben glaubte, erweckten den Argwohn und Zorn der fanatisirten Jugend. Zwei Parteien traten einander gegenüber. Die Jugend, die seit dem Eintritte Lelewels in die Regierung sich vertrauensvoll derselben unterworfen hatte, entzog ihr jetzt dieß Vertrauen, constituirte sich in Clubs, ähnlich den ehemaligen französischen Jacobiner-Clubs, und machte, von einem eben so richtigen Instincte, wie von feurigem Nationalstolze geleitet, die Ansicht geltend, daß eine Versöhnung mit Rußland unmöglich sey, daß man schnell und entschieden die Kriegspartei ergreifen, und daher auch alle Vortheile des Augenblicks benutzen, den Großfürsten und seine Truppen gefangen nehmen und als Geiseln zurückbehalten müsse. Die Alten dagegen, welche Zeugen der früheren mißlungenen Kämpfe Polens gewesen waren, welche die geringe Macht Polens, die Unzuverlässigkeit fremder Hülfe in Ueberlegung zogen, und in den rechtlichen Charakter des Kaisers Nicolaus ein großes Vertrauen setzten, waren zur äußersten Mäßigung entschlossen, und suchten auf jede Weise der Revolution einen gesetzlichen Charakter zu geben, indem sie sie nur als eine Protestation gegen den Mißbrauch der administrativen Gewalt, nicht aber als eine Empörung gegen den legitimen Monarchen und als einen Umsturz der Verfassung angesehen wissen wollten. In diesem Sinne unterhandelte der Administrationsrath mit dem Großfürsten, und der greise Dichter Julian Niemcewicz, hochverehrt auch von der Jugend der Nation, redete auf eine rührende Weise zur Ruhe und Mäßigung, indem sein bekümmerter Geist Polens Untergang voraussah, wenn die exaltirte Partei den ganzen Zorn des allgewaltigen Czaaren aufreizen würde.

Aber die Jugend ließ sich dadurch nicht irre machen. Ihr gesundes Gefühl lehrte sie die Lage der Dinge richtiger beurtheilen. Sie sah ein, daß bei den bekannten Grundsätzen der russischen Regierung und bei der großen Macht, die Rußland zu Gebote stand, diese Grundsätze geltend zu machen, jede Hoffnung auf Versöhnung Wahnsinn und Verrath an der polnischen Sache sey, daß nur Gewalt Gewalt vertreiben könne, und daß ein Kampf auf Leben und Tod trotz allen Unterhandlungsversuchen unvermeidlich sey. Die Clubisten erhoben sich also gegen den Administrationsrath und drangen am 5 December in dessen Versammlungssaal ein, indem sie den Abbruch aller Unterhandlungen mit Rußland und die Gefangennehmung des Großfürsten verlangten.

Unter diesen Umständen trat General Chlopizki ins Mittel, der im Vertrauen der Armee damals die größte Macht besaß. Die Ansicht der Gemäßigten theilend und das ganze Gewicht seiner Verantwortlichkeit fühlend, hielt er eine Rede an die Clubisten, so voll Zorn, daß ihn ein Schlaganfall befiel und er besinnungslos niedersank. Sobald er sich aber erholt hatte, ergriff er energisch seine Partei. Da er den Administrationsrath zu schwach sah, beschloß er, sich allein als Dictator an die Spitze der Regierung zu stellen, mit Hülfe der ihm ergebenen Armee die Ruhe zu erhalten, und Bürge dafür zu seyn, daß in Polen nichts weiter geschähe, was den Kaiser aufs neue beleidigen, die Unterhandlungen abbrechen und die Aussöhnung unmöglich machen könnte. Er veranstaltete eine allgemeine Heerschau, wurde mit Jubel empfangen und begab sich sogleich in den Sitzungssaal, wo er aus eigener Machtvollkommenheit sich zum Dictator erklärte, welche Würde er bis zu dem auf den 18 December ausgeschrie-

benen Reichstag verwalten wollte. Inzwischen behielt er für die Verwaltung der innern Angelegenheiten den Administrationsrath bei. Seine Proclamation vom 6 December lautete: „Da die kritische Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, die größte Energie und Schnelligkeit in allen Dingen erheischt; da alles, was die Operationen hemmen dürfte, der öffentlichen Sache nur verderblich werden könnte; weder aus Ehrsucht, noch aus Gier nach Macht — denn diese Gefühle sind mir fremd — sondern in Berücksichtigung der Umstände; übrigens das Beispiel der Römer nachahmend, welche, in Augenblicken der Gefahr fürs Vaterland, die oberste Gewalt einem Dictator anvertrauten, erkläre ich euch Polen und euch tapfern polnischen Soldaten, daß ich die Function eines Dictators auf wenige Tage, d. h. so lange übernehme, bis die beiden Kammern versammelt seyn werden; sobald der Reichstag constituirt seyn wird, werde ich meine Gewalt in seine Hände niederlegen. Glaubt mir, Landsleute, daß ich meine Autorität nur zu eurem Besten gebrauchen werde. Es lebe das Vaterland! Warschau, den 5 December. Der Dictator Chlopizki."

Joseph Chlopizki genoß als Soldat den größten Ruf in Polen. Ein polnisches Blatt sagte damals von ihm: „Er kann sechzig Jahre seyn, aber er ist stark und kräftig und erscheint jünger. Wiewohl adelig, ist er doch nicht von hoher Geburt. Soldat von Jugend an, hat er die Kriege seines Vaterlandes in den neunziger Jahren mitgemacht, und darauf sich den von Dombrowski in Italien gebildeten polnischen Legionen angeschlossen. Schon als Bataillonschef stand er im Rufe eines ausgezeichneten Officiers. In dem polnischen Feldzuge von 1807 commandirte er das erste Regiment

von der Weichsel, und das Jahr darauf war er Anführer der vier Regimenter von der Weichsel in Spanien. Bei der Belagerung von Saragossa zeichnete er sich ruhmvoll aus. Zum Brigadegeneral ernannt, stand er bis zum Jahre 1812 unter dem Befehle des Marschalls Suchet, der ihm in seinen Memoiren mehrere Seiten gewidmet hat, und unter Anderm sagt, er habe am liebsten dem polnischen General entferntere Expeditionen, worüber er nicht selbst die Aufsicht habe führen können, aufgetragen. Als 1812 die polnische Division für den Feldzug nach Rußland berufen ward, empfand der Marschall lebhaft seinen Verlust. Chlopizki ward bei Smolensk schwer verwundet. Später war er Divisionsgeneral, als Kaiser Alexander ihn zur Armee des jetzigen Königreichs Polen berief. Der Herzog von Wellington soll ihm beim Kaiser große Lobreden gehalten, und ihn als einen seiner furchtbarsten Feinde auf der Halbinsel bezeichnet haben. Er verließ, wegen einer erlittenen Beleidigung, sehr bald wieder die polnische Armee, und lebte seitdem zurückgezogen."

Das dringende Bedürfniß der Einheit und der militärische Ruf Chlopizki's erhoben diesen General in einem kritischen Moment zur höchsten Gewalt, der er übrigens auf die Dauer nicht gewachsen war, denn er besaß keine großen politischen Eigenschaften.

Inzwischen entließ der Großfürst die polnischen Truppen, die er noch bei sich hatte, um dadurch den Insurgenten zu schmeicheln und sich einen freien Rückzug zu erkaufen. Sie kehrten nach Warschau zurück. Ihren Generalen Krasinski und Kurnatowski drohte einen Augenblick die Rache des Volks, doch verzieh man ihnen, als sie zum Volk schworen. Im

ganzen Königreich Polen wurde die Revolution der Hauptstadt mit Jubel vernommen und ihr Beispiel befolgt. Zuerst erklärte sich Kalisch für die neue Ordnung der Dinge; auch die starken Festungen Modlin und Zamosc fielen ohne Schwertstreich in die Hände der Polen.

Constantin durfte frei abziehn, da Chlopizki's Ansehn die Partei, welche den Großfürsten als Geisel zurückhalten wollte, im Zaume hielt, und einerseits die Klugheit derer, welche noch Aussöhnung mit dem Kaiser hofften, andrerseits die Großmuth gegen einen wehrlosen Feind Schonung geboten. Der Großfürst zog mit seinem kleinen Heere, welches die Polen auf die leichteste Weise hätten abfangen können, an der angeschwollenen Weichsel aufwärts, die unter diesen Umständen keinen leichten Uebergang darbot. Bei Pulawy ging er über den Fluß, 6 December, und setzte dann seinen Marsch über Brzesc Litewski fort, wo er die Gränze des Königreichs erreichte und sofort in Litthauen unter dem Schutze der dort versammelten Armee völlig sicher war. Der polnische General Wolizki machte eine Unterredung bekannt, die er unterwegs mit dem Großfürsten hatte. Das Resultat derselben ist, daß Constantin erklärte, er habe für seine Person alles vergessen und verziehen, er könne aber nicht dafür stehen, daß sein kaiserlicher Bruder nicht die Sache ganz anders ansehen würde.

Die litthauische Armee, deren Stärke man auf 40,000 Mann geschätzt hat, nahm damals zwischen Polen und Rußland eine sonderbare Stellung ein. Das ganze polnische Heer war revolutionirt, und da die Litthauer und Polen als Brüder das gleiche Interesse beseelte, da sie in allen frühern

Unabhängigkeitskriegen stets vereint gefochten hatten, so hätte man glauben sollen, daß das litthauische Heer, das damals noch nicht durch die hinzugestoßenen russischen Heerhaufen bewacht war, sich freudig dem polnischen anschließen würde. Allein die Armee dachte anders als das Volk. Während der litthauische Adel und seine Bauern nur auf eine Gelegenheit lauerten, die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen, war umgekehrt das litthauische Heer entschieden antipolnisch gestimmt. Die Ursache davon war die bisherige Trennung und Eifersucht zwischen den litthauischen und polnischen Truppen. Die erstern, die auch den letzten Rest von Nationalunabhängigkeit und Nationalehre längst verloren hatten und nichts mehr als russische Sklaven waren, wurden von den letztern, welche den Namen, die Farben und die Ehre Polens sich gerettet hatten, mit Verachtung behandelt, und diese in der Langenweile des Garnisonslebens genährte Antipathie sollte auf Polens Schicksal den wichtigsten Einfluß üben. Wäre dieser Bruderhaß unter den Truppen nicht gewesen, hätten die polnischen und litthauischen Heere sich damals eben so leicht vereinigt, als sich ein halbes Jahr darauf das polnische und litthauische Volk vereinigt haben, so wäre Polens Zukunft vielleicht sehr rasch und glücklich entschieden worden.

Uebrigens wandte auch die damals in Polen herrschende gemäßigte Partei alles an, um sich vor dem Vorwurfe zu bewahren, sie wolle russische Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrscher empören. Sie suchte die Revolution innerhalb der Gränzen des bestehenden Königreichs Polen zu fesseln, um ihr dadurch einen legalen Charakter zu erhalten, und indem sie mit Zuversicht darauf rechnete, daß Frankreich den Grundsatz der Nicht-Intervention zu Gunsten Polens geltend

machen würde, durfte auch seinerseits Polen nicht durch Aufregung der Litthauer sich in die innern Angelegenheiten Rußlands mischen wollen. Aus diesen Ursachen blieb der Aufstand auf das Königreich Polen beschränkt, ohne daß man damals schon von Polen aus versucht oder in Litthauen selbst gewagt hätte, die Revolution weiter zu verbreiten.

Die Nachricht von den Ereignissen in Warschau gelangte am 7 December nach St. Petersburg, wo sie alles in Bestürzung versetzte. Aber schon vom ersten Augenblicke an ergriff der Kaiser aufs bestimmteste seine Partie, und es ist fast unbegreiflich, wie die deutschen und französischen Blätter, und vor allen die Polen selbst, hatten zweifeln können, welche Partie der Kaiser ergreifen würde. Die englischen Blätter urtheilten hierüber richtiger, indem sie vollkommen die Ansicht der damaligen polnischen Minorität theilten, die nämlich, daß an Versöhnung nicht zu denken sey, daß der Kaiser Nicolaus den Polen nie das Geschehene verzeihen, sondern mit Gewalt der Waffen ihren Aufstand unterdrücken und aufs härteste bestrafen würde. Die englischen Times sagten damals sehr richtig: „Der russische Selbstherrscher hat zu viele Völker unter seinem Scepter, als daß er den Aufruhr unbestraft oder unbekämpft lassen könnte. Das Beispiel würde zu ansteckend seyn. Man kann daher mit Gewißheit annehmen, daß die ganze Kraft des Reichs gegen Polen gerichtet werden wird, und daß die Polen gerüstet seyn müssen, sich gegen Niedermetzelung und Unterwerfung zu vertheidigen, wie vor der ersten und letzten Theilung."

Am 8 December versammelte Kaiser Nicolaus in Petersburg die russischen Officiere um sich, verkündete ihnen den

Aufruhr und hielt eine begeisterte Rede an sie. Die Officiere antworteten mit lautem Enthusiasmus, ihre unbegränzte Treue versichernd und glühende Rache athmend. Einer Nachricht in der Nordischen Biene zufolge soll der Kaiser diese Rachlust selbst gedämpft haben, indem er mit Rührung gesagt haben soll: „Ich bitte Sie, meine Herren, die Polen nicht anzufeinden, sie sind unsere Brüder. Den Aufstand verschulden einige wenige Uebelgesinnte. Ich hoffe, daß mit Gottes Hülfe alles zum Besten enden wird.“ Nach einem Bericht im Hamburger Correspondenten dagegen soll der Kaiser gesagt haben: „So wie sein erlauchter Bruder, der Kaiser Alexander, einen Schwur gethan, sein Schwert nicht eher einzustecken, bevor nicht der letzte Franzose von dem russischen Boden vertrieben sey, so schwöre er, nicht eher zu ruhen, als bis der letzte der polnischen Rebellen bestraft sey.“ Beide Nachrichten können wahr seyn, denn aus den spätern Proclamationen und Unterhandlungen geht hervor, daß der Kaiser allerdings an den ihm treu gebliebenen Polen die Handlungen der Aufrührer nicht rächen, dagegen aber den Aufrührern selbst auch unter keiner Bedingung verzeihen wollte.

In den Manifesten, welche der Kaiser an das Volk und Heer der Polen am 17 December erließ, hieß es: „Mit Bezeugung unseres gerechten Unwillens über den begangenen Treubruch, erlassen wir den Befehl, allen Eigenmächtigkeiten und widersetzlichen Bewaffnungen ein Ende zu machen und alles wieder auf den vorigen Fuß herzustellen.“ Ferner hieß es darin: „Wir sind bereit, den Treubruch zu strafen, wollen aber den Unschuldigen von den Verbrechern unterscheiden.“ Von einer billigen Erhörung der Beschwerden, welche zu dem Aufstand der Polen Anlaß gegeben, war

nirgends die Rede. Im Gegentheil hieß es: „Glaubten sie, als sie die Waffen ergriffen, sich schmeicheln zu dürfen, Zugeständnisse zu erhalten, so ist ihre Hoffnung eitel.“ Also hatten diejenigen Polen, welche bei dem Aufstand betheiligt waren, nur eine grausame Rache, und alle Polen hatten nur die Rückkehr der frühern Willkürherrschaft zu erwarten. Während dieses den Polen durch Manifeste verkündet wurde, waren zugleich die russischen Blätter überfüllt mit Nachrichten von den erstaunlichen Zurüstungen, welche Rußland mache, die Rebellen zu zermalmen. Es hieß, alles lechze nach dem Blute der Verräther, jeder Russe dränge sich zu den Fahnen, selbst die Söhne der Reichen und Vornehmen träten als Gemeine ein. Aufs schleunigste wurden die Heeresmassen in Bewegung gesetzt, und der berühmte Marschall Diebitsch-Sabalkanski, der erste Feldherr dieser Zeit, kehrte eilends von Berlin nach St. Petersburg zurück, wo er am 13 December eintraf, um den Oberbefehl über die große Armee zu führen, welche bestimmt war, die unglücklichen Polen für immer aus der Reihe der Nationen auszustreichen. In Litthauen und Volhynien wurden viele Personen, die man für verdächtig hielt, verhaftet, und aus Wilna wurden 250 Studirende ins Innere von Rußland fortgeschleppt.

In demselben Sinne wurden die Unterhandlungen geführt, und nie und nirgends hat der Kaiser seine Gesinnung verläugnet. Gnade den Unschuldigen, aber keine den Schuldigen, strenge Bestrafung aller Theilnehmer der Revolution und Herstellung des Status quo vor derselben — dieß war des Kaisers erstes und letztes Wort. Wie mochte nun die gemäßigte Partei in Polen noch immer auf Aussöhnung rechnen? Am 16 December kam der russische Obrist Hauke

nach Warschau, wie es hieß, vom Kaiser gesendet, um die Polen zu unbedingter Unterwerfung aufzufordern. Er soll mit einigen eigenhändigen Zeilen des Kaisers versehen gewesen seyn, die also gelautet haben: Au peuple polonais. Soumission ou la mort. Nicolas. Es war indeß trotz der Nachgiebigkeit der damaligen polnischen Majorität unmöglich, daß sich Polen unbedingt und ohne Garantie seiner bisher so schwer verletzten Verfassung unterwarf. Um dem Kaiser dieß ans Herz zu legen, um ihn von der Gerechtigkeit der polnischen Beschwerden zu überzeugen, begab sich der Fürst Lubezki und Graf Jezierski nach St. Petersburg. Sie wurden unterwegs in Narwa angehalten, und es wurde ihnen im Namen des Kaisers erklärt: „Daß, wenn die jüngst in Warschau stattgehabten Ereignisse den Fürsten Lubezki bewogen hätten, sich zum Abgeordneten einer Gewalt herzugeben, die nicht aus dem Willen des Souveräns herflösse, Se. Majestät ihm keine Audienz ertheilen, noch ihm gestatten könnten, in Allerhöchstihrer Hauptstadt zu erscheinen; daß, wenn hingegen die Absichten, die ihn nach St. Petersburg führten, mit den Amtspflichten vereinbar wären, die der Fürst dem Vertrauen Sr. Majestät verdanke, Allerhöchstdieselben darein willigen würden, ihn vor Sich zu lassen, und ihm als Finanzminister des Königreichs Gehör zu geben.“ Der Fürst antwortete, daß er „als Minister des Königs“ komme, und wurde sofort, nebst dem Grafen Jezierski, in Petersburg zugelassen, wo sie am 25 December eintrafen. Schon am folgenden Tage erhielten sie Audienz beim Kaiser, der ihnen (nach dem amtlichen Bericht des Grafen Jezierski) auf ihre ehrerbietigen Vorstellungen antwortete: „Daß es ihm schwer fiele, die Stimmung und Gefühle der Treue, deren Aus-

druck Er so eben vernommen, mit den in Polen ergriffenen Maßregeln zu vereinigen; daß Er zu wissen wünsche, was die im ganzen Königreiche angeordnete Bewaffnung, die neuen Truppenaushebungen, die Vorbereitungen zum Kriege und die an die russischen Provinzen gerichteten, sie zum Aufstande auffordernden Proclamationen bedeuten sollten? Die Ehre seiner Krone erlaube es ihm nicht, zu irgend einer Concession seine Zustimmung zu geben, besonders wenn man sie mitten in einer Empörung und mit den Waffen in der Hand fordere; überdem spräche seine Proclamation hinlänglich seine Gesinnung in Bezug auf Polen und auf alle diejenigen Bewohner des Landes aus, die nicht in ihrer Verirrung beharrten; die verbrecherischen Urheber der Empörung, und nicht die ganze Nation, wären bis jetzt die Gegenstände seines Unwillens gewesen; wenn aber die Polen sich gegen Rußland bewaffneten, wenn sie sich gegen ihren Souverän zum Kampfe stellten, so würden sie selbst es seyn, so würden es ihre eigenen Kanonenschüsse seyn, die den Umsturz Polens veranlassen würden."

In diesem letzten Satze war augenscheinlich die Drohung enthalten, daß wenn ganz Polen einstimmig Theil an der Revolution nehme, die der Kaiser bisher nur als das Verbrechen weniger Uebelgesinnten ansähe, er auch die 1815 erklärte Unabhängigkeit Polens nicht mehr achten, sondern Polen zu einer russischen Provinz machen werde. Etwas Anderes konnte unter dem Umsturz Polens nicht verstanden seyn. Unterdeß aber geschah es, daß sich die Polen wirklich einstimmig zur Revolution bekannten, kraft eines von den seitdem zusammengetretenen Kammern abgefaßten Reichstagsbeschlusses, mit welchem der Obristlieutenant Wylezinski am 21 De-

cember den beiden frühern Abgesandten nachgeschickt wurde. Dieser erhielt die nämliche Antwort wie Jezierski, und beide kehrten unverrichteter Sache nach Warschau zurück. Lubezki aber verließ seine Landsleute und blieb unter dem Schutz und der Gnade des Kaisers in Petersburg.

Obgleich die gemäßigte Partei in Polen aus den an Rang und Reichthum Hochgestellten bestand, die am meisten zu verlieren hatten, waren diese doch edel genug, ihre rascher vorgeschrittenen Brüder nicht im Stiche zu lassen, als die Proscription der Letztern in des Kaisers Willen unabänderlich beschlossen war. Und obgleich sie für ihre Person der Rache nicht ausgesetzt waren, so mußten sie doch von einer russischen Reaction in Polen das Schlimmste für ihr unglückliches Vaterland befürchten; sie standen also nicht an, die Sache ihrer Brüder auch für die ihrige zu erklären, sich derselben Verantwortlichkeit zu unterziehen, und durch die allgemeine Theilnahme aller Polen an der Revolution dieser das Siegel der Nationalität aufzudrücken.

Am 18 December versammelten sich die beiden Kammern des Reichstags im königlichen Schlosse zu Warschau. Die Kammer der Landboten wählte den Grafen Wladislaw Ostrowski zu ihrem Marschall. Sobald ihm der Marschallstab eingehändigt worden, legte er 30,000 fl. für die Bedürfnisse des Landes in den Schoß der Kammer nieder. Alle Landboten folgten diesem edlen Beispiele, und die Kammer der Senatoren that ein Gleiches. Nachdem beide sich vereinigt hatten, legte General Chlopizki seine dictatorische Würde in die Hände des Fürsten Czartorysski, welcher dem Senate präsidirte, und des Landtagsmarschalls Ostrowski

nieder; der Reichstag aber beschloß, ihn mit dieser Würde aufs neue zu bekleiden, damit die Gewalt ferner in Einer Hand liege und Parteiungen verhindert würden. Chlopizki wurde aufs neue als Dictator bestätigt, demselben aber ein Nationalconseil beigeordnet, welches, aus den vornehmsten Mitgliedern beider Kammern bestehend, den Zweck hatte, theils die Obhut über die Dictatur zu führen, theils den Nationalgeist zu wecken, die Bewaffnung des Landes zu fördern und die patriotischen Opfer der Bevölkerung in Empfang zu nehmen. Zugleich erließ der Reichstag am 20 December das große Manifest, worin er die Rechtmäßigkeit der Revolution erörterte und dieselbe einstimmig für die Sache der Nation erklärte. Wir haben oben schon dieses Manifest abgedruckt, indem es uns dienen mußte, die Ursachen der Revolution zu erläutern.

So lag nun die oberste Gewalt in den Händen des Dictators Chlopizki, der, obwohl ein nicht tactfester Politiker, doch der Liebling der Armee und des Volks war und in alle militärischen Anordnungen Einheit brachte, was in diesem Augenblicke vielleicht das Wichtigste war. Was ihm an politischer Energie und Umsicht abging, ersetzte das Nationalconseil, das neben ihm, und das Ministerium, das unter ihm stand. Das erstere bestand aus den Senatoren Fürst Adam Czartoryski, Senatspräsident, Fürst Michael Radziwill, Graf Ludwig Paz, Matthias Wodzynski, Kasimir Gliszczynski, Michael Kochanowski; und aus den Landboten Graf Ostrowski, Marschall, Graf Ledochowski, Franz Soltyk, Theophil Morawski, Joseph Swirski, Stanislaus Barzykowski; Sta

nislaus Jezierski, Ignaz Wenzyk und Joseph Wiszniewski. Die Minister oder Ministerialstellvertreter dagegen waren für die auswärtigen Angelegenheiten Graf Gustav Malachowski, für die Justiz Franz Wolowski, für das Innere und die Polizei Vincenz Niemojowski, für den Cultus Joachim Lelewel, für den Krieg Krasinski, für die Finanzen Graf Jelski.

Obgleich nun dieses neue Gouvernement Rußland gegenüber noch immer eine gemäßigte und friedliche Haltung beobachtete, noch immer ein günstiges Resultat von den angeknüpften Unterhandlungen hoffte, und alles vermeidend, was außerhalb seiner Befugnisse lag, also namentlich die Theilnahme der Litthauer abweisend, nur auf dem Rechte bestand, für das Königreich Polen, wie es 1815 constituirt worden, neue Garantien zu verlangen, so mußte es doch bei der in Petersburg unverhohlen geäußerten Stimmung auf alle Fälle gefaßt seyn, und sich rüsten, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Die einstimmige Begeisterung der Nation kam hiebei dem Gouvernement sogar noch zuvor. Von allen Seiten eilte die kriegerische Jugend zu den Fahnen, bildeten sich Nationalgarden, und strömten freiwillige Geldbeiträge in den Schatz des Vaterlandes.

Das Heer wurde im Laufe des Winters durch Errichtung neuer Regimenter auf 64,000 Mann regulärer Truppen gebracht. Zur Organisirung derselben trug vorzüglich der patriotische Roman Soltyk im Sandomir und Malachowski jenseits der Weichsel bei. Da sich früherhin der Großfürst Constantin ausschließlich mit dem Militär beschäftigt hatte, so war dasselbe auch vorzugsweise in gutem Zu-

stande, und die Russen verfehlten nicht, sich zu rühmen, daß die Trefflichkeit der polnischen Armee zum Theil ein Werk Rußlands sey. Aber auch die neuen Truppen gaben den alten nichts nach, wie denn der Pole zum Soldaten geboren ist. Den regulären Truppen wurden Kurpen, d. h. Jäger von den adeligen Herrschaften, und Krakusen oder Sensenmänner angereiht, gemeine Bauern, die aus Mangel besserer Waffen einstweilen sich nur ihrer Sensen bedienten, diese aber sehr gut zu führen verstanden. (Die Tapferkeit der polnischen Sensenmänner unter Kosziuzko ist bekannt.) Außerdem wurden im ganzen Lande Nationalgarden errichtet und ein Theil derselben auch für den Dienst im Felde mobil gemacht. Es fehlte weniger an Menschen als an Waffen. Obgleich die Polen Litthauen nicht insurgirten, und gegen Oesterreich und Preußen die strengste Neutralität beobachteten, so strömten doch aus den ehemals polnischen Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien, aus dem Großherzogthume Posen und aus Gallizien viele tausend edle Jünglinge und Männer nach Warschau, um der Sache des gemeinsamen Vaterlandes beizustehn. Viele opferten ein großes Vermögen, Rang und selbst die theuersten Familieninteressen, um jenen Helden der Vorwelt zu gleichen, denen das Vaterland über alles ging. Selbst Weiber sah man in männlicher Tracht der Fahne folgen, und auch die Juden bewaffneten sich, eingedenk ihrer Väter, die einst Praga Schritt vor Schritt mit ihrem Blute vertheidigten. An den Festungswerken von Modlin, Zamosc und Praga wurde freiwillig vom Volk gearbeitet, unter fröhlichem patriotischem Jubel, und Reiche und Arme wetteiferten, dem Staate Geschenke zu machen. Graf Zamizki gab 100,000 Gulden, eben so viel ein Ungenannter, eine

Gräfin Wongsowicz ihr Silbergeschirr u. s. w. Trotz der drohenden Gefahr war die herrschende Stimmung Fröhlichkeit, und jenes muthige Selbstvertrauen, das sich in der berühmten, zuerst unter Dombrowski's Schaaren in Italien und jetzt als Nationallied überall gesungenen Masurka: Jeszcze Polzka nie zginela (Noch ist Polen nicht verloren) so schön aussprach.

Zwanzig neue Zeitschriften feierten den Triumph der freigewordenen Presse und nährten den Enthusiasmus der Nation, indem sie die Erinnerungen des alten Ruhms in die Herzen aller Polen zurückriefen, und nicht minder die Bilder der erst jüngst erlebten Schande, die Denkmäler alles bisher auf ihnen lastenden Unrechts zur Schau stellten. Den größten Eindruck machte namentlich die Untersuchung der von der ehemaligen geheimen Polizei begangenen Verbrechen. Ihre berüchtigten Häupter, General Blumer und Obrist Saß, waren am 29 November unter dem Racheschwert der Nation gefallen, zwei andere, General Nosniezki und Lubowizki, entflohen; doch viele ihrer Untergebenen, selbst angesehene Polen, die sich zu dem entehrenden Gewerbe der Spionage hergegeben, saßen in Warschau gefangen, und was man von ihren Infamien entdeckte, ward öffentlich bekannt gemacht.

Während die Polen sich so eifrig rüsteten, thaten die Russen ein Gleiches. Schon am 15 December war Graf Diebitsch-Sabalkanski zum Oberbefehlshaber der gegen die Polen bestimmten Armee ernannt worden, und diese Armee sollte, nahe an 200,000 Mann stark, in Litthauen sich sammeln, wo bereits der Großfürst Constantin mit 40,000 Litthauern in der Gegend von Bialystok stand. Aber theils

die

die mehr oder weniger große Entfernung, aus welcher sämmtliche russische Corps zusammengezogen werden mußten, theils die rauhe Jahreszeit hinderte den kaiserlichen Feldmarschall, den bereits unabänderlich beschlossenen Feldzug gegen die Polen früher als zu Anfang des nächsten Jahres zu eröffnen.

Es bleibt uns noch übrig, zu betrachten, wie die fremden Mächte sich in Bezug auf die polnische Sache benahmen.

Obgleich die Polen, wie in ganz Europa, so auch in Preußen, unter der Bevölkerung viel Sympathie fanden, so blieb doch hier die geheime Stimme der Menschlichkeit mehr als irgend anderswo unterdrückt, und die preußischen Blätter wetteiferten mit den russischen, die Polen als verächtliche Rebellen zu behandeln. Dieß erklärt sich theils aus der nahen Familienverbindung zwischen dem russischen und preußischen Hause, theils aus der Dankbarkeit, zu welcher Preußen gegen Rußland sich verpflichtet fühlte, da es 1813 durch dieses gerettet wurde, theils aus der Anhänglichkeit Preußens an die Grundsätze der Legitimität und des Absolutismus. Da indeß die Polen die gewissenhafteste Neutralität gegen Preußen beobachteten und nicht den geringsten Anlaß zur Klage gaben, und da ferner eine bewaffnete Intervention Preußens in keinem Falle von Frankreich geduldet worden wäre, so begnügte sich Preußen, eine starke Truppenmacht im Großherzogthume Posen und in Ostpreußen zusammenzuziehen, und die Neutralität auf eine Weise zu handhaben, die den Russen allein zum Vortheil, den Polen zum Nachtheil gereichte. Namentlich wurden alle Personen und Gelder, oder andere Sendungen, die zur Unterstützung Polens bestimmt schienen, an der Gränze zurückgehalten. Da dennoch auf Nebenwegen

eine Menge Polen aus dem Großherzogthume Posen nach Warschau gingen, ihren Brüdern zu helfen, so erließ Preußen am 21 December ein äußerst strenges Decret, wonach alle preußischen Unterthanen, welche den Polen zu Hülfe gezogen waren, ihres gesammten Vermögens verlustig erklärt wurden. — Wenn einige englische Blätter Preußen den politischen Rath gaben, die günstigen Umstände zu benutzen, um das ganz Europa und zunächst am meisten Preußen selbst Gefahr drohende Uebergewicht Rußlands durch Herstellung des alten Königreichs Polen zu paralysiren, so versteht es sich, wie die Thatsachen vorliegen, von selbst, daß dieser Rath verachtet wurde.

In Oesterreich, hauptsächlich aber in Ungarn, fand die Sache der Polen warme Theilnahme, so zwar, daß selbst die unter der strengsten Censur stehenden österreichischen Blätter sich weit weniger feindlich gegen die Polen aussprachen als die preußischen. Allein wenn hier die persönliche Verbindung der Regentenhäuser weniger eng geknüpft war als in Preußen, so war die Sympathie des österreichischen Cabinets mit dem russischen in Hinsicht auf die Grundsätze der heiligen Allianz desto stärker. Die eben auf dem Marsch nach Westen befindlichen österreichischen Regimenter wurden augenblicklich nach Gallizien zurückgeschickt und die Neutralität an den Gränzen streng gehandhabt.

Für die Türkei schien mit der polnischen Revolution der Augenblick gekommen, das in den letzten Kriegen Verlorne wieder zu gewinnen. Schon erwartete man, der Sultan werde den für ihn so nachtheiligen Frieden von Adrianopel brechen und den Polen gegen Rußland beistehen; allein er wagte dieß nicht ohne die Zustimmung von Frankreich und

England, und diese blieb aus. — Eben so blieb Schweden, obgleich sich ihm die entfernte Hoffnung zeigte, sein Finnland wieder zu gewinnen, seiner devoten Haltung, Rußland gegenüber, treu.

In den kleinen deutschen Bundesstaaten verläugnete sich die herzliche Theilnahme der Bevölkerungen für die Polen keinen Augenblick. In Journalen und Flugschriften wurde ihre Sache vertheidigt, und die öffentliche Meinung nahm in dieser Hinsicht einen solchen Schwung, daß dadurch die spätere thätige Unterstützung der Polen durch Aerzte, Charpie und Geld möglich wurde.

In England declamirten die meisten Journale mit der ihnen eigenen Rücksichtslosigkeit zu Gunsten der Polen; allein dieß war auch alles. Die Regierung war theils zu sehr mit innern Angelegenheiten beschäftigt, theils konnte sie, trotz ihrer alten Eifersucht gegen Rußland, auf dem Continente nichts ohne andere Continentalmächte unternehmen, theils beseelte sie, wie Frankreich, der Wunsch, den allgemeinen europäischen Frieden nicht zu stören und alle Zerwürfnisse auf diplomatischem Wege auszugleichen.

Auf Frankreich setzten die Polen alle ihre Hoffnungen. Zwar sagt ein altes polnisches Sprüchwort: Gott ist hoch und der Gallier weit! Allein dießmal glaubten sie, der Arm des neu erstarkten Frankreichs werde weit genug reichen, um den Todesstreich abzuwenden, den Rußland gegen sie zu führen im Begriff war. Sie täuschten sich. Die in Frankreich vorherrschende Friedenspartei opferte unbedenklich die Polen dem allgemeinen Frieden auf. Die Männer, die sich am wärmsten der Polen annahmen, La-

fayette, Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque, wurden, wie wir früher schon gesehen, von der Majorität verlassen, von den Geschäften verdrängt. Umsonst donnerten die Redner und Journalisten; die Regierung blieb bei dem angenommenen Systeme, gab Rußland die unzweideutigsten Versicherungen des Friedens und der Freundschaft, und vermied so sehr jede Communication mit der polnischen Regierung, daß sie nicht einmal einen Courier, geschweige einen Gesandten, nach Warschau schickte.

IV.

Türkei und Griechenland.

1.

Die Türkei.

Sultan Mahmud zeigte sich, wie im Kriege, so im Frieden, als ein charaktervoller Mann. Nachdem er mit aller ihm möglichen Energie gekämpft hatte, trug er mit nicht minderer Würde sein Unglück und kam der Erfüllung der Tractate, zu denen er sich in Adrianopel beim Friedensschlusse hatte verstehen müssen, mit gewissenhafter Treue nach. — Die Amnestie wurde ohne Rückhalt vollzogen, den gefangenen Griechen die Freiheit wiedergegeben, den Bulgaren, und wer immer aus Furcht vor Reactionen das türkische Gebiet verlassen und auf das russische übersiedeln wollte, freier Abzug gestattet. — In Folge der durch Rußlands Einfluß der Moldau und Wallachei erwirkten größern Unabhängigkeit von der Pforte, wurde durch ein Bojarenconseil die neue Verfassung dieser Fürstenthümer entworfen, am 20 April unterzeichnet und nach Petersburg zur Prüfung gesandt. — Die katholischen Armenier erhielten die ihnen geraubten Güter zurück, wur-

den von den unirten Armeniern getrennt und erhielten einen eigenen Patriarchen. Das Einzige, was sich der Sultan dabei ausbedung, war, daß nicht der Papst, sondern daß die katholischen Armenier ihren Patriarchen selbst wählen sollten.

Serbien verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Nachdem es sich früher unter Czerny Georg und Milosch seine Unabhängigkeit in unsterblichen Freiheitskriegen selbst erkämpft hatte, verschaffte ihm der russische Einfluß nun auch die officielle Anerkennung dieser Unabhängigkeit von Seite der Pforte. Milosch, der Befreier des Landes und bisheriger Chef desselben, wurde am 4 Februar 1830 durch eine Versammlung von 700 serbischen Deputirten zu Kraguiewaz in seiner Würde bestätigt, und noch im Laufe des Jahres erließ der Sultan selbst ein Diplom, das ihn zum erblichen Fürsten Serbiens erklärte. Am 6 December hielt er seinen feierlichen Einzug in Belgrad, wo er hinfort statt des Pascha's residiren wird. Früher ein Hirt, der die Ochsen seines Vaters auf die dalmatischen Märkte trieb, und noch jetzt unfähig zu lesen und zu schreiben, besitzt doch Milosch Obrenowitsch alle Talente und Tugenden des Staatsmanns wie des Feldherrn. Unter seiner Regierung herrscht in Serbien musterhafte Ordnung, und das Volk vergöttert ihn. — Nur Ein Punkt blieb zwischen der Pforte und den Serbiern noch unerledigt, nämlich die im Frieden von Adrianopel versprochene Zurückgabe von sechs Districten an Serbien. Die Bosnier bezeigten keine Lust, diese Bezirke abzutreten, und die Sache zog sich in die Länge. — Die ausführlichsten neuern Nachrichten über Serbien findet man in Ranke's serbischer Revolution und in Pirchs Reise

nach Serbien. Dieses kleine Land scheint berufen zu seyn, in der Folge, bei der wahrscheinlich nicht sehr weit entfernten Zertrümmerung des türkischen Reichs, eine bedeutende Rolle zu spielen. Die Serbier bilden den Kern der gegenwärtigen Bevölkerung im Süden der Donau bis nach Morea. Die Bosnier theilen mit ihnen die altslavische Nationalität und Sprache, nur nicht die Religion; die Neugriechen theilen mit ihnen Nationalität und Religion, nur nicht die Sprache. Auch die Albanesen sind ihnen nahe verwandt. Sollte einst die türkische Herrschaft in Europa ein Ende nehmen, so ist sehr wahrscheinlich, daß wie die Neugriechen im Süden und an den Küsten, so die Serbier im Norden und im Binnenlande das Uebergewicht erhalten werden.

Da der Sultan alle Punkte des Tractates so pünktlich erfüllte, und auch die Zahlung auf die Stunde leistete, so erließ ihm Rußland an den schuldigen Summen drei Millionen Ducaten, und zog seine Truppen zurück. Diebitsch verließ Burgos am 6 Mai, Paskewitsch Erzerum am 17 Junius. Auch der außerordentliche russische Gesandte, Graf Orlow, verließ Constantinopel am 29 Mai, und der türkische außerordentliche Gesandte, Halil Pascha, kehrte am 26 Junius nach dieser Hauptstadt zurück. Zum Lohne für seine Dienste erhob ihn der Sultan zum Kapudan-Pascha, an die Stelle des alten Papidschi Achmed, der am 5 Mai gestorben war. In fortdauernder Ergebenheit an Rußland trat der Sultan auch dem Londoner Protokoll bei, welches die Unabhängigkeit Griechenlands erklärte. Sogar den türkischen Großen, denen man das Kriegsunglück Schuld gab, wurde verziehen. Der Großvezier Reschid Pascha kehrte am 3 Mai nach Constantinopel zurück, und sogar der Verräther von Varna, Jussuf

Pascha, erschien daselbst am 23 April und wurde zu Gnaden aufgenommen.

Indem der Sultan auf diese Weise den Frieden nach Außen befestigte, schien er hinfort sich gänzlich mit der innern Politik und namentlich mit der Ausführung seiner Reformplane befassen zu wollen. Schon war von ihm die Janitscharen-Aristokratie und die alte Etikette des Serails umgestürzt; schon hatte er in der Einrichtung bei der Armee und am Hofe seine Hinneigung zu dem modernen christlich-europäischen Regierungssysteme deutlich zu erkennen gegeben, und man glaubte, er werde für die Türken werden, was Peter der Große für die Russen war, er werde sie mit Gewalt aus ihrer alten Barbarei reißen und zur Civilisation zwingen. Allein er that dafür verhältnißmäßig zu wenig und schien, des Erfolgs ungewiß, zu zaudern. Er befahl den Muhamedanern aufs strengste, die Christen zu schonen und mit Achtung zu behandeln; er gab den Getreidehandel frei, um dem Wucher zu steuern; er verstattete nicht nur den Russen, sondern allen mit der Pforte in Frieden befindlichen Völkern die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, um den Handel zu beleben, und schloß am 7 Mai einen Handelstractat mit America. Außer diesen mercantilischen Maßregeln aber geschah für die Verbesserung der Verwaltung und des Gerichtswesens nichts, und der Sultan wagte nicht oder war nicht im Stande, mit eben so fester Hand die Willkürherrschaft der Paschas zu zerstören, wie er die verderbliche Janitscharen-Aristokratie zerstört hatte. Bevor es ihm aber gelingt, die Paschas zu zähmen und der Centralre-

gierung zu subordiniren, kann von einer bürgerlichen Verbesserung in der Türkei nicht die Rede seyn.

Am 8 Februar wurde dem Sultan ein Prinz geboren, welcher den Namen Abdul-Aziz erhielt. Am 16 Februar erhielt Hamid Bey die wichtige Stelle des Reis-Effendi oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, von der Mehemet Pertew wegen Kränklichkeit abtrat. An seinem Hofe fuhr der Sultan fort, die althergebrachte Etikette zu verachten. Er stellte einen Franzosen als Hofmaler an, trotz dem, daß die muhamedanische Religion das Portraitiren verbietet. Am 26 September gab er den fremden Gesandten ein prächtiges Fest. Er selbst machte die Runde um die Tafel und unterhielt sich mit den ausgezeichnetsten Gästen aufs freundlichste. Um den europäischen Sitten näher zu seyn, wählte er seine Residenz in der Nähe von Pera, und stattete am 23 November der Frau von Hübsch einen abermaligen Besuch ab, wie im vorigen Jahre.

In den Provinzen dauerte indeß das alte Unwesen, die Willkür der Paschas und der Uebermuth der räuberischen Soldtruppen fort, wovon unsere Leser ein treues Bild besitzen, wenn sie sich an die Schauderscenen von Janina unter Ali Pascha erinnern. In denselben Gegenden wiederholten sich dieselben Scenen. Die Unruhen in Albanien bilden eines der traurigen Blätter in der Geschichte des Jahres 1830. Als die albanesischen Truppen, die mit den Türken gegen Rußland gefochten, in ihre Heimath zurückkehrten, forderten sie vergeblich den rückständigen Sold. Die Paschas, anstatt sie zu befriedigen, trotzten ihnen, und die wilden Milizen suchten sich nur

durch Räubereien zu entschädigen. „In mehreren Städten wurden die christlichen und jüdischen Einwohner von jenen Milizen geplündert, und diese Beraubungen gaben der Insurrection einige Augenblicke einen religiösen Charakter. Der Fanatismus setzte alle jene Menschen von wildem Muth in Bewegung, die, über die durch die Gesetze gezogenen Gränzen getrieben, blind ihren Leidenschaften oder der Willkür des nächsten besten Chefs gehorchen. Betrübende Unordnungen folgten dieser ersten Bewegung. Die Dulcignoten sollen die Aufregung benutzt haben, um in ihre Schiffe zu steigen, und aufs neue die Meere unsicher zu machen. Man glaubt, daß das im adriatischen Meere leer angetroffene sardinische Fahrzeug, das von einer österreichischen Brigg gefunden wurde, von ihnen beraubt worden seyn möchte, in dem Augenblick als der Tumult der albanesischen Städte alle Gesetze daselbst verstummen machte. Die in Arta stehenden griechischen Truppen mußten auf die äußerste Gränze Griechenlands rücken und die Dörfer von Zagora besetzen, um die dortige Bevölkerung zu schützen und den Fortschritten der Räubereien Schranken zu stecken. Auf andern Punkten Albaniens ist der Ursprung der Insurrection weniger befleckt; der Grund kann selbst gutgeheißen werden, weil kein Gefühl der Nationalität und Unabhängigkeit damit verknüpft ist. Einflußreiche Männer, der Knechtschaft müde, und entschlossen, das entehrende Joch abzuschütteln, das seit so vielen Jahren auf ihnen lastet, haben ihre Mitbürger vereinigt und zur Freiheit aufgerufen. In Alessio z. B., wo die Asche Skanderbegs ruht, kamen die Insurgenten in der Kirche zusammen, um über seinem Grabe ihren Muth zu stählen und ihren Haß gegen die Tyrannei

zu schärfen. Der Eid, den sie da ablegten, elektrisirte alle Herzen, ging von Stadt zu Stadt, von Ober- nach Unter-Albanien, und es ist zu fürchten, daß die von der Regierung ergriffenen Maßregeln zu spät kommen."

Emir Pascha, der Sohn des Großveziers, wurde von den Insurgenten in Janina eingeschlossen. Mahmud, Pascha von Trikala, soll sie in einem Gefecht geschlagen haben. Dagegen fanden sie eine Stütze in dem Pascha von Skutari.

Da der Aufstand sich immer weiter ausbreitete und der Pforte mit allgemeinem Abfall drohte, wurde im Laufe des Julius der Großvezier mit 15,000 Mann regulären Truppen nach Albanien gesendet. Ihm gelang es, sich zuerst des Pascha von Skutari zu versichern, indem er seinen Sohn mit dessen Tochter verheirathete. Dadurch gewann er auch die gemäßigte Partei der Albanesen, an deren Spitze Seliktar Poda, der Freund des Pascha's von Skutari stand. Es blieb dem Großvezier Redschid Pascha nur noch übrig, die exaltirte Partei unter Omer Vrione, Arslan Bey und Weli Bey zu unterwerfen, und er that dieß auf eine Weise, die als ein schaudererregendes Beispiel der Restaurationspolitik in der Geschichte gebrandmarkt bleiben wird. Er lud nämlich die Rebellen ein, zu ihm nach Bitoglia zu kommen, um mit ihnen über die Zahlung des rückständigen Soldes und ihre übrigen Forderungen zu unterhandeln. Sie, durch den Abfall des Pascha's von Skutari und der gemäßigten Partei geschwächt, und von den Freundschaftsversicherungen des Großveziers berückt, entschlossen sich, den Weg der Versöhnung einzuschlagen. Ein großer Theil der vornehmsten Albanesen be-

gab sich sofort, zur Vorsicht mit einer militärischen Begleitung von 5000 Mann, gegen Bitoglia. Vor dieser Stadt angelangt, wurden sie von einer Gesandtschaft des Großveziers empfangen, die Führer in die Stadt eingeladen, und ihnen erlaubt, ihre Bedeckung vor derselben lagern zu lassen. In einem öffentlichen Gebäude der Stadt erwartete der Großvezier die albanesischen Häuptlinge zur Audienz, und erklärte denselben, nachdem er ihre Forderung (welche 30,000 Beutel oder 15 Millionen türkische Piaster betrug) vernommen hatte: daß, so schwer auch der Pforte die Bezahlung einer so großen Summe bei ihren durch den letzten Krieg äußerst geschwächten Kräften seyn müsse, er dennoch Sorge für ihre Befriedigung tragen werde. Sie möchten — fuhr er fort — nur einige Zeit in Bitoglia verweilen, bis die ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Summen, welche bereits unterwegs seyen, eingetroffen seyn würden. Indessen theilte er an mehrere der Häuptlinge, deren Argwohn er fürchtete, beträchtliche Summen aus. Auf solche Art sicher gemacht, warteten die Albaneser bereits vier Tage, als ihnen der Großvezier eines Morgens sagen ließ, daß er über sein 15,000 Mann starkes reguläres Truppencorps Musterung halte, welcher beizuwohnen er sie einlade. Ohne den mindesten Verdacht wurde beschlossen, diese Einladung anzunehmen, und sämmtliche Häuptlinge begaben sich, mit einer nur geringen Begleitung, im Ganzen ungefähr 400 Köpfe stark, nach dem ihnen bezeichneten Felde, wo sie, vom Großvezier freundlich empfangen, einige Zeit die Evolutionen der Truppen mit ansahen. Plötzlich aber waren sie von den Truppen eingeschlossen und wurden nun auf Befehl des Großveziers ohne Ausnahme niederge-

metzelt. Die meisten wurden auf der Stelle umgebracht, andere schwer verwundet, und nachher hingerichtet. Unter die Letztern gehören Vely Bey, Arslan Bey und Omer Vrione. Dieser verrätherischen That verdankt der Vezier seinen Sieg über die noch bewaffneten Insurgenten, die er in ihrem Lager überfiel, und ein großes Blutbad unter ihnen anrichtete."

Diese Schandthat geschah im Anfang des August. Im September hieß es ferner: „Von der fürchterlichen Reaction, welche die türkischen Truppen gegen die besiegten Albaneser üben, kann man sich keinen Begriff machen; ganze Landesstrecken werden verheert, Plünderung von Städten und Dörfern ist an der Tagesordnung. Die Besiegten werden zu den härtesten Dienstleistungen angehalten, und ihr Leben nur geschont, um sie der Sklaverei zu überliefern. Mehrere Tausende dieser Unglücklichen sind nach Bulgarien geführt worden, wo sie zum Feldbau verwendet werden, und die seit dem letzten Kriege fast menschenleere Provinz wieder bevölkern sollen."

Kleinere Excesse fielen auch in Bosnien und auf andern Punkten des türkischen Reichs vor, z. B. in Tossia in Kleinasien. Die Einwohner dieser Stadt empörten sich gegen die Erpressungen des Musselim von Sangar, wurden aber von demselben überrascht und 500 Menschen, Weiber und Kinder, umgebracht. Sie rächten sich indeß durch ein ähnliches Blutbad, das sie unter seinen Truppen anrichteten. — Auch klagte man über das blutdürstige Verfahren des Pascha's von Salonichi, der im September 13 unschuldige Griechen hinrichten ließ.

Aegypten blieb unter Mehemed Ali Pascha fortwährend von der Pforte so gut als unabhängig. Der Pascha befolgte eine sehr zurückhaltende Politik, und wie er dem Sultan nicht gegen Rußland beigestanden hatte, so widerstand er auch der Lockung Frankreichs, an dem Kriege gegen Algier Theil zu nehmen. Nur wo er für sich einen nahe liegenden Vortheil sah, wagte er eine Unternehmung, namentlich gegen Candia, welche Insel er gern in Besitz genommen hätte. Wir werden sogleich davon sprechen. Im Uebrigen beschäftigte er sich fortdauernd mit inneren Angelegenheiten, trieb sein schon im vorigen Jahrgange von uns geschildertes Monopolsystem noch mehr in die Höhe, wodurch er immer mehr das Land aussaugte, und zu den bittersten Klagen Anlaß gab, und unternahm eine kriegerische Expedition gegen den Dhola von Yemen in Arabien, der ihm den Tribut verweigert hatte.

2.

Griechenland.

Durch den Frieden von Adrianopel war die hohe Pforte gezwungen worden, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen, und die künftige Organisation dieses neuen Reiches den großen christlichen Mächten zu überlassen. Die Griechen waren also definitiv von ihrem Feinde befreit; allein ihre Freunde konnten nicht einig werden über denjenigen Grad von Macht und Glück, welchen sie ihrem Schützlinge angedeihen lassen wollten. Auch noch nach der Beseitigung der

Türken dauerte die Eifersucht der Engländer gegen die Russen fort, ja sie nahm in dem Maße zu, als Rußlands Einfluß auf Griechenland seit der Besiegung der Türken sich vermehrt hatte. Da wir schon im vorigen Jahrgange die entgegengesetzte Politik der großen Mächte in Betreff Griechenlands ausführlich charakterisirt haben, weisen wir hier auf jene Darstellung zurück.

Gewissermaßen zum Dank dafür, daß England im türkischen Kriege die Pforte nicht gegen Rußland unterstützt hatte, und zur Ausgleichung der englischen Ansprüche ließ es Rußland sich gefallen, daß ein unter englischem Einflusse stehender Prinz, Leopold von Sachsen-Coburg, Bruder des regierenden Herzogs dieses Namens und Schwiegersohn König Georgs IV von England, zum Fürsten oder König des neuen griechischen Staates bestimmt wurde. Das österreichische Cabinet unterstützte hierin das englische, mit dem es gleiches Interesse hatte, und von Seite Frankreichs schloß sich Polignac leicht an Wellington und Metternich an, obgleich die liberale Opposition in Frankreich sich äußerst erbittert darüber äußerte, daß nach so vielen Opfern für Hellas Frankreich einen englischen Prinzen auf dem griechischen Thron sehen solle. Uebrigens war Prinz Leopold in Hinsicht auf sein reifes männliches Alter, seinen Charakter, seine bekannte Theilnahme für die griechische Sache und seine großen Reichthümer unter allen Candidaten des griechischen Thrones unstreitig der, welcher den Schwierigkeiten einer solchen Stellung am meisten gewachsen war.

Aber es kam nicht allein auf diese Macht an. Wenn man sich über dieselbe verständigt hatte, blieb noch die weit schwerer zu lösende Frage übrig, wie weit die politische

Unabhängigkeit und die geographische Größe des neuen Staates ausgedehnt werden solle. Hierüber waren die Debatten noch nicht geschlossen, ja sie wurden nur verwickelter, da Prinz Leopold, als künftiger Fürst des Landes, sich darein mischte, und an die Annahme der ihm bestimmten Würde Bedingungen knüpfte, welche rein im Interesse Griechenlands gestellt waren, ein Interesse, das bisher, da es sich nur um eine Ausgleichung der russischen, englischen, französischen und österreichischen Interessen handelte, kaum in Betrachtung gezogen worden war.

Zunächst bestimmten die in London versammelten Minister von Rußland, England und Frankreich in dem Protokolle vom 4 Februar 1830 Folgendes: 1) Griechenland wird einen unabhängigen Staat bilden, und alle politischen, administrativen und commerciellen Rechte genießen, die an eine vollständige Unabhängigkeit geknüpft sind. 2) In Betracht dieser, dem neuen Staate bewilligten Vortheile, und um dem Wunsche zu entsprechen, den die Pforte ausdrückte, daß die in dem Protokolle vom 22 März festgestellten Gränzen beschränkt werden möchten, wird die Demarcationslinie der Gränzen Griechenlands bei der Mündung des Flusses Aspropotamos anfangen, an diesem Flusse bis auf die Höhe des See's Angbelo-Castro fortlaufen, diesen See, so wie jene von Vrachori und Saurowitza durchschneiden, sich gegen den Berg Artolino wenden, hierauf den Kamm des Berges Aros, das Thal von Calouri und den Kamm des Berges Olta bis an den Golf von Zeituni verfolgen, den sie an der Mündung des Sperchios erreicht. Alle Gebiete und Länder südlich von dieser Linie, welche die Conferenz speciell bezeichnet hat, werden zu Griechenland gehören, und alle Ge-

Prinz v. Coburg

Gebiete und Länder nördlich von derselben Linie werden fortfahren, einen Theil des ottomanischen Reiches zu bilden. Gleichergestalt werden zu Griechenland gehören: die ganze Insel Negroponte, nebst den Teufelsinseln, der Insel Skyro und den unter dem Namen der Cykladen bekannten Inseln, gelegen zwischen dem 36sten und 39sten Breitengrad nördlich, und dem 26sten und 29sten Längengrad östlich von dem Meridian von Greenwich. 3) Die Regierung von Griechenland wird monarchisch und erblich nach der Ordnung der Erstgeburt seyn; sie wird einem Prinzen anvertraut werden, der nicht unter denen der regierenden Familien der Staaten, die den Vertrag vom 6 Julius unterzeichnet, gewählt werden kann, und der den Titel souveräner Fürst von Griechenland führen wird. Die Wahl dieses Prinzen wird der Gegenstand späterer Mittheilungen und Stipulationen seyn." Es folgen sodann Bestimmungen, die Amnestie und das wechselseitige Abzugsrecht der Türken und Griechen ꝛc. betreffend. — Unter demselben Datum wurde endlich Prinz Leopold zum souveränen Fürsten Griechenlands vorgeschlagen, indem derselbe nicht als ein Mitglied der englischen Herrscher-Familie, sondern als deutscher Prinz angesehen wurde.

Hierauf erklärte der Prinz am 11 Februar: 1) Möchten die hohen Mächte, welche den Tractat vom 6 Julius 1827 unterzeichneten, dem neuen griechischen Staate eine vollständige Garantie, so wie das Versprechen eines Beistandes im Falle eines feindlichen Angriffes gnädigst gewähren. 2) Möchten die griechischen Bewohner von Candia und Samos, die der Pforte zurückgegeben werden sollen, durch Vermittlung der hohen Mächte, und durch volle Anwendung des Tractats vom 6 Julius eine dergestalt bestimmte und

verbesserte bürgerliche und religiöse Stellung erhalten, daß sie jederlei Bedrückung enthoben, und vor allen Maßregeln geschützt wären, die zu Blutvergießen führen könnten: eine Bitte, die ganz im Interesse der Menschheit liegt. Der Unterzeichnete behält sich noch genauere Mittheilungen an die Bevollmächtigten der erlauchten Höfe vor. 3) Möchten die hohen Mächte geruhen, die neue Gränze nach Westen so zu bestimmen, daß sie an dem linken Ufer des Aspropotamos bis zu den im Norden bestimmten Gränzen, wie die des Kantons Vlochos fortlaufe, und sich von da östlich an die von der Natur gebildete Gränze der an den Oeta stoßenden Gebirge erstrecke, eine Gränze, die zur Verbürgung der Sicherheit dieses wichtigen Theils des neuen Staates unerläßlich ist. 4) Möchten die hohen Mächte geruhen, dem neuen griechischen Staate, bis seine eigenen Hülfsquellen sich wieder füllen werden, seinen Bedürfnissen entsprechende Geldunterstützungen zuzusagen, weil weltkundig ist, daß die provisorische Regierung bis jetzt nur mit Hülfe von Subsidien, die ihr die Großmuth der hohen Mächte gereicht, bestehen konnte. 5) Besagte Mächte möchten dem neuen Souverän von Griechenland so lange den Beistand fremder Truppen vergönnen, bis er im Stande seyn würde, die benöthigte Anzahl selbst zu organisiren."

Die Minister antworteten in dem Protokolle vom 20 Februar, in welchem sie die Punkte 1, 4, 5 bewilligten, dagegen die beiden andern Punkte nicht zugestanden. 2) Die Inseln Candia und Samos müssen unter der Herrschaft der Pforte und von der neuen Macht, welche man in Griechenland zu gründen übereingekommen, unabhängig bleiben. Jedoch beeilen sich die verbündeten Mächte, dem Prinzen

Leopold, zur Beruhigung Sr. k. H., zu erklären, daß sie kraft der Verbindlichkeiten, welche sie nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft eingegangen, sich gehalten glauben, den Einwohnern von Samos und Candia gegen jedwede Ungelegenheit in Folge des Antheils, den sie etwa bei den frühern Unruhen genommen, Sicherheit zu gewährleisten. 4) Im Falle, daß die türkische Regierung auf eine die Menschlichkeit verletzende Weise verfahren sollte, würde jede der verbündeten Mächte, ohne jedoch specielle oder formelle Verbindlichkeiten zu übernehmen, als Pflicht erachten, bei der Pforte ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß den Bewohnern vorerwähnter Inseln gegen Acte der Unterdrückung und Willkür unfehlbarer Schutz zu Theil würde. 5) Die Conferenz hat anerkannt, daß unübersteigliche Hindernisse verbieten, auf die Bestimmungen hinsichtlich der Abgränzung des neuen Staates zurückzukommen."

Der Prinz brach indeß die Sache noch nicht ab, sondern suchte zu Gunsten der Griechen noch ferner zu unterhandeln. Zu diesem Behufe begab er sich am 7 April nach Paris, wo er jedoch nichts ausrichtete, und welches er am 27 April wieder verließ. Voreilig hatte man geglaubt, er sey schon auf dem Wege nach Griechenland. Da sich die Mächte aber zu keiner größeren Ausdehnung des griechischen Staats verstehen wollten, so verstand sich auch der Prinz nicht zur Annahme des griechischen Thrones; und da gerade um diese Zeit der König von England kränker wurde, und sein nächster Thronfolger ebenfalls schon bejahrt war, Prinz Leopold aber als Oheim der alsdann zur Regierung von England gelangenden Prinzessin Victorine während deren Minderjährigkeit an der Regentschaft Antheil zu nehmen hoffen durfte, so beschleu-

nigte dieser Umstand seinen Entschluß, und er erklärte am 21 Mai seine Verzichtleistung auf den griechischen Thron. Er durchkreuzte dadurch die Plane Wellingtons, welcher ihn eben so sehr von der Regentschaft entfernen, als Griechenland durch ihn ans englische Interesse knüpfen wollte; und in der That schadete der Prinz dem englischen Interesse, indem er Griechenland irgend einem andern, vielleicht unter antienglischem Einflusse stehenden Prinzen offen ließ. Dieß warfen ihm auch die erbitterten Minister vor; allein die Oppositionspartei im Parlamente unterstützte den Prinzen, und gab alle Vorwürfe den Ministern zurück, deren engherzige Politik allein Schuld sey, daß die unglücklichen Griechen weder ihre Integrität retten, noch zu irgend einer unabhängigen Macht gelangen sollten.

Die Pforte hatte am 24 April das Protokoll vom 4 Februar ohne Rückhalt angenommen; auch Capodistrias und der griechische Senat, durch Englands Drohungen eingeschüchtert, erklärten ihre Zustimmung am 16 April, wandten sich jedoch an den Prinzen mit der dringenden Bitte, die durch das Protokoll von dem neuen Griechenland ausgeschlossenen Landschaften und Inseln nicht aufzugeben. Wie gerecht und edel sonach die Motive waren, aus welchen der Prinz sich nicht hergeben wollte, sich gleichsam zum Mitschuldigen an dem künftigen, aus Griechenlands Zerstücklung hervorgehenden Unglück zu machen, da er als erster Fürst dieses Landes ihm ein besseres Loos zur Mitgift bringen müsse, dieß erhellt vollkommen aus dem Schreiben des Prinzen, welches seine Verzichtleistung zugleich erklärt und rechtfertigt: „Der Unterzeichnete ist nach reiflicher Ueberlegung unfähig, die den Bevollmächtigten der verbündeten Höfe in seiner Note vom

15 d. M. mitgetheilte Ansicht zurückzunehmen. Er kann nicht zugeben, daß die Antwort des Präsidenten von Griechenland an die Residenten einen vollen und gänzlichen Beitritt zu dem Protokolle enthalte. Nach seiner Ansicht kündigt sie eine gezwungene Unterwerfung unter den Willen der verbündeten Mächte an, und selbst diese gezwungene Unterwerfung ist von Vorbehalten höchster Wichtigkeit begleitet. Der Präsident unterrichtet deutlich die Residenten, daß die provisorische Regierung, den Verordnungen der Versammlung zu Argos gemäß, nicht die Macht habe, die Zustimmung der griechischen Nation auszusprechen. Es ist den Residenten, welche gegenwärtig waren, wohl bekannt, daß die fragliche Verordnung erklärt, daß keine von der provisorischen Regierung mit den verbündeten Mächten eingegangenen Vorkehrungen für die griechische Nation verbindlich seyen, bis sie von deren Repräsentanten anerkannt und bestätiget werden; daß wenn die Repräsentanten zusammen berufen wären, sie den Instructionen ihrer Constituenten nicht entsprechen würden, wenn sie in die Propositionen der verbündeten Mächte willigten. — Der Präsident gibt ausdrücklich an, daß die Mittheilung des Protokolls von dem Senate mit düsterem Stillschweigen aufgenommen wurde, — daß nach reiflicher Ueberlegung der Senat ihm erklärte, daß sie (die Mitglieder des Senats) nicht die Befugniß hätten, das Protokoll vom 3 Febr. anzunehmen, und daß, selbst wenn sie von der Nation die Befugniß erhalten hätten, sie dieselbe nicht ausgeübt haben würden, ohne ihre Pflicht gegen ihre Brüder zu verletzen, — daß sie nie einwilligen würden, daß der Präsident im Namen und zum Behufe der Nation mit der Vollziehung der Protokolle beauftragt werde, — daß die verbündeten Mächte ihre Ent-

schließungen in Vollzug setzen möchten, daß aber sie denselben stets fremd bleiben würden, — und daß, wenn Befehle zu ihrer Vollziehung in den Provinzen gegeben würden, Niemand denselben gehorchen werde. In einer andern Depesche, datirt vom 21 April, außer seiner Antwort an die Residenten vom 16 April, auf welche die Bevollmächtigten anspielen, als hebe sie ihre Besorgnisse, sagt der Präsident, daß der Senat endlich seine Antwort an die Residenten billige und mit einer Zuschrift und einem Bittgesuche beschäftigt sey, in Folge seiner vorgängigen Mittheilungen, worin die Gründe seiner Weigerung der von den Verbündeten eingegangenen Arrangements zu willfahren, niedergelegt sind. Diese Depesche hebt die durch die frühere Ankündigung erregten Besorgnisse nicht nur nicht, sondern bestätigt sie sogar vollkommen; denn der Präsident bezieht sich wieder auf die Bemerkungen, welche seiner officiellen Antwort an die Residenten beigefügt waren, und das Ganze beweist dem Unterzeichneten klar, daß die wirkliche und ungeschwächte Meinung des griechischen Senats und Volks den Entscheidungen der verbündeten Mächte fest und unwiderruflich feindselig ist. — Der Unterzeichnete hält es nicht verträglich mit seinem Charakter und seinen Gesinnungen, daß er sich einem abgeneigten Volke aufzwingen ließe, und in ihren Gemüthern mit einem verringerten Gebiete — dem im Stich Lassen ihrer Waffenbrüder — und der Räumung ihrer Länder und Häuser, aus denen sie bisher die Türken, außer bei gelegentlichen Einfällen, niemals vertrieben hatten, zusammengestellt werde. Diese Resultate befürchtete stets der Unterzeichnete. In seiner ersten Besprechung mit dem ersten Lord der Schatzkammer am 9 Febr. erklärte er, daß er nicht hinreisen werde,

um die Griechen in Folge eines Tractats zu regieren, der zum Blutvergießen und zur Ermordung ihrer Brüder führen möchte; er wendete ein, daß die Gränzen in militärischer Hinsicht zu schwach und unsicher wären, und sprach für die Griechen das Recht an, sich seiner Ernennung zu widersetzen. Der Unterzeichnete muß hier bemerken, daß in keiner Periode der Unterhandlungen Schritte gethan wurden zur Schließung eines Tractats, wozu das Protokoll von ihm stets nur als Grundlage betrachtet wurde, und auf dessen Wichtigkeit er in derselben Note die Aufmerksamkeit des Herzogs von Wellington zu richten suchte. Wenn dieser Vertrag verschoben wurde, so wurde er nicht durch die Schuld des Unterzeichneten verschoben. Er verhehlte den Bevollmächtigten nie, daß, wie sehr er auch geneigt sey, für das Wohl der Griechen persönliche Opfer zu bringen, sie doch kein Recht hätten zu erwarten, daß er in jenes Land gehen würde, ohne jene Sicherheit für sich selbst und die Griechen, welche allein in den Vorkehrungen eines feierlichen und ratificirten Vertrags gefunden werden konnte. In einer Zuschrift vom 8 März sprach er sich wieder in gleich entschiedenen Ausdrücken aus; er behauptete, daß es nöthig seyn werde, die abgetretenen Provinzen von den Griechen zu erobern, um sie den Türken zu geben; und daß der neue Souverän seine Herrschaft nicht mit Maßregeln der Politik beginnen könne, welche die Griechen zwängen, ihre eigene Heimath zu verlassen. Wenn der griechische Senat überall keine Ansicht, oder sie wenigstens in einer Sprache ausgedrückt hätte, die die wahrscheinliche Hoffnung seiner Beipflichtung (acquiescence) zu diesen Maßregeln gäbe, so hätte sich der Unterzeichnete, wenn auch ungern, dazu verstanden, das Werkzeug der Ausführung

von den Entscheidungen der verbündeten Mächte zu werden, und sich bestrebt, so viel als möglich deren Härte zu mildern und deren Tendenz zu begegnen; allein seine Sprache ist so unzweideutig (incompromising), als seine Gefühle natürlich sind. Der Unterzeichnete ist so in die peinvolle Lage gesetzt, daß seine Ernennung mit jenen Zwangsmaßregeln durch dasselbe Protokoll in Zusammenhang gestellt wird. Sein erster Act als Souverän würde seyn, seine eigenen Unterthanen durch fremde Waffengewalt zur Abtretung ihrer Gebiete und Besitzthümer an ihre Feinde zu zwingen, oder mit ihnen vereinigt, sich der Ausführung eines Theils desselben Vertrags, der ihn auf den Thron von Griechenland hob, zu widersetzen, oder sie zu vereiteln (evade). Daß die eine oder die andere dieser Alternativen von ihm gefordert werden würde, ist gewiß, weil das Land zwischen den zwei Linien — Akarnanien und ein Theil von Aetolien — die nun an die Türken abgetreten werden sollen, samt den festen Plätzen, im friedlichen Besitze der Griechen ist. Es ist das Land, aus welchem Griechenland sich am besten mit Zimmerholz zu seinem Schiffbau versehen kann; es ist das Land, welches während des Krieges die besten Soldaten geliefert hat. Die ersten Kriegshäupter der Griechen stammen aus akarnanischen und ätolischen Familien. Als das Protokoll vom 22 März 1829 in Griechenland ankam, und die Zustimmung der Türken zu dem ausgedehnten Gebietsumfange in dem Tractate von Adrianopel bekannt wurde, kehrten alle Familien, welche den Krieg überlebt hatten, zurück, und begannen ihre Häuser und Städte wieder anzubauen, und ihre Ländereien zu cultiviren. Diese Bevölkerung wird ohne Widerstand sich nicht mehr unter das Joch der Türken fügen,

und die andern Griechen werden und können nicht sie ihrem Schicksale überlassen. Unter diesen Umständen ist die Pflicht, welche der Unterzeichnete gegen Griechenland zu erfüllen hat, klar und gerade bezeichnet (strait forward). Während aller dieser Verhandlungen hatte er allein die Interessen jenes Landes im Auge gehabt, und sowohl in seinen schriftlichen Mittheilungen, als auch in seinen persönlichen Besprechungen mit den Ministern von England und den Bevollmächtigten der verbündeten Höfe unablässig dagegen protestirt, daß die Griechen zu keinen, ihren Wünschen voraussetzlich zuwiderlaufenden Anordnungen, welche, wie der Präsident mit Recht bemerkt, sie jener Ansprüche berauben (are destructive of that rights), auf welchen zu bestehen sie ihre großen Opfer berechtigen, gezwungen werden möchten. Wenn der Unterzeichnete die hohe Auszeichnung, der Souverän von Griechenland zu werden, in Erwägung nahm, so geschah es mit dem Wunsche, von der griechischen Nation frei und einmüthig anerkannt, und von ihr als Freund bewillkommt zu werden, durch dessen Vermittlung ihre langen und heroischen Kämpfe durch die Sicherheit ihrer Provinzen und die Begründung ihrer Unabhängigkeit, auf einer bleibenden und dauerhaften Basis, vergolten werden sollten. Mit dem tiefsten Bedauern sieht der Unterzeichnete diese Hoffnungen vernichtet, und ist gezwungen zu erklären, daß die Anordnungen der verbündeten Mächte und der Widerstand der Griechen ihn der Macht berauben, diesen geheiligten und ruhmwürdigen Gegenstand zur Vollendung zu führen, und ihm eine Verpflichtung von ganz verschiedenem Charakter auflegen — diejenige eines Delegaten der verbündeten Mächte, von ihnen ausersehen, Griechenland durch die Gewalt ihrer Waffen in Unterwerfung zu halten.

Ein solcher Auftrag würde gleich sehr seinen Gefühlen widerstreben und seinen Charakter bloßstellen, da derselbe in geradem Widerspruche mit den Zwecken (objets) des Tractats vom 6 Julius steht, nach welchem sich die drei Mächte vereinigt haben, um die Pacification des Osten zu erzielen. Der Unterzeichnete legt daher förmlich in die Hände der Bevollmächtigten ein Amt (trust) nieder, das die Umstände ihm nicht länger erlauben, mit Ehre für sich selbst, zur Wohlthat für Griechenland, oder zum Vortheile für die allgemeinen Interessen Europa's zu bekleiden."

Ehe nun die Minister einen neuen passenden Candidaten für den griechischen Thron ausfindig gemacht hatten, kam die Revolution in Frankreich dazwischen, und die Aufmerksamkeit der Cabinette wendete sich vom Orient ab nach dem Occident. Die Diplomaten bekamen wichtigere Dinge zu thun, als an das kleine arme Griechenland zu denken, und dieses blieb nach wie vor in seinem provisorischen Zustande unter der Präsidentschaft des Grafen Capodistrias.

Ueber die Mittel der griechischen Regierung zu Anfang des Jahres 1830 enthielt der österreichische Beobachter folgenden Bericht: „Die Armee besteht aus geregelten und ungeregelten Truppen; beiden stehen vor als Directeur en Chef General Trézel, ein Franzose; als Chef des Generalstabs Herr Molière, ein Franzose; als Intendant Herr Sanquet, ein Franzose; als Unterintendant Herr Kolbe, ein Preuße; als Chef des Bureau's des Generalcommissariats Herr Cottier, ein Franzose; als Oberzahlmeister Herr Pulo, ein Jonier; als Chef des Geniewesens Herr Garnot, ein Franzose; als Director der Centralschule, der Arsenale und der Artillerie der Obristlieutenant Pauzier, ein Franzose;

endlich als Chef du Materiel des Arsenals der Hauptmann Odon, ein Franzose. Lieutenant-General der geregelten Truppen ist insbesondere der Obrist Gérard, ein Franzose; alle Chefs der verschiedenen Corps dieser Truppen sind Franzosen oder Piemonteser; so sind z. B. die beiden Schwadronen der Reiterei den Herren Touret und Macchia; die vier Bataillons Infanterie den Herren Scaravelli, Cavallo, Saunier und Justin anvertraut. Das geregelte Corps zählt dermalen 2217 Mann, 50 Mann des Arsenals und 29 Invaliden eingerechnet. Es ist in den verschiedenen Festungen und Plätzen vertheilt; und zwar liegen davon zu Napoli di Romania, wo ein Neapolitaner, Obrist Pisa, und unter ihm im Schlosse Palamides ein Schwede, Hauptmann Myhrberg, den Befehl führen, 850 Mann. Korinth ist mit 250 Mann Garnison einem Dänen, Herrn Fabricius, anvertraut. Patras, sammt dem Schlosse von Morea, mit 524 Mann einem Russen, Herrn Rayko; Methana und Poros mit 60 Mann Besatzung stehen unter dem Befehle eines Corsen, Herrn Abbati; Lepanto, sammt dem Schlosse von Rumelien, ist mit 258 Mann dem Piemonteser Obrist Pieri anvertraut; für Koron ist vor Kurzem der Neapolitaner Herr Villani ernannt worden; für Missolunghi, das mit 572 Mann Ungeregelter belegt ist, soll Obrist Pisa bestimmt seyn; in Vonitza und Malvasia befehligen Griechen die geringe Besatzung von 130 Hydrioten und 150 Geregelten; in Grabusa steht dem Posten von 80 Mann der Hauptmann Hann aus Altona vor; Navarin endlich und Modon sind in den Händen der Franzosen. In Morea liegen als Sicherheitswache für die außerordentlichen Commissäre 300 Mann Ungeregelter, dagegen beträgt der ausrückende Stand

der ungeregelten Truppen im griechischen Festlande 8492 Mann, und zwar derjenige der Armee in Westgriechenland 3962 Mann, die Armee in Ostgriechenland aber 4530 Mann. Graf Augustin Capodistrias, und unter ihm Obrist Rhodius, sind mit der Organisation dieser Truppen beauftragt, die zum Theil ausgeführt ist, zum Theil großen Schwierigkeiten begegnet. Beide Armeen sind dermalen ohne Chef, indem General Church zur Zeit der Versammlung zu Argos, und Fürst Ypsilanti am 1 Januar 1830 die Entlassung eingegeben haben. Die griechischen Streitkräfte zu Lande machen also zusammen 10,739 Mann aus. Diese kosten jährlich, das nöthige Material und die Verwaltung eingerechnet, an 15 Millionen Piaster, wovon etwas über 11 Millionen auf die ungeregelten Truppen fallen. — Die Seekräfte sind sehr herabgekommen. Der Generalcommissär derselben ist ein anderer Bruder des Präsidenten, der Graf Viaro Capodistrias. Dermalen besteht die griechische Nationalmarine nur aus 1 Fregatte zu 64 Kanonen, 1 Corvette zu 26, 3 Dampfschiffen, wovon 2 zu 8 und das dritte zu 4 Geschützen, 9 Briggs und Goeletten von 4 bis 12; 5 Kanonenbooten von 1 bis 3; endlich aus 28 kleinern Fahrzeugen zu 1 Kanone und mehreren Transporten. Der Haushalt der Marine kostet jährlich etwas über 2 Millionen Piaster. Die Ausgaben für Land- und Seemacht betragen also dermalen jährlich an 17 Millionen, d. i. um eine Million mehr als die jährlichen Einkünfte des Landes ausmachen. Die übrigen Ausgaben steigern das Deficit auf beinahe 15 Millionen, wobei freilich die rückständigen Interessen für die beiden frühern Anleihen nicht eingerechnet sind."

Der englische Globe sagte: „Den Griechen wird ein

König zugeschickt ohne weitere Kunde, als die ein Spediteur bei einem Waarenballen anwendet: Durch das Schiff Speedwell werdet ihr einen König, Namens Leopold, erhalten. Ihr werdet so gut seyn, den Empfang desselben zu melden, ihn gebührend zu honoriren und in euern Rechnungen vorzumerken.“ So ungefähr dachten die Griechen wirklich, und die Gunst der europäischen Mächte fand in Hellas viel Mißtrauen. Indeß bezog die griechische Regierung von den Mächten bedeutende Subsidien, wozu der thätige Herr Eynard in Genf, das Haupt der Philhellenen, aus eigenen Mitteln fortwährend Summen hinzufügte. Außerdem erhielten die griechischen Handelsschiffe nun auch wieder freien Zutritt in Constantinopel, wenn auch nicht unter eigener, doch unter fremder Flagge. Dieß würde die Griechen zur Dankbarkeit verpflichtet haben, wenn nicht zugleich der Einfluß der europäischen Mächte feindliche Parteien unter ihnen erweckt hätte. Am 9 Januar kam der russische Gesandte von Ribeaupierre auf seiner Rückreise nach Constantinopel unterwegs in Nauplia an und versprach den Griechen alles Gute von seiner Regierung. Die russische Partei in Griechenland war nun bei Weitem stärker als die englische, da das Land alle seine wahren Vortheile durch Rußland erworben hatte, während es England nicht mit Unrecht Schuld gab, seinem Glücke Hindernisse in den Weg gelegt zu haben. Auch waren viele Griechen republicanisch gesinnt, und wünschten lieber einen Präsidenten als einen König zu haben. Als indeß Prinz Leopold ihnen aufgedrungen wurde, erhob sich die englische Partei, und die immer noch wenig an Subordination gewöhnten griechischen Räuber bedienten sich des Augenblicks, um dem Präsidenten den Gehorsam zu verweigern und Unruhen anzufangen.

Im Januar hatte Capodistrias auf einer Rundreise die Unruhen der Soldaten zu Salamis glücklich beigelegt. Im Mai brachen neue Unruhen in Arta und Prevesa aus. Man meldete damals: „Ueberall, wo keine französischen Truppen sind, wird die öffentliche Autorität insultirt. Aufrührerische und fast anarchische Bewegungen machen an vielen Orten die Gegenwart der griechischen Truppen unnütz, die nicht sehr geneigt sind, Ordnung zu schaffen, sondern vielmehr den Tumult vermehren. Ueberall ist der Gang der Regierung gelähmt.“ Die Mainotten erneuerten ihre Räubereien. Capodistrias war rastlos bemüht, die Eintracht herzustellen; allein es gelang ihm nur schwer, und jeden Augenblick waren neue Unruhen zu besorgen; eine Folge des provisorischen Zustandes und der immer mehr einreißenden Armuth. Nachrichten aus Aegina bis zur Mitte des Decembers meldeten: „Die Ruhe ist zwar, Dank sey es der Gegenwart der Franzosen und dem Benehmen des Präsidenten, nicht gestört worden; die Parteien sind zwar in Bewegung, aber ohne Kraft. Das Volk hat jetzt fast überall sich zu nähren und zu kleiden. Es ist von einer exemplarischen Folgsamkeit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit, und der unruhige Ehrgeiz mißvergnügter Archonten, Capitäns und zahlloser Abenteurer und Taugenichtse aller Nationen und Classen hat nur Gelegenheit, sich in den Kaffeehäusern und im Courrier von Smyrna Luft zu machen, was er auch eben so ungestört als ungenirt thut. Die Mittel der Regierung sind zwar geordnet, aber gegen ihr Bedürfniß noch schwach, und aus Mangel an kräftiger Unterstützung leiden der öffentliche Dienst, der Handel, die Industrie, so auch der öffentliche Unterricht. Es fehlte in den Schulen fast an Allem, außer an dem guten

Willen und der Gelehrigkeit der Schüler. Seit 12 Monaten hat der Präsident ungefähr 4½ Millionen Franken eingenommen. Dazu kommen die freilich spärlichen Subsidien der drei Mächte, so daß er eben im Stande ist, im Peloponnes, auf den Inseln und im Norden Ordnung zu halten. Auf Attika, Böotien und die angränzenden Länder hat die Regierung leider ihre Hülfe noch nicht ausdehnen können, und diese Länder leben so zu sagen in einer anarchischen Ruhe. Die Türken sitzen noch unbeweglich auf der Akropolis, haben das Fort neulich wieder frisch verproviantirt und die Besatzung gewechselt. Eine Nachricht von dort schließt mit den Worten: Möchten doch die drei Mächte, welche Griechenland auf halbem Wege zu seiner Unabhängigkeit liegen gelassen, durch ihre andern allerdings dringenden Geschäfte nicht länger abgehalten werden, ihr Werk zu vollenden, und unser Gebiet durch die zugesagte Erweiterung der Gränzen, die Wahl eines Fürsten und die Garantie einer Anleihe endlich einmal feststellen. Es ist weder ihrer Würde noch ihrem Vortheile gemäß, uns in diesem Zustande zu lassen, den in diesem vulcanischen Orient eine jede zufällige Erschütterung umstoßen, und mit der Arbeit so vieler Jahre vernichten kann, um mit neuer Anarchie neue Verwicklungen und Schwierigkeiten für Europa und für uns herbeizuführen."

In seinen Verhältnissen zur Türkei war Griechenland noch keineswegs zufrieden gestellt. Nur gezwungen nahm es das Protokoll an, welches seine Gränzen beschränkte; und einerseits zauderten die Türken, trotz der eingegangenen Verpflichtungen, immer noch, Athen zu räumen, andrerseits strengten die durch das grausame Protokoll ausgeschlossenen und der türkischen Rache überlieferten Griechen auf

Samos und Candia alle ihre Kräfte an, um im fortdauernden Verzweiflungskampfe zu siegen oder zu sterben.

Die Insel Samos hatte den thätigsten Antheil an dem griechischen Befreiungskriege genommen, und sollte nun dennoch nicht in dem neuen griechischen Königreiche inbegriffen seyn, sondern der Türkei anheimfallen.

Am 10 Mai landeten türkische Commissarien mit einem Gefolge von einigen Soldaten unversehens in dem alten Hafen von Tigani, bei den Trümmern des alten Samos. Sie begaben sich nach Cora, dem gewöhnlichen Wohnsitze der Gouverneure der Insel, um die Autorität des Großherrn daselbst anerkennen zu lassen. Man entsprach den Forderungen dieser Agenten nicht, und ihre Ankunft ward das Zeichen zu einem Aufstande, der, wenn er auch jetzt wieder gestillt ist, nur als unter der Asche glimmend betrachtet werden kann. Die Griechen warfen sich auf die türkischen Soldaten und entwaffneten sie; die Commissarien wurden verhaftet, und eine erlassene Proclamation brachte großen Eindruck auf der Insel hervor. Die ganze Bevölkerung griff zu den Waffen, und die Samischen Capitäne gaben der Regierung Nachricht davon. Die Centralregierung schickte eilig einen außerordentlichen Agenten nach Samos ab, um alle nöthigen Maßregeln zu Erstickung dieses Aufstandes zu treffen. Die türkischen Commissarien wurden nach Asien sammt ihren Soldaten zurückgebracht, ohne daß man ihnen sonst ein Leid zugefügt hätte. Bei diesem Anlasse bewiesen die Samier Mäßigung und Verstand. Der griechische Agent forderte nur die türkischen Abgeordneten auf, nicht von Neuem auf der Insel zu erscheinen, bis das Schicksal von Samos und seinen Einwohnern definitiv durch die Cabinette und die Pforte bestimmt wäre.

Indeß

Indeß traten sämmtliche Einwohner der Insel Samos am 5 Junius in eine Generalversammlung zusammen und erklärten: Die Versammlung, erwägend, daß die Insel Samos sich trotz ihrer unbestreitbaren Rechte von dem hellenischen Staate getrennt sieht, und daß auf diese Weise das moralische und physische Daseyn der Samier der erbarmungslosen Willkür eines blutdürstigen Unterdrückers preisgegeben wird; erwägend ferner, daß die Samier den Charakter ihres ruchlosen Feindes zu gut kennen, um, so lange ihnen noch ein Hauch des Lebens bleibt, je einzuwilligen, daß ihre Frauen und Töchter abermals in Barbarenhände fallen, ihre Kinder zum Abfall von ihrer Religion gezwungen, und die heilige Asche ihrer Väter mit Füßen getreten werde .... beschließt: Art. 1. Die Insel Samos wird sich nie freiwillig vom griechischen Staate trennen. Sie wird der gleich Anfangs und in allen Generalversammlungen Griechenlands wiederholt beschwornen Convention treu bleiben. Art. 2. Sie wird den von den drei verbündeten Mächten vorgeschriebenen Waffenstillstand streng beobachten, so lange Letztere sich der Feindseligkeiten enthalten werden. Art. 3. In Betracht, daß die griechische Regierung auf dieses Departement der östlichen Sporaden nur von den hohen alliirten Mächten gezwungen verzichtet, die keine Rücksicht nahmen, weder auf die Beschlüsse der vierten Nationalversammlung, noch auf die heiligen und unveräußerlichen Rechte der Samier, so wird die Insel Samos, um die Anarchie zu vermeiden und die Rechte jedes Bürgers sicher zu stellen, provisorisch durch eine in ihrem Schoße gewählte Autorität regiert werden. Art. 4. Da diese Autorität stets die Vereinigung der Insel Samos mit der griechischen Regierung im Auge behält, so

wird sie nach denselben Regeln und in demselben Geiste handeln, wie jene Regierung. Chora, 7 Jun. 1830. (Unterz.) Der Präsident, Antonio Giorgiades. Der erste Secretär, Joannis Sphinis. Die Deputirten der Städte und Dörfer von Samos; an der Zahl 79.

Die große Insel Candia theilte das nämliche Schicksal. Sie wurde dem griechischen Staate nicht einverleibt, sondern den Türken überlassen. Die unglückliche griechische Bevölkerung, seit geraumer Zeit mit den in den Festungen der Insel befindlichen Türken im Kampfe auf Leben und Tod begriffen, gab die Hoffnung nicht auf, sich unabhängig zu erhalten, und diese kriegerische Stimmung wurde fortwährend durch Philhellenen genährt, die als Abenteurer auf die Insel kamen, und unter dem Vorwande, von Capodistrias dazu beauftragt zu seyn, das Commando übernahmen. Wie früher Reineck und Hann, so stand jetzt Dr. Regnieri an der Spitze der Candioten. Die Türken in den Festungen standen unter dem Seraskier Mustapha-Pascha, Suleiman-Pascha und Mehemet-Pascha. Im Anfange des Jahres 1830 herrschte Ruhe auf der Insel. Ermüdet von den jahrelangen kleinen Kriegen, ruhten beide Parteien aus, ohne sich jedoch zu versöhnen. Erst nachdem am 5 Julius einige russische und französische Schiffe erschienen und einen Waffenstillstand vorschlugen, wurde derselbe angenommen, aber bald darauf von den Türken durch Niedermetzlung mehrerer Griechen schon wieder verletzt.

Mittlerweile machte der Sultan von dem Rechte Gebrauch, welches ihm die christlichen Mächte überlassen hatten. Der Besitz Candia's war ihm durch das Londoner Protokoll zugesprochen, und er trat nunmehr diese Insel dem Pascha von Aegypten ab, theils um diesen zu gewinnen, theils weil

der Pascha mit seiner Flotte sich am leichtesten in den Besitz jener Insel setzen zu können schien. Vorher aber schickte der Sultan den Hamid Effendi mit einem Amnestiedecret nach Candia. Er versprach darin volle Verzeihung und Vergessenheit, befahl den Türken, die Griechen mild zu behandeln, erließ alle rückständigen Abgaben, und befreite die Griechen hinfort von allen Frohnden und außerordentlichen Abgaben, am 1 August. Dr. Regnieri verlangte aber 30 Tage Bedenkzeit, und die Candioten schienen nicht geneigt, die von ihnen für trüglich gehaltene Amnestie anzunehmen. Es verlautete daher, der englische Admiral Malcolm werde in eigener Person die Griechen aus dem Fort Karabusa vertreiben und zur Unterwerfung unter die Türken zwingen. Die Türken selbst schritten indeß rasch ein. Am 8 September wurde zu Cairo der Ferman des Sultans bekannt gemacht, kraft dessen der Pascha von Aegypten mit der Regierung von Candia beauftragt wurde. Es hieß darin: „Ausschließlich mit der Sorge beauftragt, die Insel zum Frieden zu bringen, werden Sie Ihrerseits den Einwohnern die großmüthige Verzeihung und Gunst, die ich denselben zusichere, verkünden, und jede geeignete Maßregel treffen, um das Vertrauen wieder herzustellen und den Geist des Volks zu beruhigen. Sind Sie aber endlich genöthigt, Strenge zu gebrauchen, so wissen Sie, welche Maßregeln in solchem Falle anzuwenden sind.“

Hierauf ging bereits am 15 September eine ägyptische Flotte unter Osman Nurreddin Bey mit Landungstruppen nach Candia ab, und publicirte daselbst eine Proclamation Mehemet Ali Pascha's, worin es hieß: „Ihr dürft keinerlei Verfolgung fürchten. Seyd gewiß, daß nach dem Gesetz, daß Gleiches mit Gleichem vergolten werde, der, der euch schlägt,

wieder geschlagen, der, der einen von euch zu tödten das Unglück hat, auf gleiche Weise den Tod finden werde. Kurz, zählt auf meine aufrichtige Liebe und Menschlichkeit. Ueberlaßt euch den nützlichen Beschäftigungen und segnet Se. Hoheit, unsern erhabenen Gebieter. Mein obenerwähnter Majorgeneral, der die europäischen Gebräuche kennt, ist mit der Organisation des Landes nach meinen väterlichen Absichten beauftragt, welche sind: 1) alle Angelegenheiten des Landes in Ordnung zu bringen; 2) zwei Räthe einzurichten, den einen in Canea, den andern in Candia, von denen jeder aus mehreren Mitgliedern bestehen soll, die aus den angesehensten, sowohl mohamedanischen als christlichen Einwohnern gewählt werden sollen. Die Mitglieder werden nach Verhältniß ihrer Verdienste Besoldungen erhalten. Diese beiden Räthe werden beauftragt werden, alle Geschäfte, Processe und Proclamationen (ausgenommen die Theilung von Erbschaften betreffend) zu berathen und abzuurtheilen, Mißbräuche zu verhüten, die allgemeine Ruhe zu befestigen, das Loos der Einwohner zu verbessern und das Wohl des Landes zu befördern."

Die Candioten trauten indeß diesen Versprechungen nicht, und weigerten sich, in ihren unzugänglichen Gebirgen sicher, die Amnestie anzunehmen. Es ging daher am 1 November eine zweite Expedition mit 4000 Mann von Aegypten ab, die Candioten mit Gewalt zu unterwerfen. Noch im Laufe dieses Monats wagte es Dr. Regnieri, sich der überlegenen ägyptischen Macht im offenen Felde entgegenzustellen; allein seine Truppen, nur an den Gebirgskrieg gewöhnt, liefen davon, und 22 Dörfer unterwarfen sich. Dr. Regnieri aber zog sich mit den Sphakioten (Gebirgsbewohnern) in die Berge zurück und behauptete hier die Unabhängigkeit.

V.

England.

1.

Thronwechsel.

Auch in England führte das verhängnißvolle Jahr 1830 wichtige Veränderungen herbei. In diesem Lande fand, stets in den Schranken der Gesetzlichkeit, ein langsamer, aber sicherer Fortschritt zu politischen Verbesserungen statt, wie sie das 19te Jahrhundert unumgänglich verlangt. Die 1829 bewirkte Emancipation der Katholiken war ein großer Schritt vorwärts, aber das Volk ermüdete nicht, in Klagen und Petitionen seine noch übrigen Bedürfnisse geltend zu machen, und die Opposition im Parlament sah sich dadurch gezwungen, kräftiger als bisher dem Volke das Wort zu reden.

Zu Anfang des Jahres 1830 vernahm man noch sehr bittere Klagen über die Lauigkeit des Parlaments. Das Quaterly-Review klagte es in einem donnernden Artikel der Geistesarmuth und Imbecillität an, und sagte, daß das aus gewählten Mitgliedern bestehende Unterhaus noch viel

schlechter sey als das Oberhaus, von dessen erblichen Besitzern man nicht verlangen könne, daß derselbe Zufall, der sie zu Lords machte, sie auch talentvoll, gerecht und weise gemacht haben müßte. Im Unterhause aber säßen statt wahrer, vom Volke gewählter Repräsentanten vermöge des alten schlechten Wahlsystems größtentheils nur Creaturen der Aristokratie und des Ministeriums. Wie übertrieben auch diese Klagen seyn mochten, so hatten sie doch Grund, und es ließ sich nicht läugnen, daß das Parlament in der öffentlichen Achtung gesunken war.

Daher suchte sich das Volk selbst zu rathen, und die berathenden Volksversammlungen nahmen immer mehr überhand. Im Januar wurden dergleichen in fast allen Grafschaften Englands gehalten, um Herabsetzung der Taxen und Ersparnisse zu bewirken. In Devonshire verlangte man die Abschaffung des Zehnten. Die englische Kirche kostet dem Lande jährlich 4 bis 5 Millionen Pfund Sterling (die schottische nur 260,000), der Erzbischof von Canterbury allein verzehrt davon 32,000 Pfund, und „John Bull, der alles dieß bezahlt, fängt an zu begreifen, daß eine weit wohlfeilere religiöse Einrichtung gemacht werden könnte.“ Die wichtigste jener Volksversammlungen fand zu Birmingham statt, am 25 Januar. Hier kamen 12 bis 15,000 Menschen zusammen, sich über die bedrängte Lage des Landes zu berathschlagen, die, wie sie in ihrer Denkschrift sagten, von der schlechten Leitung des Staats herrühre. Ein gewisser Attwood sprach gegen den Herzog von Wellington, der auf eine dem Oberhause in Bezug auf das Elend des Landes überreichte Bittschrift geantwortet hatte: „Ihr seyd an einen erkünstelten Reichthum gewöhnt; eure Gewohnheiten

sind nicht so, wie sie seyn sollten; man muß zu der alten Denk- und Handlungsweise zurückkehren." Bei diesem Anlasse beklagte Herr Attwood, daß keiner der Lords dem Herzoge geantwortet hätte, ihm wären seine 700,000 Pfd. St. in keinem erkünstelten Gelde bezahlt worden; wenn die mittlern und niedern Classen zu ihrer alten Lebensart zurückkehren sollten, so würde es gerecht seyn, daß der Gehalt seiner Herrlichkeit, seine Pensionen und die seiner Familie, die sich auf eine ungeheure Summe beliefen, dieselbe Verminderung erführen. Die Versammlung faßte den Beschluß, eine politische Union zu stiften, um durch alle gesetzlichen Mittel eine Parlamentsreform zu bewirken, in der Weise, wie im vorigen Jahre die katholische Union in Irland die Emancipation bewirkt hatte.

Der Name „Parlamentsreform" wurde das Stichwort des englischen Volks. In dieser Reform allein sah man das Heil, denn um die Regierung zu zwingen, die Wünsche des Volks zu erhören, gibt es in England kein gesetzliches Mittel als das Unterhaus, und um in dieses die wahren Stellvertreter der Nation einzuführen, gibt es wieder kein anderes Mittel, als das alte Wahlsystem, welches die meisten Wahlen ins Unterhaus von den sogenannten Boroughs, alten, jetzt größtentheils im Besitze der Aristokratie befindlichen Burgflecken des Mittelalters, abhängig macht, abzuschaffen, und ein neues Wahlsystem einzuführen, nach welchem die Wahl allein von der Masse der Bevölkerung ausgeht. (Es ist bekannt, daß neue große Städte von mehrern hunderttausend Einwohnern, wie Manchester, Birmingham u. s. w., kein Parlamentsmitglied wählen dürfen, weil sie zur Zeit der Boroughs noch nicht existirten, während ein einziger Mensch,

wenn er Besitzer einer elenden verfallenen alten Burg ist, ein Parlamentsglied wählt. Ist er, wie gewöhnlich, ein Mitglied der Landaristokratie, so wählt er einen Vetter; ist er ein indifferenter Privatmann, so wird er vom Ministerium und der Aristokratie bestochen, eine Creatur derselben zu wählen, so daß die Mehrheit des Unterhauses fast immer das gefällige Werkzeug der Regierung ist.)

Mittlerweile wurde das Parlament selbst am 4 Februar eröffnet. Der in seinem Lustschloß Windsor befindliche fast immer unpäßliche König Georg IV ließ die Thronrede durch den Lordkanzler vorlesen. Sie war nicht geeignet, die freisinnigen Wünsche weder des brittischen Volks noch des Auslandes zu befriedigen. Die eiskalte aristokratische Politik Wellingtons wehte daraus mit ihrem Todeshauch. Der König kündigte die baldige Bestimmung des künftigen Schicksals der Griechen (die Wahl des Prinzen Leopold von Koburg zum Könige) an, und „bedauerte, noch keine Versöhnung zwischen den Prinzen des Hauses Braganza verkündigen zu können." In diesen grausamen Worten lag eine Gleichstellung des Usurpators Don Miguel mit der legitimen Königin Maria da Gloria, also schon eine indirecte Anerkennung des erstern. Die Noth des Landes wurde in der Thronrede berührt, aber „vorsichtige" Maßregeln dagegen empfohlen. Von Reformen war nicht die Rede, außer von einigen unbedeutenden Ersparungen. — Die Opposition, aufgestachelt durch vielseitige Vorwürfe und durch die sichtbar zunehmende Unzufriedenheit im Lande, nahm sich zusammen und erregte in beiden Häusern heftige Debatten gegen das Wellington'sche System, die indeß noch kein Resultat herbeiführten. Im Oberhause äußerten sich beson-

bers Lord Holland, Marquis Lansdown und Viscount Goderich, im Unterhause Huskisson, Palmerston und Lord Russel gegen die auswärtige Politik des Ministeriums, vorzüglich gegen die muthmaßlich bevorstehende Anerkennung Don Miguels, des Schandflecks unsers Jahrhunderts, und gegen das Spiel, das man fortwährend mit Griechenland spielte. Im Unterhause machte ferner Lord Russel am 25 Februar eine Motion in Betreff der Parlamentsreform, indem er nur einige wenige Stimmen von verfallenen Boroughs auf benachbarte große Städte übertragen wünschte; aber auch diese bescheidene Forderung wurde mit einer Mehrheit von 48 Stimmen verworfen. Indeß freute es die Volkspartei und erschreckte die Aristokratie, daß es nur 48 Stimmen waren, da früher jeder Antrag zur Parlamentsreform mit noch weit größerer Mehrheit beseitigt worden war. Hume, ein unermüdeter Volksfreund, ließ sich durch diesen mißlungenen Versuch Russels nicht abschrecken, auf anderm Wege, durch Motionen, die Abschaffung von drückenden Taxen betreffend, das Volk zu erleichtern; doch auch ihm würde es nicht gelungen seyn damit durchzudringen, wenn nicht zu gleicher Zeit die Volksversammlungen durch ihre drohende Haltung ihn unterstützt hätten.

Am 17 Februar hielt der bekannte Demagoge Hunt eine Versammlung, und am 8 März abermals Hunt und O'Connel vereinigt eine große Volksversammlung in London selbst, wobei 20 bis 30,000 Menschen zugegen waren. Deßgleichen hielten am 12 März die Freeholder der Grafschaft Kent eine Versammlung auf der Haide von Pennenden, worin sie beschlossen, dem König in einer Adresse die große Noth des Landvolks zu schildern. Diese Bewegungen und Hume's

Drängen im Parlament bewirkte endlich, daß die Regierung sich am 15 März entschloß, die drückende Bier-, Leder- und Obstweintaxe abzuschaffen, wodurch das Volk jährlich etwa um 5 Millionen Pfund Sterling erleichtert wurde. Dieß machte einstweilen den Volksversammlungen ein Ende.

O'Connel verfolgte indeß unablässig seinen schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs bezeichneten Plan, die Union zwischen England und Irland aufzuheben und Irland ein selbstständiges Parlament zu verschaffen. Er reichte deßfalls am 22 März eine Bittschrift der Irländer ein, der aber keine Folge gegeben wurde. Man behandelte O'Connel überhaupt im Parlament mit studirter Verachtung, um diesen mächtigen Demagogen zu demüthigen; er ließ sich aber durch nichts aus der Fassung bringen. Da er im Parlament nichts ausrichten konnte, so stiftete er eine neue Gesellschaft in Irland, die Gesellschaft der Freunde Irlands von allen religiösen Benennungen, deren Zweck die Aufhebung der Union mit England seyn sollte, am 6 April. Sie umfaßte jetzt, im Gegensatze gegen die frühere katholische Gesellschaft, deren Zweck nur die Emancipation der Katholiken gewesen war, alle Irländer von jeder Religionspartei. Allein auf Befehl der Regierung unterdrückte der Vicekönig von Irland diese Gesellschaft, sobald sie entstanden war. Bald darauf verlangte O'Connel im Parlament die Revision eines irländischen Processes, in welchem große Ungerechtigkeiten begangen worden seyn sollten; aber das Parlament ließ sich nicht nur nicht darauf ein, sondern bedeckte auch O'Connel mit Schmach; allein je mehr man ihn fühlen ließ, wie lästig er sey, desto mehr durfte er sich von seiner Wichtigkeit überzeugt halten.

Die fernern Parlamentsverhandlungen boten wenig Interesse dar. Das Ministerium schlug alle Angriffe durch die ihm unterwürfige Mehrheit ab. Am 23 März wurde im Oberhause der Antrag des Marquis von Clanricarde, die Minister wegen ihres völkerrechtswidrigen Betragens gegen die Anhänger der Königin Maria von Portugal vor Terceira zu tadeln, verworfen, und am 28 April derselbe Antrag des Hrn. Grant auch im Unterhause. Ebenso ward am 17 Mai Grants Vorschlag zu einer Emancipation der Juden verworfen, weil man fürchtete, die Juden möchten ihr Corporationsinteresse dem englischen Nationalinteresse vorziehen und die Emancipation nur zu Gunsten des erstern benutzen, wogegen man mit Recht den Grundsatz geltend machte, daß jener Corporationsgeist eben nur dann verschwinden kann, wenn er in den Nationalgeist übergeleitet wird durch eine Emancipation, welche die, die bisher nur Glieder einer Corporation seyn konnten, zu Gliedern einer Nation macht. Auch eine Motion des Grafen Mountcashel gegen die Mißbräuche der anglicanischen Kirche blieb ohne Folgen; doch trug der Erzbischof von Canterbury selbst auf eine Aenderung im Zehntwesen dergestalt an, daß die Zehntleistung den Leistenden durch abzuschließende Verträge erleichtert werden sollte.

In Folge des tiefen Friedens wurden am 23 März die Stocks zu 4 Proc. auf 3½ Proc. herabgesetzt.

Im Mai nahmen zwei wichtige Ereignisse die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, die Krankheit des Königs und die Erklärung des Prinzen Leopold, den griechischen Thron nicht annehmen zu wollen. Beide Ereignisse hingen genau zusammen. Wir ha-

ben oben, da von Griechenland die Rede war, mehr von den Verhandlungen der europäischen Mächte gesagt, in deren Folge Griechenland zu einem unabhängigen Königreich, und Prinz Leopold von Koburg, Eidam des Königs von England, zu dessen König bestimmt wurde. Hier bemerken wir nur, daß der Prinz anfangs geneigt war, die neue Krone anzuehmen, und daß er nur noch die Erfüllung einiger Bedingungen zu Gunsten Griechenlands verlangte, die keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen schienen. Aber als der König von England gefährlich krank wurde, so scheinen näherliegende Interessen den Prinzen veranlaßt zu haben, die noch in Frage gestellten Punkte bei der griechischen Unterhandlung zu benutzen, um dieselbe gänzlich abzubrechen. Wenn Georg IV. starb, so folgte ihm sein Bruder, der bereits 65jährige Herzog Wilhelm von Clarence, der keinen legitimen Erben hatte. Starb dieser, so folgte ihm die Tochter seines verstorbenen Bruders, Herzogs von Kent, die junge Prinzessin Victorine, deren Mutter die Schwester des Prinzen Leopold war. Wenn es nun auch unwahrscheinlich ist, daß Prinz Leopold (40 Jahr alt) auf die Hand der Prinzessin Victorine (11 Jahre alt) gerechnet habe, so war doch für ihn die Aussicht vorhanden, die Regentschaft für die Prinzessin zu erhalten; ja es war vielleicht seine Pflicht, die junge Dame, als ihr nächster Verwandter, nicht zu verlassen, falls sie noch während ihrer Minderjährigkeit die erhabene und für so zarte Jugend schwierige Stelle einer Elisabeth einnehmen sollte. Auch scheint die Volkspartei den Prinzen bei seiner Abweisung der griechischen Krone unterstützt zu haben, weil sie in ihm einen natürlichen Rivalen anderer Bewerber um die Regentschaft

und insofern namentlich eine kräftige Stütze gegen Wellington sah.

Der Zustand des Königs verschlimmerte sich von Woche zu Woche. Er litt an der Brustwassersucht und nur seine unglaublich kräftige Constitution erhielt ihn über alle Erwartung länger am Leben. Diese eiserne Constitution hatte bis in sein hohes Alter Stürmen getrotzt, denen hundert Andere erliegen würden. Man erzählt sich viel von den Freuden seiner irdischen Wallhalla. Wir erwähnen nur eines dahin gehörigen Zuges. Ein deutscher Diplomat, Hr. von W., gewann in vorzüglichem Grade die Zuneigung des Königs und wurde in Folge dieser seltenen Gunst zu des Königs Tafelrunde gezogen, und neben Se. Majestät gesetzt. Noch unbekannt mit den Sitten dieser Tafelrunde fielen ihm die im Uebermaße dargebotenen starken Weine beschwerlich, und obgleich er sah, daß nur allein der König eine große Wasserflasche vor sich stehen hatte, aus welcher derselbe von Zeit zu Zeit zwischen den Wein hinein ein volles Glas trank, so bat er doch die Bedienten ihm ebenfalls Wasser zu reichen. Die Bedienten waren aber taub, und brachten ihm nur noch stärkern Wein. Das ärgerte ihn, und da er dem Drange nach einem frischen Trunk Wassers nicht widerstehen konnte, so nahm er den Augenblick wahr, da der König sich auf die andere Seite wandte, ergriff hastig dessen Wasserflasche, schenkte sich ein Glas ein und wollte es eben unbemerkt rasch hinunterstürzen, als er es mit convulsivischen Gebärden von sich schleuderte zur herzlichen Ergötzung Sr. Majestät, denn er hatte — weißen Rum getrunken, den stärksten, den es gibt und der ihn den Mund wie Feuer verbrannte, den aber der König nur wie Wasser trank. —

Auch in seiner Krankheit, erzählten englische Blätter, verläugnete sich die Weise des Königs nicht. Er wollte den Aerzten weder glauben noch folgen und bestellte sich, ihnen zum Trotz, in einer seiner schlimmsten Krisen ein gewaltiges Stück Rostbeef, das er mit gutem Appetit verzehrte, und das ihm auch wohl bekam. — Man erfuhr indeß von dem Verlaufe seiner Krankheit nicht soviel, als eine Nation vom Befinden ihres Königs zu wissen berechtigt ist, und dieß gab zu heftigen Klagen in den Journalen Anlaß. Man warf es Wellington vor, daß er, wie ein Majordomus zwischen Thron und Volk sich stelle und dem letztern nur so viel vom König wissen ließe, als ihm beliebe, wie denn überhaupt Wellingtons sogenannte Taciturnität und vornehme Einsylbigkeit, worin ihn Polignac lächerlicherweise nachäffte, einer an öffentliche Debatten gewöhnten Nation sehr verhaßt seyn mußte. Allein man entschuldigte die sparsamen und unsichern Nachrichten über des Königs Befinden damit, daß man den König, der alle Zeitungen lese, nicht mit solchen Beschreibungen seines schlimmen Zustandes kränken wolle.

Endlich wurde der König so hinfällig, daß er nicht mehr eigenhändig seine Unterschrift vollziehen konnte, und schickte demnach, wie das Gesetz es verlangte, eine Botschaft ans Oberhaus, damit dasselbe eine Commission ernenne, die in seinem Namen das wichtige Geschäft der königlichen Unterschrift übernähme, am 24 Mai. An demselben Tage ließ Prinz Leopold dem Unterhause seine Verzichtleistung auf die griechische Krone ankündigen. Das Ministerium Wellington war durch diesen Schritt des Prinzen stark compromittirt, da es seine Thronbesteigung mit so großem Eifer eingeleitet, durchgesetzt und als schon ausgemacht verkündet hatte

und nun plötzlich damit scheiterte. Wie sehr es dadurch seine Plane durchkreuzt und sich persönlich beleidigt fand, geht aus der Bitterkeit hervor, mit der es dem Prinzen seine Sinnesänderung vorwarf. Allein der Prinz fand in der Opposition die kräftigsten Vertheidiger. Alle Feinde des Ministeriums Wellington vereinigten sich, den Lord Holland an der Spitze, bei dieser Gelegenheit einen heftigen Sturm gegen die auswärtige Politik der Minister zu wagen. Sie gaben nicht nur dem Prinzen vollkommen Recht, daß er Unterhandlungen abgebrochen habe, aus denen die Absicht der Minister, Griechenland niemals eine volle Integrität zu gewähren, so unverkennbar hervorleuchte, sondern sie bedienten sich auch des Umstands, daß ein Theil des Griechenland betreffenden Briefwechsels zwischen dem Prinzen, den Ministern und dem Grafen Capodistrias dem Parlament vorgelegt werden mußte, mit großer Gewandtheit, um die Willkür und Heimlichkeit, mit welcher die Minister in dieser Sache verfahren, ins grellste Licht zu setzen. Am heftigsten war der Angriff des Marquis von Londonderry. Er bewies aus schlagenden Aeußerungen in einem Briefe des Grafen Capodistrias, daß die Minister Griechenland noch härter bedroht hätten, als sie es wissen ließen; ferner aus einem Briefe des Prinzen, daß Papiere über Candia gewechselt worden, die man geheim halte, endlich aus einer Stelle in einem Protokoll, daß das Ministerium Wellington die Schritte, die es allein gethan, um die Freiheit und Integrität Griechenlands zu hindern, Oestreich und Preußen habe unterschieben wollen. Um in dieser Sache ganz klar zu sehen, und damit das Ministerium entweder ganz gerechtfertigt oder aber gezwungen werde,

sein Verfahren offen einzugestehen, verlangte er die Vorlegung aller noch dem Parlamente vorenthaltenen, die griechische Sache betreffenden Papiere. Aber der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Aberdeen, erklärte am 15 Junius definitiv, Staatsgründe (Rücksichten gegen die übrigen contrahirenden Mächte) verböten die weitere Mittheilung der betreffenden Papiere.

Nach langem Leiden endlich starb König Georg IV. am 26 Junius früh Morgens in seinem Schlosse Windsor. Er war in seiner Jugend einer der schönsten Männer und dabei so prachtliebend und von so gefälligen Manieren gewesen, daß man ihn den ersten Gentleman des Jahrhunderts genannt hatte. Seine Regierung als Prinzregent (für seinen wahnsinnig gewordenen Vater Georg III) und als König war durch außerordentlich viel Glück ausgezeichnet, daher man es ominös fand, daß am Tage seiner Geburt die Schätze einer reichen spanischen Prise im Triumph durch die Straßen von London getragen worden. Seine Regierung sah den Sturz Napoleons, die großen Eroberungen der Engländer in Ostindien, die wohlthätige Emancipation der Katholiken. Doch drei Dinge hat man ihm bitter vorgeworfen, das grausame Betragen gegen Napoleon auf St. Helena, den Proceß seiner eigenen Gemahlin und endlich zuletzt die Gewalt, die er dem Herzog von Wellington, als geschworuem Feinde der liberalen Ideen des Jahrhunderts, verliehen. „Als sein Tod bekannt wurde, glich die Bewegung der in Windsor zusammenströmenden Tausende mehr der Heiterkeit eines Jahrmarkts, als der Volkstrauer, wie man sie beim Begräbniß eines verehrten Fürsten erwarten dürfte. Will man aufrichtig seyn, so muß man

gestehen,

WILHELM IV.

König von England.

gestehen, Georg IV war weder geliebt noch geachtet. Die während seiner Regierung eingetretenen Begebenheiten hatten einen gewissen Nimbus um seinen Namen verbreitet, und die Eitelkeit des Volks liebte es, sich in demselben zu bespiegeln; auch wußte der König durch die äußerste Geschliffenheit seines Wesens und die Grandezza in seinem Benehmen, ja selbst durch seine orientalische Abgeschiedenheit zu imponiren, besonders da er dann und wann durch Liberalitäten für die Kunst und für milde Stiftungen wohlthuende Blitze aus seiner Dunkelheit leuchten ließ. Aber jetzt, da all dieser Glanz verschwunden, stimmen wohl die Meisten mit dem in den Times gegebenen harten Ausspruche überein: inveterate voluptuary is of all known beings the most selfish.“

Ihm folgte sein Bruder, der Herzog von Clarence, der unter dem Namen Wilhelm IV noch an demselben Tage die Huldigung im St. Jamespalaste empfing. „Wilhelm Heinrich, dritter Sohn König Georgs III, wurde am 24 Aug. 1765 geboren, und war von früher Kindheit an für die Flotte bestimmt, indem sein Wesen dem Vater dazu besonders geeignet geschienen haben soll. Seine Brüder, der Prinz von Wales und der Herzog von York, waren zwar wohlgebaute, rüstige Knaben, aber dennoch übertraf sie Wilhelm von Anfang an bedeutend an Kraft und Derbheit, während er sich zugleich gegen die feinern Studien, worin sie den Vorsprung vor ihm hatten, sehr gleichgültig bewies. Das erste Fahrzeug, worauf er in See ging, war der Prinz Georg, ein Linienschiff von 98 Kanonen, welches diesen Namen zu Ehren seines Bruders trug. Er zählte eben vierzehn Jahre, und eignete sich nach Geist und Körper

sehr wohl für einen Dienst, welcher damals wegen des americanischen Kriegs von hoher Wichtigkeit war. Auf diesem Schiff, unter dem Commando des Admirals Digby, wohnte er der großen Seeschlacht zwischen der englischen und spanischen Flotte bei, die unter den Admiralen Rodney und Don Juan de Baugara gegen einander stritten. Er zeichnete sich durch mehrere Züge von Edelmuth und später durch seine vertraute Freundschaft mit dem großen Seehelden Nelson aus. Allein er nahm an den großen Kämpfen mit Frankreich keinen Theil." Irgend ein Grund der Klugheit oder des Gehorsams — vielleicht auch wohl eine Schwierigkeit, die sich in Bezug auf Rang, Etikette oder Alter ergeben mochte — vielleicht ein Widerwille gegen die, mit welchen er das Commando zu theilen gehabt hätte, oder eine Einwendung von ihrer Seite, beraubte ihn jeder Theilnahme an dem Ruhm, womit sich die englische Flagge damals bedeckte. — Der Prinz wurde am 20 März 1789 Herzog von Clarence. Viele Jahre lang stand er in Verbindung mit Mistreß Jordan; ein Verhältniß, das manchen Tadler unter dem Publicum fand. Am 11 Julius 1818 vermählte sich der Herzog mit Adelheid Therese Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen (geb. 13 August 1792), von welcher er keine lebenden Nachkommen hat. Von da an bietet das Leben des Königs nichts, was zu erwähnen von Interesse wäre, bis zu seiner Erhebung zum Großadmiral. — Als Canning Premier-Minister wurde, legten mehrere seiner Collegen ihre Stellen nieder, unter dem Vorwand, derselbe beabsichtige die Emancipation der Katholiken; auch Lord Melville, der erste Lord der Admiralität, obwohl der katholischen Sache günstig, trat ab.

Der eigentliche Grund der Resignirungen war augenscheinlich, Canning vom Ruder zu vertreiben; allein diesem Plan entgegen zu wirken, bot gerade der Austritt Melville's ein Mittel, auf welches die Gegenpartei freilich nicht gefaßt seyn mochte. Canning rief kühnlich in der Person des ersten Thronerben, die Würde eines Großadmirals wieder ins Leben, vernichtete durch diesen schnellen, ungeahneten Schritt der königlichen Prärogative den Anschlag der Ausgetretenen und gab dem Ministerium Kraft. Der neue Großadmiral besuchte die Häfen und Seemagazine, betrug sich überaus leutselig und zugänglich, nahm Beförderungen ohne alle Rücksicht auf parlamentarischen Einfluß vor, und bewies eine königliche Gastfreiheit. Nach Cannings Tod ward Wellington dessen Nachfolger, und bald zeigte sich, daß dieser seinen Anhänger Melville gern wieder an der niedergelegten Stelle sähe. Der wörtliche Vorwand, unter welchem der Herzog von Clarence aus dem Ministerium zu treten sich genöthigt sah, wurde nie bekannt, aber derselbe machte kein Hehl daraus, daß er gegen seinen eigenen Willen abgetreten sey. — Folgendes ist das Verzeichniß der Familie des Königs. Derselbe vermählte sich in Kew mit der Prinzessin Amalie Adelheid Louise Katharine, von welcher ihm am 21 März 1819 in Hannover Charlotte Auguste Louise geboren ward, die wenige Stunden nach der Geburt wieder starb, und am 10 Dec. 1820 in Bushy Park Elisabeth Georgine Adelheid, welche am 4 März 1821 starb. — Mistreß Jordan gebar folgende Kinder: Obrist Friedrich Fitzclarence bei den Ingenieurs, vermählt mit Lady Auguste Boyle, Tochter des Grafen von Glasgow; Obrist Georg Fitzclarence, vermählt mit Miß Wyndham, Tochter des Grafen von

Egremont, Obrist William Fitzclarence, gestorben in Indien; Capitän Adolph Fitzclarence, bei der königlichen Marine, Befehlshaber der Pallas, unvermählt; August Fitzclarence, Hochwürden, Capellan des Königs, seines Vaters, und Rector von Maple Durham; Marie Fitzclarence, vermählt mit Obrist Fox, dem ältesten Sohn Lord Hollands; Sophie Fitzclarence, war vermählt mit Capitän Karl Sydney, einzigem Sohn von Sir J. Shelley Sydney, Baronet; Elisabeth Fitzclarence, vermählt mit dem Grafen von Errol; Auguste Fitzclarence, vermählt mit dem ehrenwerthen John Kennedy, Sohn des Grafen Cassellis. Die übrigen dem Könige von Mistreß Jordan gebornen Kinder starben in noch zartem Alter."

Die nächste Thronfolgerin nach ihm ist die Tochter seines Bruders, Prinzessin Victorine von Kent, deren noch lebende Mutter Marie Louise Victorine die Schwester des Herzogs Leopold von Koburg ist. Ueber die großen Hoffnungen, welche diese liebenswürdige Prinzessin (geb. 1819) erweckt, haben wir schon im vorigen Jahrgange gesprochen. Man erfuhr ferner von ihr: „Sie spricht die meisten lebenden Sprachen von Europa mit Leichtigkeit und Zierlichkeit, ist in der lateinischen Sprache erfahren und hat auffallende Fortschritte in der Mathematik gemacht. Auch ist sie ausnehmend musikalisch." Außerdem leben noch drei jüngere Brüder des Königs, die Herzoge von Cumberland, Sussex und Cambridge, wovon der erstere und letztere jeder einen Sohn, Namens Georg, hat. Man sagt, daß zwischen Prinz Georg, dem Sohn des Herzogs von Cumberland (geb. 1819), und der Prinzessin Victorine eine kindliche Zuneigung bestehe,

und daß die Prinzessin bei einem Kinderballe einmal gesagt habe: „Wenn ich Königin bin, so soll Prinz Georg König werden.“

2.

Ministerwechsel.

Der neue König, Wilhelm IV, erregte bei der Opposition große Hoffnungen, denn er hatte sich früher als Herzog von Clarence öfter den Maßregeln des Herzogs von Wellington widersetzt, und war deßfalls sogar von demselben beleidigt worden. Ueberdieß war der Herzog von Clarence als ein liberalgesinnter Prinz bekannt und sehr populär. Auch als König suchte er sich diese Popularität zu erhalten, und mischte sich in Civilkleidung öfter unter das Volk, durch seine Herablassung, durch sein freies und offenes Wesen und durch eine gewisse, den Engländern werthe, seemännische Geradheit alle Herzen gewinnend. Nichts schien daher wahrscheinlicher, als daß er das Ministerium Wellington mit einem liberalen Whigministerium ersetzen würde. Um dieß zu bewirken, erhob die Opposition aufs neue einen heftigen Sturm gegen Wellington, aber die alte unterwürfige Mehrheit im Parlament schlug diesen ersten Sturm ab, und der König glaubte gegen seine Pflicht zu handeln, „wenn er das Ministerium ändere, so lange es die Mehrheit im Parlament habe. Indem er zugleich großherzig als König verzieh, daß er als Prinz von Wellington beleidigt worden, behielt er Wellington als Premierminister und das ganze Ministerium bei.“ Eine zweite Niederlage erlitt die

Opposition, indem sie die Ernennung einer Regentschaft, falls der schon bejahrte König schnell stürbe, nicht durchsetzte. So heftig man es Wellington vorwarf, er wolle als Majordomus allein herrschen, die Könige zu Schattenbildern herabwürdigen, und im Namen des Kindes (Victorine) eben so fortherrschen, wie er im Namen der Greise (Georg IV und Wilhelm IV) geherrscht habe und herrsche, so brachte es Wellington doch dahin, daß seiner Allgewalt durch Vorausbestimmung einer Regentschaft noch keine Gränze gesetzt wurde, theils weil ihm die Mehrheit, wie immer, unterwürfig war, theils weil er Gründe der Schicklichkeit geltend zu machen wußte, die es nicht erlaubten, schon an den Tod des Königs zu denken, nachdem er eben erst sich auf den Thron gesetzt. Das Parlament selbst wurde, wie es die alte Sitte nach dem Tode eines Königs verlangte, prorogirt, am 23 Julius.

Wenige Tage darauf brach die Revolution in Frankreich aus, die in England erstaunliche Sensation machte. Wie das Volk darüber dachte, haben wir schon bei Gelegenheit des Empfangs gesehen, den Karl X und seine Familie in England erfuhr. Die ganze Bevölkerung schmückte sich mit dreifarbigen Bändern und Fahnen, um den Exkönig zu höhnen und der Revolution ihren Beifall zu zollen. Auch von den Adressen der Engländer und ihren Geldsendungen für die verwundeten Pariser ist schon die Rede gewesen. Der Enthusiasmus der Franzosen schien sich den Engländern mitzutheilen, und sie zur Nacheiferung zu spornen. Die berühmte Irländerin, Lady Morgan, schrieb damals: „Der Ausruf der Ermuthigung und des Triumphs, der bei dem Siege des französischen Volkes durch unser ganzes Inselreich widertönte, ist ein Wahrzeichen und eine Vorbedeutung für

nahe bevorstehende Verbesserungen im Innern unseres Reiches. Der alte, zerbröckelnde Aufbau von Mißbräuchen, erbebt bei diesem Ausrufe bis in sein Innerstes; und gleich Jericho's Mauern wird er beim siebenten Trompetenstoße zusammenstürzen vor dem wiederholten Aussprechen einer so hochherzigen, so erleuchteten und so freisinnigen Meinung." Und der Demagoge Cobbet sagte: „Ich bin überzeugt, daß das tapfere Volk der Pariser sein Blut so gut für die englische Reform, als für seine eigenen Rechte vergossen hat."

Ganz im Sinne des englischen Volks war Wilhelm IV, der erste, der den neuen König der Franzosen anerkannte. Auch erzählt man sich, er habe den Herzog von Wellington lächelnd auf die dreifarbige Flagge der französischen Schiffe aufmerksam gemacht, wobei der Herzog kaum habe seinen Verdruß verbergen können. Allein der König fuhr fort, dem Minister, der noch immer das Parlament für sich hatte, das ausgedehnteste Vertrauen zu beweisen, und ihn um so mehr zu ehren, je heftiger seine Gegner seit der Pariser Revolution ihren Haß und ihre Hoffnungen äußerten. Bei einem Gastmahle am Jahrestag eines von Wellington erfochtenen Sieges brachte der König dessen Gesundheit aus; Prinz Leopold aber kehrte, statt mit anzustoßen, mit auffallender Heftigkeit sein Glas um. Doch mußte er den Herzog dafür um Verzeihung bitten, und dessen Verwendung bei dem erzürnten Könige nachsuchen.

Indeß nahm die Unzufriedenheit mit dem Ministerium immer mehr im ganzen Lande überhand, und der große Eindruck der französischen Revolution wirkte in den Gemüthern fort. Ein versöhnendes Element war in der Person des Herrn Huskisson vorhanden, und man rechnete schon

auf eine neue Combination, durch welche dieser alte Gegner Wellingtons neben demselben ins Ministerium treten sollte, als er durch einen unglücklichen Zufall das Leben verlor. Bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester fuhr er mit Wellington, Peel und dem k. k. Gesandten, Fürsten Esterhazy, in einem Wagen, stieg unterwegs aus und glitt beim Wiedereinsteigen aus, so daß er von einem folgenden Wagen überfahren wurde und nach wenigen Stunden verschied, am 15 September. So scheiterte die Hoffnung auf ein Ministerium der Halbheit, und man rechnete nur darauf, das Ministerium werde entweder ganz beibehalten oder ganz verändert werden. — Im Volke zeigte sich neue Bewegung. Eine Volksversammlung, welche Hunt am 27 September hielt, und worin zu gleicher Zeit Glückwünschungsadressen an den König von England wegen seiner Thronbesteigung und an die Pariser wegen ihrer Revolution beschlossen wurden, lief ruhig ab, allein gefährliche Ideen gährten in der Menge. Man verkaufte auf allen Straßen von London eine Volkszeitung für einen Pfennig, worin geradezu gesagt war, die jetzige Regierung von England bestehe nur zum Vortheile weniger Familien auf Unkosten der ganzen Nation. Auch hörte man von der heftigen Erbitterung des Landvolks zu Stamford und Newark, weil hier der Marquis von Exeter und der Herzog von Newcastle allen ihren Hintersassen, die bei der Parlamentswahl nicht nach ihrem Willen gestimmt, den Pacht aufgekündigt hatten.

Auch O'Connel ward jetzt kühner und erneuerte seine Anti-Unionsgesellschaft. Die erste Versammlung derselben sollte am 19 October in Dublin statt finden, aber der Vicekönig, Herzog von Northumberland, verbot dieselbe am

Morgen des gedachten Tages, und ließ Truppen nach der Stadt marschiren, um die Ordnung nöthigenfalls mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Doch war dieß nicht nöthig, denn O'Connel gab freiwillig nach und ermahnte seine Landsleute aus einander zu gehen, und dem Gesetze pünktlich zu gehorchen; denn das war sein laut erklärter Entschluß, nur mit dem Gesetz und durch das Gesetz Irlands Freiheit zu erobern, nicht aber mit Gewalt. Er wollte keine Revolution, nur eine gesetzliche Reform. Da ihm nun das Gesetz die Bildung der Anti-Unionsgesellschaft verboten hatte, so stiftete er sogleich eine „Gesellschaft von irländischen Freiwilligen," die, nur unter anderem Namen, wieder ganz dasselbe war. Auch fand diese neue Gesellschaft in ganz Irland die lebhafeste Theilnahme, und Protestanten und Katholiken zeigten sich, jetzt innig vereinigt, fest entschlossen, O'Connel zu unterstützen und sich jedes gesetzlichen Mittels zu bedienen, um die Union aufzuheben. Schon am 23 October hielt die neue Gesellschaft ihre erste Sitzung.

Von nicht minder drohender Natur waren die Brandstiftungen in Kent, die im October reißend um sich griffen. In der Grafschaft Kent herrschte vorzüglich viel Elend unter dem niedern Volke, und es machte seinem Hasse gegen die Reichen durch Mordbrennerei Luft, die man nicht mit Unrecht als eine Nachahmung der Brandstiftungen in der Normandie ansah. — In London selbst zeigte sich der Pöbel täglich dreister, und ein Haufe von etlichen Hunderten fiel am 26 October den Herzog von Wellington, der zu Pferde war, mit Schimpfreden und Steinwürfen an, und verfolgte ihn so durch die Gassen.

Das wieder versammelte Parlament wurde am 2 No-

vember vom Könige feierlich eröffnet. In der Thronrede hieß es: „Seit der Auflösung des letzten Parlaments traten auf dem Festlande von Europa Ereignisse von hohem Interesse und Wichtigkeit ein. Der ältere Zweig des Hauses Bourbon herrscht nicht länger mehr in Frankreich, und der Herzog von Orleans wurde unter dem Titel: König der Franzosen, auf den Thron berufen. Da ich von dem neuen Souverän eine Erklärung seines ernstlichen Wunsches erhielt, das gute Vernehmen zu pflegen, und alle mit diesem Lande bestehenden Verpflichtungen unverletzt zu erhalten, so zögerte ich nicht, meine diplomatischen Verbindungen und freundschaftlichen Verkehr mit dem französischen Hofe fortzusetzen. Mit tiefem Bedauern sah ich den Stand der Angelegenheiten in den Niederlanden. Ich beklage, daß die aufgeklärte Verwaltung des Königs seine Besitzungen nicht vor Empörung bewahren konnte, und daß die weise und verständige Maßregel, die Wünsche und Beschwerden seines Volks den Berathungen einer außerordentlichen Versammlung der Generalstaaten zu unterwerfen, zu keinem befriedigenden Resultate führte. Ich trachte, im Vereine mit meinen Verbündeten, solche Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe zu finden (I am endeavouring to devise such means of restoring tranquillity), als mit der Wohlfahrt und der guten Verwaltung der Niederlande, und mit der künftigen Sicherheit anderer Staaten vereinbar seyn mag. Erscheinungen von Tumult und Unordnung erzeugten in verschiedenen Theilen Europa's Mißbehagen (uneasiness); die Versicherungen freundschaftlicher Gesinnung aber, die ich fortwährend von allen fremden Mächten erhalte, rechtfertigen die Erwartung, daß ich im Stande seyn werde, meinem Volke

die Wohlthaten des Friedens zu erhalten. Jederzeit von der Nothwendigkeit durchdrungen, Treue und Glauben bei Nationalverpflichtungen zu achten, bin ich überzeugt, daß mein Entschluß, in Verbindung mit meinen Alliirten, jene allgemeinen Verträge aufrecht zu erhalten, durch welche das politische System Europa's begründet wurde, die beste Bürgschaft für die Ruhe der Welt darbieten wird. — Ich habe bis jetzt meinen Botschafter an dem Hofe von Lissabon noch nicht beglaubigt; da sich die portugiesische Regierung aber entschloß, durch Bewilligung einer allgemeinen Amnestie einen großen Act des Rechts und der Menschlichkeit zu erfüllen, so glaube ich, daß die Zeit bald eintreten möchte, wo die Interessen meiner Unterthanen eine Erneuerung der Verbindungen fordern werden, die so lange zwischen den beiden Ländern bestanden." — In Bezug auf die innern Unruhen hieß es in der Thronrede: „Nicht ohne Schmerz und Unwillen kann ich auf die Bemühungen blicken, welche gestissentlich gemacht werden, um unter meinem Volke den Geist der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens zu erwecken, und die Eintracht zu stören, die glücklicherweise unter denjenigen Theilen meiner Besitzungen vorherrscht, deren Vereinigung zu ihrer gemeinsamen Stärke, ihrem gemeinsamen Glücke wesentlich ist. Ich bin entschlossen, mit meiner äußersten Macht alle Mittel anzuwenden, welche das Gesetz und die Constitution zu meiner Verfügung stellten, zur Bestrafung von Aufruhr und zur schnellen Unterdrückung von Unordnung und Gewaltthat." Von der Nothwendigkeit einer Reform sprach der König kein Wort.

Das in dieser Rede unverhohlen angekündigte System des Herzogs von Wellington, überall den Despotismus zu

unterstützen und die Freiheit mit Gewalt zu unterdrücken, konnte unter den damaligen Umständen in England keinen Beifall finden. Die Anerkennung Don Miguels, die Drohungen gegen die Belgier, die Erklärung, den Status quo von 1815 aufrecht erhalten zu wollen, endlich die angedrohten Gewaltmaßregeln gegen die Irländer und gegen die unzufriedenen niedern Stände in England selbst, während weder von Parlamentsreform noch von Steuernachlaß irgend die Rede war, alles dieß zusammengenommen konnte kein anderes Resultat hervorbringen, als den Haß gegen das Ministerium auf den Gipfel zu treiben, und es fehlte nicht viel, so hätte die unzeitgemäße Barschheit eines Ministers England in den Abgrund aller Revolutionsgräuel gestürzt.

Schon als der König aus dem Parlamente zurückfuhr, umringte der wüthende Pöbel seinen Wagen, und forderte mit fürchterlichem Geschrei die Abschaffung der neuen Polizei, die zu gleicher Zeit, da sie auf dem Platze war, angegriffen wurde. Es gab von beiden Seiten viele Verwundete, und Soldaten mußten anrücken, um dem Tumulte ein Ende zu machen.

An demselben Tage sprach Graf Grey im Oberhause: „Wir sehen das Ungewitter nahen; die Zeichen des Sturmes am Horizont erscheinen. Wir müssen unser Haus bestellen und Thür und Thor sichern; etwa durch Waffen? nein, durch Entfernung der Klagen und Beschwerden, durch Sicherung der Liebe im Innern, durch Darreichung von Hülfe und Erleichterung, durch — eine gemäßigte Parlamentsreform. — Die Art, wie in der Thronrede die niederländischen Angelegenheiten berührt werden, ist etwas abkühlend für das Gefühl der Befriedigung, welches das in

Betreff Frankreichs ausgesprochene Princip der Nichteinmischung erweckt hatte. Ich bekenne, ich hörte mit einiger Unruhe, wir wären verpflichtet, den König der Niederlande in seiner bisherigen Stellung zu erhalten. Ich kann damit unmöglich übereinstimmen. Ich kann nicht glauben, daß Verträge, wie die in der Thronrede erwähnten, dazu beitrugen, den Frieden Europa's zu sichern; im Gegentheile trugen sie den Keim künftiger Kriege in sich. Die Thronrede fällt im voraus ein Urtheil über die Frage und richtet die Belgier. Wenn wir bei der einen Partei das Wort Empörung gebrauchen, während wir bei der andern von einer „aufgeklärten Verwaltung" sprechen, so machen wir es uns selbst unmöglich, als Vermittler aufzutreten; denn welches Vertrauen kann man in die Entscheidung eines Richters setzen, der im voraus sein Urtheil ausgesprochen hat? Und wenn die Belgier eine unabhängige Nation werden, wie können wir sie, die wir als Aufrührer bezeichnet, dann anerkennen?... Verstand ich die Stelle in Betreff Portugals recht, so soll Don Miguel unter der Bedingung einer Amnestie anerkannt werden. Wer bürgt uns dafür, daß diese Amnestie gehalten werde? Welches Recht haben wir überhaupt, einem fremden Fürsten eine Amnestie zu dictiren? Will der edle Herzog die Erfüllung der Bedingung erzwingen, falls das Versprechen nicht gehalten würde? Werden die edlen Opfer der Verfolgung in Portugal sich einem solchen Herrscher anvertrauen?"

Wellington vertheidigte die Thronrede, und suchte das Haus in Betreff Belgiens zu beruhigen. „Ich kann das Haus versichern, daß weder von Seite der Minister, noch von Seite irgend einer Macht die geringste Intention besteht,

in den Anordnungen in Betreff der Niederlande durch Waffengewalt zu interveniren. (Beifall.) Der Wunsch Englands und aller andern betreffenden Staaten ist, wo möglich jeden Punkt auf dem Wege der Unterhandlung, und der Unterhandlung allein, abzumachen. (Hört! hört!) Der edle Lord meint, die Verträge von 1814 hätten statt Europa's Ruhe zu sichern, bloß den Grund zu künftigen Kriegen gelegt. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Seit 1814 wurde der allgemeine Friede bloß Einmal, durch Bouaparte's Rückkehr von Elba, unterbrochen." (Gelächter.) Hierauf geht der Herzog auf die inneren Fragen über, erklärt sich aufs entschiedenste gegen eine Aufhebung der Union mit Irland; empfiehlt in letzteres Land Capital und Industrie zu verpflanzen, und spricht sich zuletzt gegen jede Parlamentsreform aus, da England gegenwärtig eine bessere Legislatur, als irgend ein Land der Welt besitze. (Wiederholtes Gelächter auf den Oppositionsbänken.)

Im Unterhause wurde die Thronrede noch heftiger angegriffen. Hume tadelt bitter, daß man eine Regierung, die sich so betragen habe, wie die Haager, eine aufgeklärte Regierung nenne. Er glaube, daß alle Länder, die von der heiligen Allianz gegen ihren Willen zertheilt worden, dem Beispiele Frankreichs folgen würden. Jetzt sey es nicht Zeit, auf Verträge zurückzukommen, welche durch Zeit und Umstände vernichtet worden. Hundert Millionen Pf. St. habe England ausgegeben, um die Bourbonen wieder auf den französischen Thron zu setzen; er frage nun, ob man nicht Grund habe, die Richtigkeit dieser Politik zu bezweifeln, jetzt, da das Resultat aller ihrer Bemühungen vernichtet, und die schlechte Dynastie in drei Tagen von dem Boden wegge-

schwemmt worden sey, auf den bloß die fremden Bajonnette sie zurückgeführt hätten. Viel näher als alle jene fremden Interessen lägen dem Volke die einheimischen; es verlange Erleichterung seiner Lasten und bessere Vertretung seiner Bedürfnisse, d. h. Parlamentsreform.

Wie Wellington im Oberhause, so vertheidigte Peel im Unterhause die Thronrede, doch mit eben so wenig Glück. Brougham trat auf, und hielt eine Rede von erschütternder Wirkung: „Nach der Pflicht, die ich dem Lande schuldig bin, protestire ich feierlich gegen die Lehren, die in der uns vorliegenden Rede enthalten sind, in dieser Thronrede, oder vielmehr in dieser Rede der Minister, in dieser Rede des Herzogs von Wellington. Mit all den gerühmten Erklärungen der Nichteinmischung ist es nun plötzlich am Ende; man fordert uns auf, die innern Anordnungen fremder Staaten zu prüfen; den Zustand ihrer Angelegenheiten zu discutiren und uns zu Richtern und Censoren über das Benehmen von Regierungen und Nationen aufzuwerfen, die so frei und fesſellos, wie wir selbst sind. (Beifall.) Ich warne das Haus und die Regierung — das Land bedarf der Warnung nicht — ich warne sie vor den Folgen eines solchen Schrittes. Wir, die wir alle Hände voll zu Haus zu thun haben, wir, mit dem unzufriedenen Irland, dem aufgeregten Kent, wie kommen wir dazu, andere Nationen als Aufrührer zu brandmarken? Ich weise solche Anmuthung zurück, als unwürdig des Souveräns, der sie aussprach, als unwürdig des Tribunals, an das sie gerichtet wurde. Lassen Sie mich einmal annehmen, der König der Niederlande hielte es für seine Pflicht, dieselbe Sprache gegen seine Unterthanen zu führen, und seine Generalstaaten ungefähr mit

folgenden Worten anzureden; „Ich beklage den unglücklichen Zustand, in dem sich die Bevölkerung eines Theils der Besitzungen meines Verbündeten, des Königs von England, befindet" — damit würde er Kent meinen (hört! und Gelächter) — „ich beklage, daß die weise und väterliche Regierung meines guten Freundes, des Königs von Großbritannien, in allen gerechten und vernünftigen Erwartungen scheiterte, die sie in Betreff der Pacification Irlands fortdauernd hegte. (Fortdauerndes Gelächter.) Oder nehmen wir an, der belgische Congreß sagte: „Wir beklagen, daß das brittische Volk in seiner gerechten Hoffnung der Abgabenerleichterung sich so schwer getäuscht sieht; wir beklagen, daß alle Plane zur Erleichterung des aufgeklärten Volkes von Irland durch die Tyrannen (— ihr nennt die Belgier Aufrührer, warum sollten sie euch nicht Tyrannen nennen? —), durch das tyrannische Benehmen der Minister des Königs vereitelt wurden, hoffen jedoch zuversichtlich, daß in kurzer Zeit die legislative Union zwischen den beiden Ländern, die allen freisinnigen und patriotischen Männern ein wahrer Fluch scheint, völlig aufgehoben seyn wird." (Lauter Beifall und Gelächter.) Haben wir ein Recht, uns in die holländischen und belgischen Sachen zu mischen, so haben sie dasselbe Recht, sich in die unsrigen zu mengen. Jetzt scheint uns dieß lächerlich, ganz anders aber würde es seyn, wenn wir es aus dem Munde eines fremden Staatsmannes vernähmen. Es war der aufgeklärten Politik, welche die gegenwärtigen Minister allstets entfalteten, vorbehalten, ihrem Herrn zu rathen, eine solche Rede zu halten. Ich wäre begierig, auf welche Vorgänge die Minister sich berufen wollten. Etwa auf die Vorgänge früherer Ministerien? Laßt uns sehen. Gibt es in der Weltgeschichte einen schändlicheren Act als die

Thei-

Theilung Polens? Nun blicke man auf die Thronreden von 1774 und 1775; man bemerke das studirte Stillschweigen, das in jenen Documenten herrscht; und gewiß liegt der Grund nicht darin, daß der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht so gut unterrichtet als der gegenwärtige war, denn ich glaube, die Verwaltung des edlen Grafen (Aberdeen) wird aufgezeichnet bleiben in den Annalen der Diplomatie als die Vollendung der tiefsten Unwissenheit, die man je in diesem Departement der öffentlichen Angelegenheiten kannte. (Gelächter.) Wer erinnert sich z. B. nicht, daß das Letztemal, als Se. Maj. dieses Haus anredete, die Thronrede dem Lande Glück wünschte zu dem tiefen Frieden, der tiefen Ruhe, in der jede Nation des Continents schlummere? Und wann war dieß? Am 23 Julius (hört! hört!) vier Tage vor dem Ausbruche, zwei Tage vor Erlassung der Ordonnanzen, vier Tage vor jener Revolution, die nach meiner Ueberzeugung zu den glorreichsten in der Geschichte der Menschheit gehört, mögen wir die Schnelligkeit betrachten, mit der die Angriffe des Despotismus zurückgewiesen wurden, oder auf die noch ruhmvollere Mäßigung blicken, welche die Kämpfer nach dem Kampfe auszeichnete. Doch lassen Sie uns auf jene Zeit blicken, als Pitt an der Spitze der Regierung stand, Pitt, dessen zerstreute Ueberbleibsel die gegenwärtigen Minister zu seyn behaupten. Frankreich lag damals in Convulsionen, die königliche Familie gefangen, die Guillotinen von Blut triefend, Scenen, die jeder Tag brachte, und in Vergleich mit denen die Dinge von Belgien zu bloßen Kinderspielen herunterfinken. Während Burke ausrief, Frankreich sey aus Europa's Charte gestrichen, verkündigten Fox und seine Partei, ein neues Licht der Freiheit beginne seine Strahlen über die Welt zu werfen.

Alle Classen Großbritanniens reihten sich auf die eine oder die andere Seite, und doch wie musterhaft die Vorsicht, wie staatsmannswürdig die Bahn Pitt's! Aufgestachelt von der Partei der sogenannten Anti-Jacobiner, umgeben von lauter Gegnern Frankreichs, immer und ewig aufgefordert, entschiedene Maßregeln zur Hemmung des Stromes der Revolution zu ergreifen; was that er? Während der Jahre 1789, 1790, 1791 und 1792, während dieser vier Jahre voll Blut und Anarchie in Frankreich, ist in den Thronreden nicht der Schatten eines Schattens von Hindeutung auf die empörten Unterthanen des französischen Königs zu finden. Erst am 13 September 1792 finden wir eine kurze leise Anspielung — auf was? — auf das Benehmen dieses blutdürstigen Volkes gegen seinen Souverän? — nein; auf die Leiden des aufgeklärten Monarchen? — nein; auf die gerechte Verwaltung der Gesetze und das Fehlschlagen der Versöhnungsversuche? — nein; nicht ein Wort des Tadels oder Lobes, sondern bloß auf Einen Gegenstand, auf Einen allein, und zwar in einer höchst vorsichtigen und delicat gestellten Stelle — auf die Erklärung des National-Convents, welche die Unterthanen anderer Staaten aufrief, sich in Waffen zu erheben gegen ihre gesetzlichen Regierungen. Habe ich nun nicht gezeigt, daß Pitt eher seine rechte Hand verbrannt haben würde, ehe er mit ihr eine solche Rede, wie diese, geschrieben hätte? Doch meine Besorgnisse gründen sich nicht auf das, was einst war. Ich wünsche, dieses Haus zu überzeugen, daß wenn seine Mitglieder schlafen, wenn sie nicht ihre Stimme erheben, und die Regierung zurückschrecken von der Bahn, die sie nun beabsichtigt, Europa's Friede nicht werth ist, auf sechs Monate erkauft zu werden. (Beifall.) Blicken wir auf die Stelle, die jener folgt, in der

wir an die Holländer und Belgier Lob und Tadel ausspenden. „Ich bemühe mich im Vereine mit meinen Alliirten solche Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe aufzufinden, als vereinbar seyn mögen mit der Wohlfahrt und guten Regierung der Niederlande und der künftigen Sicherheit anderer Staaten.“ Die Sicherheit anderer Staaten! Die künftige Sicherheit anderer Staaten! Ein Congreß erhebt sich vor meinen Augen, der Congreß von Wien, die Thaten Lord Castlereagh's und Fürst Metternichs gehen vor mir vorüber, und ich erinnere mich des Voltaire'schen Worts, daß eine Versammlung von Königen, ein bouchement des rois, stets mit Scheu und Unruhe betrachtet werden müsse. Jetzt aber soll es nicht ein Congreß seyn, um Frankreich auf seine gehörigen Gränzen zu beschränken, oder Belgien zu hindern, sich mit jenem Lande zu vereinigen, und dessen Macht zu vermehren. Dieß wäre noch begreiflich, es wäre Pitt's Beispiel gemäß. Um einen Vorgang für den jetzt beabsichtigten Congreß zu finden, müssen wir Castlereagh's Portefeuille aufschlagen, müssen wir die Erinnerungen der heiligen Allianz aufsuchen. „Ich bemühe mich, im Vereine mit meinen Alliirten, solche Mittel aufzufinden ꝛc.“ Uebersetzen wir dieß in eine offene Sprache, so heißt es: wir wollen, gleich jener berühmten Allianz, erstlich die Politik der Niederlande, zweitens die des übrigen Europa's leiten. (Beifall.) Wie das gemacht werden soll, weiß ich nicht; ich vermuthe durch einen Congreß — denn unsere neue Polizei können wir doch nicht hinüber schicken. (Gelächter.) — durch einen Congreß, und Subsidien, und Kriegsrüstungen, und ähnliche Maßregeln, die zu errathen ich nicht Oedipus genug bin... Man glaube nicht, daß die schwächsten, ungeschicktesten Minister, in deren Hände durch eine sonder-

bare Verbindung von Umständen die Regierung dieses Landes je fiel, — man glaube nicht, daß sie, die kaum in den ruhigsten Zeiten der Routine der Geschäfte gewachsen sind, und dieses Haus in gewöhnlicher Zeit nicht leiten können, sich für unfähig halten werden, an der Spitze der Leitung eines großen und verwickelten Krieges zu stehen; man glaube nicht, daß sie, die kaum beim heitersten Himmel die Barke lenken können, sich nicht getrauen werden, mit dem Schiffe gegen Wind und Wellen zu steuern und dem Sturme zu trotzen. Man glaube dieß nicht. Halsstarrige Menschen sind stets geneigt, ihre Schwäche zu niedrig, ihre Stärke zu hoch anzuschlagen, und Niemand hält das Scheitern für unmöglicher, als wer die Gefahr nicht zu berechnen weiß. Die Minister sind Menschen, und umgeben von jenen geschäftig sich eindrängenden geschwätzigen Leuten, die gern ein wenig Unruhe haben; die glauben, ein bißchen Schrecken könne nicht schaden; die zu verstehen geben, Unterhandlungen müßten Aufsehen machen; die viel von Congressen hoffen, weil sie glauben, es gebe da für sie was zu thun; die es nicht verschmerzen, daß sie so gar nichts und Niemand seyn sollen; die gern etwas wünschen, um im Parlamente und den Journalen ein bißchen Lärm zu schlagen, die auch wieder Fremde sehen möchten, und hoffen, unter diesen kleinen Amusements und Diversionen die Session vorüberzuführen. (Beifall.) Wie aber können solche Leute glauben, daß wenn sie so weit gehen, sie auch fähig seyn werden, nach Belieben Halt zu machen? Ich sage ihnen, wenn sie sich einmischen, ist der Krieg unvermeidlich. Ich warne die Regierung, ich warne das Parlament. Das englische Volk will keinen Bruch des Friedens; das englische Volk wird nicht dulden, daß der Premierminister diesen Frieden

aufs Spiel setze, seinen Einfällen von fremder Einmischung zu Liebe, oder um irgend einer Servilitätstheorie, irgend einer Liebe zu gekrönten Despoten willen. Das englische Volk liebt seine eigene Freiheit, und ist der Freund der Freiheit anderer. Wenn die Minister die niederländische Regierung eine aufgeklärte nennen, so wird das englische Volk auf ihre Handlungen blicken, und wird sie um dieser Handlungen willen keine aufgeklärte nennen; es wird nicht glauben, daß ein Krieg gewagt werden solle, um ihre Macht zu erhalten. Der König der Niederlande ließ seine Truppen während einer Unterhandlung marschiren. (Nein! nein! von den ministeriellen Bänken. Beifall von der Opposition.) Er schickte seine Truppen gegen Brüssel, während eine Unterhandlung schwebte mit seinem beglaubigten Agenten, seinem Sohne. Dieser Act treuloser Grausamkeit erhob das Volk und vernichtete sein Heer. Sein Abschiedswort an seine belgischen Unterthanen liegt frisch vor uns; die Minister, die ihn aufgeklärt nennen, kennen es. Die zweite Stadt seines Reichs übergab er den Flammen! Wohl mag eine bessere Sache gefunden werden als die der Belgier; sie war nicht so gut als die der Franzosen; ich beklage verschiedene Seiten ihres Benehmens; ich stelle es nicht zur Nachahmung auf; ich bin nicht hier, sie zu loben oder zu vertheidigen; aber ich kann die vom Tadel nicht freisprechen, die mich zwingen, in eine so unpassende Discussion einzugehen, indem sie die innern Angelegenheiten eines fremden Landes zu einem Hauptgesichtspunkte in des Königs Rede machten. (Nun geht der Redner kurz auf die innern Fragen über, erklärt sich entschieden gegen eine Trennung der Union mit Irland, wobei er jedoch O'Connel Gerechtigkeit widerfahren läßt; endlich schließt er mit der Erklärung, daß er

weder Revolutionär noch Republicaner sey; er glaube, daß eine Monarchie und eine Aristokratie am besten die Rechte des Volks sichere, so daß er, wenn auch eine Reform der Repräsentation, doch in den großen Grundlagen des brittischen Systems nichts geändert wünsche.) Ich fürchte nicht, diese Institutionen dahin fallen zu sehen; ich bin überzeugt, ich spreche die Gesinnungen der Masse des Volks aus, und würde, wenn jene Grundlagen das Loos aller irdischen Dinge erfahren sollten, unendlich lieber in ihren Trümmern untergehen, als sie überleben, um auf den Ruinen die düstere Lehre der Hinfälligkeit alles Menschenwerks zu lesen! (Lauter langanhaltender Beifall.)

Die Aufregung war allgemein. Wellington wurde aufs neue vom Pöbel auf den Straßen insultirt. Die Brandstiftungen vermehrten sich und rückten London näher; die Fonds fielen plötzlich. Am 4 November erklärte Graf Winchilsea im Oberhause ausdrücklich: „Die Zeit erfordert tüchtigere Männer, als die jetzt an der Spitze der Angelegenheiten stehen. Der König muß durch die Stimmen des Parlaments belehrt werden, daß die gegenwärtigen Minister das Vertrauen des Landes nicht verdienen und andern Platz machen sollten.“ Es bedurfte nur des geringsten äußern Anlasses, um die in Gährung befindliche Volksmasse in Explosion zu bringen, und dieser Anlaß fand sich schon in den nächsten Tagen.

Dem alten Herkommen gemäß sollte der König am 8 November in die City (Altstadt London) kommen, um im Kreise der Bürger dem Gastmahle des neuen Lordmayors beizuwohnen. Schon war alles festlich zu seinem Empfange

geschmückt, als der König plötzlich sagen ließ, er werde nicht kommen. Der Lordmayor nämlich hatte dem Könige selbst abgerathen, zu erscheinen, weil er die dringende Besorgniß hegte, das Volk werde jenes Gastmahl benutzen, um in den engen Gassen der Altstadt einen Tumult zu erregen, dessen Opfer Wellington und die neue Polizei seyn sollten. Kaum war der Entschluß des Königs bekannt, so wurden die Gemüther aufs heftigste aufgeregt. Ungewiß, ob jene Besorgnisse gegründet seyen, oder sie absichtlich läugnend, stellte man den Entschluß des Königs als eine Eingebung der Minister dar, die nur für sich fürchteten und den König vorschöben. Man sah darin eine neue Beleidigung des Volks, das sich daher auch am 8 November voll Entrüstung zeigte, und Wellington, als er ins Parlament fuhr, wiederholt insultirte. Volkshaufen zogen durch die Straßen und trugen eine Fahne mit der Inschrift: Reform! Nieder mit der Polizei! Kein Peel, kein Wellington! — Im Parlament selbst erhob sich von neuem ein Sturm gegen die Minister. Peel entschuldigte die Maßregel des Königs: „Wäre Se. Majestät gekommen, so wäre ein Auflauf zu fürchten gewesen, veranlaßt von einigen verächtlichen Böswichtern, wodurch Tausende in Tumult, vielleicht in Blut hätten gestürzt werden können. Nehmen wir an, es sey beschlossen gewesen, in einem Theile der Hauptstadt alle Laternen auszulöschen und zu vernichten, hätten nicht die Folgen furchtbar seyn können? Am Sonnabend (6) kamen der Regierung viele Berichte von Anschlägen zu, um den öffentlichen Frieden zu stören. Ihnen folgte eine Mittheilung des Lordmayors, worin dieser erklärte, er habe Grund zu glauben, daß von einigen elenden desperaten Leuten ein Angriff auf des Herzogs

Wellington Person beabsichtigt sey. (Hört! hört! vermischt mit einem Beifallruf.) Ich erstaune über den Beifall. — Der Lordmayor fügte bei, er werde alle geeigneten Vorkehrungen treffen, rathe jedoch dem Herzoge, unter gehörigem Schutze zu kommen. Welch ein Zustand der Dinge, wenn der Premierminister den König nicht sollte ohne Gefahr begleiten können! Es ward auch gesagt, es würde ein Angriff auf des Herzogs Wohnung stattfinden. Indessen bildete dieß nur einen Theil der Gründe, welche den gegebenen Rath veranlaßten. Wenn solche Aufläufe beabsichtigt werden, ist es da nicht die Pflicht der Minister sie zu verhüten?"

Brougham aber erwiderte: „Die Minister vermengen die Popularität des Königs mit ihrer Unpopularität. Ich glaube nicht, daß hinreichender Grund zu allen diesen Besorgnissen besteht, die in der letzten Zeit sich verbreiteten. Heute fielen die Fonds um 5 Procent, und in einer Woche um ungefähr 7 Procent, wodurch Tausende von rechtlichen Familien zu Grunde gerichtet wurden. . . . Der König hätte sicher kommen können; es galt nur des Herzogs Unpopularität. (Lauter Beifall.) Neun Zehntel von dieser Unpopularität verdankt der edle Herzog der Thronrede und seiner noch auffallenderen Erklärung über Parlamentsreform. Alles kommt daher, daß der Herzog etwas zu seyn wünscht, wozu ihn die Natur nun und nimmermehr bestimmte — ein großer Staatsmann. (Beifall.) Blicke ich nur auf seinen militärischen Ruhm, so wünschte ich nie den Tag gesehen zu haben, wo der Herzog von Wellington seinen Souverän nicht in die City von London begleiten konnte." Obrist Davies meint, des Königs Popularität hätte nicht um der Unpopularität der Minister willen aufs Spiel gesetzt werden sollen; sie thä-

ten wohl am besten, wenn sie resignirten. (Beifall.) Sir R. Peel glaubt, daß der König allerdings ohne alle Gefahr für seine Person hätte kommen können; aber er frage, wer die Sicherheit der Vorstädte von London verbürgt hätte, wenn man alle Schutzwachen in der City hätte zusammenziehen müssen. Alderman Waithman erklärt, die Besorgnisse seyen übertrieben gewesen; das Collegium der Aldermänner sey von der Sache gar nicht in Kenntniß gesetzt worden; erst die Unterbrechung des Festes habe allgemeine Bestürzung und Unruhe verbreitet, so wie die wahrhaft vom Wahnsinn eingegebene Thronrede an allen Tumulten und Gefahren Schuld sey. Herr Hobhouse hält einen Ministerwechsel für unvermeidlich. Herr Brownlow tritt gleichfalls anklagend gegen den Herzog von Wellington auf. Alderman Thompson verliest eine erst diesen Nachmittag abgefaßte Resolution des Collegiums der Aldermänner, worin sie des Lordmayors Brief an den Herzog von Wellington desavouiren und bemerken, daß nach ihrer Ansicht kein ernsthafter Tumult zu befürchten und die Civilmacht hinreichend gewesen wäre.

Es war nun einerlei, ob die Menge vorher schon oder erst jetzt aufgeregt war, genug, sie war es, und man hatte guten Grund vor ihr zu zittern. In ganz England waren nicht mehr als 16,000 Soldaten auf den Beinen. Wer wollte das Landvolk, die zahllosen Fabrikarbeiter, wer die 500,000 Proletarier, die London allein zählt, bändigen, wenn sie sich empörten? Bei dem tiefgewurzelten Hasse dieser hungernden Menge gegen die reiche Aristokratie war das Aergste zu befürchten. Das Volk strömte durch die Gassen, sich schon zur Absetzung Wellingtons Glück wünschend. Hunt hielt

eine Volksversammlung. Lord Wellington ließ den Tower aufs stärkste befestigen und alle wichtigen Posten der Stadt mit Truppen besetzen. Im Parlamente selbst ging der Unwille gegen die Hartnäckigkeit der Minister, die immer noch nicht entsagen wollten, so weit, daß Graf Grey sagte: „Alle Revolutionen sind an und für sich ein Uebel, und lassen sich nur durch die ernsthafteste Nothwendigkeit rechtfertigen; allein werden sie nothwendig, dann Mylords, bin ich der Erste, welcher dafür hält, daß wir uns nicht abschrecken lassen sollten, eine Revolution zu beginnen, sobald wir ohne sie unsere Freiheiten nicht erhalten oder erlangen können.“

Dennoch wurde die Ruhe in London erhalten. Es scheint, daß die Menge sich absichtlich in Schranken hielt, um die Besorgnisse, auf welche die Minister ihre Rechtfertigung gründeten, Lügen zu strafen, die Minister lächerlich zu machen und dadurch desto sicherer zu stürzen, wie es denn wirklich geschah. Auf dem Lande dagegen nahmen die Unruhen einen immer gefährlichern Charakter an. Die Zeitungen meldeten: „In den Grafschaften finden jede Nacht Brandschäden statt, die man zwar nicht den Taglöhnern an Ort und Stelle, sondern fremden politischen Mordbrennern zuschreibt, von denen aber keine Spur zu entdecken ist. Die Taglöhner versammeln sich am hellen Tage zu Hunderten, und schreiben einerseits den Geistlichen vor, wie viel sie den Pächtern von ihren Zehnten erlassen, und den Pächtern, wie viel sie einem jeden von ihnen Taglohn bezahlen sollen. In einem Dorfe fingen die Aufrührer damit an, daß sie den Aufseher der Armen — ein Amt, welches von den ansehnlichsten Bewohnern mit jährlicher Abwechslung verwaltet wird — über die Gränzen des Kirchspiels schleppten, und ihm bei

Todesstrafe verboten, sich je wieder in dessen Gemarkungen blicken zu lassen. Dann fragten sie die versammelten Pächter, ob sie ihnen den Taglohn erhöhen wollten. Als diese versicherten, daß der hohe Pacht, die mancherlei Abgaben und der Zehnte ihnen nicht mehr zu geben gestatteten, begaben sie sich zum Pfarrer und sagten: „Ihr empfangt für eure Zehnten 800 Pfund des Jahres: Ihr müßt euch mit 300 begnügen.“ Der Geistliche willigte gezwungen ein, und nun ward den Pächtern erklärt: „Da ihnen die Taglöhner also 500 Pfund erspart hätten, so müßten sie für die Zukunft einem jeden, im Winter so viel, und im Sommer so viel täglich bezahlen.“

So hartnäckig nun Wellington seine Stelle vertheidigte und sich hinter seinen kalten militärischen Muth verschanzte, so mußte er doch in dem Augenblicke stürzen, in welchem er die langbehauptete Majorität im Parlamente verlor. Whigs und Tories vereinigten sich gegen ihn, und ein Theil seines alten Anhangs ließ ihn in der Noth im Stiche. Die Frage über die dem neuen Könige zu bestimmende Civilliste gab den Ausschlag in der Nacht auf den 16 November. Die Minister setzten die Civilliste auf 970,000 Pfund Sterlinge, 161,000 Pfund weniger, als der vorige König gehabt hatte. Allein dieß schien der Opposition noch immer bei weitem zu viel. Hume erinnerte, daß 1786 die Civilliste nur 340,000 Pfund betragen habe, und frug, wozu dem Hofe diese ungeheuern Summen, während das Volk Hungers sterbe? wozu die unsinnigen Pensionen für Müßiggänger? wozu einem Constable von Dover jährlich 4500 Pfund? wozu einen Falkenmeister und andere solche Sinecuren? Brougham ging noch weiter. Er bewies den Ministern, daß sie mit ihrer

neuen Berechnung das Parlament nur täuschten, und daß die von ihnen angegebene Ersparniß viel geringer sey. „Und was sagt das Volk dazu? Es vergleicht. Seht da, heißt es, den Unterschied zwischen einer Republik und einer Monarchie. Der Präsident der Vereinigten Staaten bezieht 5 bis 6000 Pfund des Jahrs, während der König von England eine Million bezieht.“ Das sagte Brougham, derselbe, der ein halbes Jahr später selbst als Minister eine Civilliste vorschlagen half, die kaum weniger Unzufriedenheit erregte, als er über die des Ministeriums Wellington unzufrieden gewesen war. — Das Resultat der Debatte war, daß Sir Henry Parnell vorschlug, den Entwurf der Minister durch eine besondere Commission revidiren zu lassen. Die Minister widersetzten sich diesem Vorschlage, aber sie fielen durch, denn die Mehrheit wendete sich gegen sie mit 233 gegen 204 Stimmen. Gleich nach der Abstimmung erhob sich Herr Hobhouse, und frug die Minister, ob sie nach diesem Ausdrucke der Gesinnungen des Hauses ihre Stellen noch beibehalten wollten? Sie schwiegen. Aber noch in derselben Nacht gaben Wellington und alle Mitglieder seines Ministeriums ihre Entlassung ein, welche der König auch annahm, seiner Erklärung getreu, daß er die Minister nur so lange behalten würde, als sie die durch die Mehrheit im Parlament ausgesprochene Volksstimme für sich haben würden.

Das gestürzte Ministerium war folgendermaßen zusammengesetzt: „Der Herzog von Wellington erster Lord des Schatzes; Lord Lyndhurst Lordkanzler; Sir R. Peel Staatssecretär des Innern; Graf Aberdeen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; Sir George Murray Staatssecretär

der Colonien; Graf Bathurst Präsident des Geheimenraths; Graf Roßlyn Siegelbewahrer; Lord Ellenborough Präsident des (ostindischen) Controlbureau's; Herr Goulburn Kanzler der Schatzkammer; Herr Herries Münzmeister; Viscount Melville erster Lord der Admiralität. Mit Ausnahme des Herzogs von Wellington und Sir R. Peels bestand das Ministerium aus Männern, von denen einige entschieden unpopulär waren, während keiner große Geschicklichkeit oder ein höheres Talent besaß. Ob der Herzog von Wellington absichtlich sich auf solche Hülfstruppen beschränkte, ist schwer zu sagen; möglich ist, daß er mehr auf die Eigenschaften des Gehorsams und der Geschäftsfertigkeit sah, wodurch die Staatsgeschäfte erleichtert werden, als auf jene Eigenschaften, welche über die Zustimmung des Parlaments und des Landes gebieten. Indessen ist es kein kleiner Beweis der Achtung, die des Herzogs eigener Charakter gebot, daß er ein aus solchen Materialien bestehendes Ministerium so lange zusammenhielt. Sir R. Peel war, mit kurzen Zwischenräumen, sehr lange im Amte. Nur wer sich der frühern Verwaltungen erinnert, kann seine Verdienste gehörig schätzen, kann die Veränderungen würdigen, die er bewirkte, und den wohlthätigen Einfluß seines gesunden Sinnes, seines Fleißes, seiner Unbestechlichkeit auf den Zustand des Landes und den ganzen Gang der Verwaltung erkennen. Wir glauben, es gab noch wenig nützlichere, keinen redlichern Minister. Das Ministerium fiel in Folge des Mißtrauens, daß es zu Einmischungen in die Continentalpolitik geneigt sey, in Folge ferner der erklärten Opposition des Premierministers gegen Parlamentsreform, so wie des Glaubens, daß es mit dem vorurtheilsvollsten und corruptesten Theile der Aristokratie kokettire, mit

seinen ökonomischen Reformen aber zögern wolle. So verlor es seinen Halt im Lande."

An demselben Tage, an welchem das Unterhaus den Sturz der Minister bereitete, sprach sich auch das Volk aufs kräftigste dafür aus. Am 15 November verfaßte der Gemeinderath von London eine energische Protestation gegen die Minister, und die Union von Birmingham verlangte in einer Adresse die Absetzung derselben. Daher wurde ihre Entlassung vom Volke mit einstimmigem Jubel aufgenommen.

So wurde Wellington und sein illiberales System gestürzt, und zwar bedeutungsvoll am Todestage der blutdürstigen spanischen Maria und am Tage der Thronbesteigung Elisabeths. Die Mehrheit im Parlament, die den Minister stürzte, wurde durch den Beitritt derjenigen Tories bewirkt, die es Wellington nicht verzeihen konnten, die Katholiken emancipirt zu haben. Vielleicht bedachten diese Tories in ihrem Grolle zu wenig, wie sehr sie ihrer eigenen Sache, der des Aristokratismus, schadeten, indem sie selbst dazu beitrugen, ein entschieden aristokratisches Ministerium mit einem andern zu vertauschen, dessen innere wie äußere Politik einen durchaus liberalen Charakter anzunehmen versprach.

Das englische Volk erwartete von dem neuen Ministerium in Bezug auf die innere Politik 1) die Parlamentsreform, 2) die Beschränkung der anglicanischen Hierarchie, 3) Ersparnisse im Staatshaushalte und Vorkehrungen gegen das zunehmende Elend des Landvolks, 4) Aufhebung des Monopols der ostindischen Compagnie, und in Bezug auf äußere Politik im Sinne Canuings die Begünstigung des Liberalismus auf dem Continente.

Im allgemeinen schien nun das neue Ministerium diesen Erwartungen entsprechen zu wollen. Der König wählte es aus der Opposition, aus Männern, die sich am heftigsten dem Wellington'schen Systeme widersetzt hatten, aus den ältesten Freunden der Freiheit im Lande, die indeß theils selbst noch zur hohen Aristokratie gehörten, theils mäßig und besonnen genug dachten, um nicht sofort alles über den Haufen zu werfen, von denen eine allmähliche und heilsame Reform, aber nicht eine rasche und alles überstürzende Revolution zu vermuthen war.

Das Haupt des neuen Ministeriums wurde, als erster Lord des Schatzes, der schon bejahrte Graf Grey, daher Talleyrand im witzigen Doppelsinne es das grauköpfige Ministerium nannte (the grey headed administration). Ihm zur Seite stand zunächst Lord Brougham, vom Könige zum Pair und Baron Brougham von Brougham-Hall erhoben, als Lordkanzler. Ferner Marquis von Lansdown, Lordpräsident des Geheimenraths; Lord Durham, Lordsiegelbewahrer; Viscount Melbourne, Staatssecretär des Innern; Lord Palmerston, Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; Viscount Goderich, Staatssecretär der Colonien; Lord Althorp, Kanzler der Schatzkammer; Sir James Graham, erster Lord der Admiralität; Herr Charles Grant, Präsident des ostindischen Controlbureau's; Lord Auckland, Präsident des Handelsbureau's und Münzmeister; Lord Holland, Kanzler des Herzogthums Lancaster; Marquis von Anglesea, Lordlieutenant von Irland; Herzog von Richmond, Generalpostmeister; Graf von Albemarle, Oberstallmeister; Marquis von Wellesley, Lord Steward; Herr Robert Grant, Generaladvocat; Herr

Agar Ellis, erster Commissär der Waldungen; Lord John Russel, Generalzahlmeister des Heers; Herr E. G. S. Stanley, Staatssecretär von Irland; Herr Poulett Thompson, Vicepräsident des Handelsbureau's und Schatzmeister der Marine; Sir Willoughby Gordon, Generalfeldzeugmeister; Sir R. Spencer, Generalaufseher des Feldzeugmeisteramts; Viscount Anson, Obristjägermeister.

Graf Grey hielt am 22 November eine Rede im Oberhause, worin er die Grundsätze seiner Verwaltung proclamirte. „Gern ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen, Mylords, kurz die Grundsätze aus einander zu setzen, nach denen ich, Sr. Majestät Befehlen gehorsam, mich entschloß, die ehrenvolle Stellung, in der ich jetzt stehe, anzunehmen. Meine Grundsätze über Parlamentsreform sind dem Lande längst bekannt, und noch ganz kürzlich, in der ersten Nacht dieser Session, erklärte ich außerhalb des Ministeriums, was ich nun innerhalb desselben wiederhole: es sey nothwendig, daß die Regierung, die allein diese Frage befriedigend vorbringen kann, den Zustand der Vertretung des Volks im Hause der Gemeinen des Parlaments in unmittelbare Erwägung ziehe, um die Mängel, welche die Zeit darin herbeiführte, zu verbessern, und in der öffentlichen Meinung jenes Vertrauen auf ihre Entscheidungen wieder herzustellen, welches die bisherige Zusammensetzung des Unterhauses nicht in dem Grade zuließ, als es die Sicherheit und das Wohl der Regierung erfordern. Bei jener Gelegenheit bemerkte ich aber auch, daß ich keineswegs geneigt sey, einen jener phantastischen Reformplane zu unterstützen, die von Manchen außer dem Hause promulgirt werden, und die, wenn man sie annähme, nicht zu Reform, sondern zu Verwirrung und Anarchie führten.

ten. Nie unterstützte ich den Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts, oder sonst eine jener extremen Veränderungen, die von Männern vertheidigt wurden, von denen Besseres hätte erwartet werden können. Ich wünsche, so viel ich kann, die bestehenden Institutionen aufrecht zu halten, zugleich aber fühlend, daß eine Reform nothwendig ist, wünschte ich sie so zu ordnen — wie schwierig die Aufgabe ist, wird von allen Parteien zugegeben werden — daß dem Volke ein gerechter Einfluß auf jene Rathsversammlung gesichert wird, in die es seine speciellen Vertreter sendet. Eine Reform, die nicht so weit ausgedehnt würde, wäre unzulänglich; jene wünschte ich angenommen zu sehen, denn sie wird die Zufriedenheit des Volks und sein Vertrauen auf das Parlament wieder herstellen, während große und plötzliche Veränderungen die Constitution des Landes stören, wo nicht vernichten würden. — Unser erster Blick wird sich auf die bestehende Noth des Landes richten, so wie unsere erste und eifrigste Sorge seyn wird, diese Noth zu erleichtern; hiebei muß ich aber in meinem und aller meiner Collegen Namen erklären, daß wir sämmtlich entschlossen sind, die Unruhen überall mit Nachdruck und Strenge niederzuschlagen. — Es ist mein und meiner Collegen fester Entschluß, alle zur Erhaltung der Regierung durchaus nothwendigen Einrichtungen aufrecht zu halten, zugleich aber ist jeder von uns Willens, von jenen Einrichtungen Alles abzuschneiden, was ohne Nachtheil für den öffentlichen Dienst erspart werden kann. Bereits haben wir, bei Annahme des Amtes, einige Ausgaben vermieden, die sonst immer stattfanden, und deren Zweckmäßigkeit bestritten wurde. Indessen legen wir auf diese unbedeutenden Ersparnisse keinen großen Werth, noch wollen wir die beabsichtigten Reductionen

auf sie beschränken. Nein, alle Zweige der Regierung werden einer Untersuchung unterworfen werden; und wird genügend nachgewiesen, daß ohne Nachtheil für das öffentliche Interesse Verminderungen eintreten können, so werden sie mit der allerentschiedensten Strenge durchgesetzt werden. In Verbindung mit diesen Ersparnißentwürfen steht die geziemende Aufrechthaltung des Staatscredits; da diese Aufrechthaltung die erste und heiligste Pflicht der Regierung ist, so versichere ich Sie, Mylords, daß die gegenwärtige Verwaltung bereit seyn wird, sie durch alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel zu sichern. — Außer diesen Punkten ist nur noch Einer, über den Ew. Lordschaften eine Erläuterung von mir erwarten dürften: der Stand unserer Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten. Zum voraus muß ich hier erinnern, daß uns in diesem Augenblicke noch nicht bekannt ist, was von unsern Vorgängern im Amte geschah. Ich wiederhole daher nur jetzt als Minister, was ich sagte, ehe ich Minister war, daß mein und meiner Collegen erste Sorge und erste Pflicht seyn wird, durch alle mit der Ehre des Landes vereinbaren Mittel den Frieden zu erhalten. In Betreff aller der Fragen, die gegenwärtig den Continent beunruhigen und entzweien, habe ich Ew. Lordschaften schon früher gesagt, daß nach meiner Meinung Englands wahre Politik, so lange die Nationalehre nicht verletzt wird, ein vollständiges System der Nichteinmischung ist. Da ich nicht weiß, was in dieser Rücksicht von der Verwaltung geschah, an deren Stelle ich trat, so kann ich mich hierüber nicht weiter aussprechen; nehme ich aber auf die Mittel Rücksicht, durch die der Frieden erhalten werden kann, so muß ich nothwendig auch auf die Erhaltung der bereits mit den Mächten, mit denen Se. Majestät in Allianz steht, gebildeten

Verbindungen Rücksicht nehmen, um alle Fragen, durch die der Friede Europa's gefährdet und zerstört werden könnte, zu definitiver Lösung zu bringen. Zwischen zwei Regierungen, wie Frankreich und England, die nun beide auf die Grundsätze der Freiheit gegründet sind, sollte, und wird auch, wie ich nicht zweifle, eine Einheit des Benehmens stattfinden, entspringend aus den gemeinsamen Principien, nach denen beide handeln; so wie eine der Politik freier und aufgeklärter Staaten würdige Entfernung aller niedrigen Absichten des Ehrgeizes und der Vergrößerung."

Inzwischen war der Geist der Unruhe im Lande noch nicht gestillt. Die ärmste Classe der Bevölkerung fuhr fort, Excesse zu begehen. Die englischen Blätter vom Ende des Novembers berichteten: „Banden von bewaffneten Bauern durchziehen fortwährend das Land, verheeren die Pachthöfe und zertrümmern die Maschinen. In Northampton ward das Bildniß des Sir Robert Gunning, eines Mitglieds des Unterhauses, an einer Art von ambulirendem Galgen aufgehängt, durch die Straßen getragen und auf dem öffentlichen Platze verbrannt. In der Grafschaft Kent, zu Wrotham, überfielen 5 bis 600 Bauern die Wohnung des Rectors Moore unter dem Rufe: „Brod oder Blut!" Herr Moore mußte ihnen Geld geben. Zu Salisbury überfiel eine Bande von derselben Zahl die Wohnung des Herrn John Bennat und drohte ihm den Tod. Zum Glück erschien die bewaffnete Macht zu rechter Zeit, ihn aus den Händen der Wüthenden zu retten. Es entstand darauf ein blutiger Kampf zwischen diesen Truppen und dem Pöbel. Herr Bennat ward gefährlich verwundet, eben so der Commandant der bewaffneten Macht. Endlich zerstreuten sich die Banden in den benach-

barten Feldern, hinterließen aber eine Menge Gefangener in den Händen der Justiz. Die Gefängnisse von Winchester waren voll. Man mußte viele Gefangene in Barraken unterbringen." Der bessere Theil der Bevölkerung vereinigte sich mit der Regierung, diesen Unfugen ein Ende zu machen. Die freiwillige Reiterei (Yeomanry) griff zu den Waffen, oder bildete sich neu, wo sie abgekommen war; die Gemeinden verbanden sich unter einander, und alle disponiblen Truppen wurden in die Grafschaft Kent geschickt, wodurch es denn gelang, die Ruhe herzustellen. Sechs Empörer wurden zum Tode und sehr viele zur Deportation verurtheilt.

Der Herzog von Wellington nahm von diesen Unruhen Anlaß, dem neuen Ministerium einen Streich zu versetzen. Er sagte am 9 December im Oberhause: Die Unruhen in England seyen die Folge des bösen Beispiels, welches die Franzosen durch die Julirevolution gegeben, und hauptsächlich die Folge der Anpreisung und falschen Darstellung dieses betrübenden Ereignisses (der französischen Revolution). Unter den Anpreisenden aber verstand der edle Herzog die vormalige Opposition, das jetzige Ministerium. Graf Grey antwortete dem edlen Herzog: „Ich glaube, die Lage des Landes, die wir jetzt bedauern müssen, ist die Folge der schlechten Politik, der Einmischung in die innern Angelegenheiten anderer Nationen, welche die Regierung seit einer langen Reihe von Jahren befolgt hat, schon vom nordamericanischen Kriege, und ganz besonders vom Beginne der französischen Revolution an; es entstanden daraus Kriege, die eben so unnöthig als an sich selbst ungerecht waren." So verkündete der neue Minister das Ende der alten englischen Continentalpolitik, und gab allen Freunden der

Freiheit in Europa eine schöne Hoffnung. — Am folgenden Tage wurde von Price den neuen Ministern der Vorwurf gemacht, daß sie eine Procession von Bauern, die eine dreifarbige Fahne mit sich geführt, beim Könige vorgelassen hätten. Lord Althorp antwortete im Namen der Minister: „Wenn die Versammlung jene Fahne trug, so geschah es als Zeichen der Bewunderung des großen, glorreichen, triumphirenden Kampfes für die Freiheit, der unter ihr in den letzten Julitagen in Frankreich gekämpft wurde. Dieß ist ein Gefühl, in das ich, im Vereine mit der großen Mehrheit des brittischen Volks, herzlich mit einstimme."

Dieß waren die Gesinnungen des Ministeriums. Alles hing übrigens davon ab, ob die Parlamentsreform durchging. Man zweifelte nicht mehr daran, da jetzt das Volk und die Regierung einig und fest entschlossen waren, die Reform durchzusetzen. Die Aristokratie schien, seitdem ihre Häupter aus dem Ministerium verdrängt waren, nicht mehr mächtig genug, dem Strome widerstehen zu können, und so sah man denn am Schlusse des Jahres dem großen Reformwerke entgegen. „Diese wahrhaft weltgeschichtliche Veränderung in der brittischen Verfassung", so schrieb man aus England, „wird den Grundzügen der bisherigen Politik unseres Landes eine neue Richtung geben, und sie mehr in Harmonie mit den allgemeinen Ansprüchen und Bedürfnissen der Völker setzen. So lange das Parlament in der gegenwärtigen Art constituirt war, und die Aristokratie und die Landbesitzer (Country Gentlemen) einen völlig überwiegenden Einfluß darin ausübten, dem seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur die öffentliche Presse das Gegengewicht hielt, blieb der Grundcharakter unserer Politik immer ein reiner

Egoismus. Sogar Cannings Verwaltung war nichts weniger als frei davon, weil dieser große Mann in seinen Verhältnissen nicht über die Elemente unserer Legislatur gebieten konnte. Daher die vielen Mißbräuche, welche von den besten patriotischen Ministern geduldet werden mußten, um die vielen Familien und Burgenbesitzer zu Freunden zu behalten, denen das Parlament im wahren Sinne zugehörte. Daher die unermeßliche Nationalschuld und die Fortdauer so vieler monopolistischer Körperschaften in einem gewerbreichen freien Lande, während minder freie europäische Staaten dieses Uebel schon lange nicht mehr kennen. Allein die Stunde der größten Umwälzung, welche die englische Verfassung seit acht Jahrhunderten erfährt, scheint endlich gekommen, und auch sie wird, wie die Emancipation vor zwei Jahren, friedlich, auf constitutionellem Wege, bewirkt werden. Wie damals, so auch jetzt, nimmt die Krone, gestützt auf den Willen der Nation, die Initiative, und leitet selbst die zeitgemäßen und reifgewordenen Anforderungen." —

Wir fügen hier noch einige Notizen über Englands Handel und Colonien im Jahre 1830 bei. — Der freie Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und dem englischen Nordamerica wurde endlich hergestellt. In Canada wurde mit dem kostspieligen Bau neuer Canäle fortgefahren. — Der Raubstaat Tripoli wurde durch ein englisches Linienschiff gezwungen, eine rückständige Entschädigungssumme von 3 bis 400,000 spanischen Thalern zu leisten. — Zur nähern Verbindung Englands mit Ostindien wurde eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Bombay und Suez auf dem rothen Meer eröffnet. — Am 2 Februar

wurde ein Gesetz zu Gunsten der Sklaven in den Colonien Trinidad, Berbice, Saint Lucie, Demerara, vom Cap und in Maurice gegeben. Jede dieser Colonien erhielt einen Sklavenanwalt, alle körperlichen Strafen sollten ermäßigt, und nicht mehr nach Willkür, sondern nur als wirkliche Strafe ertheilt, die Sklaven nicht mehr von Weib und Kind getrennt, nicht mehr am Heirathen und Loskaufen verhindert werden. — Hume trug im Parlament darauf an, daß England die höchst kostspielige und ungesunde Sierra-Leone-Colonie aufgeben möchte, allein sie wurde als eine nothwendige Station beibehalten. — Am 7 Februar traf die Stadt Singapore das Unglück, fast ganz in Brand aufzugehn, wobei die Eigenthümer großen Verlust erlitten. — In Van-Diemens-Land brach ein Krieg zwischen den Schwarzen und Weißen aus, welche letztere unter Obrist Arthur die Colonie vertheidigten. — Auf Neuseeland geriethen die Einwohner unter einander selbst in Krieg.

Noch fügen wir hier einige Nachrichten über die Reiche Hinterasiens bei, sofern dieselben am meisten Verkehr mit England haben.

China.

Zu Anfang des Jahres drohte dem englisch-chinesischen Handel der Untergang, da bedeutende Streitigkeiten zwischen den Indobritten und den chinesischen Mauthbehörden obwalteten. „Der Streit war im Januar so heftig als je, aller Handel unterbrochen, und die Factorei im Begriffe eine Deputation an den Kaiser abzuschicken. Dieß ist die längste Unterbrechung, welche der chinesische Handel je erlitten hat,

und bei weitem die interessanteste Unterhandlung zwischen den Europäern und Chinesen, indem sie nothwendig darüber entscheiden muß, wer künftig den Theehandel reguliren wird, die Chinesen oder die Compagnie. Im Jahre 1820 hatten sich die Hongkaufleute (die privilegirte chinesische Handelsgesellschaft in Canton) verbunden, den Preis des Thees zu erhöhen. Die Compagnie unterbrach sogleich allen Handel, und da sie für ein volles Jahr Thee in ihren Magazinen hatte, so konnte sie leicht abwarten, bis die Hongkaufleute nachgeben mußten, indem das Capital bei weitem nicht hinreichend war, eine lange Unterbrechung des Handels zu erlauben. In zwei Monaten war die Verbindung aufgelöst; die meisten der chinesischen Kaufleute fallirten, und die Compagnie trug den vollkommensten Sieg davon. Der neue Streit ist viel ernsthafter, indem er die Interessen des chinesischen Gouvernements angreift, besonders durch die Forderung, daß das bisher gewöhnliche Geschenk von 1950 Unzen Silber für jedes Schiff, das in den Hafen von Canton einläuft, aufhören sollte. Es scheint, daß die Compagnie einen unbedeutenden Vorwand ergriffen hat, diese Forderung an die chinesische Regierung zu machen, um bei der bevorstehenden Discussion über die Erneuerung ihrer Charte von dem Parlamente ein auffallendes Beispiel anführen zu können, wie vortheilhaft und nothwendig eine wichtige Corporation zur Führung des chinesischen Handels sey, indem nur so die Willkür der chinesischen Administration bekämpft werden könne; die Compagnie hat dabei auf die Schwäche der Chinesen gerechnet, welche das Deficit in den Douanen, den Ruin der Theekaufleute und einen Bruch mit England fürchten; und wenn die Sache gelingt, so ist allerdings ein wichtiger Punkt für die Compagnie und den

europäischen Handel in China überhaupt gewonnen. Sie hat für sich, daß sie ein Jahr oder vielleicht achtzehn Monate ihre Theeeinkäufe unterbrechen kann, was nicht nur den Ruin der Theekaufleute und wahrscheinlich den von großen Districten im Innern, wo der Thee für den Handel in Canton gebaut wird, nach sich ziehen würde, sondern auch die Administration in Canton in die größte Verlegenheit setzen müßte, indem die Einkünfte aller Beamten in Canton größtentheils auf dem fremden Handel beruhen. Allein auf der andern Seite ist gewiß, daß wenn die Chinesen standhaft bleiben, die Compagnie in einer gegebenen Zeit sich allen Bedingungen unterwerfen muß, indem sie auf keine Art wagen kann, es England an Thee mangeln zu lassen, und wenn die chinesische Regierung einmal erfahren hat, wie weit der Widerstand der Compagnie gehen kann, und wo sie nachgeben muß, so hat diese natürlich allen Einfluß auf die Regulirung des Handels, so weit sie von dem Gouvernement ausgeht, verloren."

Die Sache wurde inzwischen am 6 Februar durch eine gütliche Uebereinkunft beigelegt und der Handel wieder eröffnet. Am 18 April erschien das erste Dampfboot zu Macao, um fortan regelmäßig zwischen Bengalen und China seine Fahrt zu machen.

Die jüngsten Nachrichten berichten von Vorfällen, welche sich im Herbste 1830 ereigneten. Die Petersburger Zeitung sagt darüber: „Die Bewohner der Insel Formosa (chinesisch Tkhai-Van) sind auf der ihnen gegenüberliegenden chinesischen Küste gelandet und haben daselbst Verwüstungen angerichtet. Zu derselben Zeit überfielen die mohammedanischen Völkerschaften des Turkestan, gegen 100,000 Mann stark, mit einem Theile der sogenannten wilden Kirgisen und Karakalpaken,

die westlichen Gränzen des Reichs und zerstörten mehrere Städte, als Kaschkar, Yarkent, Yansar, Khotan und Aksu. Der Anführer dieser verschiedenen Völker war Temu-Tchoun. Der Karakalpakenfürst hatte sich vom Hauptcorps getrennt und war an den Ufern des Flusses Jli erschienen, wo der chinesische General Tsin-Yan sich verschanzt hatte. Diese Vorfälle haben eine große Anzahl Decrete veranlaßt, durch welche der Bogdykhan (Kaiser) seinen Unterthanen Nachricht von den ausgebrochenen Kriegen gibt."

Ferner brachten öffentliche Blätter die Nachricht von einem furchtbaren Erdbeben, welches im Umkreise von Peking zur Herbstzeit drei Tage lang gewüthet, zwölf Städte zerstört und $^1/_2$ bis 1 Million Menschen vernichtet haben soll. Auch brach in Canton bei Gelegenheit einer dramatischen Darstellung ein großes Feuer aus.

Man erfuhr, daß von Cochin-China aus eine Flotille nach Bengalen unterwegs gewesen, um den Handel zwischen beiden Ländern zu beleben und dem Gouverneur von Bengalen Geschenke zu überbringen. — Dagegen brachen in Ober-Assam Unruhen aus. Die Calcuttaer Zeitung berichtet, daß zu Ende Februars eine Schaar von 2000 Singphos unter einem unternehmenden Anführer Namens Wackum Kumdschan in das brittische Gebiet einbrach. Die Feinde hatten über den Fluß Dihing, welcher die Gränze des Districts von Bisa bildet, gesetzt und sich am obern Thengaflusse mit dem Häuptlinge von Luttora vereinigt, so daß ihre Streitkräfte auf 2800 Mann stiegen. Sie waren mit Speeren und Dhaos (einer bei diesen Stämmen gebräuchlichen tüchtigen Art von Schwertern) bewaffnet, und etwa 200 von ihnen mit Musketen. Capitän Neufville, der eine Stellung an dem Burumputer genommen

utte, zog ihnen, als sie auf Flößen von Bambus auch die benga passirten, mit 54 Mann von der Assamer Infanterie, 00 Mann wohlbewehrter Milizen von den Chamti- und Soamariastämmen und etlichen fünfzig Andern entgegen, und blug sie nach kurzem Widerstande in die Flucht. Sie sam-elten sich jedoch wieder in Luttora, und fingen an Verschan-ungen zu errichten. Die englische Behörde ließ daher ein ufgebot an die Häuptlinge ergehen, und am 10 März waren 000 Mann beisammen, darunter 400 mit englischen Mus-eten. Bei dem Anzuge dieser Truppen räumten die Sing-hos ihre Werke und warfen sich in die Gebirge, nicht ohne aß ihr Nachtrab einen beträchtlichen Verlust erlitt. Dieser ngriff war seit drei Jahren vorbereitet. In Luttora fand an 30 bis 40,000 Körbe Reiß und Stricke für wenigstens 0,000 Gefangene. Ein gleichzeitiger Aufstand von etwa 400 lssamern wurde eben so schnell gedämpft.

Das Monthly Review berichtet: „In Tibet ist nach em Berichte der Missionäre die Stimmung der Einwohner em Christenthume so günstig, daß man die größten Hoff-ungen schöpfen darf. Die Einwohner von Pegu und Korea aben schon oft Missionäre verlangt. Auf Madagascar und eylon, in Bengalen und Persien ist die Anzahl der Christen eträchtlich und nimmt täglich zu. In Siam haben sie nichts on der Achtung verloren, deren sie sich hier vor mehr als undert Jahren erfreuten. Der König ist den französischen Missionärs sehr gewogen und sieht den Erfolg ihrer Bemühun-en gern. Er hat mehrere zu Christen Bekehrte zu wichtigen lemtern berufen. Der König von Ligor, welcher dem von Siam pflichtig ist, läßt den Christen denselben Schutz ange-eihen. Es ist ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften.

Der Kaiser von China und der König von Cochin-China und Tunkin suchen dagegen der Ausbreitung des Christenthums möglichst Hindernisse in den Weg zu legen. Inzwischen haben bloß in der einzigen Provinz Sut-Schuen seit Anfang dieses Jahrhunderts über 22,000 Erwachsene und an 200,000 Kinder die heilige Taufe erhalten. Den Missionen dieses Landes setzt insbesondere der Stolz der Gelehrten entgegen, und die christliche Demuth ist eine Tugend, welche sie nicht begreifen können."

Ferner erfuhr man, daß der Chan der großen Tatarei schon seit drei Jahren mit dem Chan von Chiwa im Kriege begriffen sey, und daß beide Parteien Rußlands Beistand angesprochen haben.

In Persien soll sich der älteste Sohn des Schahs gegen seinen Vater empört haben, der jüngere Sohn, der bekannte Abbas Mirza, aber gegen seinen Bruder zu Felde gezogen seyn.

VI.

Spanien.

1.

Die pragmatische Sanction.

Wir haben die Geschichte Spaniens im vorigen Jahrgange bei der Vermählung Königs Ferdinand VII mit der Prinzessin Christine von Neapel (im December 1829) verlassen. Durch sie hoffte der kinderlose König einen Erben zu erhalten; aber eben das fürchtete sein Bruder Don Carlos, der den Thron gern für sich erledigt gesehen hätte, und den die ganze Ultrapartei unterstützte. Es entstand nun eine starke Spannung zwischen der Königin und den Carlisten, und darauf gründeten die Liberalen ihre Hoffnungen; allein sie betrogen sich. Von Tag zu Tag erwartete man, der König werde endlich, von der Königin bewogen, den Ultras zum Trotz, ein Amnestiedecret erlassen, um die seit 1823 verbannten Constitutionellen zurückzurufen, doch es geschah nicht. Der König, obwohl eifersüchtig auf die große Macht, welche sein Bruder bei den Ultras besaß, war doch

in seinen Grundsätzen mit den Ultras einverstanden und bediente sich ihrer fortwährend, um jeden Schatten von Liberalismus im Lande zu unterdrücken. Er gestattete daher den königlichen Freiwilligen, dieser ultraistischen Miliz, neue Freiheiten, und erließ am 21 Januar eine Ordonnanz, in welcher jedem Freiwilligen, der einen Verbrecher einliefere, eine Unze Goldes zugesichert wurde. Als Grund wurde angeführt, die Municipalbehörde thue nicht ihre Schuldigkeit. — Allein die fortwährende Begünstigung des Ultrasystems hinderte den König nicht, gegen die Personen unter den Ultras, auf die er eifersüchtig war, d. h. gegen Carlos und seinen Anhang, Maßregeln zu ergreifen. Das Zweckmäßigste schien ihm, diesem Bruder und Rivalen jede Hoffnung auf die Thronfolge abzuschneiden. Da nun aber bis dahin noch in Spanien das salische Gesetz galt, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschließt, und dem nach dem Infanten Don Carlos immer noch die Nachfolge gesichert blieb, wenn der König nur Töchter, aber keine Söhne bekäme, so entschloß sich der König, eigenmächtig das salische Gesetz aufzuheben und durch eine pragmatische Sanction (wie die Carls VI zu Gunsten seiner Tochter Maria Theresia) auch seiner weiblichen Nachkommenschaft die Erbfolge zu sichern, am 31 März. Die Carlisten waren darüber höchst unzufrieden, besonders da sich die Königin wirklich schwanger befand. Auch am französischen Hofe erregte die Sanction einige Bedenklichkeit, da die Bourbons in Frankreich ebenfalls entfernte Anwartschaft auf die Thronfolge in Spanien hatten, falls die Bourbons in Spanien in männlicher Linie ausstarben. Doch Ferdinand VII setzte hier seinen Willen durch.

Bis zur Vollendung dieses Geschäfts blieben die Eltern der Königin, die nicht ohne Einfluß darauf gewesen zu seyn scheinen, in Madrid. Am 14 April endlich reisten der König und die Königin von Neapel wieder ab, zuerst nach Paris, und von da zurück nach Neapel. Auf ihrer Reise erregten ansehnliche Diebstähle, welche sich Personen aus ihrer Dienerschaft theils gegen die Herrschaft selbst, theils gegen die Gastwirthe erfrechten, nicht geringen Skandal. Die Verbrecher wurden entdeckt und zur Strafe gezogen. — Die Entfernung des Königs von Neapel machte den Carlisten wieder Luft, und sie beschlossen sogleich einen frevelhaften Versuch, die ihnen so verhaßte pragmatische Sanction zu vereiteln. Sie wollten nämlich einen Tumult erregen, alle Negros (Liberale) in Madrid ermorden und der Königin einen Schreck einjagen, der für das Kind, das sie trug, tödtlich werden sollte. Wirklich allarmirten die königlichen Freiwilligen die Stadt und bemächtigten sich der Thore, doch liefen sie unverrichteter Dinge wieder aus einander, sey es aus Furcht, sey es aus Berechnung, am 26 April.

Die Constitutionellen hielten sich ihrerseits, immer noch auf eine Amnestie hoffend, ganz ruhig. Nur auf der Insel Cuba wurde zu Anfang des Jahres eine Verschwörung und geheime Verbindung mit Mexico entdeckt, und über 20 Personen wurden verhaftet.

Die Ruhe benutzend, war das Ministerium, wie schon im vorigen Jahre, fortwährend auf Regulirung der Finanzen bedacht. Durch mehrere Decrete zu Anfang des Jahres wurde die Zahlung der Zinsen der innern Schuld garantirt, der Tilgungsfonds erweitert, die holländische Anleihe (wie im vorigen Jahre die französische und englische)

anerkannt, aber auch durch Aguado eine neue Anleihe von 500 Millionen Realen gemacht, und von den Granden 90 Millionen Realen verlangt, als Rückstand einer veralteten Taxe.

Um die Administration besser zu centralisiren, hatte das Ministerium ferner den Plan, allmählich die Privilegien einzelner Provinzen aufzuheben, und namentlich richtete es sein Augenmerk auf die baskischen Provinzen an den Westpyrenäen. Die Basken zeigten sich aber hartnäckig, und schon war die Rede davon, Truppen gegen sie marschiren zu lassen, um sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, welches Geschäft Espanna, der berüchtigte Henker von Catalonien, übernehmen sollte, als die Revolution in Frankreich ausbrach, und dieser Plan wegen neuer dringender Sorgen verschoben werden mußte. — Als eine kleine Episode verdient bemerkt zu werden, daß die spanischen und französischen Basken in den Pyrenäen wegen des Weiderechts Händel bekamen und auf dem Hügel von Mantaffla sich ein Gefecht lieferten. Doch wurde die Ruhe bald wieder hergestellt.

Zu Anfang des Julius bekam die spanische Regierung Nachricht, daß unter dem Vorsitze Torrijo's in London eine constitutionelle Junta bestehe, welche mit Mannschaft ein Schiff ausrüste, um in Algesiras zu landen. Mehrere Unterhändler wurden verhaftet.

Die Gefahr vor den Constitutionellen wurde aber drohender, als die spanischen Ultras ihre Stütze in Frankreich verloren. Die französische Revolution setzte den spanischen Hof in große Bestürzung. Ein Ministerconseil folgte auf das andere; aber man erfuhr nichts von den Beschlüssen.

Bald

Bald verlautete, der König werde die Cortes zusammenberufen, bald, es werden neue Verfolgungen gegen die Constitutionellen beginnen. Das Ultrasystem siegte. Viele Constitutionelle wurden verhaftet, doch bald, wahrscheinlich um Frankreich nicht zu reizen, wieder frei gegeben. Die dreifarbige Flagge wurde in den spanischen Häfen zugelassen, der neue König der Franzosen anerkannt.

Doch diese Nachgiebigkeit sollte nur dazu dienen, Zeit zu gewinnen. Nirgends ließ sich die Sympathie zwischen dem spanischen Hofe und der gestürzten französischen Dynastie verkennen, und man war insgeheim sehr thätig, sich zur Mitwirkung an einer neuen europäischen Reaction gegen das neufranzösische System anzubieten, und aus unvorsichtigen Aeußerungen von Seite Spaniens schloß man, daß wirklich ein Plan dazu entworfen worden sey, dessen Ausführung nur der Sturz des Ministeriums Wellington und die polnische Insurrection verschoben habe. Die Antipathie des spanischen Cabinets gegen das neufranzösische wurde übrigens vollkommen gerechtfertigt durch die indirecte Unterstützung, welche das letztere den spanischen Constitutionellen angedeihen ließ, indem es dieselben nicht verhinderte, von Frankreich aus in Spanien feindlich einzufallen.

Als diese Constitutionellen drohend an der Gränze standen, erhoben sich die Carlisten aufs neue, um jetzt, da man sie zur Abwehr der Liberalen nöthig brauchte, ihre alten Plane durchzusetzen. Am 24 September wollten sie den königlichen Wagen bei einer Spazierfahrt umringen und abermals die Königin dergestalt erschrecken, daß sie vor der Zeit niederkäme. Doch die boshafte Verschwörung ward

entdeckt, und der Hauptanstifter derselben, der berüchtigte Pater Cyrillo, nebst einigen Andern verbannt.

Am 10 October kam die Königin glücklich mit einer Tochter nieder, welche die Namen Marie Isabelle Louise erhielt und, der neuen pragmatischen Sanction zufolge, die Erbin des Thrones werden sollte. Die Carlisten erließen dagegen eine Protestation, worin sie die Thronfolge der Prinzessin für ungültig erklärten, unter andern aus dem Grunde, „weil bei der Bekanntmachung der Sanction der Fötus der Prinzessin schon das Gepräge des weiblichen Geschlechts gehabt habe, neue Gesetze immer aber nur auf künftige und nicht bereits vergangene Fälle anwendbar seyen.“ Die Unruhen an den Gränzen beseitigten diese Umtriebe.

2.

Mina's unglücklicher Feldzug in den Pyrenäen.

Unmittelbar nach der Revolution im Julius versammelten sich die in England lebenden Häupter der spanischen Constitutionellen in Paris, und schon am 30 August reiste Mina, der alte Held von Catalonien, nach den Pyrenäen ab, um daselbst eine Armee von Insurgenten zu organisiren, mit der er alsbald in Spanien einzufallen und die Cortes zu proclamiren gedachte. Zugleich erschien am 2 September in den englischen Times ein Art Manifest der spanischen Insurgenten, worin sie den Treubruch und die Tyrannei Ferdinands VII laut anklagten, den Versuch einer Befreiung

Spaniens rechtfertigten, und bereits die Existenz einer constitutionellen Junta proclamirten.

Bayonne und die Umgegend wurde der Sammelplatz der Insurgenten, zu denen sich auch einige Franzosen und Abenteurer anderer Nationen gesellten. Ihre Zahl blieb gering, ihre Bewaffnung schlecht. Obgleich sie von der französischen Bevölkerung gut aufgenommen und unterstützt wurden, so schwebten sie doch in beständiger Gefahr, durch einen Befehl der französischen Regierung, welche nicht mit der spanischen brechen wollte, aufgelöst zu werden. Sie hatten viele, durch ihre Heldenthaten in den frühern spanischen Kriegen zum Theil weltberühmte Anführer, Mina, el Pastor, Quiroga, Pablo, Gurra, Vigo Valdez, Lopez Banos, Isturiz, Espinosa, Romero, Alpuente, Calatrava, Sancho und Lopez Pinto ꝛc., aber diese waren nicht einig. Theils wollte Einer dem Andern nicht gehorchen, theils hatten sie andere Ansichten in Bezug auf den Feldzugsplan, theils trauten sie einander nicht oder verleumdeten einander aus Ehrgeiz. Mina hatte die erste Anwartschaft auf den Oberbefehl, aber er fand einen heftigen Gegner an dem Obristen Valdez und dessen Anhang. Es soll zwischen beiden zu einem heftigen Streite gekommen seyn. Valdez soll Mina eines Einverständnisses mit Wellington beschuldigt, und Mina ihm darauf gedroht haben, ihn erschießen zu lassen. Es hieß zwar, sie hätten sich wieder ausgesöhnt, aber die Eintracht wurde dennoch nicht hergestellt, und die Anführer handelten, wie der Erfolg gezeigt hat, vereinzelt auf ihre eigene Gefahr. — Wieder unabhängig von dieser Insurrectionsarmee bei Bayonne bildete sich eine andere in Perpignan unter den Generalen San

Miguel, Milans ꝛc., die in Catalonien einzufallen bestimmt war.

Die Zurüstungen, die Streitigkeiten hatten schon viele Zeit weggenommen und das Unternehmen der Insurgenten doppelt gefährdet; denn auf der einen Seite hatte Ferdinand VII eine Armee in die Pyrenäen geschickt, die zwar kleiner, aber doch derjenigen der Insurgenten überlegen, von den Generalen Llander, Fournas, Santos Ladron und Juanito gut commandirt und nach einem geschickten Plan in den Engpässen der Pyrenäen aufgestellt war; — und auf der andern Seite hatte sich in Frankreich das System der Mäßigung und des Friedens befestigt, und die Regierung war nicht mehr geneigt, durch längere Begünstigung der spanischen Insurgenten sich gegenüber den europäischen Mächten zu compromittiren; es wurde daher zu Anfang des Octobers den Behörden zu Bayonne und Perpignan der Befehl ertheilt, die Insurgenten zu entwaffnen und ins Innere von Frankreich zu verlegen.

Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Der Präfect von Bayonne publicirte den Befehl der Regierung am 13 October und traf Anstalt ihn auszuführen, und es gelang den Spaniern nur durch die Insubordination der Bevölkerung, ihm zuvorzukommen. Die französischen Nationalgarden, die mit den spanischen im hohen Grade sympathisirten, rotteten sich zusammen, und zwangen den Präfecten, die Spanier ungehindert abziehen zu lassen. Dieser Abzug geschah nun aber so übereilt, daß die zerstreuten kleinen Haufen der Spanier sich nicht gehörig sammeln konnten, sondern einzeln so schnell als möglich über die Gränze zu kommen suchten. Auch wurden einige ihrer Schaaren, die sich

verspätet hatten, von den französischen Behörden zurückgehalten.

Das Hauptheer ging von Bayonne aus bei Urdar über die Gränze. Zuerst überschritt sie Obrist Valdez mit einigen hundert Mann, am 14 October. Er drang bis Zugarramurdi vor, von wo er die Truppen des Generals Juanito in einem glücklichen Gefechte vertrieb, am 18 October. Die Uebermacht des Feindes nöthigte ihn indeß, sich bald wieder auf die Schaar des Generals Mina zurückzuziehen, der am 19 über die Gränze ging und folgende Proclamation erließ: „Spanier, die Zeit ist gekommen, uns im Angesichte der Welt mit der unserer Nation eigenthümlichen Würde und Edelmüthigkeit zu zeigen. Nachdem wir im Jahre 1823 die in dem Unabhängigkeitskriege erworbenen Lorbeern beschimpfen und unsere Rechte mit Füßen treten gesehen haben, lasteten Unglück, Verfolgung und Mord in Masse auf der Nation; die Spanier wurden nur noch nach Laune, mit unersättlicher Habsucht, immer mit Willkür und oft mit Grausamkeit regiert. Denken wir nicht mehr an solches Unheil, als bloß in der Absicht, demselben ein Ende zu machen; vereinigen wir uns, als Söhne eines so unglücklichen Vaterlandes, durch ein brüderliches und unauflösliches Band. Die Zeit hat die Einen gelehrt, daß wenn man das Schicksal eines Volkes dem einzigen und freien Willen der Regierenden überläßt, dieß zu Schmach, zu gränzenlosen Plackereien, zu unersetzlichen Ungerechtigkeiten Anlaß gibt; und die Andern, daß der Wunsch die Concessionen und die öffentlichen Freiheiten übermäßig auszudehnen, Unordnung herbeiführt, die erste Ursache, oder wenigstens der Vorwand zur Wiederherstellung des Despotismus. Frankreich hat uns

das schon in einem andern Jahrhunderte von England vorgezeichnete Beispiel der Art gegeben, wie ein Volk die Zerstörung seiner Freiheiten verhindert, indem es sie mit heldenmäßigen Anstrengungen und einer bewunderungswürdigen Mäßigung vertheidigt. Ahmen wir hierin diesen ausgezeichneten Nationen nach. Ahmen wir sie auch in den Institutionen nach, die sie regieren. Mittelst dieser Institutionen, und indem wir uns mit ihnen und den andern constitutionellen Regierungen von Europa in Einklang setzen, werden wir die beiden großen Grundlagen der Wohlfahrt der Staaten, die Freiheit und die Ordnung, feststellen. Die vereinte spanische Nation, durch ihre Deputirten repräsentirt, und durch die Lehren der Erfahrung erleuchtet, wird ohne Zweifel eine freie Regierung annehmen, wo die Rechte aller Spanier und die Prärogativen der Krone zugleich gesichert werden müssen. Die Nation wird durch weise und gerechte Maßregeln die Quellen des öffentlichen Reichthums eröffnen, die jetzt so sehr verstopft sind; sie wird den Zwist mit America endigen, und in dem nachgeben, was die Zeit und die Ereignisse unerläßlich gemacht haben; endlich wird sie der schmachvollen Verschwendung der Staatsgelder und der bei ihrem Credit eingeführten Betrügereien ein Ende machen, der Schuld und den frühern Contracten, die anfänglich gewissenhaft erfüllt, und dann schändlich mißkannt und annullirt wurden, Achtung verschaffen. Der in Cortes wieder vereinigten Nation gebührt es demnach, so wichtige Gegenstände zu erörtern und zu beschließen. Meine Absicht ist jetzt nur, die Spanier aufzufordern, in Gesammtheit zu einem so heiligen Zwecke mitzuwirken, und die Morgenröthe eines so schönen Tages herbeizuführen. Viele andere Chefs, meine

Cameraden, alle übereinstimmend und aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehend, sind jetzt auf verschiedenen Punkten der Halbinsel thätig; wir wollen einmüthig und freundschaftlich alle diejenigen bewillkommnen, die unter unsere Fahnen sich begeben werden, um der heiligen Sache der Freiheit zu dienen, auch alles frühere Betragen und jede Art von Partei vergessen. Nur gegen diejenigen, die sich uns widersetzen oder in der Folge an uns unredlich beweisen würden, wollen wir eine schnelle und strenge Justiz handhaben. Unser Wahlspruch ist Vergessenheit des Vergangenen, Eintracht, Freiheit, Ordnung für die Zukunft. Im Lager der Ehre und der Vereinigung der guten Spanier, den 19 Oct. 1830.

(Unterz.): Francesco Espoz y Mina."

Nun wurden zwar Mina und Valdez, so weit sie kamen, von den Einwohnern, selbst von den Mönchen zu Urdax gut aufgenommen, allein sie fanden den General Juanito mit einem überlegenen Heere von 5000 Soldaten und 3000 königlichen Freiwilligen vor sich, die man aus den erklärtesten Absolutisten und Carlisten ausgewählt hatte. Die Insurgenten dagegen waren auf diesem Punkte nicht 2000 Mann stark, und es war ihnen nicht möglich, sich aus den Engpässen des Gebirgs durchzuschlagen, um in den mehr bevölkerten Gegenden die Einwohner aufzuwiegeln. Einige Tage der Zögerung gaben den Generalen Llander und Santos Ladron Zeit, mit ihrer Truppenmacht aus Arragonien zur Unterstützung Juanito's in Navarra herbeizuziehen. Von dieser weit überlegenen Macht wurde Valdez am 27 October bei Vera überfallen und seine kleine Schaar zertrümmert. Die

Königlichen folgten den flüchtigen Insurgenten auf dem Fuß bis auf das französische Gebiet, wo sie noch viele Gefangene schonungslos niedermetzelten. Von hier aus kamen sie sodann Mina in den Rücken, der, an der Gränze abgeschnitten und von der Uebermacht erdrückt, zwei Tage lang in den Gebirgen umherirrte, beständig kämpfend, bis es ihm gelang, den französischen Boden zu erreichen. Auf einem hohen Felsen, an dem er sich herabgelassen, fand man sein Pferd und seinen Mantel. Zum Tod erschöpft, entging er der Gefangenschaft nur wie durch ein Wunder und durch Anstrengungen, wie sie seine frühern abenteuerlichen Kämpfe in den Pyrenäen ausgezeichnet und weltberühmt gemacht haben. Aber diese Anstrengungen bewirkten, daß seine alten Wunden wieder aufbrachen, und er verschmachtend das Krankenlager hütete, als auf einen grausamen Befehl der französischen Regierung Gendarmen ihn aus dem Bette rissen und nach Bordeaux schleppten, damit seine Anwesenheit an der Gränze der Insurrection nicht neue Nahrung geben möchte.

Den kleinen abgesonderten Corps ging es nicht besser, wie dem Hauptcorps unter Valdez und Mina. Umsonst erließen die alten Helden der Freiheit, General el Pastor und Quiroga, Proclamationen in ähnlichem Sinne wie Mina. Pablo, der am 16 mit einer kleinen Schaar über die Gränze ging, wurde bei Arequy geschlagen, der unglückliche Chapalangarra mit einer andern Schaar am 19 getödtet. Die Generale Espinosa und Plasencia, die in Arragonien eindringen sollten, wurden daran gehindert, indem die französische Behörde zu Oleron auf ihre Waffen Beschlag legte und sie mit Gewalt zurückhielt. Von andern kleinen Abtheilungen der Insurgenten hieß es,

daß sie auf dieselbe Weise in Bagneres de Bigorre und in Arreau zurückgehalten werden. Gurra machte den letzten Versuch in Spanien einzudringen, kehrte aber, da alles verloren war, zurück und überlieferte sich der französischen Behörde, die alle Zurückgekehrten entwaffnen und ins Innere von Frankreich bringen ließ.

Auf der Ostseite der Pyrenäen lief die Insurrection eben so unglücklich ab. Milans rückte zwar am 16 Oct. bei Perpignan über die Gränze, ward aber sogleich von den Truppen des in Catalonien commandirenden Generals Espanna blutig empfangen, zurückgeschlagen und in Frankreich entwaffnet.

Eben so rasch wurde ein Aufstand der Constitutionellen in Gallizien unterdrückt, der darauf berechnet war, das Unternehmen Mina's zu unterstützen. Am 4 October erhob Anton Rodriguez zu Orense die Fahne des Aufruhrs, ward aber bald umzingelt, überwältigt und an der portugiesischen Gränze, wohin er sich flüchtete, erschossen.

Am bittersten klagten die unglücklichen Constitutionellen, die nach dieser verderblichen Niederlage auf den französischen Boden zurückkehrten, über das treulose Benehmen der französischen Regierung, die sie entweder vorher an dem Unternehmen hätte hindern oder dasselbe ungehindert ausführen lassen sollen. Sie schrieben aus Oleron: „Das Grausamste ist, daß der Unterpräfect uns unser Geld ausgeben ließ, ohne ein Wort zu sagen, und als der Aufwand gemacht war, alles wegnehmen ließ. Der Widerstand, den wir von Seite der Beamten erfahren, ist der ungerechteste und demüthigendste von der Welt; er gleicht selbst dem Diebstahle, denn welchen andern Namen kann man ihrem Verfahren geben? Sie

sahen, wie wir diese Effecten kauften; sie wußten, wo die Kleider gemacht wurden; sie schlugen uns selbst den Ankauf einiger Pferde vor, und als sie uns Alles bis auf den letzten Maravedi entlockt hatten, überfallen sie uns, und nehmen uns Alles weg!"

Nach dieser Niederlage der Constitutionellen zeigten sich die Absolutisten in Spanien desto übermüthiger, und man schien sich der kleinen Furcht zu schämen, welche kurz zuvor noch die Gemüther beschlichen hatte. Weit entfernt, jetzt noch von der dreifarbigen Fahne einen Ueberfall zu besorgen, dachte man vielmehr darauf die weiße Fahne wieder aufzurichten. Es spann sich ein Verkehr zwischen Spanien und den französischen Carlisten an, und zugleich versicherte man, daß der russische Gesandte in Madrid großen Einfluß auf das Cabinet übe. Vor der polnischen Revolution, so lange noch die Stellung Rußlands drohend war; so lange noch eine nach dem Westen bestimmte russische Armee die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich zog; so lange Rußland noch nicht einmal den König der Franzosen auf seinem neuen Thron anerkannt hatte, war es auch sehr natürlich, daß man erwartete, Frankreich werde, wenn von Rußland, dann auch von Spanien im Namen der vertriebenen Bourbons angegriffen werden. Nach der polnischen Revolution zerstreuten sich diese Gerüchte, doch das Mißtrauen und die geheimen Intriguen der Carlisten dauerten fort.

Durch den Tod des Herrn Ugarte (am 7 November) verlor zwar die apostolische Partei eines ihrer wirksamsten Häupter, und durch die Errichtung eines neuen Ministeriums des Innern, was Spanien bisher gefehlt hatte, und dessen Leitung Ofalia, bisheriger Gesandter in Paris, er-

elt, schien ein Fortschritt in der Verwaltung zum Bessern emacht, im Wesentlichen blieb aber Alles beim Alten, und s war auch in diesem Jahre nichts geschehen, um Spanien us seiner, nun schon so langen Spannung zu reißen; viel- ehr hatten die Hoffnungen und Besorgnisse, die eine Folge er Juliusrevolution waren, auch in Spanien den Argwohn nd Haß der Parteien nur höher gesteigert.

Ein sehr guter Aufsatz im „Ausland" sagt über diese Vor- änge in Spanien: „Die spanische Nation wird ihre Bahn er Revolution durchlaufen, da jede schlechte Regierung den Keim des Unterganges in sich selbst trägt; aber für jetzt scheint ei der Masse noch nicht das Bewußtseyn eines Bessern durch- edrungen zu seyn, und daß dieß so bald nicht geschieht, dafür ird die Priesterschaft schon sorgen. Damit wollen wir jedoch icht behaupten, daß nicht Ereignisse eintreten könnten, welche as künstliche Gewebe, womit die Vernunft des Volkes um- onnen wird, mit Einemmale zerreißen. — Den Charakter erdinands hat man sehr falsch dargestellt. In seinen Ma- ieren ist er nichts weniger als der hochmüthige Autokrat oder er finstere Tyrann, wie Manche ihn sich wohl denken — im Gegentheil, sein Benehmen könnte nicht volksmäßiger, d. h. ürdeloser seyn. Seine Fehler gehen nicht sowohl von seinem Temperamente, oder seiner natürlichen Sinnesart, als von sei- er Erziehung aus. Er ist ein gutmüthiger, oder vielmehr gut- elaunter Mensch, der mit seiner Dienerschaft und seiner näch- en Umgebung auf einem vertraulichen Fuße lebt, und folg- ich von ihnen geliebt wird. Seine Geistesschwäche, Ta- ent- und Bildungslosigkeit sucht er nicht selten durch eine artnäckigkeit zu verdecken, wo man es am wenigsten erwar- et. Persönlich ist er nicht eben grausam oder blutdürstig,

aber er besitzt keine Kraft, das Böse zu verhindern, das Andere in seinem Namen thun, und daher lastet das Gehässige vieler Dinge auf ihm, die er durchaus nicht gewollt, sondern bloß zugelassen hat. Bei seiner Unentschlossenheit und der Gewohnheit, sich durch Einflüsterungen von Personen, selbst aus den niedersten Ständen (wie denn seine Bedienten immer den größten Einfluß auf ihn haben) oft zu den wichtigsten Schritten bestimmen zu lassen, kann schlechterdings von einem Regierungssysteme bei ihm nicht die Rede seyn, und man kann nie zum voraus wissen, was Sr. kath. Maj. in dieser oder jener Sache belieben werde. Ferdinand ist vergnügungssüchtig, sinnlich, indolent und abgestumpft, Religion und Beichtvater sind ihm so gleichgültig als möglich, und man thut ihm sehr Unrecht, wenn man ihn für bigott hält. — Als einen der auffallendsten Züge in seinem Charakter bemerken wir das Mißtrauen und die Verstellung, welche er sogar gegen die nicht ablegt, die für seine innigsten Freunde gelten. In dem Augenblicke, wo ein Günstling sich am sichersten dünkt und den königlichen Willen ganz in seinen Händen zu haben wähnt, ist er vielleicht seinem Sturze am nächsten. Man will behaupten, diese Zweizüngigkeit rühre von der Art her, wie ihn seine Mutter behandelte, deren Liebling er bekanntlich nicht war, und gegen deren Umtriebe auf der Hut zu seyn er alle Ursache hatte. Zu jeder Stunde kann es ihm einfallen, daß er die Cigarre im Mund auf den Corridor herausgeht und mit dem nächsten Besten, auf den er stößt, sich in eine Unterhaltung einläßt: „Nun, was spricht man von der oder der Verordnung? Was hält man von der oder der Ernennung?“ So glaubt er denn, die öffentliche Meinung zu kennen, wenn er nur der Betrogene der Camarilla ist, die

einige Personen zu diesem Zwecke aufgestellt hat. — Gegenwärtig nimmt seine liebenswürdige Gemahlin alle seine Neigungen in Anspruch, und man verspricht sich von ihrem Einflusse auch Ersprießliches für den Staat. Die Königin ist außerordentlich beliebt. Jung, hübsch, leutselig und freundlich, gefällt sie überall, wo sie sich zeigt, und sie unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheile von Ferdinands voriger Gemahlin, welche — äußerst bigott und zurückgezogen — sich und Andern die unschuldigsten Vergnügungen versagte. Maskeraden und Theater namentlich fanden vor dieser strengen Dame keine Gnade. Die gegenwärtige Königin besucht den Prado, und erscheint mitten unter den Tausenden Arm in Arm mit dem Könige in spanischer Tracht, der Mantilla und Basquina, worin sie sich sehr gut ausnimmt; der König, ganz bürgerlich, hat da kein Gefolge bei sich, sondern höchstens einen Livree-Bedienten, der einige Schritte vorausgeht. In den königlichen Sitios oder Residenzen beobachtet sie dasselbe Betragen. — Fragt man, bei welchen Classen eine Bewegung zu Gunsten des constitutionellen Systems zunächst einen Anhaltspunkt suchen könnte, so ist dieß schwer zu sagen. Bei den Truppen? Diese, zumal die Garden, sind in neuerer Zeit gut unterhalten; auf keinen Fall dürfen die Liberalen in der Hauptstadt auf Unterstützung von dieser Seite rechnen. Bei der Geistlichkeit? Diese ist fast nirgends der bürgerlichen Freiheit günstig und am wenigsten in Spanien; und hat sich daselbst auch ihr Einfluß in den letzten Jahren vermindert, so ist er noch immer furchtbar genug. Viele von ihnen, mit Don Carlos an der Spitze, finden sogar Ferdinands Herrschaft nicht absolut genug, und erwarten das Heil bloß von der Herstellung der Inquisition und der blutig bigotten Tyrannei Philipps II. Ob sie sich an Don

Carlos nicht verrechnen? Einige, welche diesen Prinzen genau zu beobachten Gelegenheit hatten, wollen behaupten, daß über seinen Charakter ganz falsche Vorstellungen im Umlaufe gehen; sie betrachten ihn als den Wohlunterrichtetsten und Talentvollsten unter der Familie, der, wenn er zum Throne gelangte, die Hoffnungen der Absolutisten auf politische und religiöse Verfolgungen gar leicht vereiteln dürfte, während ein Theil der Constitutionellen den Verdacht hegt, daß die Carlistische Verschwörung nichts sey, als ein zwischen ihm und seinem Bruder abgekartetes Spiel, das den Vorwand zu Willkürmaßregeln und zu Verweigerung aller Concessionen hergeben müsse. Don Francisco kann mit Stillschweigen übergangen werden, da er in dem von Parteien zerrissenen Spanien nicht einmal der Mann ist, für den sich eine Partei bildet. Steigen wir zu den niedern Ständen herab, so darf man sich darunter keineswegs einen persönlich entwürdigten Menschenschlag denken. Die offene, unverlegene Art, wie der spanische Bauer mit seinen Vorgesetzten spricht, sticht auffallend gegen die servile Unterthänigkeit des Landvolks in andern Staaten ab. Eben so behandelt der spanische Grande, trotz dem unermeßlichen Abstand von Geburt, Rang und Reichthum, seinen Diener mit einer Vertraulichkeit, wovon man anderswo keinen Begriff hat. Diese gesellige Freiheit ersetzt in Spanien zum Theil den Mangel wirklicher Selbstständigkeit, und die Vornehmen werden daher von der Menge nicht sowohl beneidet und gehaßt, denn vielmehr als natürliche Beschützer angesehen; ja der größere Theil der Einkünfte der ersten Häuser wird von den erblichen Angehörigen derselben aufgezehrt. Auf einer etwas höheren Stufe der Lebensverhältnisse trifft man wenig mehr Bildung, als absolut erforderlich ist, um einen

kleinen Handel oder ein Gewerb zu treiben; und wenn diese auch zu Bestreitung der täglichen Bedürfnisse einer Familie nur spärlich hinreichen, so ist doch nirgend ein Unternehmungsgeist vorhanden, welcher zu größeren Anstrengungen aufforderte. Lesen ist selbst oberhalb dieser Classe eine seltene Kunst, so daß die Leute in völliger Unwissenheit über die Vortheile bleiben, in deren Besitz auswärtige Nationen durch freiere Institutionen sich gesetzt haben. Zu der Kraft der Trägheit, welche in dem spanischen Volke jeder Verbesserung entgegenwirkt, kommt aber auch noch seine orientalische Abneigung gegen Neuerungen — sein Vorurtheil gegen Fremde und deren Gebräuche und Erfindungen, die in seinen Augen nicht besser als Ketzereien sind. Sie wissen von keiner Geschichte als der ihrigen, und von dieser wissen sie mehr, als man glauben sollte. Die jungen Männer und Frauen beschäftigen sich lieber mit ihrem Putze, als daß sie über die Möglichkeit politischer Reformen philosophiren. Man gebe ihnen Brod und Stierhetzen (pan y toros), und sie schlagen allen Constitutionen ein Schnippchen! Es läßt sich demnach unbedenklich behaupten, daß die große Masse auch keine Ahnung einer künftigen Wiedergeburt der Nation hat. Nur die Bevölkerung der Seestädte, der größeren Kaufleute, die besser erzogenen Juristen und ein Theil des Officierstandes macht von dieser Regel eine Ausnahme; aber Mangel an Thatkraft und Einheit, so wie Furcht vor pecuniären Verlusten, die immer zum Gefolge von Staatsumwälzungen gehören, schaffen auch hier ein mächtiges Gegengewicht, und dann die vielfache politische Trennung im Innern Spaniens, und die gegenseitige Eifersucht der zum Theil bevorrechtigten Königreiche und Provinzen auf einander, das Mißtrauen und die Verachtung

des Castiliers gegen den Andalusier, des Biscayers gegen den Valencianer ꝛc., erschweren jede Vereinbarung über die Grundsätze eines Reformsystems. Wenn man alles dieses bedenkt, so könnte man versucht seyn, Spaniens Zustand für unverbesserlich zu erklären. Indeß so gar schlimm sieht es denn doch nicht aus. Seit den letzten zwanzig Jahren ist viel geschehen; und wo die Macht der Intelligenz auf der einen, der Obscurantimus auf der andern Seite steht, kann der Ausgang des Kampfes zuletzt nicht zweifelhaft seyn."

VII.

Portugal und Brasilien.

Der beklagenswerthe Zustand, in welchem wir Portugal im Jahre 1829 fanden, dauerte auch das ganze Jahr 1830 ununterbrochen fort. Wir wollen hier die grausenerregenden Schilderungen der zahllosen Verhaftungen, der grausamen Mißhandlung der Gefangenen, der Morde und Hinrichtungen nicht wiederholen, da wir im vorjährigen Taschenbuche Scenen dieser Art hinlänglich geschildert haben.

Zu Anfang des Jahres schien ein Schimmer der Hoffnung für Portugal aufzugehen. Am 6 Januar nämlich star die alte Königin Charlotte, Wittwe Johanns VI, Mutter Don Pedro's und Don Miguels, Schwester Ferdinands VII von Spanien, 55 Jahre alt. Wir geben einen kurzen Abriß ihrer politischen Laufbahn: „Von dem ersten Tage ihrer Ehe trat sie in Opposition gegen ihren Gemahl, welcher seinerseits — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht entscheiden — eben so bald ihre Treue in Zweifel zog,

— ein Punkt, worüber ihm zuletzt kein Zweifel übrig blieb. Ehe der portugiesische Hof im Jahre 1807 sich nach Brasilien einschiffte, machte sie den ersten Versuch zur Gewalt zu gelangen. Sie entwarf zu dem Ende den Plan, ihren Gemahl für wahnsinnig erklären zu lassen, und sich selbst, als Mutter Don Pedro's, des präsumtiven Thronerben, mit der Regentschaft zu bekleiden. Don Joao, der hinter das Complot kam, begnügte sich damit, ihre Mitschuldigen zu verbannen, und die Sache blieb auf sich beruhen. In Brasilien fuhr sie fort zu intrikiren. Die spanischen Colonien in America begannen das Joch des Mutterlandes abzuschütteln, und Charlotte Joachime hätte gern aus diesen neuen Staaten ein Reich gebildet, und sich die Krone aufgesetzt. Bei einer mit Dr. Francia und dessen Agenten angeknüpften Unterhandlung hatte sie diesen Zweck im Auge. Im Jahre 1812 erkannten die Cortes von Cadiz ihr mit ihren Kindern das Recht der Succession auf den spanischen Thron zu, im Fall daß Ferdinand und seine Brüder im Auslande gefangen blieben; sie gab sogleich ihre Beistimmung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für die spanische Nationalversammlung, und schickte sich an, nach Europa zurückzukehren, um die ihr zugefallene Regierung zu übernehmen, als der Friede und die Rückkehr Ferdinands die Hoffnung ihres Ehrgeizes vereitelte. Die Ereignisse, die später auch die königliche Familie von Portugal zur Rückkehr nach Europa bestimmten, sind bekannt. Als die Königin, die ihren Gemahl begleitete, wahrnahm, daß er einiges Bedenken trug, die in seiner Abwesenheit eingeführte neue Ordnung der Dinge zu sanctioniren, so war dieß für sie Grund genug, der constitutionellen Partei den Hof zu machen; wirklich verband sie sich mit den

überspanntesten Neuerern auf's innigste, immer den Gedanken verfolgend, sich an die Spitze der Regierung vorzuschieben. Der König ließ sich endlich die Revolution gefallen — von dem Augenblicke an hörte sie nicht auf, eine unversöhnliche Feindin derselben zu seyn. Sie weigerte sich hartnäckig, den Eid auf die Verfassung zu leisten, und da man ihr die persönliche Gefahr vorstellte, welche ihre Weigerung leicht für sie haben möchte, erwiderte sie: „Ich fürchte mich nicht, was können sie mir auch thun?" Im Jahre 1822 war sie es, welche den Aufruhr des Marquis von Chaves veranlaßte; doch der Marquis vermochte sich nicht gegen die Constitutionellen zu halten, und sie warf ihre Blicke jetzt auf Don Miguel. Unter ihrer Leitung zettelte der Prinz eine Verschwörung gegen seinen Vater an; der König, genöthigt seinen Palast zu verlassen, begab sich nach Villa Franca, wo ihn Don Miguel und seine Mutter gefangen nahmen und die Verfassung aufhoben. Der Einfluß der in Spanien stehenden französischen Armee verschaffte der Contre-Revolution einen vollständigen Sieg; allein der Königin genügte dieß nicht; denn der König regierte noch, oder vielmehr er ließ sich regieren von Personen, die nicht zu ihrer Partei gehörten. Im folgenden Monate April setzte sie ihren verwegensten und verruchtesten Plan ins Werk. Der König sollte zur Abdankung gezwungen, oder, wenn er sich dessen weigerte, ermordet werden. Ihre Maßregeln hatte sie so geschickt genommen, daß aller Verdacht auf die Constitutionellen fallen mußte, welche sie das Verbrechen büßen lassen wollte, das ihr die Herrschaft brachte. Don Miguels Proclamation war dahin berechnet. Es ist bekannt, daß die Dazwischenkunft des diplomatischen Corps das Leben des Königs rettete, und der

Königin die Beute aus den Händen riß. Während der Krankheit des Königs gewann sie es nie über sich, ihn zu besuchen; der Monarch bezeichnete sie auch in seinen letzten Jahren nie mehr als seine Gemahlin oder als Königin, noch nahm er ihren Namen in den Mund, sondern wenn er von ihr sprach, so geschah dieß nur durch das Wort Sie. Diese Sie hatte sein ganzes Leben vergiftet, und quälte und verfolgte ihn bis ins Grab. Man erzählt, als die Frage wegen ihrer Verbannung berathen werden sollte, versammelte sich der Staatsrath unter dem Vorsitze Sr. Maj. in einem Zimmer des Palastes Alficte. Die Frage war noch nicht entschieden, als der König aufsprang und mit bewegter Stimme ausrief: „Großer Gott! In diesem Zimmer war es ja, wo sie das Complot anlegte, mir zumal die Krone und das Leben zu rauben.“ Vor seinem Tode hatte der König eine Regentschaft ernannt, welche die Rechte Don Pedro's wahren sollte; die Königin, von der Theilnahme daran ausgeschlossen, schickte den Marquis von Chaves wieder ins Feld, doch führte sie ihre Entwürfe erst bei der Rückkunft ihres Sohnes Don Miguel ganz aus; denn sie war es, welche vom 22 Febr. 1826 bis zu ihrem Tode am 7 v. M. in Portugal regierte. So kam für sie endlich die Zeit der Rache, und die Welt weiß, daß sie dieselbe nicht ungenützt verstreichen ließ. Sie trug stets eine Proscriptionsliste bei sich, um keine Gedächtnißfehler zu begehen; wen sie aber am meisten verabscheute, das waren die Freunde des Königs Johann, ihres Gemahls. Daraus erklärt sich die Thatsache, daß unter den portugiesischen Auswanderern so manche Individuen sich befinden, die nichts weniger als des Liberalismus verdächtig sind, während dagegen manche entschiedene Liberalen ungekränkt in Portugal zurückblieben. —

In ihrem bis zur Raserei leidenschaftlichen Temperamente, ihrer bis zum willkürlichsten Absolutismus getriebenen Herrschsucht, ihrer tiefen Befangenheit im krassesten Aberglauben blieb sich die Königin bis an ihr Ende unverändert gleich; aber diese Eigenschaften und ihre sonstigen Gewohnheiten waren nicht geeignet, ihr ein gesundes Alter zu verschaffen. Wenn die medicinische Kunst, die freilich in Portugal auf keiner sonderlich hohen Stufe steht, der hohen Patientin keine Erleichterung verschaffte, wurde nach Quacksalbern gesandt, und zuletzt nach Heiligenbildern und Reliquien. Umsonst — ihre letzte Stunde hatte geschlagen." Kräftiger an Charakter, als ihr Bruder Ferdinand und als ihr Sohn Don Miguel, beherrschte sie den Letztern, so lange sie lebte, und war die eigentliche Seele des Portugal erdrückenden Schreckensystems. Als sie starb, hegte man die Hoffnung, ihr Einfluß werde mit ihr zu Grabe gehen, Don Miguel werde, sich selbst überlassen, und wie es seiner Jugend angemessen schien, milder werden, oder wenigstens aus Klugheit die Gelegenheit benutzen, um die Schuld der bisherigen Tyrannei auf seine Mutter zu schieben, und bei dem Tode derselben durch die Einführung eines gemäßigten Systems sich die Gunst und Anerkennung der europäischen Mächte zu erkaufen. Allein von allem dem geschah nichts. Don Miguel bezeigte keine Rührung beim Tode seiner Mutter, setzte aber ihr System fort. Ihr Rathgeber, der mehr als 80jährige Minister Bastos, der je älter, desto grausamer zu werden schien, blieb an der Spitze der Geschäfte. Der Tod des Marquis von Chaves (6 März), des alten Helden des Absolutismus, den man mit Undank gelohnt hatte, übte gar keinen Einfluß auf die Politik.

Don Miguel fand in seinem eigenen Herzen und Verstand

keinen Beruf, sein System zu ändern, und wurde von außen nicht dazu genöthigt. Das benachbarte Spanien hatte ihn schon im vorigen Jahre als König anerkannt, und sein Schwager Ferdinand VII theilte seine absolutistischen Grundsätze, billigte sein Benehmen. Von den übrigen Mächten war er zwar nicht anerkannt, aber nicht nur die Mächte der heiligen Allianz, sondern auch England und Frankreich huldigten unter den Ministerien Wellington und Polignac dem Absolutismus, und so lange dieß der Fall war, glaubte Don Miguel unbesorgt seyn zu dürfen. Ueberdieß kam ihm Englands Handelsinteresse zu statten. Man sprach allgemein davon, daß Wellington ihm die Anerkennung von Seite Englands versprochen habe, wenn er den berüchtigten Tractat von 1810, welcher England unermeßliche Handelsvortheile sicherte, auf 30 Jahre erneuern, und Ehren halber den Constitutionellen eine Amnestie ertheilen wolle. Allein von welcher Natur auch die Vorschläge gewesen seyn mögen, die man ihm gemacht, es ist Thatsache, daß er sie alle übermüthig verworfen hat.

Seine Willkür erkannte weder eine politische, noch sittliche Gränze an. Er fuhr fort, Jeden der ihm verdächtig schien, verhaften und im Gefängnisse unmenschlich behandeln zu lassen. Den General Pereira, der im Gefängnisse starb, ließ er mit einem Stricke um den Hals begraben. Seine Schergen, die königlichen Freiwilligen, durften sich fortwährend jede Missethat gegen die des Constitualismus Verdächtigen erlauben. Er selbst überließ sich jeder Art von Schwelgerei, gab Feste, große Jagdpartien ꝛc. und stellte diese Vergnügungen nicht einmal ein, als seine Mutter starb. Das Geld, das er verschwendete, nahm er willkürlich aus den Staatscassen. Ja, er schonte sogar seiner treuesten Diener so wenig,

daß er einmal zum Scherz dem greisen Bastos einen Sarg ins Haus schickte. Auch hieß es, er raffe von allen Seiten her Geld und Schätze zusammen, und habe sich geäußert, wenn er auch zuletzt abgesetzt würde, so wolle er noch als einer der reichsten Prinzen sein Leben genießen.

Sein Uebermuth ging so weit, daß er nicht nur alle Vorschläge des ihm so wohlwollenden Ministeriums Wellington abwies, sondern im Vertrauen auf dieses Wohlwollen sich nicht einmal scheute, England offenkundig zu beleidigen. Er ließ durch das Blokadegeschwader, das er von neuem vor der Insel Terceira aufgestellt hatte, mehrere englische Schiffe wegnehmen, und die Namen derselben sogar pomphaft, gleichsam als eine ruhmwürdige Siegesbeute, in der Hofzeitung bekannt machen. Indeß ermüdete die Geduld Englands noch immer nicht. Als mittlerweile die Revolution in Frankreich ausbrach, deren Folgen Anfangs nicht zu berechnen waren; als es einen Augenblick möglich schien, daß die constitutionelle Reaction sich auch bis nach Portugal erstrecken, und daß durch einen Sieg der Liberalen in diesem Lande England die Vortheile entrissen werden könnten, die es von Don Miguel zu erkaufen hoffte, da wiederholte das Ministerium Wellington seine Anträge immer dringender, und es hieß den ganzen Herbst hindurch alle Augenblicke, daß Don Miguel so annehmliche Bedingungen annehmen werde, schon angenommen habe; allein er that es nicht. Er wollte um keinen Preis, auch nicht zum Schein, eine Amnestie bewilligen, und Wellington durfte nicht wagen, dem englischen Volke und ganz Europa gegenüber, den Usurpator anzuerkennen, ohne daß dieser zuvor einen wenigstens erheuchelten Act der Menschlichkeit übte. So zerschlug sich die Sache, und das neue englische Ministerium Grey

zeigte weit weniger Sympathie für Don Miguel, zog ihn vielmehr im folgenden Jahre ernstlich zur Rechenschaft wegen seiner an England verübten Unbilden.

Als die Nachricht von der Juliusrevolution in Lissabon ankam, blieb Don Miguel seinem Charakter treu. Weit entfernt, sich auch nur einen Augenblick, wie Ferdinand VII in Spanien, einschüchtern zu lassen, verdoppelte er vielmehr auf der Stelle seine despotische Energie, ließ neue zahllose Verhaftungen vornehmen, schonte dabei selbst die Fremden nicht, und bewachte die Stimmung des Volkes mit der äußersten Strenge durch Polizei und Spionage. Sollte ihm je eine Gefahr drohen, so war er bereit, ihr mit allen, ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu trotzen. Ob er derselben Energie fähig ist, wenn ihm die Gefahr wirklich nahe tritt, werden wir später sehen.

Unterdeß befanden sich die azorischen Inseln noch in demselben Zustande, wie im vorigen Jahre. Terceira huldigte der rechtmäßigen Königin Donna Maria, während die übrigen, jedoch minder bedeutenden Inseln noch Don Miguel gehorchten und dem kleinen Blokadegeschwader, welches derselbe vor Terceira gelegt hatte, zum Stützpunkte dienten. Wir haben im vorigen Jahrgange gesehen, wie tapfer sich die constitutionelle und Marianische Besatzung Terceira's gegen die Miguelistische Flotte vertheidigt, und wie sehr sie sich durch das Zuströmen der portugiesischen Flüchtlinge aus England und Frankreich verstärkt hatte. Man zählte 5 Infanterieregimenter, 5 Jägerbataillone, ein Regiment Freiwilliger auf der Insel, und Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse waren im Ueberflusse vorhanden, so daß man eine Landung in

Portugal selbst, um den Usurpator zu entthronen, wohl hätte versuchen dürfen, wenn es die Engländer zugelassen hätten.

Die schon im vorigen Jahre besprochene Marianische Regentschaft langte am 15 März auf Terceira an und wurde daselbst am 16 feierlich eingesetzt. Sie bestand aus dem Marquis von Palmela, dem Grafen Villaflor und Staatsrath Guereiro, und legitimirte sich durch eine Acte des Kaisers Don Pedro vom 15 Junius 1829, wonach derselbe Don Miguels Usurpation für ungesetzlich erklärt, und im Namen der rechtmäßigen Königin Donna Maria während deren Minderjährigkeit die obgenannte Regentschaft einsetzt. Diese Acte war begleitet von der noch älteren, wonach Don Pedro zu Gunsten seiner Tochter Maria auf den Thron von Portugal verzichtet. Auch verlieh Don Pedro den Insulanern von Terceira eine constitutionelle Charte, die aber, unter den obwaltenden Umständen, nur eine Spielerei war, und auf den Wunsch der Insulaner selbst schon im April wieder zurückgenommen wurde.

Don Pedro kam durch diese Regentschaft nicht wenig ins Gedränge. Auf der einen Seite beklagten sich die unromantischen Brasilianer, die auch nicht das Geringste für die schöne Tochter ihres Kaisers zu thun im Sinne hatten, in bitterm Ton über die Kosten, die ihnen durch die Unterhaltung der Königin Maria und ihrer Partei aufgebürdet würden. Was geht uns Europa an, frugen diese Americaner, und gingen so weit, dem Vater einen Vorwurf aus der Liebe zu seiner Tochter zu machen, und diese Liebe schlau zu benutzen, um ihn als einen Prinzen zu bezeichnen, dessen Herz nur an Europa hänge, der nie ein ächter Americaner seyn könne, der mit Einem Worte ein Portugiese, aber kein

Brasilianer sey. Auf diese Weise diente die väterliche Zärtlichkeit Don Pedro's zu nichts, als sein Ansehen in Brasilien zu untergraben, und ihn verhaßt zu machen.

Auf der andern Seite frugen ihn die europäischen Mächte, was er mit dieser Regentschaft und mit den Rüstungen in Terceira wolle? Aber was sollte er ihnen antworten? Er konnte nicht sagen: Ich will Don Miguel entthronen, denn das Ministerium Wellington würde ihm Hindernisse in den Weg gelegt haben, und da ihm die Brasilianer nicht beistanden, war das kleine Häuflein auf Terceira auch vielleicht zu schwach zu einer kriegerischen Unternehmung. Das Ministerium Wellington beging die Grausamkeit, ihn aufzufordern, entweder die Rüstungen auf Terceira einzustellen, sich mit Don Miguel zu versöhnen, und diesem seine Tochter und Portugal zu geben, oder der Sache ein Ende zu machen, und mit einer starken brasilianischen Macht in Portugal zu landen. Don Pedro konnte aber weder das Eine, noch das Andere. Das Erste verbot ihm die Pflicht, denn er konnte sein Kind nicht den Klauen des Tigers, Portugal nicht der Willkür eines unverbesserlichen Tyrannen überlassen. An dem Zweiten aber hinderte ihn die Abneigung der Brasilianer und die Eifersucht desselben Cabinets, das ihm den Vorschlag machte.

Er that nun das Beste, was er thun konnte. Er folgte dem Gesetze der Ehre und Vaterliebe, indem er seine Tochter nicht auslieferte, und er rettete wenigstens die treuen Anhänger seiner Tochter, indem er dieselben auf der Insel Terceira nach Kräften unterstützte, wenn es ihm auch nicht möglich war, sie aus ihrem Asyl zum Siege zu führen. Die Regentschaft auf Terceira wurde übrigens von den euro-

päischen Mächten, namentlich von England, nicht anerkannt, weil ihre Einsetzung nicht vom portugiesischen Volke, sondern von dem Kaiser von Brasilien, also von einer fremden Macht ausgegangen sey.

Als der Prinz von Leuchtenberg, Bruder der Kaiserin von Brasilien, nach Europa zurückkehrte, begleitete ihn ein brasilianischer Botschafter, Santo Amaro, von dem es hieß, er sey beauftragt, die europäischen Mächte günstiger für die Sache Donna Maria's zu stimmen. Da indeß die Juliusrevolution dazwischen kam, verlautete nichts mehr davon. Der Prinz kam am 18 Junius in Brest an, und obgleich ein Enkel Napoleons, durfte er durch Frankreich nach München zurückreisen. Der Enkel Napoleons, der Sohn des tapferen Eugen, wurde von den Franzosen mit der Theilnahme begrüßt, die so große Erinnerungen verdienen. Um der wachsamen Polizei keinen Anlaß zu geben, den feierlichen Augenblick zu stören, empfing ihn die Volksmenge schweigend, und richtete nur, mit Thränen in den Augen, die wenigen Worte an ihn: „Die Einwohner von Brest huldigen dem Andenken des erlauchten Prinzen Eugen."

In Brasilien selbst näherte sich die schon lange bestehende Spannung immer mehr der Katastrophe, die ein Jahr später wirklich eingetreten ist. Die Volkspartei wurde von Tag zu Tag mächtiger und kühner, der Kaiser unmächtiger und nachgiebiger. Er sah sich schon im Frühjahre gezwungen, zwei seiner Günstlinge, Gomez da Silva und Joao da Rocha Pinto, die sich beim Volke verhaßt gemacht hatten, zu entfernen. Daß ihm die brasilianischen Stände schon im vorigen Jahre das Versprechen abgenöthigt hatten, Brasilien zum Besten Donna Maria's in keine Unkosten zu setzen,

haben wir erzählt. Als der Kaiser die Stände von 1830 am 3 Mai eröffnete, mußte er dieses Versprechen wiederholen: „Obgleich es, als Vater und Beschützer, meine Pflicht ist, die Sache dieser jungen Königin zu vertheidigen, werde ich doch nicht weniger getreu dem von mir der Versammlung gegebenen Versprechen seyn, die Ruhe und die Interessen Brasiliens nie um der Angelegenheiten Portugals willen bloßzustellen.“ In der Thronrede beklagte sich der Kaiser ferner über die immer weiter um sich greifende Preßfrechheit und über den schlechten Zustand der Armee und Marine, beides Vorboten einer nicht sehr entfernten Umwälzung. Das einzige Erfreuliche, was in Brasilien geschah, war die Abschaffung des Negerhandels, die wie wir gesehen haben, schon im vorigen Jahre von England stipulirt worden war. Brasilien bedurfte dieser wichtigen Maßregel um so mehr, als bereits der größte Theil seiner Bevölkerung aus Negern bestand, von denen in der Folge Aufstände, ja vielleicht, wie auf Hayti, die Vertreibung der Weißen zu besorgen war, wenn man ihrer Vermehrung nicht Einhalt that.

Die Kammern zeigten sich nicht geneigt, die Wünsche des Kaisers zu erfüllen, sofern sie die Verstärkung seiner Macht, also indirect die Schwächung der Volkspartei bezweckten. Sie thaten nichts, weder für die Reorganisirung der Armee, noch für die Verbesserung der Finanzen. Der Kaiser sah sich also genöthigt, nachdem er am 3 September die ordentlichen Kammern mit Bedauern entlassen hatte, eine außerordentliche Versammlung auf den 8 September zu berufen, bei deren Eröffnung er hauptsächlich auf eine Vermehrung der Truppen und auf die Umsetzung von Papier- und Kupfergeld drang. Allein die Kammern gingen in ihrem

methodischen Widerstande gegen die kaiserliche Gewalt immer weiter, nahmen das Finanzbudget nur nach langen Debatten an, und versetzten am 17 November das Kriegsministerium in Anklagestand, weil es sich erlaubt hatte, ungesetzliche Recrutirungen zur Verstärkung der Armee vorzunehmen. Die Sitzung wurde am 30 November geschlossen.

Mehr noch als die Kammern zeigten sich die Journale feindselig gegen die Regierung, und trotz der Bemühungen des Kaisers, die Presse einzuschränken, wurde die Sprache der Blätter immer heftiger. Großes Aufsehen erregte die Ermordung eines liberalen Redacteurs durch vier Deutsche. Man gab der Regierung die Schuld, dieselben zu dem Morde angestiftet zu haben. Auf diese Weise erhielt der Haß der Parteien immer mehr Nahrung, und ein gewaltsamer Bruch war in naher Zukunft vorauszusehen. Das monarchisch-europäische System ließ sich mit dem republicanisch-americanischen System nicht lange mehr vereinbaren. Ihre Verbindung in dem constitutionellen Kaiserthume war eine Unnatur. Es kann dem Kaiser nicht verdacht werden, daß er, wenn ihn auch nicht die Gewohnheit des Absolutismus dazu antrieb, doch unter einer halbwilden und feindseligen Bevölkerung, die ihm mit Gefahren aller Art drohte, sich in einer möglichst starken Stellung zu verschanzen suchte, daher mit ausländischen Truppen sich umringte und seine Einkünfte sich nicht beschränken lassen wollte. Auf der andern Seite aber kann es auch wieder den Brasilianern nicht verdacht werden, daß sie, wie alle ehemaligen Colonisten, eine starke Antipathie gegen das Mutterland und Alles, was mit dem Mutterlande zusammenhing, hegten. Dieß ist ein allgemeines Natur-

gesetz, gegen das sich nicht streiten läßt. Ueberdieß liegt Brasilien in der entschieden republicanischen Atmosphäre America's, und die Monarchie kann dort, als eine fremde Pflanze, nicht lange fortkommen. Aus allen diesen Gründen zusammengenommen mußte ein Monarch überhaupt, und insbesondere ein in Europa in den Gewohnheiten des Absolutismus geborner Monarch, jenseits des atlantischen Meeres einer unüberwindlichen und immer sich steigernden Antipathie begegnen.

VIII.

Amerika.

1.

Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erfreuten sich fortwährend des blühendsten Gedeihens im ununterbrochenen Glück des Friedens. Die wichtigsten Staatsverhandlungen unter dem Präsidenten Jackson im Jahre 1830 waren folgende:

Die Verhandlungen im Congresse über den Zolltarif. Seit 1815 ging Nordamerika darauf aus, die Einfuhr der fremden, hauptsächlich englischen, Waaren zu erschweren, um den inländischen Manufacturen aufzuhelfen. Allein dieses System trug keine guten Früchte, denn es gereichte nur der in Nordamerika noch sehr geringen gewerbtreibenden Classe zum Vortheil, der weit überwiegenden ackerbauenden Classe dagegen zum Nachtheil. Der Handels- und Schifffahrtsausschuß im Congresse erstattete zu Anfang des Jahres einen Bericht über diese Sache. Es hieß darin:

„Der Tarif vom Jahre 1816 legte den Grund zu allen folgenden Verirrungen; wir haben fünfzehn Jahre einem verderblichen Experimente geopfert, um zu bewirken, was Embargo, Einfuhr- und Verkehrsgebot, was der Krieg nicht auszurichten vermochte. Wir haben versucht, kraft unserer Congreßbeschlüsse, die natürliche und heilsame Tendenz unserer Industrie zum Handel und Landbau zu unterdrücken. Wir haben den Handel, die Schifffahrt und die Capitalien von Neuengland geopfert, um einige Manufacturliebhaber aufzumuntern, unsere alten und geschickten Handwerker arbeitlos zu machen und uns selbst zu Grunde zu richten. Wir haben von Session zu Session den Handel in solcher Bewegung und Unsicherheit gehalten, daß der Werth des Eigenthums nie vor Vertagung des Congresses bestimmt werden konnte, und dieß nannten wir unsere Industrie beschützen und ermuthigen. — Wir opfern offenbar die reichen Hülfsquellen unseres jungen Staats einem Versuche, die Manufacturen gegen alle Regeln der Leitung und Beaufsichtigung der Industrie zu forciren. Wir bedenken den erstaunlichen Einfluß des ungeheuern Manufacturcapitals in Großbritannien und die Productivität seiner Kunst, Oekonomie, seiner niedern Arbeitslöhne nicht. Keine Nation Europa's oder America's vermag es, in den Manufacturen mit einer übermäßigen Anhäufung des jährlich noch zunehmenden, mit fortwährend steigender Schnelle, und in Zeiten der Ruhe ins Unendliche, operirenden Handelscapitals mit Erfolg aufzunehmen. Wir vermögen viel in unserem Lande, aber wir vermögen das Unmögliche nicht. — Unser Handel mit Großbritannien und seinen Dependenzen ist weit bedeutender als der mit irgend einem andern Lande, und sein Handel mit den Vereinigten Staaten bleibt auch für Großbri-

britannien von höchster Wichtigkeit. Es gibt nicht leicht zwei Länder, denen so sehr daran liegen muß, eine freundschaftliche und freisinnige Reciprocität sich zu sichern und zu erhalten, als Großbritannien und Nordamerica. Daß diese Gesinnungen die Administration des Generals Jackson und seiner Nachfolger beseelen mögen, sollte der innigste Wunsch aller guten Bürger dieß- und jenseits des atlantischen Meeres seyn."

Besonders beklagt der Bericht den schlechten Zustand der Handelsmarine seit jenen Zollgesetzen. „Während wir uns von ausländischen Staaten immer unabhängiger zu machen strebten, haben wir auf das wirksamste die Grundlagen unserer Seemacht untergraben, die uns allein vor feindlichen Angriffen zu schützen vermag." Wirklich zeigen die beigefügten Tabellen der Handelsmarine der Vereinigten Staaten, daß diese Schilderung nicht übertrieben ist. Im Jahre 1798 betrug der Gehalt der in dem Welthandel gebrauchten Schiffe der neuen Republik nur 127,529 Tonnen; im Jahre 1800: 682,871 Tonnen; 1807: 1,089,876; 1815: 828,799; und 1828: 824,781 Tonnen. Die americanische große Handelsmarine — im Gegensatze der Küstenschifffahrt — ist demzufolge von 1815 bis jetzt stationär geblieben, während die brittische (die in brittischen Häfen eingelaufenen Schiffe) von 1,993,150 Tonnen im Jahre 1815 auf 2,777,388 im Jahre 1827 stieg." Dennoch wurde der Vorschlag einer Reduction jenes Tarifs am 8 Februar im Congresse mit 107 gegen 79 Stimmen verworfen.

In Betreff der streitigen Gränzen Canada's wurde von Seite der Vereinigten Staaten Herr Preble nach London geschickt, wo er am 2 Januar ankam. Beide Parteien kamen überein, dem Könige der Niederlande das Schieds-

richteramt zu übertragen. — Am 5 October wurde durch ein Uebereinkommen der Staaten mit England der freie Handel zwischen den Staaten und der englischen Colonie Canada eröffnet.

Am 10 Mai decretirte der Congreß, daß er die Charte der Bank nicht erneuern werde, weil das Papiergeld und Banksystem den Interessen der Arbeit verderblich und der Wohlfahrt des Volks gefährlich sey.

Von der unglücklichen Lage der Indianer, die ihre bisherigen Wohnsitze verlassen sollten, um der zunehmenden Population der Weißen Platz zu machen, haben wir schon im vorigen Jahrgange gesprochen. Am 11 Januar reichten die frommen Einwohner von Neu-York eine Bittschrift beim Congresse ein, worin sie aus Rücksichten der Menschlichkeit sich für die Indianer verwandten. Allein am 31 Mai ging die Bill zu ihrer Vertreibung im Congresse durch. Sie bestand aus 8 Artikeln. Der erste gibt dem Präsidenten der Vereinigten Staaten das Recht, so viel Land von irgend einem den Vereinigten Staaten gehörigen und westlich vom Missisippi-Strome belegenen Gebiete, das keinem bereits organisirten Staate angehört, und auf das die Indianer keinen Anspruch mehr machen können, so wie er es für nothwendig findet, in eine gehörige Anzahl von Bezirken einzutheilen, um in dieselben solche indianische Stämme der Nationen aufzunehmen, die sich dazu entschließen, das Land, welches sie gegenwärtig bewohnen, dagegen zu vertauschen; wobei dafür zu sorgen ist, daß die besagten Bezirke durch natürliche oder künstliche Merkmale dergestalt bezeichnet werden, daß sie leicht von einander unterschieden werden können. — Durch den zweiten Artikel erhält der Präsident die Befugniß, die besag-

ten Bezirke mit solchen Indianern, die gegenwärtig innerhalb der Gränzen irgend eines Staats oder Gebiets wohnen, mit dem die Vereinigten Staaten Verträge haben, gegen das ganze dermalen von Indianern bewohnte und in Anspruch genommene Gebiet, oder auch nur gegen einen Theil desselben dergestalt auszutauschen, daß die zeitherigen Ansprüche der Indianer darauf erlöschen. Dem dritten Artikel zufolge darf der Präsident im Namen der Vereinigten Staaten den Indianern, mit denen ein solcher Tausch gemacht wird, für sich und ihre Nachkommen den immerwährenden Besitz des solchergestalt eingetauschten Landes verbürgen, mit der Bedingung jedoch, daß es, im Fall ein Stamm oder eine Nation ausstirbt oder das Land verläßt, den Vereinigten Staaten wieder heimfällt. Der vierte bestimmt, daß wenn auf irgend einem Landstriche, den die Indianer gegenwärtig bewohnen und der ausgetauscht werden soll, Verbesserungen gemacht worden sind, die den Werth desselben erhöhen, es dem Präsidenten zustehn soll, diese Verbesserungen abschätzen zu lassen und zu bezahlen. Nach dem fünften Artikel ist der Präsident befugt, den Auswanderern allen Beistand zu leisten, damit sie sich von ihren dermaligen Wohnsitzen in das eingetauschte Gebiet begeben können, und nöthigenfalls auch während des ersten Jahrs nach ihrer Uebersiedlung für ihren Unterhalt in ihren neuen Wohnsitzen zu sorgen und sie auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Der sechste macht es dem Präsidenten zur Pflicht, die Indianer in ihren neuen Wohnsitzen gegen alle Art von Störungen von Seite anderer Stämme oder einzelner Personen zu schützen. Dem siebenten zufolge behält der Präsident dieselbe Aufsicht über die Indianer in dem Gebiete, in welches sie sich hinbegeben, wie jetzt in ihren dermaligen

Wohnsitzen, jedoch mit dem Vorbehalte, daß dadurch keine zwischen den Vereinigten Staaten und irgend einem indianischen Stamme bestehende Uebereinkunft verletzt werde. Der achte Artikel endlich bestimmt eine aus dem Schatze zu erhebende Summe von 500,000 Dollars dazu, um die in dieser Bill festgesetzten Punkte in Erfüllung bringen zu können."

Am 7 December erließ der Präsident Jackson die herkömmliche Botschaft an den Congreß. Er rühmt darin die Weisheit und den Muth, welche die Urheber der französischen Revolution ausgezeichnet haben, und erwähnt der Begeisterung, welches dieses außerordentliche Ereigniß in allen Theilen der Vereinigten Staaten hervorgebracht, eine Begeisterung, die besonders dem Triumphe der Volkssouveränetät gelten möge. Die Handelsschiffe der Vereinigten Staaten werden in allen Häfen der brittischen Colonien zugelassen, vermöge des Tractats, der eben so sehr von den aufgeklärten und wohlwollenden Ansichten des Cabinets von St. James, als von der Geschicklichkeit des Unterhändlers zeuge, dem der Präsident dieses wichtige Geschäft anvertraut hatte. Durch einen andern, nicht weniger vortheilhaften Vertrag, werden den americanischen Schiffen die Häfen des schwarzen Meeres geöffnet. Der Sultan scheine die Wichtigkeit eingesehn zu haben, die Vereinigten Staaten den am meisten begünstigten Nationen gleichzustellen. Das Zutrauen und die Freundschaft des großen russischen Reichs gegen die Einwohner der Vereinigten Staaten hat keine Veränderung erlitten. Der Präsident zollt dem Kaiser Nicolaus und seinem Vorfahren großes Lob. Dänemark hat in die Bezahlung von 650,000 Dollars gewilligt, zur Entschädigung der americanischen Kaufleute, welche während des Kriegs von 1808, 1809, 1810 und 1811 Beraubun-

gen erlitten hatten. Die Politik des Präsidenten zeigt sich gegen keine Partei parteiisch; er verlangt von keiner, was sich nicht mit der strengsten Gerechtigkeit vertrüge; auf diese sich berufend, fordert er Entschädigungen von Frankreich und Spanien, beschäftigt sich mit der Regulirung der Schifffahrt und des Handels mit Mexico, und dringt auf die schiedsrichterliche Entscheidung der Frage wegen der Gränzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und den brittischen Colonien auf dem Festlande. Die Entschädigungsforderung, welche man an die vorige französische Regierung gerichtet, wurde hinausgeschoben wegen der Ansprüche derselben, die der Präsident nicht anerkennen konnte. Nichts desto weniger war beinahe die Gewißheit vorhanden, daß die Unterhandlung nicht ohne Erfolg seyn werde; seine Hoffnung vergrößert sich jetzt, und er zählt auf die Großherzigkeit der Nation, auf die Einsichten und den edlen Charakter des neuen Souveräns. Neuere Ereignisse haben die schiedsrichterliche Entscheidung wieder aufgeschoben, zu welcher der König der Niederlande wegen genauer Feststellung der nördlichen Gränzen der Vereinigten Staaten sich verstanden hatte. Der erlauchte Schiedsrichter hat indessen die feste Versicherung ertheilt, daß die Sache doch in der bestimmten Zeit zu Stande kommen werde. Mexico hatte rücksichtlich der Gesinnungen der Vereinigten Staaten einem ungerechten Verdachte Raum gegeben. Der Präsident hat Ursache zu glauben, daß es ihm gelungen sey, denselben zu zerstreuen, und durch die Festsetzung der südlichen Gränzen allen Streitigkeiten vorzubeugen. Einige Beleidigungen von Seite der portugiesischen Marine sollen, sobald sie constatirt sind, eine unverweilte Genugthuung erhalten. Der Präsident geht hierauf zu Gegenständen der Gesetzgebung und der innern

Verwaltung über, die er sehr detaillirt aus einander setzt. Uebrigens legt er dabei eine große Achtung für die Wünsche des Volks und die souveränen Rechte der verschiedenen Staaten an den Tag. — Die Einnahmen der Regierung werden sich am 1 Januar auf 24,161,018 Dollars und die Ausgaben auf 13,742,315 Dollars belaufen, die Interessen der öffentlichen Schuld und die Tilgung nicht mit inbegriffen.

2.

Mexico.

Wir haben im vorigen Jahrgange den Stand der Parteien in Mexico genau bezeichnet. Wie überall in den spanischen Colonien America's, so bekämpften sich auch hier die Anhänger einer einigen und starken Centralregierung mit den Anhängern einer lockern Bundesverfassung. Jene, die Unitarier, bestanden hauptsächlich aus Fremden, Gebildeten und Weißen; diese, die Föderalisten, aus den Eingebornen, Ungebildeten und Farbigen. In Mexico hatten sich beide Parteien in Freimaurerlogen gesondert, und die erstern hießen Escoseses, die letztern Yorkinos (von der schottischen und Yorkischen Loge). Im Jahre 1829 siegten die Yorkinos durch den General Guerrero, bis es im Winter den Escoseso's unter dem General Bustamente gelang, sich der Oberherrschaft zu bemächtigen. Guerrero wich der Uebermacht und zog sich ruhig aufs Land zurück.

Zu Anfang des Jahres 1830 lauteten die Berichte aus Mexico friedlich. Bustamente leitete die Geschäfte ungestört.

Der alte Aufruhrstifter der Yorkinos, der nordamericanische Consul Poinsett, mußte am 3 Januar Merico verlassen, indem er von seiner Regierung auf die Vorstellung der mexicanischen abberufen worden war. Es dauerte indeß nicht lange, so sammelte Guerrero in den südlichen Provinzen aufs neue eine Partei und erklärte sich gegen die Regierung. Die südlichen Provinzen Mechoacan (Valladolid), Acapulco, Yucatan unterstützten ihn, weil sie fürchteten, die Escoseses würden die Vorrechte der Provinzen aufheben. Indeß benahm sich Bustamente ziemlich gemäßigt und suchte die Gegner zu versöhnen, während General Bravo sehr thätig war, die vereinzelten Aufrührerhaufen zu bekämpfen. Derselbe besiegte im April den Gouverneur von Valladolid, Salpado, der sich für Guerrero erklärt hatte, und im Mai den Obristen Alvarez in Acapulco. Später aber errangen die Insurgenten neue Vortheile. Am 21 Junius wurde in Merico selbst eine Verschwörung entdeckt, die zum Zwecke hatte, den Präsidenten der Regierung, Bustamente, zu ermorden, und an deren Spitze der Deputirte Gondra stand. Der kleine Krieg im Süden dauerte den Sommer über nachlässig fort, im Herbste aber gewann Guerrero's Partei wieder eine Zeit lang die Oberhand. Am 27, oder nach Andern am 30 September, wurde der General der Regierung, Armijo, von dem föderalistischen Obristen Alvarez bei Teraca geschlagen und blieb im Gefechte. Guerrero, der sich bisher im Hinterhalte gehalten hatte, rückte nun vor und errichtete zu Valladolid eine neue Regierung. Im November erfocht Obrist Garcia, der Bravo's Vorhut befehligte, einen neuen Vortheil über Alvarez, und im December wurde im Congresse der Vorschlag zu einer allgemeinen Versöhnung gemacht. Allein unterdeß

ersann Bustamente's Partei gegen Guerrero einen Verrath, der im Januar 1831 ausgeführt wurde und Letzterem das Leben kostete.

3.

Guatemala.

Dieser von Mexico losgerissene unabhängige Staat in Mittelamerica war noch immer von innern Parteien zerrissen, indem jede Provinz ihrem eigenen Willen folgte und mehrere Generale sich um die Herrschaft stritten. Die Wahl des Generals Moragan zum Präsidenten des Congresses soll große Unzufriedenheit erregt haben; der Erzbischof von Guatemala soll verbannt worden seyn, und die Geistlichkeit überhaupt im üblen Credit stehen, so daß sogar eine Anzahl Nonnen verhaftet worden seyn soll. Nur von der Provinz Costa Ricca hieß es, daß dieselbe, durch ihre höhere Lage isolirt, vollkommene Ruhe genossen habe. — Im Sommer litt Guatemala durch ein heftiges Erdbeben.

4.

Columbia.

Unter allen Städten im spanischen America war Caracas die erste, die im Julius 1808 sich vom Mutterlande trennte. Dem Helden Bolivar gelang es, im November 1823 die letzten Spanier zu vertreiben, und Neugranada

und Quito mit seinem Vaterlande Caracas unter dem Namen der Republik Columbia zu vereinigen. Diese Republik wurde unter dem überwiegenden Einfluß Bolivars, der unter dem Namen des Befreiers (Libertador) ein fast königliches Ansehen genoß, zu einer Centralrepublik gemacht im Gegensatz gegen die Föderativrepubliken. Daher gab ihr auch die größere Einheit das Uebergewicht über die Nachbarstaaten Peru und Bolivia. Peru wurde anfangs von Bolivar befreit, und als es nachher undankbar handelte, in einem Kriege, der 1829 endete, glücklich bekämpft; Bolivia erhielt sogar von dem Befreier Bolivar seinen Namen und huldigte dessen Politik. Allein der föderative Geist in Verbindung mit dem Ehrgeize der Nebenbuhler Bolivars zerstörte die Früchte dieser Einheit und dieses Uebergewichts des schönen columbischen Freistaats. So wie Peru sich gegen das Primat Columbia's überhaupt, so lehnten sich auch die einzelnen columbischen Provinzen selbst gegen das Primat der Centralstadt Bogota, und einzelne Generale gegen die Regierung Bolivars auf. So lange der Krieg mit Peru dauerte, war Columbia mehr nach Außen beschäftigt. Nach dem Frieden aber überließ es sich wieder gänzlich den innern Parteikämpfen, und wir haben gesehen, wie im Herbste des Jahres 1829 die Provinz Venezuela mit der Hauptstadt Caracas unter dem General Paez sich vom Centralstaat Columbia losriß. Caracas, welches die südamericanische Revolution begonnen hatte, wollte nicht unter Bogota stehen, und Paez wollte nicht unter Bolivar dienen, sondern selbst herrschen. Zum Vorwand aber nahm man den Ehrgeiz Bolivars, welcher, wie man sagte, nach der Krone strebe und die kaum errungene Freiheit wieder vernichten wolle. Auch Maracaibo

und Trurillo schlossen sich an Venezuela an, und Paez rüstete eine Armee, um die neue Republik nöthigenfalls gegen Bolivar zu vertheidigen.

Bolivar glaubte unter diesen Umständen und da das Geschrei gegen seinen königlichen Ehrgeiz auch von andern Seiten her immer lauter wurde, ein auffallendes Beispiel seiner Bescheidenheit geben zu müssen, und legte am 20 Januar 1830 alle seine Würden freiwillig nieder, indem er dem an demselben Tage zu Bogota eröffneten Congresse schrieb: Alle, alle meine Mitbürger, ich allein ausgenommen, genießen das unschätzbare Glück, unschuldig in den Augen des Mißtrauens zu erscheinen, ich allein werde beschimpft, als strebte ich nach Tyrannei. Befreiet mich, ich bitte euch, von dem Vorwurfe, den ich erwarten müßte, wenn ich fortführe eine Stellung einzunehmen, die sich nie von den Beschuldigungen der Ehrsucht rein halten kann. Glaubt mir, ein neuer oberster Beamter ist für die Republik unumgänglich nothwendig. Das Volk wünscht zu wissen, ob ich aufhören werde, es zu regieren. Die Staaten von America blicken auf mich mit einer gewissen Unruhe, die eines Tags über Columbien dieselben Uebel bringen könnte, wie über Peru. Selbst in Europa fehlt es nicht an Leuten, die fürchten, ich möchte durch mein Benehmen die schöne Bahn der Freiheit beflecken. Ach, wie viele Verschwörungen und Kämpfe haben wir nicht erduldet, die eben so viele Angriffe auf meine Autorität und Person waren! Diese Angriffe haben das Volk ins Verderben geführt, dessen Opfer vielleicht hätten vermieden werden können, wenn mich nicht von Anfang an die Gesetzgeber Columbiens gezwungen hätten, eine Last zu tragen, die mich mehr niederdrückte als

der Krieg mit allen seinen Drangsalen. Zeigt euch, Mitbürger, würdig ein freies Volk zu vertreten, indem ihr jeden Gedanken zurückweist, als ob ich der Republik unentbehrlich sey. Wäre ein Mann unentbehrlich, um einen Staat zu erhalten, so verdiente dieser Staat gar nicht zu existiren, und würde am Ende auch nicht existiren."

In einer Proclamation an das Volk sagt Bolivar ferner: „Columbier, ich wurde das Opfer schändlichen Verdachts; die Reinheit meiner Grundsätze genügte nicht, mich zu vertheidigen. Die, welche selbst nach der höchsten Gewalt streben, haben sich verschworen, mich von euren Herzen zu reißen, indem sie mir ihre eigenen Gesinnungen zuschrieben, mich als den Anstifter von Entwürfen erscheinen ließen, die nur sie hegten, und von mir ausstreuten, ich trachte nach einer Krone, die sie mir mehr als Einmal anboten, und die ich mit dem Unwillen des strengsten Republicaners zurückwies. Niemals, ich schwöre es euch, niemals hat das Streben nach einem Throne meine Gedanken beschlichen, obgleich meine Feinde solche Anschläge künstlich geschmiedet haben, um mich in eurer guten Meinung zu vernichten. Enttäuschet euch, Columbier! Mein einziges Bestreben war, zu eurer Freiheit beizutragen, und zur Erhaltung eurer Ruhe."

Allein der Congreß nahm die Entlassung Bolivars nicht an. Er antwortete ihm: „Das verschlingende Ungeheuer der Anarchie, Sennor, wird unter uns wüthen, wenn Sie uns in diesem Augenblicke verlassen. Sie haben feierlich versprochen, in der Ausübung der höchsten Gewalt zu bleiben, bis der Congreß eine Verfassung promulgiren und die Landesbeamten ernennen wird; und wenn einerseits das, Sennor, was Sie Columbien und sich selbst schuldig sind, ge-

wichtige Hindernisse wider das Vorhaben aufstellt, Ihre Abdankung von dem Präsidentenamte der Republik zur Vollziehung zu bringen, so ist andrerseits der Congreß gänzlich außer Stande sie anzunehmen, weil jenes Versprechen in demselben Gesetze aufgenommen worden, durch welches der Congreß autorisirt ist; daher er der erste seyn muß, es gewissenhaft zu befolgen. Was Ihren Ruf betrifft, so kann derselbe in keiner Weise durch die Verleumdungen ihrer Afterredner leiden. Das Daseyn dieser Versammlung ist eine siegreiche Antwort auf alles dergleichen. Fahren Sie also fort, Sennor, Columbien vor den Gräueln der Anarchie zu bewahren, hinterlassen Sie ihm als Vermächtniß die Befestigung seiner Gesetze, dann wird Ihr ohnehin schon unsterblicher Name noch glänzender auf den Blättern der Geschichte erscheinen, wenn dieselbe Zeugniß davon ablegt, wie Sie Alles beiseitgesetzt, Alles geopfert haben, nur um des Glückes Ihres Vaterlandes willen."

Der Congreß unterhandelte nun, unter dem Vorsitze seines Präsidenten Sucre und Vicepräsidenten Estevas, theils mit Bolivar, um ihn der Republik zu erhalten, theils mit Paez, um die Trennung Venezuela's zu hintertreiben, und außerdem beschäftigte sich der Congreß mit dem Entwurf einer neuen Constitution. Allein dieß Alles führte zu keinem genügenden Resultate. Bolivar, von Anstrengungen und Kränkungen erschöpft, wurde krank; Paez beharrte auf der Trennung, und die Constitution wurde in die Länge gezogen, da die Parteien sich nicht vereinigen konnten. Die Centralisten wünschten Bolivar zum Präsidenten auf Lebenszeit, um dadurch das Centralisirungssystem zu befestigen. Eben darum aber warfen die Föderalisten nun ihren Geg-

nern vor, sie wollten Bolivar zum König machen, und die Krankheit und Resignation des Letztern sey nur Verstellung. Die Verwirrung stieg aufs höchste. Auch der englische Consul Henderson, und der nordamericanische Gesandte Harrison waren in diesen Angelegenheiten verwickelt und mußten sogar eine kurze Zeit Bogota verlassen.

Trotz allen Anstrengungen der anfangs die Majorität im Congreß behauptenden Centralisten, siegten endlich doch die Föderalisten durch die Unruhen, welche sie in den Provinzen erregten. Fast alle Provinzen fielen von Bolivar ab, jede wollte unabhängig seyn, und schon wollte der Congreß Columbia in Föderativrepubliken zerstückeln, als eine energische Erklärung des englischen Gesandten Turner, unterstützt von den Gesandten Nordamerica's und Brasiliens, am 21 April, wenigstens dieß verhinderte, denn Turner erklärte, er müsse Columbia verlassen, wenn es zerstückelt werde. Dadurch hob sich Bolivars Partei auf einen Augenblick wieder; allein er selbst erklärte in einer neuen Adresse, am 27 April, wiederholt, daß er die Präsidentschaft nicht annehmen werde. Hierauf wurde am 4 Mai die neue Verfassung proclamirt, und Mosquera zum Präsidenten gewählt. Bolivar aber nahm in Frieden und Freundschaft von Bogota Abschied, welches er am 9 Mai verließ, um sich für immer zur Ruhe zu setzen. Eine Deputation des Congresses erwies ihm jede Ehre, die er verdiente.

Die neue Verfassung blieb noch dem Centralisirungssysteme treu, und ist übrigens eine charakteristische Mischung von Altspanischem und Neuatlantischem. Sie bestimmt: Nur die katholische Religion darf öffentlich ausgeübt werden, aber nach 1840 darf auch nur der auf das Bürgerrecht An-

spruch machen, der lesen und schreiben kann. Der Congreß hat die Macht wie der nordamericanische, und versammelt sich jährlich einmal. Senatoren werden auf 8, Repräsentanten auf 4 Jahre gewählt. Der Präsident wird auf 8 Jahre gewählt und ist für die nächste Periode nicht wieder wählbar. Er darf das Justizpersonal, die Bischöfe und die Chefs der Armee nicht eigenmächtig, sondern nur mit Bewilligung des Senats ernennen. Ohne Zustimmung beider Kammern darf er selbst nicht die Armee oder Flotte befehligen. Der persönlichen und Preßfreiheit sind die kräftigsten Garantien gegeben.

Bolivar wollte sich nach England zurückziehen, wurde aber noch zu Carthagena aufgehalten, weil seine Freunde ihn nicht lassen wollten, theils weil sie nach seiner Abreise proscribirt zu werden fürchteten, theils weil sie wider seinen Willen noch einmal einen Versuch zu seiner Erhebung machen wollten. Die Reaction begann wirklich. Trotz der gemäßigten Gesinnungen des Präsidenten Mosquera verübten doch die Föderalisten, ohne sich um die Regierung zu bekümmern, eigenmächtig Rache an Bolivars Anhängern, und namentlich wurde General Sucre, Bolivars berühmter Freund, von dem durch einen frühern Mordversuch gegen Bolivar selbst berüchtigten Obristen Obando in einem Walde meuchlings aus dem Wege geräumt. Ja auf Bolivar selbst geschahen zu Carthagena zwei neue Mordversuche. Dieß empörte die Anhänger Bolivars. Zu Rio-Chiva brach eine Verschwörung zu seinen Gunsten aus, auf allen Punkten rührten sich seine Freunde, und in Bogota selbst kam es zur offenen Contrerevolution. „Ein Befehl des Gouverneurs zum Abmarsche des Bataillons von Callao, auf das bisher

die Einwohner ihre Hoffnung auf Schutz vor den Excessen einer andern Truppenabtheilung — des Bataillons von Boyaca — gestützt hatten, veranlaßte alle Landeigener und andere Bewohner in den Ebenen von Bogota in großer Zahl sich zu versammeln. Sie bemühten sich den Obristen vom Marsche abzuhalten und nahmen ihm die Lastthiere weg. Obrist Ximenez benachrichtigte die Regierung von dem Widerstande, den er gefunden; als Antwort erhielt er den Befehl seinen Marsch zu erzwingen; indessen hatte er die Nachricht erhalten, daß man ihn und seine Truppen opfern wolle, und daß bereits geheime Befehle nach Tunja gesendet worden, ihn zu verhaften und sein Bataillon aufzulösen. Nun beschloß er, sich mit den Einwohnern der Ebene zu vereinigen.“ Die Regierung schickte Truppen gegen ihn, die aber alle nach einander am 26 und 27 August geschlagen, und deren Obristen Garcia und Vergas getödtet wurden, denn das einzige Bataillon des Obristen Ximenes wurde aufs tapferste von 1100 Bauern der Umgegend unterstützt. Die Sieger schrieben nun der Stadt Gesetze vor. In Socorro erhob sich das Volk ebenfalls für Bolivar. Als diese Nachrichten nach Carthagena gelangten, vereinigten sich die dortigen Behörden, Bolivar zu beschwören, sich wieder an die Spitze zu stellen und die Republik vor Anarchie zu retten. Anfangs blieb Bolivar seinem Entschlusse treu, sich nicht mehr in die Geschäfte zu mischen, allein endlich ließ er sich überreden und proclamirte am 18 September zu Carthagena: „Die öffentlichen Leiden, welche Columbien in einen Zustand der Anarchie versetzten, zwingen mich, die Ruhe der Zurückgezogenheit zu verlassen, um meine Pflichten als Bürger und als Soldat zu erfüllen. Mitbürger, von vielen Seiten for-

dern eure Stimmen mich auf, die Republik vor der ihr drohenden Verheerung befreien zu helfen. Durchdrungen von dem aufrichtigsten Danke verspreche ich euch, mit aller meiner Kraft das Vertrauen verdienen zu suchen, mit dem ihr mich beehrt. Mit meinem ganzen Eifer werde ich zur Wiedervereinigung der Familien mitwirken. Columbien ist in diesem Augenblicke in die Schrecken eines bürgerlichen Kriegs versunken; an euch ist es, es daraus zu retten, und euch fest an die Regierung anzuschließen, die unsre gemeinsame Gefahr an eure Spitze gestellt hat. Vergeßt, ich beschwöre euch, eure Leidenschaften, denn ohne dieses heldenmüthige Opfer wird Columbien verloren seyn. Ein Volk, das sich selbst nicht achtet, vernichtet seinen Ruhm, seine Freiheit, seine Existenz."

In Bogota hatte Bolivars Partei die Oberhand, indem sein Freund, General Urdaneta, an Mosquera's Stelle trat. Im Süden war Quito für ihn, durch die Bemühungen des tapfern Generals Flores. Bolivar selbst verließ Carthagena, um nach Bogota zurückzukehren, allein seine Gesundheit hatte durch die letzten Stürme seines Lebens zu tief gelitten. Er starb unterwegs im Dorfe San Pedro bei Santa Marta, am 17 December, erst 47 Jahre alt. In einer Adresse erließ er ein Abschiedswort an die Columbier: „Ihr waret Zeugen meiner Bemühungen, da die Freiheit zu pflanzen, wo einst die Tyrannei ihre Wurzeln schlug. Ich handelte dabei mit Uneigennützigkeit, opferte mein Vermögen und meine Ruhe. Als ich sah, daß meine Absichten euch Mißtrauen einflößten, zog ich mich von der Gewalt zurück. Meine Feinde mißbrauchten eure Leichtgläubigkeit. Sie griffen an, was mir das Heiligste war — meinen Ruf und meine

meine Freiheitsliebe. Ich falle als Opfer meiner Verfolger, die mich ins Grab bringen. Ich verzeihe ihnen. Beim Hinscheiden aus eurer Mitte gebietet mir meine Liebe, meine letzten Wünsche gegen euch auszusprechen. Ich strebe nach keinem andern Ruhm, als nach der Befestigung Columbiens. Ihr alle müßt Hand anlegen für das unschätzbare Gut der Einheit: das Volk, indem es der gegenwärtigen Regierung gehorcht, um sich aus der Anarchie zu befreien; die Diener des Heiligthums, indem sie ihre Gebete zum Himmel richten, und die Militärs, indem sie ihren Degen nur zur Vertheidigung der gesellschaftlichen Garantien gebrauchen. Columbier, meine letzten Wünsche sind für das Glück des Vaterlandes. Trägt mein Tod dazu bei, daß die Parteien erlöschen und die Einheit sich befestigt, so steige ich ruhig ins Grab.

Simon Bolivar."

Nach seinem Tode wurde die Ruhe einstweilen dadurch hergestellt, daß Urdaneta in Bogota, Florez in Quito und Paez in Venezuela sich zu einer föderativen Vereinigung Columbiens einigten, innerhalb welcher Neu-Grenada, Quito und Venezuela jedes für sich bestehen sollte. — Bolivar besaß bei seinem Tode nicht einen Pfennig von den öffentlichen Einkünften, hatte neun Zehntel seines eigenen großen Vermögens der Republik geopfert, und auf seinen Pflanzungen 1000 Sklaven frei gegeben.

5.

Peru.

In Peru herrschte nach dem Frieden von 1829 Ruhe. Eine unbedeutende Streitigkeit mit den Engländern, die

Beschlagnahme englischen Eigenthums auf einem mexicanischen Schiffe betreffend, hatte keine übeln Folgen. Um die Inländer zur Thätigkeit anzufeuern, wurde ihnen der Handel im Innern des Landes ausschließlich bewilligt, alle Ausländer aber in die Küstenstädte verwiesen.

6.

Bolivia.

Auch hier herrschte Ruhe. Am 21 März wurde decretirt, daß im Hafen La Mar alle ausländischen Waaren gegen einen sehr geringen Zoll zugelassen werden sollten. Man hoffte dadurch, im Gegensatze gegen das altspanische Ausschließungssystem, den Handel zu beleben.

7.

Chili.

Der Bürgerkrieg in Chili dauerte fort. General Prieto schlug die Armee der Regierung unter General Freyre am 17 April bei Mauli und bemächtigte sich der Regierung. Freyre floh nach Peru. Prieto wird für einen Feind der Ausländer gehalten, denen auch von Seite des Pöbels Gefahr drohte.

8.

Buenos-Ayres.

Wir haben im vorigen Jahrgange den Bürgerkrieg am La Plata-Strome ausführlich geschildert. Die Unitarier unter General Lavalle waren geschlagen und aus Buenos-Ayres vertrieben worden, und dagegen hatten die Föderalisten, den Mord ihres Chefs, des Generals Dorrego, rächend, den Sieg errungen, und einen reichen Güterbesitzer, Rosas, zum Präsidenten eingesetzt. Allein in der Provinz Cordova hatte sich Lavalle's Freund, der General Paz, festgesetzt, und bildete hier einen Herd der Contrerevolution zu Gunsten des Centralisationssystems und Lavalle's. Die Provinzen Cordova, Mendoza, St. Juan, Tucuman, Salta, Rioja und San Luis waren für die Unidas-Partei, dagegen der Hauptstaat Buenos-Ayres und die Provinzen Santa Fé, Corientes und Entrerios für das Föderalsystem. Lavalle, der sich zu Montevideo aufhielt, machte von hier aus Umtriebe zu Gunsten seiner Partei. — Die föderalistische Regierung, die zu Buenos-Ayres unumschränkt herrschte, ließ den General Quiroga gegen Paz operiren, war aber darin unglücklich. Paz beging eine schändliche Verrätherei. Er stellte sich, als ob er Frieden machen wolle. In dem Augenblicke aber, da die Friedenscommissarien von Buenos-Ayres in Quiroga's Lager bei Laguna Larga angekommen waren und die Föderalisten sich keines Ueberfalls versahen, überrumpelte er sie im Lager und schlug sie gänzlich, am 25 Februar. Quiroga soll 1200 Gefangene und viele Todte verloren haben. Die Regierung wurde durch diese Niederlage in große Bestürzung

versetzt, doch erfuhr man, daß Paz erst im August sich gegen Buenos-Ayres selbst in Bewegung gesetzt habe.

9.

Montevideo.

Diese jüngste der südamericanischen Republiken (die von Brasilien losgerissene Provinz Banda oriental) lag noch in Wehen der Geburt. Der Gouverneur und die Repräsentantenkammer machten sich jetzt die Oberherrschaft streitig, nachdem im vorigen Jahre die Eifersucht der Generale beschwichtigt worden war. Da sich die Truppen für die Kammer erklärten, mußte der Gouverneur abdanken, und die Republik erhielt am 18 Julius eine neue Constitution. Sie gab sich darin den Namen Republica oriental da l'Uruguay (dem Hauptfluß des Landes). Die neue Verfassung bestimmte: Zwei Kammern, Religionsfreiheit, Preßfreiheit, Geschwornengericht, Volksbewaffnung ohne ein stehendes Heer, als Gesetzbuch den Code Napoleon und Begünstigung fremder Einwanderer in die noch ziemlich menschenleere Provinz.

Was allen diesen Nachrichten aus den südamericanischen Freistaaten an Ausführlichkeit, Vollständigkeit und näherer Motivirung abgeht, hoffen wir in einem spätern Jahrgange nachzuholen, wenn mit der Zeit diese verwickelten Parteikämpfe besser werden aufgeklärt werden.

10.

Hayti.

Auch die schwarze Republik nimmt unser Interesse in Anspruch. Spanien verlangte von den freien Negern die Wiederherausgabe des ehemals spanischen Antheils der Insel St. Domingo. Diese Forderung wurde aber vom Präsidenten Boyer am 6 Februar durch eine Proclamation für ungerecht erklärt, entschieden abgewiesen, und nöthigenfalls mit einer tapfern Gegenwehr gedroht, wenn Spanien davon Anlaß nehmen sollte, die Republik anzugreifen. — Größere Schwierigkeiten boten die Verhältnisse der Republik zu Frankreich dar. Bekanntlich hatten sich die Neger, um endlich in ein rechtliches Verhältniß mit Frankreich zu treten, zu einer beträchtlichen Entschädigungssumme für die im Negeraufstande zerstörte und für Frankreich verlorne Colonie verstanden; allein die Zahlung dieser ungeheuern Geldmasse fand natürlich Hindernisse in der Armuth der Neger. Die letztern waren bereit, jedes Opfer zu bringen, aber sie verlangten dagegen gewisse Vergünstigungen von Seite Frankreichs, über welche nun unterhandelt wurde, ohne daß die Sache noch zu einem Resultate gediehen wäre.

IX.

Scandinavien.

1.

Schweden und Norwegen.

Je mehr die Restaurationsperiode zu ihrem Ende neigte, desto mehr schwand auch der Enthusiasmus für Karl Johann, König von Schweden. Hatte man Anfangs die kluge Politik laut gepriesen, durch die er für Schweden den Besitz Norwegens und die Gnade der heiligen Allianz erlangte, so fand man je mehr und mehr jetzt die lange Dauer dieser „russischen Politik" drückend, hemmend für das constitutionelle Leben und beleidigend für die Nationalehre.

Diese Vorwürfe kamen auf dem langen Reichstage vom 15 November 1828 bis zum 19 März 1830 zur Sprache, und wie wir früher den ungarischen Reichstag nach der darüber erschienenen Schrift von Mailáth schilderten, glauben wir hier einen Auszug der im „Auslande" erschienenen trefflichen Schilderung jenes schwedischen Reichstags geben zu

müssen. „Der Reichstag (riksdag) wird gebildet aus den Reichsständen (riksens stände), und der Stände sind vier. Derjenige Stand, welcher dem andern, was Ansehen, Zahl und Einsicht betrifft, vorgeht, ist die Ritterschaft oder der Adel. Er wird von allen Familienhäuptern in gerader männlicher Abstammung vertreten, die auf dem Reichstage nach dem Erbrechte lebenslänglich Sitz und Stimme haben. Man zählt gegenwärtig 1276 adelige Familien, wovon 189 den Titel Graf oder Baron führen. — Die Krone verleiht die Adelswürde nach Gutdünken, und scheint nur zu häufig von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, so daß die Bedeutung des Standes darunter Noth leidet. Die Geistlichkeit — sollte man glauben — wäre nach ihrer Verfassung und der Art, wie ihre Repräsentanten gewählt werden, der unabhängigste von den vier Ständen. Allein sie räumt dem Adel nicht selten das Feld, und die Krone hat an ihr stets ein gelehriges Werkzeug gefunden. Eingedenk ihres Ursprungs, fürchtet sie jede Collision mit der königlichen Gewalt, der sie das Daseyn verdankt, und deren jeweiliger Inhaber das Haupt der schwedischen Kirche ist. In Schweden, wie in Dänemark und England, wagte der Staat nie das Princip der Reformation in seinem ganzen Umfange geltend zu machen; während man alle Dazwischenkunft abwies, behielt man die katholische Hierarchie sorgfältig bei: nur mit dem Unterschiede, daß sich der König an die Stelle des Papsts setzte und die geistliche und weltliche Macht in seiner Person vereinigte. So fanden sich alle Elemente der Servilität beisammen: man vermied die strenge Unabhängigkeit des Calvinismus, und die königliche Autorität konnte an die Stelle des freien und stolzen katholischen Klerus eine unterthänige Synode setzen, ob es gleich

anscheinend nichts Demokratischeres gibt als die Verfassung der Geistlichkeit. In der großen Mehrheit der Kirchspiele werden nämlich die Pfarrer durch die Generalversammlung der Grundeigenthümer aus drei Candidaten erwählt, welche das Consistorium oder bischöfliche Capitel vorschlägt, und diese, wie in der Urkirche, durch ihre Heerde bestellten Geistlichen ernennen in den Diöcesanvereinen ihre Repräsentanten für den Reichstag. Der Erzbischof von Upsal, Metropolitan von Schweden, ist geborner Sprecher des Standes, und die zwölf Bischöfe als solche sind Mitglieder der Generalstaaten. Diese Prälaten werden gleichfalls von dem Klerus ihrer Diöcesen gewählt, welcher dem Könige drei Candidaten vorschlägt, aus denen er den neuen Bischof nimmt. An der Wahl des Metropolitans hat der Klerus von ganz Schweden Antheil. Zu diesen dreizehn Prälaten und den vierundzwanzig Pfarrern kommen noch dreizehn Abgeordnete von den Vicariaten oder Comministerien, je einer aus einer Diöcese, endlich zwei Abgeordnete der beiden Universitäten Upsal und Lund und zwei Mitglieder der Akademie der Wissenschaften. — Der Bürgerstand entspricht seiner Benennung sehr unvollkommen. Der Name Bürger bedeutet keineswegs den Nichtadeligen, sondern den Gewerbsmann. Dieser Stand begreift alle städtischen Bürger in sich; um aber in einer Stadtgemeine sich einzubürgern, muß man einer der Gewerbsinnungen angehören. Bei diesen Beschränkungen versteht sich von selbst, daß der Bürgerstand in einem an Städten so armen Lande, wie Schweden, nur von sehr untergeordneter Bedeutung im Staate seyn kann. Im Jahre 1820 belief sich die Gesammtbevölkerung der 84 Provinzialstädte Schwedens auf nicht mehr als 175,805 Seelen, und, wenn man Stockholm dazu rechnet,

nicht über 260,000. Von dieser Zahl muß man noch alle diejenigen Bewohner der Städte, namentlich der Hauptstadt, abziehen, welche kein Gewerbe treiben: als da sind Gelehrte, Juristen, Capitalisten und Besitzer von Minen oder Eisenhämmern, die in keinem städtischen Bezirke liegen. Die Wahl der Deputirten dieses Standes geschieht mittelbar oder unmittelbar nach den Localitäten. Im letztern Falle ist ein nicht sehr brträchtlicher Wahlcensus festgesetzt; wer denselben einfach entrichtet, hat eine, wer doppelt, zwei, wer dreifach, drei Stimmen u. s. f. — Am besten repräsentirt wird der Bauernstand, und auf ihm beruht die eigentliche Kraft der Nation. Unter ihm ist die Elementarerziehung verbreiteter als bei irgend einer Ackerbaubevölkerung von Europa, wenn man nicht etwa Dänemark, Schottland und einige Theile von Deutschland ausnimmt; in seinen Händen befindet sich ein beträchtlicher Grundbesitz, der ihm nach und nach zufiel; überhaupt hat derselbe an Achtung eben so viel gewonnen, als der Adel verloren, und wenn man nicht die Bauern in der Ausübung ihrer politischen Verrichtungen zu isoliren Sorge trüge, sondern geschehen ließe, daß die Einsicht von Männern aus den höhern Classen ihrem schlichten Hausverstande zu Hülfe kommen könnte, so möchten wohl die Verwaltungsherren mit ihren weisen Theorien durch solche Gegner oft in Verlegenheit gerathen. Bei den Bauern, wie bei den Bürgern, hängt die Wählbarkeit an allerlei Bedingungen. Der Bauer muß begütert und ansässig in dem Bezirke seyn, worin gewählt wird; er muß seinen eigenen Boden bauen, denn die Pächter genießen keine politischen Rechte; er darf nie eine Function im Staatsdienste verrichtet haben. Der Wahlact geschieht mittelbar; die Bauern jedes Kirchspiels ernennen einen Wähler,

und die Wähler der verschiedenen Kirchspiele versammeln sich in dem Hauptorte des Bezirks (haerad) unter dem Vorsitze des Richters erster Instanz, um den Deputirten zu ernennen. Jeder Bezirk sendet Einen. — Die Abgeordneten der drei nichtadeligen Stände bekommen von ihren Committenten eine Schadloshaltung für die ganze Dauer des Reichstags. Um wählbar zu seyn, ist erforderlich, daß man das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt hat und sich zur lutherischen Kirche bekennt; um hingegen Wähler zu seyn, reicht hin, daß man zwanzig Jahre alt und Christ ist. — Der Reichstag versammelt sich in der Regel alle fünf Jahre, kann aber vom Könige außer der Zeit einberufen werden. Die vier Stände berathschlagen abgesondert, und theilen während des ersten Monats der Sitzung mit Sr. Maj. das Recht der Initiative. Haben drei Stände sich für einen Vorschlag erklärt, so kann der vierte Stand seine Einwilligung nicht versagen, es sey denn, daß die Frage die Fundamentalgesetze des Reichs, also Verhältniß und Befugniß der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, betreffe. Eine Modification in dieses kann nur durch einmüthige Vereinbarung der vier Stände eingeführt werden, und zwar so, daß wenn der Antrag auf dem gegenwärtigen Reichstage gestellt wird, zur definitiven Abstimmung erst auf dem folgenden, d. h. nach fünf Jahren, geschritten werden darf. Bei dieser Vierfachheit der Gesetzgebung zeigt sich vorweg der doppelte Nachtheil, einmal daß keiner der Stände in gewöhnlichen Angelegenheiten ein absolutes Veto hat, welches ihm nach dem Begriff der gesetzgebenden Gewalt zukommen sollte; und zweitens, daß dadurch jede Verbesserung der Verfassung fast schlechterdings unmöglich gemacht ist. — Der Entwicklung des Repräsentativsystems kann der Umstand

unmöglich günstig seyn, daß der Reichstag sich nur von fünf zu fünf Jahren versammelt. Und wie sollten die Schweden Liebe oder Achtung empfinden für eine Verfassung, welche dem Volke, als Ganzem, die legislative Gewalt versagt, um sie künstlichen Bruchstücken desselben anzuvertrauen; welche den Bürger bei Leitung von Angelegenheiten seines Vaterlandes mitwirken läßt, nicht weil er Schwede, sondern weil er Edelmann, Priester, Kaufmann oder Bauer ist? Diesem eben so gefährlichen als ungerechten radicalen Gebrechen der Verfassung abzuhelfen, wäre Aufgabe der schwedischen Gesetzgeber; aber daran dachten sie wenigstens auf dem Reichstage von 1828/30 nicht. — Neben diesen Grundursachen der politischen Lethargie Schwedens lassen sich noch mehrere secundäre Ursachen bezeichnen. — Den unabhängigen Theil des Adels hält seine Armuth von dem Reichstage entfernt, weil es in der Hauptstadt theuer zu leben ist, wogegen hier eine Masse solcher Adeligen sich zusammenfindet, welche ihren Aemtern dahin folgen. Eine Theilnahme für die Verhandlungen des Reichstags in den Provinzen läßt sich aber in einem Lande nicht erwarten, wo die periodische Presse durch das drückendste Gesetz, das es jemals gab, fortwährend gefesselt und entwürdigt wird; wo es an jedem literarischen und politischen Verkehre mit dem Auslande, zum Theil selbst mit dem Innern fehlt; wo das politische Leben so aller Anregung und Aufmunterung entbehrt, daß die Vortheile einer Provinzial- und Municipalverfassung, die so liberal ist, als man sich nur eine wünschen mag, aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit gänzlich verloren gehen. — Nichts desto weniger sind noch nicht alle Anklänge eines öffentlichen Geistes verstummt. Es gibt noch unerschrockene Männer, welche, obgleich ohne Stütze in der Masse der Nation

und durch keine Beweise öffentlicher Dankbarkeit für ihre unfruchtbaren Bemühungen belohnt, kaum durch die stillschweigende Achtung des Volks gegen die Ausdrücke officieller Verachtung entschädigt, nicht müde werden, die moralischen Interessen ihres Vaterlandes zu vertheidigen, treu den Grundsätzen der Wiedergeburt, welche bei der Revolution 1809 aufgestellt worden waren. — Indessen läßt sich nicht läugnen, daß ihre Opposition, trotz Muth und Talenten, der Regierung nicht sonderlich furchtbar ist. Die Regierung hat seit der Zeit ihres Bruchs mit Napoleon 1812 weder in leitenden Ansichten, noch Personen etwas verändert. Seit dieser Periode rügen ihre Gegner in Bezug auf ihre auswärtige Politik die ausschließliche Neigung sich von Rußland leiten zu lassen, so wie in Bezug auf ihre innere Politik eine eben so entschiedene Abneigung gegen alle Entwicklungen der Zeit.

Am 15 November 1828 wurde der lange Reichstag eröffnet. Es bildete sich bald eine Opposition ausgezeichneter Mitglieder, allein bei dem Mangel an Oeffentlichkeit und Preßfreiheit konnte dieselbe kein Glück machen. Der Streit entspann sich über eine Frage, die innere Organisation der Adelskammer betreffend. Letztere hatte in einer neuen Geschäftsordnung das Institut der Bankvorstände abgeschafft, der König die Geschäftsordnung angenommen, aber die Hauptsache, um dessen Beseitigung es dem Adel zu thun gewesen, die Bankvorstände beibehalten. Baron Anckarswärd verlangte nun zuvörderst, man solle alle Functionäre von der Zahl derselben ausschließen. Sein Vorschlag ward verworfen. Als hierauf die Bankvorstände wie gewöhnlich die 25 Wählen wählten, rief die Opposition, diese Wahl sey

nichtig. Und sofort hielt Baron Anckarswärd eine Philippike gegen die Regierung, welche die Rechte des Adels verletze, überhaupt stets eine dem Geiste der Zeit und der öffentlichen Meinung entgegengesetzte Richtung verfolge. Eine solche leidenschaftliche Vermengung der heterogensten Dinge machte dem Ministerium ein leichtes Spiel. Als deßhalb der Graf Wetterstedt sich über die übertriebene Sprache des Barons beschwerte und versicherte, das Volk habe alles Vertrauen zur Regierung, so setzte er sich unter donnerndem Beifall nieder. Hr. von Anckarswärd appellirte gleichfalls an das Volk: „Meine Stimme" sagte er, „ist nur das Echo von ganz Schweden. Den Männern von 1809 kocht das Blut in den Adern, wenn sie den unglücklichen Gang der Regierung seit 16 Jahren betrachten; wenn sie bedenken, wie unfruchtbar die Revolution war, wie alle ihre theuersten Hoffnungen zu Schanden gingen. Die Welt zeigt uns überall das Schauspiel des Kampfes zwischen Despotismus und Freiheit. Wehe den verblendeten Ministern, welche nicht einsehen, welches die Sache ist, die endlich triumphirt!" — Später gaben die Angriffe des Hrn. von Ribbing auf das Budget Anlaß zu einer heftigen Discussion; Graf Posse bekämpfte dieselben mit Bitterkeit. Hr. von Ribbing behauptete, die Politik der Regierung bestehe in den drei Worten: Schweig und bezahle. Die Verhandlung über den Vorschlag des Grafen Hamilton rücksichtlich der Abschaffung der Feste, die nicht auf den Sonntag fielen, war nicht weniger lebhaft. — Im Verlaufe der Prüfung des Budgets kündigte der Staatsrath Baron von Norden die Absicht der Regierung an, in der Militärorganisation, wie sie von Karl XI im Jahre 1680 eingeführt worden war, einige Veränderungen eintreten zu

lassen; namentlich in Bezug auf die Militärlehen (bostall), an deren Stelle ein Sold im Geld gesetzt werden sollte. Alsbald entspann sich eine Discussion über das Militärbudget; Graf Fröhlich ließ einen Zweifel fallen, ob die Vertheidigungsmittel, welche Schweden Rußland entgegensetzen könnte, das zumal Schweden und Europa zu zermalmen drohte, auch hinreichend wären. „Ich weiß nicht," sagte er, „wie wir es machen müssen, um dieser Macht zu widerstehen!" Bei diesen Worten brach ein allgemeiner Unwille in der Versammlung aus, und es bedurfte mancher Hammerschläge des Reichstagsmarschalls, bis der Tumult sich besänftigte, und der unbesonnene Redner seinen Vortrag vollenden konnte. Der schwedische Patriotismus fühlte sich tief verletzt; eine Menge Mitglieder erinnerten an den alten Ruhm Schwedens und die Heldenthaten seiner Söhne. Herr von Anckarswärd, ohne Theil an der Discussion zu nehmen, beklagte sich über die Vermehrung des Kriegsbudgets: „Hüten wir uns" sagte er, „temporäre Zuschüsse zu bewilligen; wir werden uns damit nur eine bleibende Last aufladen." Auch erklärte er sich gegen die große Anzahl und die hohen Besoldungen der Generale und Oberofficiere, die bei einem Nationalheer, welches, wie das schwedische, colonisirt sey, doch nur von geringem Nutzen seyn könnten, während ihnen das Interesse der untern Grade geopfert würde: „Glauben wir" schloß er, „mit diesem unnützen Luxus den auswärtigen Mächten zu imponiren? Wir müssen uns geben als das, was wir sind, als ein armes Volk und ein armes Reich!" — Um uns nicht zu lang mit dem kleinen Krieg aufzuhalten, den die Opposition bei jedem Anlasse gegen die Regierung eröffnete, gehen wir sofort auf die Hauptfeind-

seligkeiten über, die Anklage gegen das Ministerium und die heftige Debatte über die Verantwortlichkeit desselben. — Der Kampf begann gegen Ende Aprils und währte fort bis tief in den Sommer hinein. Das erste Lärmsignal ward erhoben, als der mit einigen südamericanischen Freistaaten abgeschlossene Verkauf schwedischer Kriegsschiffe, welchen die Vorstellungen Rußlands und Spaniens rückgängig gemacht hatten, zur Sprache kam. Der Verkauf war einmal mit ansehnlichen pecuniären Nachtheilen für Schweden verbunden gewesen, und dann hatte das Ministerium aus Nachgiebigkeit gegen fremden Einfluß sein Wort gebrochen! Eine Geschichte, welche der Opposition reichen Stoff darbot, mochte man nun die strafbare Vergeudung der Staatsgelder, oder die Verkennung der schwedischen Nationalehre in Betracht ziehen! Nichts desto weniger fand die Finanzcommission, die mit der Prüfung der deßhalb geführten Verhandlungen beauftragt war, Alles in Ordnung. Der Bürgerstand beruhigte sich unbedenklich bei der Ansicht der Commission, der er ohne Discussion beitrat. Und nicht viel fehlte, so wäre es damit vor dem Bauernstande eben so gegangen; denn als eines Tags die vornehmsten Mitglieder von der Opposition in einer benachbarten Schenke saßen, schickte sich der Sprecher im Einverständnisse mit den ministeriellen Deputirten an, schnell darüber abstimmen zu lassen. Zwar befand sich ein liberaler Bauer im Saal, welcher auf die Zurücksendung des Commissionsberichts antrug, aber er wußte sein Begehren nicht zu motiviren; und schon wollte man zur Abstimmung schreiten, als die Abwesenden indeß Wink davon bekommen hatten, und noch zeitig genug herbeieilten, um der Commission und der Regierung den Fehdehandschuh hin-

zuwerfen. Eine Mehrheit von zwanzig Stimmen sprach die Unzulänglichkeit des Commissionsberichts aus. Da auch die Geistlichkeit das Ministerium im Stiche ließ, und in der Adelskammer die Minister und deren Anhänger auf die stärksten Sachen, die ihnen Baron Anckarswärd sagte, stumm blieben, so feierte die Opposition einen ihrer glänzendsten Triumphe. Eine Rede des Herrn von Anckarswärd drückte der moralischen Niederlage des Ministeriums das Siegel auf. — „Unmöglich kann ein tüchtiges Ministerium im Schoße solcher Institutionen geboren werden, und ich betrachte es als die größte Sünde der gegenwärtigen Verwaltung, daß sie die Nothwendigkeit einer Veränderung in der Nationalrepräsentation nicht begreift. Ich frage, was ist in unserer politischen Lage seit 1800 anders geworden? Sind wir nicht in denselben Zustande der Dinge zurückgefallen, aus dem wir uns im Jahre 1809 herausarbeiten wollten? Ist das jetzige System nicht ein Flickwerk aus jenem alten Systeme, dessen Anhänger das Talent besitzen, sich seit dreißig Jahren am Ruder zu behaupten? Ich berufe mich nur auf die Aeußerungen der Verfassungscommission selbst, auf ihr feierliches Zugeständniß der Abneigung des Ministeriums gegen die Wünsche des Reichstags; ich berufe mich auf die im Jahre 1812 der Presse auferlegten Beschränkungen; und vor Allem, meine Herren, erinnere ich Sie an das Unterfangen des Ministeriums, das Gesetz des Despoten von 1787 in Anwendung zu bringen, welches jede verwegene Kritik über Regierungsverordnungen mit dem Tode bedroht. Endlich muß ich gerade heraussagen: Das Ministerium hat nie eine Gelegenheit ergriffen, das Volk an unsre neue Dynastie durch Bande zu knüpfen, welche keine Revolution der

Ereig-

Ereigniſſe zu zerreißen vermag; der Ruf unter den Zeitgenoſſen und die Lobhudelei einiger Augendiener iſt nur ein ſchwacher Kitt ohne die aufrichtige Ueberzeugung des Volks von ſeinem politiſchen Wohle.“ — Dennoch ſiegte die miniſterielle Mehrheit, und es blieb bei dem Schluſſe des Berichts, worin es hieß, „daß die Räthe des Königs über der Heiligkeit der Geſetze und der Conſtitution, dem Wohle des Vaterlandes und den Rechten der Bürger treu gewacht und folglich von der Anklage loszuſprechen ſeyen.“ Die Oppoſition ſetzte ihren ungleichen Kampf noch einige Wochen fort, als Baron Anckarswärd den verzweifelten Entſchluß ergriff, und der Kammer für den laufenden Reichstag Lebewohl ſagte. Seinem Beiſpiele folgten mehrere ſeiner Freunde, und ſo erloſch dieſe Oppoſition, welche ſich durch die bemerkenswerthe Erſcheinung auszeichnete, daß ſie bei dem Bauernſtande und dem Adel die meiſte Anſprache gefunden hatte. — Auf dem Reichstage von 1823 trug Herr von Dalmann auf eine Reform des Preßgeſetzes an, und über dieſen Antrag ſollte der Reichstag von 1829 jetzt entſcheiden. Die Stimme der Nation, in der Hauptſtadt wie in den Provinzen drang nachdrücklich auf die Abſchaffung einer ſo troſtloſen Maßregel. Der Bürgerſtand, welcher mit der Discuſſion den Anfang machte, konnte der öffentlichen Meinung nicht widerſtehen und entſchied ſich, wiewohl mit einer ſchwachen Majorität, für den Antrag. Die Geiſtlichkeit unterwarf die Sache einer gründlichen Prüfung. Doch der Antrag ging auch nur mit der Majorität Einer Stimme durch. — War man ſomit der Abſtimmung der beiden am wenigſten liberalen Stände ſicher, ſo durften ſich die Freunde der Preßfreiheit bereits mit einem glücklichen Erfolge ſchmeicheln. Der Adel hatte

sich im Jahre 1823 mit zu viel Wärme gegen den Preßzwang ausgesprochen, als daß an seiner jetzigen Entscheidung zu zweifeln war, und der Bauernstand hatte sich bis jetzt unter den vier Ständen als den unabhängigsten benommen, so daß von dieser Seite auch nichts zu befürchten schien; das Ministerium schien neutral bleiben zu wollen. Die Discussion wurde bei den Bauern lebhaft, und mit vielem Aufwande von Beredsamkeit geführt; mehrere Sprecher, die sich mit einer bemerkenswerthen Leichtigkeit aus dem Stegreife vernehmen ließen, traten auf. Rutberg ging auf den Ursprung jenes Gesetzes der Willkür zurück, er wünschte der Nation Glück, daß der Augenblick, das im Jahre 1812 ertheilte Versprechen zu halten, endlich gekommen sey, und beschwor den Stand, sich den Absichten Sr. Majestät nicht zu widersetzen, da dieselben nur mit Uebereinstimmung der vier Stände erfüllt werden könnten. „Die Preßfreiheit," sagte Anders Danielson, „hat keinen Sinn, wenn sie sich nicht auf die periodische Presse erstreckt, welche allein die nicht periodische Presse belebt." „Nur der launenhaften Deutung jenes Nothrechts," sagte Caspar Wikmann, „haben wir die Entartung der periodischen Presse Schwedens zuzuschreiben; diese schmähliche Willkür vor Augen, wird kein Mann von Talent oder Bedeutung sich mit der Redaction eines Journals befassen." „Die periodische Presse" sagte Lars Anderson, „bietet dem Schwachen eine Zuflucht gegen den Starken; darum suchen die Gewalthaber sie stets zu unterdrücken; darum muß das Volk, müssen die Bauern sie mit Gut und Blut vertheidigen." Aber kein Redner brachte eine solche Wirkung auf den Stand und die zahlreichen Zuhörer hervor, als Nils Manson: „Schweden,"

rief er gegen den Schluß seiner Rede aus, „Schweden sollte den öffentlichen Blättern besonders dankbar seyn. Sie sind es ja, durch welche wir erfuhren, daß es einen Marschall von Frankreich gebe, welcher mit ausgezeichnetem Muth und Geist eine edle Menschenfreundlichkeit verbinde, deren die schwedischen Gefangenen sich zu erfreuen hätten; dieser Marschall ist unser König geworden. Glaubt mir, wenn wir vor zwanzig Jahren die Freiheit der Presse besessen hätten, Finnland, das Drittheil des Reichs, wäre uns durch die Treulosigkeit unserer Vertheidiger verloren gegangen? Soll es von dem Eigensinn eines Hofkanzlers abhängen, uns dieser schönen Quelle der Kenntniß zu berauben? Sollen wir an seine Unfehlbarkeit glauben, wie an die des Papsts, gegen welche der gesunde Verstand unserer Voreltern sich empörte? Karl X, König von Frankreich, kündigte seinem Parlamente an, daß er die Schranken niedergerissen, welche die Freiheit der Presse beengten; die Liebe und die Dankbarkeit seines Volks war seine Belohnung. Wird Karl von Schweden für sein Volk weniger thun, als Karl von Frankreich? Sollen wir Bauern, die wir immer Freunde der Freiheit sind, unsern König hindern, das Beispiel des französischen Königs nachzuahmen? Als Gott die Welt schuf, sprach er: Es werde Licht, und es ward Licht. Konnte der Schöpfer wollen, daß uns das Licht fremd bliebe? Als dieser Schöpfer die Welt zu erlösen seinen Sohn sandte, versiegelte der göttliche Erlöser sein Werk und seine Lehre mit dem Gebot: Wandelt im Licht. Christen! Wagen wir es im Finstern zu irren?“ Die ländliche Versammlung wurde von dieser Apostrophe an die Religion so gerührt, daß vielen Mitgliedern die Thränen in die Augen traten. Um so allge-

meiner war die Ueberraschung, als man abstimmte, und der Präsident ankündigte, daß der Antrag mit 64 gegen 54 Stimmen verworfen sey. Gewichtige Gründe haben überwogen, hieß es Tags darauf in den Zeitungen. Man versicherte mit Bestimmtheit, die Regierung hätte, nachdem sie von den Ständen, auf welche sie am meisten rechnete, im Stich gelassen worden war, 10,000 Thaler verwendet, um 11 Mitglieder vom Bauernstande zu gewinnen, durch welche dann die Majorität herausgekommen wäre. — Auf diese Weise sah sich Schweden um seine theuersten Hoffnungen abermals getäuscht! Vier Tage nach dieser unerwarteten Wendung der Dinge ward der Antrag nun, nur noch der Form wegen, vor die Adelskammer gebracht. Die Redner der Opposition griffen indeß mit Strenge die Politik der Regierung an, welche man, wie gesagt, im Spiele glaubte. „Was mich betrifft," sagte Hr. von Rosenquist, „so steht meine Ueberzeugung fest, und zehntausend klingende Gründe werden sie nicht erschüttern." Als der Reichstagsmarschall zur Abstimmung schreiten ließ, erhob sich der Ruf: ja, ja! in allen Theilen des Saals, und der Antrag ging mit Acclamation durch. In demselben Augenblicke drängte sich eine Masse von Bauern nach dem Bureau ihrer Kammer, um eine Verwahrung gegen ein Votum niederzulegen, welches die Ehre ihres Standes gebrandmarkt hatte; das allgemeine Staunen stieg noch, als man bemerkte, daß dieses Actenstück 75 Unterschriften zählte, also mehr, als zur Majorität erforderlich gewesen wäre, da die Zahl der Votanten nur aus 108 bestand. Bald zeigte sich, daß dreizehn Mitglieder der Majorität, die sich ihrer Nachgiebigkeit schämten, durch diesen unnützen Widerruf ihr Versehn gut machen wollten. Allein

das Uebel war geschehen, und diese sonderbare Protestation einer Majorität gegen ihren eigenen Beschluß hatte so wenig einen Erfolg als die verfängliche Acclamation des Adels. Die öffentliche Meinung tröstete sich indeß damit, daß sie den Bauer Nils Mansson mit Huldigungen überhäufte. Er wurde der Held der constitutionellen Sache. Allenthalben verkaufte man sein Bildniß und seine Rede. Man veranstaltete ihm ein feierliches Gastmahl, das erste dieser Art, welches in Schweden stattfand. Dreihundert Gäste vereinigten sich und tranken auf seine Gesundheit; Hr. von Anckarswärd und die ersten Redner des Adels bezeugten ihm ihre Achtung und ihren brüderlichen Dank. — Die Frage der Preßfreiheit kam gegen das Ende der Sitzung von 1830 noch einmal zur Sprache, um sie wenigstens für den folgenden Reichstag vorzubereiten. Allein das Ministerium, dieses ewigen Stoffs von Discussionen überdrüssig, machte seinen Einfluß dahin geltend, daß keine Vereinbarung zu Stande kam, und also auch auf dem nächsten Reichstag dieser Gegenstand noch unerledigt bleiben muß. — Daß man aber in Schweden keine Aenderung des Systems zu erwarten hat, davon ist unter Anderm ein Beweis, daß der König in einer Abschiedsadresse an den Reichstag am 19 März d. J. zwar zugibt, daß das Repräsentationswesen einiger Verbesserungen bedürfen möchte, dabei aber ausdrücklich erklärt, man solle nicht vergessen, daß die vier Stände seit drei Jahrhunderten der Eckstein des gesetzlichen Königthums gewesen. Indessen hat Se. Majestät einem Gesetz, die bedingte Oeffentlichkeit der Sitzungen jedes Stands betreffend, für die künftige Sitzung ihre Sanction ertheilt, und so ist doch etwas geschehen."

Ehe noch der schwedische Reichstag geschlossen war, wurde das norwegische Storthing eröffnet, am 10 Februar 1830. In der Thronrede hieß es unter Andern: „Die nicht sehr blühende Lage, in welcher sich Norwegen annoch befindet — eine natürliche Folge von Zeiten und Ereignissen, welche schmerzliche Erinnerungen zurückrufen — hat mir keine hinlänglichen Mittel verstattet, um all das Gute zu bewirken, welches ich bezweckte. — Obgleich die gegenwärtigen Handelsconjuncturen einen fühlbaren und nachtheiligen Einfluß auf die Nahrungswege im Allgemeinen geäußert, und obwohl dieser Einfluß nothwendig auf die Entrichtung der directen Landessteuern wirken mußte, so ist die Staatscasse dennoch im Stande gewesen, die auf ihr lastenden Ausgaben zu decken, und die jährliche Abzahlung an der Staatsschuld ist regelmäßig bestritten worden, ohne daß ich mich genöthigt gesehen hätte, mich des auf die Bank ausgestellten Creditivs zu bedienen. Obwohl meine Bestrebungen, unsrer Holzausfuhr Erleichterungen zu verschaffen, noch nicht mit dem Erfolge, den ich gehofft, gekrönt worden, und die Ausfuhr mehrerer Erzeugnisse des Reiches unter den gegenwärtigen Umständen minder vortheilhaft gewesen, so gereicht es mir doch zur Freude, Ihnen mittheilen zu können, daß die Zolleinnahmen den im Voranschlage berechneten Betrag überstiegen haben. So unbedeutend die im Jahre 1828 aufgenommene Staatsanleihe auch gewesen, so hat sie zum Frommen der für die Staatsgesellschaft so wichtigen, producirenden Classe gewirkt, welcher die Regierung auf diese Weise Unterstützung zu gewähren vermochte. Dadurch, daß ich den Steuerpflichtigen die Erleichterung gewährt, rückständige Abgaben in Korn abtragen zu dürfen, und durch

Unterstützung des Landwirthschaftsseminariums, habe ich dem Ackerbau Aufmunterungen zu verschaffen gesucht, die inzwischen nicht nach dem Bedürfnisse, sondern nach den mir zu Gebot stehenden Mitteln abgemessen werden mußten."

Bei dieser überall hervorblickenden Armuth zeigten die Norweger nichts desto weniger großen Freisinn. Sie bildeten eine constitutionelle Gesellschaft, und ein norwegisches Journal warf bei dieser Gelegenheit den Schweden vor, daß sie viel weniger freisinnig seyen als die Norweger. Auch im Storthing war die Opposition gegen die Regierung viel kräftiger. Als dasselbe am 18 September geschlossen wurde, bedauerte der König, daß seine Anträge vom Storthing zurückgewiesen, daß sogar seine Räthe angeklagt worden seyen. Das Odelsthing hatte denselben vorgeworfen, durch willkürlichen Ankauf zweier Dampfschiffe ihre Befugnisse überschritten zu haben. Sie frugen beim König an, ob sie ihre Stellen beibehalten könnten, und dieser bejahte es, indem er erklärte, sich an den Tadel des Odelsthings nicht kehren zu wollen. Wie gespannt das Verhältniß zwischen dem Storthing und König war, erhellt ferner aus dem Umstande, daß der erstere wiederholt bei dem letztern um die Erlaubniß nachsuchte, das Jahresfest der norwegischen Verfassung feiern zu dürfen, was aber der König schlechterdings verweigerte. Als daher der 17 Mai als der Jahrestag der Verfassung herankam, entstanden wieder, wie in allen früheren Jahren, Unruhen unter dem Volke in Christiania, wobei 22 Personen verhaftet wurden. Auch in Christiansund fanden vom 3—13 November Volksaufläufe statt, weil ein Kaufmann, der sein hochverassecurirtes Haus selbst angezündet hatte, nicht hart

genug bestraft worden war. Die Stadt Bergen wurde am 26 Februar von einer Feuersbrunst verheert, welche 200 Häuser in die Asche legte.

Bei dieser „nicht sehr blühenden Lage" des Landes und bei dieser nicht sehr zufriedenen Stimmung des Volks hielt sich der König fest an Rußland. Um das Freundschaftsverhältniß mit diesem mächtigen Nachbar zu befestigen, ging der Kronprinz Oskar am 4 Julius nach Petersburg und blieb daselbst bis zum 6 August. Auch nach der Pariser Juliusrevolution schien die russische Politik in Schweden sich eher zu bestärken, als zu schwächen, und namentlich hütete sich Schweden, auch nur die geringste Sympathie für Polen zu verrathen. — Die Ernte in Schweden fiel sehr schlecht aus und drohte mit einem Hungerjahre.

2.

Dänemark.

Vor der Juliusrevolution herrschte in Dänemark die alte Stille, und man erfuhr von da nur einige kleine Ereignisse. Am 24 Januar begegnete der Kronprinzessin Karoline das Unglück, daß ihr (nach der in unserer Zeit herrschenden Mode sehr großer) Kopfputz dem Lichte, vor welchem sie saß, zu nahe kam, in Flamme gerieth und sie empfindlich verletzte. — Im März gab es auf der Universität Kiel einige Händel zwischen den Studenten und der Polizei. — In der dänisch-westindischen Colonie wurde eine mildere Behandlung der Neger verfügt.

Die Juliusrevolution und die darauf folgenden Unruhen

in Belgien und Deutschland fanden auch Nachahmer in Dänemark. Am 13 September verübte der Pöbel in Kopenhagen einige Excesse gegen die Juden, wobei es indeß sein Bewenden hatte. Mehr Aufsehn erregten die Umtriebe des Kanzleiraths Lornsen, der es wagte, den monarchisch-aristokratischen Schlummer durch einen demagogischen Traum zu stören. Es hieß darüber in einem officiellen Blatte: „Kanzleirath Lornsen, der am 12 October zum Landvogt auf der Insel Sylt ernannt worden, hat, seit seiner Abreise am 18 desselben Monats, statt das ihm allergnädigst verliehene Amt anzutreten, an verschiedenen Orten in den Herzogthümern, und namentlich in Flensburg und Kiel, eifrige Bemühungen angewandt, um, auf strafbare Weise und seinen Pflichten als Beamter gerade entgegen, das Vertrauen zwischen der Regierung und den Unterthanen zu stören, und die ruhigen Einwohner zu gemeinschaftlichen Schritten zu verleiten, welche zu den verderblichsten Folgen für die öffentliche Sicherheit und Ruhe führen könnten. Außerdem daß eine von ihm herausgegebene Schrift von seinen Absichten und Schritten zeugt, wird solches näher durch ein Schreiben an den Präsidenten der königlich schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei vom 5 November aufgeklärt, wobei er die bekannte Schrift eingesandt, so wie durch einen Bericht des Amtmanns vom Amte Tondern, welcher zeigt, daß Kanzleirath Lornsen, weit entfernt seine Absichten aufgeben zu wollen, den festen Vorsatz gefaßt hat, seine Amtsstellung zu mißbrauchen, um eine unruhige Stimmung bei den Einwohnern gedachter Insel hervorzubringen. Se. Majestät, welcher diese Thatsachen vorgelegt worden, haben unterm 15 dieses Monats beschlossen, daß das königliche schleswigische Obergericht sogleich die Ver-

haftung des Kanzleiraths Lornsen und dessen Hinbringung in sichere Verwahrung auf die Festung Rendsburg veranstalten soll, so wie auch das besagte Obergericht die genaueste Untersuchung wider den Kanzleirath Lornsen in Anleitung seiner obenerwähnten gesetzwidrigen Schritte, und in Uebereinstimmung mit dem Ergebnisse dieser Untersuchung das weitere Nöthige gemäß dem Gesetze und Rechte vorzunehmen hat."

In Bezug hierauf erließ der König am 16 November eine Proclamation, worin es hieß: „Wir Frederik der Sechste u. s. w. Es ist zu unserer Kenntniß gekommen, daß einige Personen es sich herausgenommen haben, in Unsern Herzogthümern falsche Gerüchte auszustreuen, und es zu versuchen, die ruhigen Einwohner zu gemeinschaftlichen Schritten zu verleiten, welche nachtheilig für die öffentliche Ordnung und Ruhe werden können. Wir werden einem jeden strafbaren Beginnen der Art den Ernst entgegensetzen, welchen die Umstände erfordern, und warnen Unsere lieben und getreuen Unterthanen mit landesväterlicher Huld, jenen Gerüchten Glauben beizumessen, und ordnungswidrigen Aufforderungen Gehör zu geben. Das Wohl des Landes und eines jeden Einzelnen ist von jeher das höchste Ziel Unserer Wünsche und Bestrebungen gewesen, und wird es stets bleiben. Wir finden in der Anerkennung Unserer unablässigen Sorgfalt durch den Ausdruck der Liebe und des Vertrauens Unseres Volks den größten, Unserem Herzen theuersten Lohn. Deßhalb erwarten Wir auch von Unsern lieben getreuen Unterthanen, daß sie in ihrem Vertrauen gegen Uns verharren, und sich überzeugt halten, daß wir eine jede das Gesammtwohl fördernde Veranstaltung in der dazu geeigneten Zeit treffen werden."

Zum Beweise, daß Lornsens Bemühungen einigen Anklang im Volke gefunden hatten, dient die Adresse der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritter vom 22 November: „Wenn gleich die Unterzeichneten Eurer königl. Maj. nicht verhehlen können, daß auch nach ihrem allerunterthänigsten Dafürhalten die Anforderungen der Zeit zur Berücksichtigung lautwerdender Wünsche immer dringender geworden sind, so halten sie es doch in einem Augenblicke allgemeiner Gährung, wie der gegenwärtige es ist, für die erste Pflicht aller treugesinnten Unterthanen, die Ventilation der ernsten Fragen, welche das allgemeine Interesse des Landes betreffen, nicht zu übereilen." — Diese Adresse ist von Sr. Maj. dem Könige mit gewohnter landesväterlicher Gnade aufgenommen und auf diese eine huldreiche Antwort ertheilt worden, worin es heißt: „Durch die an dem treuen Sinne Ihres Volks gescheiterten Bestrebungen einiger Uebelwollender, eine Aufregung herbeizuführen, werden Se. Maj. sich nicht abhalten lassen, nach wie vor mit den nöthigen Vorbereitungen fortzufahren, um die Wünsche Ihrer getreuen Unterthanen in dem Herzogthume Schleswig, so wie in dem Herzogthume Holstein berücksichtigen zu können." Hiebei muß bemerkt werden, daß die in den Herzogthümern 1806 vom Könige usurpirte Autokratie, trotz der durch den Bundestag 1815 gegebenen Versprechung einer Verfassung, und trotz der öftern seitdem von Städten und Landschaften, Prälaten und Rittern theils beim Könige, theils beim Bundestage eingereichten Petitionen, fortgedauert hatte, daß die Abgaben drückend, die Presse gefesselt und das deutsche Element durch das dänische zurückgedrängt worden war.

In Uebereinstimmung mit jener Antwort des Königs

wurde unterm 11 December der bisher erschwerte Verkehr zwischen den Herzogthümern und Dänemark erleichtert und der Zoll bedeutend herabgesetzt. Sodann forderte Se. Maj. den Verein für Errichtung eines Denkmals zum Andenken an die Abschaffung der Leibeigenschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein auf, die dafür bestimmten Summen zu Gunsten der verarmten Unterthanen zu verwenden.

X.

Italien.

Von Rom erfuhr man in der ersten Hälfte des Jahres 1830 wenig Bemerkenswerthes. Papst Pius VIII erließ ein sehr mildes Fastenedict; in einer Rede im geheimen Consistorium am 15 März aber machte er eine ehrende Erwähnung der Jesuiten, welches sonderbarer Weise den Jesuitenfeinden in ganz Europa auffiel, als ob ein Papst keine Ursache hätte, die Jesuiten zu loben. Im Mai wurde ein neuer Zolltarif im Sinne des strengsten Prohibitivsystems an den Gränzen des Kirchenstaats eingeführt. Unter andern war darin der Zoll für eingeführte Bücher mit 15 Scudi für 100 Pfund angesetzt, demnach zahlte ein gewöhnlicher Octavband ungefähr 1 Franken Eingangszoll. Auch Tücher und Luxusartikel wurden mit ungeheuern Abgaben belastet. Ferner machte im Frühjahre zu Rom ein Unglücksfall der daselbst privatisirenden Madame Lätitia Bonaparte, der Mutter Napoleons, Aufsehn. Diese 83jährige Dame brach ein Bein, blieb aber am Leben. — Die Pariser Juliusrevolution erregte auch im Kirchenstaate große Sensation; beim Volke, weil die

Carbonari und die Freunde der Emancipation und Einheit ganz Italiens daraus neue Hoffnung schöpften; beim Papste, weil dieser als geistliches Oberhaupt bei dem Umsturze der Jesuitenherrschaft in Frankreich sehr betheiligt war. Die Carbonari hielten sich indeß vor der Hand noch ruhig, und der Papst benahm sich mit großer Klugheit. Da er sah, daß Ludwig Philipp in Frankreich die gesetzliche Ordnung aufrecht erhielt und die Geistlichkeit auf jede Weise schonte, so that er auch seinerseits alles Mögliche, dieses gute Vernehmen zu erhalten, und unterstützte die karlistischen Geistlichen nicht nur nicht, sondern erließ auch im Herbste officiell einen Befehl an den Cardinal Rohan, das im Jesuitencollegium zu Freiburg in der Schweiz versammelte Conventikel der widerspänstigen französischen Bischöfe und Geistlichen aufzulösen und dieselben in ihre Diöcesen zurückzuschicken. — Am 1 December starb Papst Pius VIII, nachdem er nicht volle zwei Jahre den apostolischen Stuhl eingenommen hatte. Franz Xaver Graf von Castiglione wurde 1761 im Kirchenstaate geboren, und gelangte unter dem Namen Pius VIII am 31 März 1829 zur päpstlichen Würde. Unter ihm ward das Concordat mit dem Könige von Holland zu Stande gebracht, worüber die Unterhandlungen so lange Zeit gedauert hatten. Ferner wurden die Angelegenheiten der katholischen Armenier regulirt. Sie erhielten einen eigenen Patriarchen, welcher in Constantinopel seinen Sitz aufschlug, indem ihm die Pforte gleiche Vorrechte mit dem der Griechen bewilligte. — Die Bauten am Monte Pincio und die Ausgrabungen auf dem Forum beim Kolosseum und an der Tiber ließ der Papst mit großem Eifer und Kostenaufwande fortsetzen, und Alles anwenden, um die kostbaren und einzigen Ueberbleibsel alter Architektur

zu erhalten. Seine Kennerschaft in Bezug auf Münzen, wovon er eine Sammlung besaß, mochte ihn wohl zu dem Wunsche veranlaßt haben, von seiner Regierung bessere Münzen zu hinterlassen, als die unter Leo XII von Cerbara verfertigten sind, die wegen der Rohheit ihres Gepräges zu den mittelmäßigsten der neuern Zeit gehören. — Interessant ist gleichfalls, daß unter diesem Papste das Denkmal Pius VII, von Thorwaldsen verfertigt, in St. Peter aufgestellt wurde.

Einige Carbonari wollten den Tod des Papstes und die Zwischenzeit bis zur neuen Papstwahl benutzen, um den Kirchenstaat zu revolutioniren. Der Sohn Napoleons, Herzog von Reichstadt, dem bei seiner Geburt schon das Königreich Rom zuerkannt worden war, sollte zum Könige proclamirt werden, und seine in Rom lebenden Vettern, der älteste Sohn Ludwig Napoleons, Ludwig Graf von St. Leu, und der Sohn Jerome Napoleons, Jerome Fürst von Montfort, waren dabei thätig. Am 13 December sollte die Verschwörung ausbrechen, sie ward aber entdeckt, und die Theilnehmer wurden verhaftet, der Graf von St. Leu verbannt, und der junge Prinz Jerome erhielt nur auf die dringenden Verwendungen seiner mächtigen Verwandten Erlaubniß, in Rom zu bleiben. —

Im Königreiche Sardinien herrschte noch die niedergedrückte Stimmung, die eine Folge der mißlungenen Piemonteser Revolution war. Man war daher nicht in geringer Sorge, daß namentlich die Savoyarden, die eine Zeit lang zu Frankreich gehört hatten, nach der Pariser Juliusrevolution sich empören würden. Der König Karl Felix hielt sich, gerade als die Nachricht von dieser Revolution ankam, an der Gränze auf, und soll dadurch in solchen Schrecken ge-

rathen seyn, daß er die Jesuiten aus seiner Nähe entfernte und alte Constitutionelle bei sich empfing. Dieser Schrecken soll indeß nur so lange gedauert haben, bis er sich in Turin in Sicherheit befand. Die Savoyarden fingen indeß wirklich Unruhen an. Ein vom 16 October datirtes Schreiben vom Genfersee in der Allgemeinen Zeitung drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Zwar sind die Erinnerungen an die bessern Tage, die Savoyen unter französischer Herrschaft verlebte, noch nicht im Gemüthe des lebhaft empfindenden Volks erloschen; man erinnerte sich wehmüthig des freien, vortheilhaften Verkehrs nach allen Seiten hin, der leichten Verwerthung aller Landes- und Industrie-Erzeugnisse, des achtbaren Namens, den die Savoyer in der Napoleonischen Armee genossen. Alle diese Erinnerungen aber, und die Ansicht des Bessern, welches die Leute in den westlichen und nördlichen Nachbarländern sahen und mit den Erscheinungen zu Hause verglichen, alles dieß wurde lange Zeit von der treuen Anhänglichkeit des Volks an seinen König unschädlich gemacht. Indessen hörten wir viele Savoyer klagen, die vorigen Zeiten, aber nicht die uralten, schienen zurückgekehrt; dasselbe anmaßende, aus Piemontesern bestehende Militär, derselbe stolze Adel, dasselbe Heer verdorbener Beamten im Bunde mit einem Heere Advocaten bei theurer, käuflicher Justiz, vereinten sich nun wieder, um das arme Volk zu drücken, dem ohnedieß eine Unzahl hungriger Mauthner, nebst strengen Verboten der Ausfuhr ihrer Landesbedürfnisse, besonders des Holzes, alle freie Lebensregung, und damit die Möglichkeit benähmen, in dem armen Lande für den Unterhalt der Seinigen zu sorgen und die starken Abgaben zu erschwingen u. s. w. Alle diese Beschwerden, denen die Bitten, die Vorstellungen der

Ein-

Einwohner keine Untersuchung und Abhülfe verschaffen konnten, scheinen endlich, als die Pariser Juliustage eine Veränderung in dem benachbarten Frankreich herbeigeführt hatten, und die neuen Ideen mit Macht herüber in die Thäler und Berge Savoyens drangen, eine Explosion herbeigeführt zu haben. Vor einigen Tagen begannen Unruhen in Annecy, einem wohlhabenden Landstädtchen von ungefähr 4300 Einwohnern, in der Nähe Genfs und der französischen Gränze. Der Ruf: Vive la liberté ward von zahlreichen Haufen in allen Straßen gehört, es geschahen jedoch dabei keine Excesse. Ehe aber diese Volksbewegung Festigkeit gewinnen konnte, drang das piemontesische Militär in die Reihen, griff sieben bis acht Anführer, schlug sie in Ketten und führte sie nach Chambery, wo ihrer vielleicht ein hartes Loos wartet. Die 600 Mann starke Garnison ward auch gleich durch zwei Schwadronen Cavallerie verstärkt, um die ganz unruhige Provinz im Zaume zu halten, welche man von Franzosen aufgereizt glaubt. Die Festungen und Gebirgsforts im Lande, am Mont-Cenis und am großen St. Bernhard, werden schleunig ausgebessert und verproviantirt, besonders das Fort Bard an der Straße nach Aosta."

Bald darauf schrieb man aus Turin: „Der König hat den Provinzialcontingenten befohlen, unter die Waffen zu treten. Er setzt seine Armee auf den Kriegsfuß, die 60,000 Mann ausmacht. Auch hat er die königlichen Carabiniers (Gendarmen) um 600 Mann vermehrt. Der Obercommandant Paulucci hat unbedingte Vollmacht zur Organisation der Truppen erhalten, selbst ohne den Kriegsminister darüber befragen zu dürfen. Man läßt alle Kanonen von Erz von Nizza nach Genua bringen. Die Eröffnung der Universitäten ist

auf ein Jahr lang verboten, doch soll dieses Jahr den Studirenden gezählt werden. Der Anblick der dreifarbigen Flagge hat in Genua große Freude und unter dem Volke selbst einige Gährung hervorgebracht. Die Polizei ließ 45 Individuen verhaften, die nach dem Fort Fenneſtrelles gebracht wurden. Für politiſche Proceſſe iſt eine Militärcommiſſion niedergeſetzt."

Auch in Genua, Nizza und an andern Orten des Königreichs fanden Verhaftungen ſtatt. Durch die Anwendung ſolcher Gewaltsmaßregeln wurde die Ruhe vollkommen erhalten, und die Hoffnungen der Piemonteſer Flüchtlinge, die in Paris Mittel zu einer Inſurrection ihres Vaterlandes ſuchten, ſcheiterten an dem Friedensſyſteme Ludwig Philipps, der ihnen nicht nur jede Unterſtützung verweigerte, ſondern ſie auch von einem Einfalle in Savoyen mit Gewalt zurückhielt.

Im Königreiche beider Sicilien herrſchte dieſelbe dumpfe Ruhe in Folge derſelben gewaltſamen Reaction nach der mißlungenen neapolitaniſchen Revolution. Die ganze erſte Hälfte des Jahres hindurch ſtand das Reich unter der Regentſchaft des Kronprinzen Ferdinand, Prinzen von Calabrien, indem der König Franz und die Königin Iſabella mit den übrigen Kindern in Spanien verweilte, wo er im December 1829 ſeine Tochter Maria Chriſtina mit König Ferdinand VII vermählt hatte, wie wir im vorigen Jahrgange berichtet haben. Die königliche Familie verließ Madrid am 14 April, reiste aber zuerſt nach Paris, um Karl X einen Beſuch abzuſtatten, und kam nicht eher als am 30 Julius nach Neapel zurück. Einer ihrer ausgezeichnetſten Begleiter, der Finanzminiſter, Herr von Medici, war in Madrid geſtorben. — Die Nachricht von der Julusrevolu-

tion folgte dem Könige auf dem Fuße, änderte jedoch nichts in dem bisherigen Systeme, da das Volk ruhig blieb. Die einzige Folge jener Revolution für Neapel war die Befreiung Galotti's. Unsere Leser werden sich aus dem vorigen Jahrgange erinnern, daß Galotti, ein neapolitanischer Flüchtling, mit Hintansetzung des ihn schützenden Gesetzes, von den französischen Beamten an Neapel ausgeliefert und von der Deputirtenkammer vergebens reclamirt worden war. Nachdem nun das Ministerium Polignac gestürzt war, säumte die neue französische Regierung nicht, jenes Unrecht wieder gut zu machen; der König von Neapel wagte nicht, sich länger der Reclamation zu widersetzen, und am 29 October war Galotti frei. — Bald darauf starb König Franz I, am 8 November, 53 Jahre alt. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II, 21 Jahre alt. Die Hoffnungen, welche man von diesem jungen Fürsten hegte, waren groß, und es schien, als ob sie nicht getäuscht werden sollten. Man schrieb unter dem letzten December aus Neapel: „Se. Maj. hat durch zwei Begnadigungsdecrete vom 18 und 20 dieses Monats sich ein Recht auf die Dankbarkeit und die Liebe seiner Unterthanen erworben; besonders durch das erstere vom 18. Dieses mildert nicht nur bedeutend alle die wegen politischer Vergehungen aufgelegten Strafen, sondern schlägt auch alle noch schwebenden Proceduren gegen diese für jetzt und in Zukunft nieder. Das zweite enthält ähnliche Begnadigungen für andere, nicht wegen politischer Vergehungen Bestrafte, wovon aber alle die, welche wahre Verbrechen begangen haben, ausgenommen sind. — Der junge Monarch fährt übrigens rastlos fort, überall den Verschwendungen Einhalt zu thun, und sein System der Ersparungen über alle

Zweige der öffentlichen und Privatausgaben zu verbreiten, welches, da so viele und so große Mißbräuche abzuschaffen sind, natürlich unter denen, die es betrifft, Mißvergnügen hervorbringen muß. Dessen Unbilligkeit wird indeß von allen rechtlich Gesinnten anerkannt. Nicht allein Ersparungen, sondern noch andere ersprießliche Folgen für das Land hat die Aufhebung der meisten Jagden nahe und ferne zur Folge."

XI.

Die Schweiz.

Wir sahen schon im vorigen Jahrgange, wie die Schweizer-Eidgenossenschaft allmählich anfing, die ihr vom Auslande aufgelegten Fesseln zu lüften. Schon im Jahre 1819 wurden durch Tagsatzungsbeschluß die strengen, die Censur und Fremdenpolizei betreffenden Verfügungen vom Jahre 1823 außer Kraft gesetzt, und mehrere Kantone fingen zugleich damit an, sich mit der Revision ihrer, meist im aristokratischen Sinne fehlerhaften Verfassungen zu beschäftigen. Allein im Allgemeinen lastete noch das geistige Interdict von 1814 auf den Regierungen, wie auf ganz Europa, und die Versuche der Liberalen fielen wie überall, so auch in der Schweiz vor der Julusrevolution ziemlich bescheiden aus.

Zu Anfang des Jahres 1830 erschienen zum erstenmale die Verhandlungen der großen Räthe von Waadt und St. Gallen gedruckt, da bisher auch in der freien Schweiz die Heimlichkeit über die Oeffentlichkeit gesiegt hatte. In Basel

wurde am 30 Januar der bekannte freisinnige Philosoph Troxler an die Universität berufen. In Tessin gab es eine völlige Umwälzung. Die Oligarchie unter dem Landammann Quadri, der am 21 April ein terroristisches Decret zur Unterdrückung der Preßfreiheit erließ, wurde besiegt, und der am 7 Junius zusammenberufene große Rath schuf eine neue Verfassung, welche ganz demokratisch ausfiel und den kleinen Rath (die Regierung) ganz unter den Einfluß des großen Raths (der Repräsentantenkammer) stellte.

Dagegen herrschte überall sonst der aristokratische oder oligarchische Geist vor, wie er unter den Auspicien der h. Allianz in der Restaurationszeit seine Herrschaft gegründet oder befestigt hatte. Freiburg wimmelte von Jesuiten. Das stolze Bern wies am 1 März jede Vermittlung in Bezug auf seinen Zollstreit mit Waadt zurück und bestand trotzig auf seinem, den freien Verkehr innerhalb der Eidgenossenschaft hemmenden, und höchst egoistischen Ausschließungssystem. In St. Gallen legte der Landammann Müller-Friedberg dem großen Rath einen Entwurf zu größerer Einschränkung der Presse vor, der indeß keine Folgen hatte. In Schwyz weigerten die alten Landleute fortwährend den neuen Landleuten ihre Rechte, und auf der Landsgemeinde wurde die Forderung einer schriftlichen Verfassungsacte verworfen. Eine richterliche Entscheidung zu Gunsten des Klosters Einsiedeln gegen die Stadt Einsiedeln wurde durch gewaltsame Verdrängung der jene Stadt begünstigenden Räthe durchgesetzt.

Die Tagsatzung begann für dieses Jahr zu Bern am 4 Julius. Wie man damals (drei Wochen vor der großen

Pariſer Woche) in der Schweiz dachte, erhellt aus der Rede, mit welcher der Berner Schultheiß Fiſcher die Tagſatzung eröffnete. Es heißt darin: „Veränderungen, ſelbſt auch in den Verfaſſungen, wenn ſie wirkliche Beſſerungen gewähren, und wo ſie mit Umſicht und Klugheit vorgenommen wurden, verdienen keinen Tadel; aber häufiges Aendern in Geſetzen und Verfaſſungen raubt ihnen Vertrauen, und zerſtört ihr Anſehen. Dem Guten gegenüber ſignaliſirte der Redner, nicht ohne Bitterkeit und in zum Theil heftigen Ausdrücken des Unwillens, einen Geiſt des Dünkels und Hochmuths, der politiſchen Intoleranz, welcher Alles umzuwerfen verſucht, mit Vorwürfen von Engherzigkeit und Lichtſcheue ſeine Angriffe eröffnet und dieſelben mit anonymen Verleumdungen fortſetzt, deſſen Treiben aus eigener Schlechtigkeit, Leidenſchaft oder Gewinnſucht hervorgeht. Wenn, ſelbſt in Rathsſälen, dem Bundesvertrage Vorwürfe der Gehaltloſigkeit gemacht werden, ſo iſt dieß unbillig, vollends, wo es ſich zeigt, daß durch Störung der Eintracht öfters eben jene Klagenden es ſind, welche die mangelnde Kraft verſchulden.“ In dieſem Sinne ward auch debattirt. Ein Züricher Blatt ſagte darüber: „Statt einer offenen kräftigen Sprache hört man da gewöhnlich nur Complimente; es ſind in der Mehrzahl und im Vorſitze nicht ſowohl die Stellvertreter der Nation, die ſich da verſammeln, als vielmehr die Stellvertreter der Regierungen, d. h. der vollziehenden Behörden, und dieſe ergießen ſich dann gegenſeitig in Klagen und Beſchwerden über das Volk, über die öffentliche Meinung und ihre Organe, die Zeitungen. Es iſt gleichſam ein Fürſtenrath, im Geiſte wie etwa der Congreß zu Carlsbad und Verona. Wie hätte ſonſt, um aus vielen Beiſpielen nur Eines herauszuheben,

der Gesandte eines demokratischen Kantons, beim Anlasse als es um die Belohnung des Herrn Kanzlers Mousson zu thun war, sagen können, wenn die Eidgenossenschaft aus zwei und zwanzig Landsgemeinden bestände, so würde der Herr Kanzler nichts als Undankbarkeit zur Belohnung erhalten. Schwerlich mag die Landsgemeinde, die den Herrn Gesandten wählte, ihn zu dem Behufe nach Bern gesandt haben, um ihr im Kreise der Eidgenossen solche Complimente zu machen. Allein der Herr Gesandte fühlte sich als Magistrat, als Regent, und glaubte also gegen das Volk losziehen zu dürfen. Hörte man doch ferner die Aeußerung von Seite eines allerhöchsten Standes (Bern), daß man in der Sache des freien Verkehrs nicht auf die Aufregung die Volkes achten müsse. Dergleichen Stellen, wo von dem Volke mit Nichtachtung gesprochen wird, könnte man duzendweise aufzählen. Eine rühmliche Ausnahme machte der erste Gesandte eines Vororts (Luzern), der bei jedem Anlasse vorstellte, „wie die Regierung nicht ferne von dem Volke stehen, wie sie den gerechten Wünschen und Begehren desselben entgegen kommen, wie Regierung und Volk einig und eins seyn sollen. — Wenn die Tagherren alle von der Wahrheit dessen einst überzeugt seyn und in diesem Geiste handeln werden, dann wird auch das Bessere kommen."

Luzern benahm sich auch am kräftigsten in der Sache, welche fast ausschließlich die Thätigkeit der Tagsatzung in Anspruch nahm. Dieß war der Militär-Strafcoder, der von Frankreich für die in Frankreich dienenden Schweizer-Truppen entworfen und von Bern revidirt worden war. Mehrere Kantone, und unter allen am entschiedensten Luzern, erklärten sich dagegen, daß ein fremder Staat Gesetze für ihre Lan-

deskinder entwerfe, daß man ihnen die Sache geheim hielte, und nichts von ihnen verlange, als die Sache gut zu heißen. Allein die aristokratische Partei siegte, indem sie die Vortheile hervorhob, welche für die Schweiz aus dem französischen Dienste erwüchsen, und daraus folgerte, daß man Frankreich nicht beleidigen dürfe. Ein seltsamer Zufall wollte, daß diese Sache gerade in dem Augenblicke bei der Tagsatzung zur Abstimmung kam, in welchem sie in Frankreich selbst auf eine ganz andere Weise entschieden wurde. Eben hatte man in Bern erfahren, Karl X habe die Ordonnanzen erlassen; die Aristokraten jubelten, und unter diesem Jubel ging am 2 August der Strafcoder durch, obwohl nur mit 13 Stimmen. Unmittelbar darauf aber langten die Nachrichten vom Sturze Karls X, von der Niederlage und Auflösung der Schweizer-Truppen an, und jener Strafcoder war nunmehr völlig überflüssig. Die bestürzte Aristokratie behielt indessen ihre stolze Haltung bei, und die Schlußrede der Tagsatzung am 7 August sprach sich geneigter aus für das System vor dem Julius als für das neue.

Die Schweiz hat sich dem Einflusse der großen europäischen Verhältnisse nicht entziehen können. Wie in ganz Europa, so hatte auch in der Schweiz die Aristokratie das Uebergewicht, bis 1798 der Einfluß der französischen Revolution die Demokratie erhob. Im Jahre 1814 wurde Europa und wurde auch die Schweiz restaurirt, die Aristokratie erhob überall wieder ihr Haupt. Im Jahre 1830 endlich wurde die Restauration in Frankreich besiegt, und durch ganz Europa erhielt der unterdrückte Liberalismus neuen Impuls. Die natürliche Folge davon war, daß auch in der Schweiz eine mächtige Opposition aufstand. Daß viele Mißbräuche in der Schweiz abzuschaffen,

viel aristokratischer Uebermuth zu demüthigen und viel durch diplomatische Feigheit der Eidgenossenschaft aufgebürdete Nationalschmach abzuwaschen war, läßt sich eben so wenig läugnen, als daß häufig auch der schlimmste demagogische Geist die Gelegenheit sich zu Nutze machte, um im Trüben zu fischen.

Bald nach den Julius-Ereignissen gährte es fast in allen Kantonen, und dieser Geist der Unruhe machte sich zuerst in patriotischen Versammlungen und in einigen liberalen Zeitungen Luft. Die Aristokratie beging, obgleich sie Frankreichs Beispiel vor Augen hatte, doch den nämlichen Fehler, und schritt zu Gewaltmaßregeln, da wo sie mit Reformen dem Volke hätte entgegen kommen müssen. Kaum hatte, in der Mitte des Septembers, zu Lenzburg eine Volksversammlung statt gefunden, um die Verfassung des Kantons Aargau zu revidiren, und hatte die neue Züricher Zeitung einige aufregende Artikel enthalten, als auch schon am 22 September vom Vororte Bern ein Kreisschreiben ausging, worin alle Regierungen zu gewaltsamer Unterdrückung des revolutionären Geistes aufgefordert wurden. Zugleich verbot Bern das Züricher Blatt. — Diese Maßregeln dienten indeß nur, das Volk noch mehr zu erbittern. Man sah damals die aus Frankreich geflüchteten Jesuiten, Trappisten ꝛc. zu Hunderten in Freiburg und Solothurn sich sammeln, und dieser Anblick war auch nicht geeignet, die Gemüther zu besänftigen. Man identificirte die gestürzte Königs- und Priesterpartei in Frankreich mit der herrschenden Aristokratie in der Schweiz, wobei die alten Erinnerungen an die Emigranten mitwirkten. Dießmal war aber die demokratische Partei so überwiegend, daß der Sturz der Aristokratie nicht lange nach dem der Bourbons erfolgen mußte.

Das Kreisschreiben wurde nicht nur von den Journalen, es wurde sogar von einigen Regierungen mißbilligt. Der Staatsrath von Zürich erklärte sich offen für die Partei der Bewegung und sprach es laut aus, daß nicht nur die Macht, sondern auch das Recht auf ihrer Seite sey, und daß man sich ihr nicht entgegensetzen, sondern sie nur vor Mißleitung und Uebertreibung, den gewöhnlichen Folgen des Widerstandes, bewahren müsse. Er antwortete auf das Kreisschreiben: „Wir überzeugen uns, daß weder im Allgemeinen, noch dann insbesondere im Kantone Zürich, irgendwie solche bedenkliche Umstände oder drohende Gefahren vorhanden sind, welche die Nothwendigkeit außerordentlicher Maßnahmen, oder gar eines repressiven Einschreitens begründen könnten, und daß vielmehr der unverkennbar herrschende, durch keine Gewalt zu unterdrückende Bewegungstrieb, der in den allgemeinen Weltereignissen seinen Ursprung und seine Erklärung findet, unter Annahme einer guten Richtung für unser Vaterland nicht nur ungefährlich bleiben, sondern selbst nützlich sich erzeigen könne; daß es aber eben eine hohe und wichtige Aufgabe für die Regierungen sey, dieser angeregten Kraft die gehörige Leitung zu geben, und daß dazu kluge Sorgfalt und ruhige Ueberlegung, verbunden mit einem gerechten und gemäßigten Benehmen, erfordert werde, welches auch in den schwierigsten Umständen durch das Bewußtseyn der Verwendung für eine gute Sache eine Zuversicht und Kraft verleiht, die selten nur wirkungslos bleibt.“

Das Beispiel Zürichs übte mächtigen Einfluß auf das Land, hinderte jedoch nicht, daß einerseits die Aristokratie heftigen Widerstand leistete, andrerseits die Demokratie anarchische Excesse beging. Wo nicht die Regierung, wie in

Zürich, freiwillig in die Bahn der zeitgemäßen Reformen einlenkte, da brach sich das Volk gewaltsam selbst die Bahn und warf jeden Widerstand nieder.

Uebrigens wollte auch Zürich Anfangs nicht so weit gehn, als es nachher zu gehn genöthigt wurde, indeß machte es doch mit dem Systeme der Concessionen den Anfang. Der große Rath, der am 1 November außerordentlich zusammenberufen wurde, erklärte sich für eine Abänderung der Verfassung. So wie alle Schweizer Verfassungen vom Jahre 1814 der Aristokratie oder Oligarchie, dem Patriciat oder der städtischen Obergewalt über das Land das Uebergewicht gegeben hatten, so war dieses Uebergewicht auch im Kantone Zürich bei der Stadt, welche 130 Deputirte in den großen Rath wählte, während das Land nur 82 wählte. Außerdem klagte man im Kantone über den zu großen Militäraufwand. Die Regierung war nun geneigt, den Volkswünschen entgegenzukommen, und es wurde eine Commission unter Vorsitz des Staatsraths Usteri niedergesetzt, die Verfassung zu revidiren. Hiebei ging man von dem Grundsatze aus, daß die Macht zwischen Stadt und Land gleich vertheilt werden, daß jedes von beiden 106 Deputirte in den großen Rath wählen solle. Allein das Landvolk, namentlich die kräftigen Bauern am See, verlangten das Uebergewicht über die Stadt, um deren aristokratische Gewalt für immer zu brechen. Am 22 September hielten sie zu Uster eine große Volksversammlung, welche dem am 25 wieder einberufenen großen Rathe ein Memorial einreichte, worin verlangt wurde, daß die Stadt nur ein, das Land aber zwei Drittel der Großräthe wählen solle. Es blieb nun der Regierung nichts übrig, als der Volksgewalt nachzugeben. Am 14 December trat der durch dieses

neue Wahlgesetz gänzlich umgebildete große Rath zum erstenmale zusammen, und schrieb unterm 18 aus, daß die Verfassung nunmehr definitiv revidirt und Vorschläge dazu von allen Bürgern des Landes entgegengenommen werden sollten. Durch kluge Nachgiebigkeit erhielt sich in dieser ganzen Krise der kleine Rath oder die ausübende Gewalt unter dem Vorsitze des Herrn von Reinhardt im Amt und in der Volksgunst.

Von etwas heftigern Stürmen war die Verfassungsänderung im Kantone Aargau begleitet. Schon am 12 September versammelten sich 30 Bürger zu Lenzburg und unterzeichneten eine Bittschrift an die Regierung, worin sie um Aenderung der Verfassung baten. Man klagte insbesondere über die oligarchische Gewalt des kleinen Raths und über die Bevorzugung der Stadt Aarau. Diese Bittschrift wurde von der Regierung bei Seite gelegt. Als aber hierauf am 7 November zu Wohlenschwyl 4000 Bürger eine zweite Bittschrift unterzeichneten, und der ganze Kanton in Gährung kam, zeigte sich die Regierung bald nachgiebiger. Der kleine Rath sprang zum äußersten Liberalismus über, so sehr, daß der am 25 November zusammenberufene große Rath seinen Eifer mäßigte und sich nicht so geneigt zeigte, auf der Stelle die Demagogen zu befriedigen. Einer der thätigsten bisherigen Volksredner, der Wirth Fischer von Merischwanden, trug im großen Rath Volkswünsche vor, und drohte, dieselben mit 3000 Bürgern zu unterstützen. Er wurde der Unwahrheit beschuldigt und mit Verhöhnung zum Schweigen gebracht. Er verließ die Versammlung, kehrte nach Hause zurück, und das Volk fand in dem tiefbeleidigten ehrgeizigen Manne das, was ihm bis

jetzt fehlte: einen Führer. Er erließ Aufgebote an alle Gemeinden, ihre Mannschaft am 5 December in Wohlen zu vereinigen, um nach Aarau zu ziehen, und „einmal mit den Herren Abrechnung zu halten.“ Am 5 und 6 December kamen nach und nach gegen 10,000 Menschen zusammen. Einige Tausende derselben waren wohlorganisirte und vollständig bewaffnete Milizen, welche voran marschirten, die Uebrigen theils gar nicht, theils schlecht bewaffnete Volkshaufen. Man sah Pistolen, Spieße, Prügel, selbst noch Morgensterne aus dem Mittelalter. Die Regierung dagegen hatte aus wenigen treugebliebenen Bezirken die bewaffnete Mannschaft, 2500 M., nach Aarau beordert, um die Aufrührer mit Gewalt zur Ordnung zu bringen. Ein Bataillon davon war den Empörern entgegen in Lenzburg aufgestellt, mußte sich jedoch am 6 December nach Aarau zurückziehen, da der größte Theil der Mannschaft davon gelaufen war. An diesem Tage kamen die Insurgenten über Lenzburg gegen die Stadt gezogen. Die Regierungsarmee unter Oberst Schwarz bestand aus drei Bataillonen mit 6 Kanonen und einigen Scharfschützen, welche zwischen Lenzburg und Aarau aufgestellt waren. Die Insurgenten stellten sich ebenfalls in Schlachtordnung; doch bemerkte man von keiner Seite Lust zum Angriffe. Die Truppen der Regierung wurden ohne Blutvergießen zurückgedrängt, die meisten Officiere gefangen genommen; viele der Truppen reihten sich unter die Insurgenten, und diese zogen Abends in Aarau ein. Nun war die Stadt und Regierung unbedingt dem Volke Preis gegeben; jedoch hatte, außer einer sehr starken Einquartierung, Niemand etwas zu leiden; auch wurde nichts entwendet. Die Stadt beeilte sich, sich durch eine prachtvolle Beleuchtung den

Siegern zu empfehlen. Die Anführer der Insurgenten, Dr. Bruggiser und Procurator Bruggiser von Wohlen, Amtmann Geißmann von Wohlenschwyl und Arz Weibel von Besenbüren, entließen am andern Tage sogleich die nichtorganisirte Menge, da die Regierung machtlos in Alles gewilligt hatte. Am 8 wurden den Bewaffneten und dem anwesenden Volke die Volkswünsche vorgelesen und von ihnen genehmigt. Dann zogen auch sie nach Lenzburg ab, nahmen jedoch 4 Kanonen und 6 Pulverwägen der Regierung mit. Am 10 versammelte sich der große Rath; auch er genehmigte alle Wünsche des Volkes, und die Bewaffneten wurden am 11 sämmtlich entlassen. Hierauf wurde am 16 December ein aus allen Theilen des Landes berufener Verfassungsrath gewählt, welcher die neue Verfassung geben sollte.

Auch die Aristokratie in Bern konnte dem Sturme des Volkes nicht mehr lange widerstehen. Noch immer stand Bern unter der Herrschaft weniger Familien. „Von ungefähr 280 Familien, die das Bürgerrecht der Hauptstadt genießen, zählen sich etwa 70 zu den sogenannten vornehmen Geschlechtern oder Patriciern; alle übrigen werden dagegen zur gemeinen Bürgerschaft gerechnet. Die Kluft, welche zwischen beiden Classen befestigt ist, gründet sich auf kein Gesetz, wohl aber auf eingewurzelte Begriffe. Der Patricier widmet sich nämlich nicht gern irgend einem Erwerbsberufe, mit Ausnahme jedoch des Weinhandels, der Bankgeschäfte und der Speculationen in auswärtigen Fonds; sonst achtet er keine andern Erwerbsquellen, als den auswärtigen Kriegsdienst, die Staatsämter und reiche Heirathen. Dadurch, und weil er sich für den legitimen Volks-Souverän des Kantons Bern ansieht, unterscheidet er sich

von der ganzen übrigen Bürgerschaft, die hingegen in allerlei Erwerbsgeschäften und Sorgen befangen ist, und der man, zur Erinnerung an ihre Regimentsfähigkeit, einige Schaffner-, Waibel-, Hochwächter und Holzmesserstellen, als Brosamen von dem Tische des Herrn, abfallen läßt. Ein großer Theil der Bürgerschaft befindet sich im geistlichen Stande, wo er verfassungsmäßig von allen politischen Rechten ausgeschlossen ist. Betrachtet man das Effective oder jetzt bestehende Verhältniß der Familien im großen Rathe des Kantons, der aus 299 Mitgliedern besteht (also ein Stellvertreter auf 1200 Einwohner, bei einer Bevölkerung des Kantons von 360,000), so zeigt sich, daß ungefähr 30 Familien des Patriciats gegenwärtig im kleinen und großen Rathe zusammen 159 Mitglieder haben. Diese 159 (von denen etwa 15 für die Landschaft zählen, als durch sie gewählt) machen also bereits mehr als die absolute Mehrheit des ganzen großen Rathes aus. Unter den übrigen 50 Familien, die den Patriciern zugezählt sind, befinden sich ungefähr 16, die zwei bis drei Mitglieder im großen Rathe haben. Darüberhin sind dann noch 34 Familien, welche eigentlich dem bürgerlichen Mittelstande angehören, obschon noch einige darunter sich nur ungern dazu zählen lassen."

Gegen diese alte stolze Aristokratie nun erhob sich jetzt das Landvolk. Am 15 October wurde zu Burgdorf eine Bittschrift unterzeichnet, die eine Aenderung der Verfassung verlangte, und einige Tage darauf, in der Nacht vom 18 October, brach in Bruntrut ein Volkstumult aus, wobei die dreifarbige Fahne aufgesteckt wurde. Allein die noch mächtige Berner Regierung unterdrückte diesen Aufstand mit Gewalt und verwarf nach einigen Debatten am 3 November

auch

auch jene Burgdorfer Bittschrift. Der Schultheiß von Wattenwyl, der die drohenden Gefahren voraussah, warnte vergeblich, und setzte nichts weiter durch, als daß die Sache dem bald sich versammelnden großen Rathe noch einmal vorgelegt werden solle. — Indeß nahm die Gährung zu, und immer lauter äußerte das Volk seine Wünsche. Man verlangte hauptsächlich zweierlei, einmal die Aufhebung des Patriciats, die Gleichstellung aller Bürger, insbesondere bei den Wahlen, und sodann die Trennung des Staatsguts vom Berner Stadtgut, welche beide bisher im Familiensäckel des Patriciats zusammengeflossen waren. Unter den Herren selbst waren der schon genannte Schultheiß von Wattenwyl, Altschultheiß von Mülinen, Tscharner, von Lerber, Benoit, Fellenberg ꝛc. zu zeitgemäßen Reformen geneigt, Schultheiß Fischer aber, Säckelmeister v. Muralt, Steiger, Lombach ꝛc. mit der Majorität widersetzten sich hartnäckig. Das Volk gab endlich den Ausschlag. Seine Kühnheit nahm zu. In der Nacht vom 23 November wurden in den Straßen von Bern s. g. Mordschläge losgeknallt, und in den folgenden Tagen nahmen die Besorgnisse vor dem Pöbel und Landvolke in dem Grade zu, daß die Regierung es für gut hielt, den Bürgern der Stadt Bern am 4 December die Bildung einer Nationalgarde zu gestatten. Am 5 fanden Volksversammlungen zu Thun, Langenau, Sumiswald und Burgdorf statt. Am 6 trat der große Rath in Bern zusammen, und da die von der Regierung einberufenen Milizen sich entschieden für die Volkssache erklärten, wofür auch ihrerseits die Bürgergarde von Bern enthusiasmirt war, so gab die Regierung der Uebermacht nach, und stellte selbst dem großen Rathe die Bitte, eine Commission nie-

derzusetzen, um die Wünsche des Volkes entgegen zu nehmen. Durch diese Nachgiebigkeit wurde die Ruhe erhalten, und am 14 December reichten die Berner Bürger obiger Commission ihre Vorschläge ein, so daß einer Verfassungsänderung auf friedlichem Wege am Schlusse des Jahres nichts mehr im Wege stand.

Auch der aristokratische Jesuitenstaat Freiburg wurde umgewälzt. Die aus Frankreich vertriebenen Missionäre und Pfaffen und Karlisten aller Art flüchteten in großer Anzahl nach ihrem alten Asyle in den Alpen, und weil sie viel Geld mitbrachten, hoffte man, dieß werde dem Volke gefallen und die Revolution abwenden. Allein das Patriciat war auch in diesem Kantone höchst verhaßt; und wenn hier vom Pöbel nichts zu besorgen war, so doch desto mehr von der Mittelclasse. Statt der Volksmassen und ihrer ungeregelten Bewegungen traten nun die geregelten der Magistrate in den Municipalorten auf. Einverstanden unter einander, wie es scheint, sandte zuerst die Stadt Murten am 27 November ihre Abgeordneten nach der Hauptstadt, um dem regierenden Schultheiß von Gottran eine Denkschrift zu übergeben, welche die Reform der Verfassung fordert, und dafür das Grundgesetz des Bundesvertrags anruft, demnach die staatsbürgerlichen (politischen) Rechte in keinem Kantone ausschließliches Vorrecht einer Classe von Bürgern seyn dürfen, was sie doch seit 1814 in Freiburg wieder in vollem Maße geworden sind. Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte, eine nicht bloß scheinbare, sondern wahrhafte Stellvertretung und die Aufhebung der lebenslänglichen Magistratur waren die Grundlagen, die nach Murtens Begehren für die Verfassungsreform anerkannt werden sollten.

Allein weit entfernt nachzugeben, wies die Regierung, angetrieben durch den sehr aristokratisch gesinnten Herrn von Gottran und durch die Zuflüsterungen der Berner Herren, das Gesuch geradezu ab. Die Berner versprachen Hülfe, und die Freiburger Regierung selbst umringte sich mit ihren Truppen, um dem Volke Schrecken einzuflößen. Am 2 December versammelte sich der große Rath, und schon war es abgekartet, daß derselbe den Beschluß der Regierung bestätigen und die Murtener abweisen sollte, als das Volk auch hier durch seine drohende Uebermacht eine andere Entscheidung herbeiführte. Zwar umgaben die Truppen das Rathhaus, aber in weit größerer Zahl umgab wieder das Volk die Truppen, und war bereit zum Kampfe. Schon gab ein Officier Befehl zum Feuern, als der Schultheiß von Dießbach herbeieilte und durch seine Geistesgegenwart das Blutvergießen verhinderte. Nun, von Schrecken ergriffen, änderte der große Rath seinen Entschluß, und erließ eine Proclamation, worin er eine Verfassungsänderung versprach. Da indeß die Sprache dieser Proclamation noch nicht deutlich genug war, so erzwang der Stadtrath von Freiburg, der sich nun auch erhob, eine neue, deutlichere Erklärung der Regierung, worin unzweideutig die Aufhebung aller sowohl persönlichen als localen Privilegien ausgesprochen wurde.

In Solothurn, wo beinahe die nämliche Junker- und Pfaffenherrschaft bestand, wie in Freiburg, drohte das sehr derbe Landvolk die Stadt zu überfallen, als noch zu rechter Zeit der große Rath zusammentrat und am 26 November eine Verfassungsänderung versprach und eine Commission zum Behuf derselben niedersetzte. Allein auch während der Sitzungen derselben zeigte sich das Volk sehr unruhig und drohend.

In Luzern traten unter ganz ähnlichen Umständen am 22 November 3000 Bürger zusammen, und verlangten in einer Bittschrift das Ende der Junkerherrschaft. Die Regierung erklärte sich dazu geneigt; am 26 Nov. und am 9 Dec. wurde aus allen Theilen des Kantons ein Verfassungsrath gewählt. Die Grundlage der neuen Verfassung sollte auch hier, wie überall, Gleichheit der Repräsentation und Abschaffung aller Familien- und Ortsvorrechte seyn.

Auch in Basel hatte die Stadt ein Uebergewicht über das Land, welches um so lästiger fiel, als das Land im Verhältnisse zur Stadt klein und schwach war; denn Basel ist eine der größten Schweizerstädte, der Kanton aber einer der kleinsten. Auch hier verlangte nun das Landvolk Gleichstellung seiner Rechte mit denen der Städter, und schon im October fand eine kleine Volksversammlung im Bubendorfer Bade statt. Am 3 November machte der große Rath dem kleinen Rath selbst den Vorschlag zu einer Revision der Verfassung, und diese wurde am 9 December wirklich decretirt; allein die Stadt behielt sich dabei ihre alten Privilegien, die Mehrzahl im großen Rathe ꝛc. vor, und wollte sich nur zu unbedeutenden Concessionen bequemen. Dieß erregte große Unzufriedenheit im Lande, und brachte endlich die Bauern zu einer offenen Empörung gegen die Stadt, die im Januar des folgenden Jahres ausbrach. Davon also im nächsten Jahrgange.

Das Thurgau blieb auch nicht verschont. Am 22 October versammelte sich das Volk zu Weinfelden und verlangte vom kleinen Rathe eine Revision der Verfassung. Als hierauf der kleine und große Rath neu gewählt wurden, fielen die Wahlen streng demokratisch aus, und lauter neue Menschen traten in die Regierung. Hier wie im Aargau war

die Revolution zugleich eine Reaction der ungebildeten gegen die gebildete Classe, und also nicht bloß eine politische, sondern zugleich eine gesellschaftliche.

In Sanct-Gallen kam der große Rath dem Volke zuvor, indem er am 8 November sich außerordentlich versammelte, um die Verfassung zu revidiren. Allein das Volk traute dieser Zuvorkommenheit nicht recht und verlangte stürmisch die Wahl eines besondern Verfassungsrathes aus allen Theilen des Kantons. Der große Rath willigte am 14 December ein.

Unter den kleinen Demokratien der Alpenhirten war Schwyz die einzige, die 1814 an der aristokratischen Reaction Theil genommen hatte. Der innere Bezirk Schwyz behandelte die äußern Bezirke als Unterthanen, nicht als Mitbürger. Jetzt bei der allgemeinen Aufregung erhoben sich diese äußeren Bezirke, und am 5 December legte die Stadt Einsiedeln, auf deren Unkosten das Kloster Einsiedeln lange von Schwyz bevorzugt worden war, den übrigen Bezirken einen Plan vor, die Verfassung zu ändern und Gleichheit der Rechte einzuführen.

Im Waadtlande verlangte das Volk ebenfalls eine Verfassungsrevision und kam darum bittweise beim großen Rathe ein, am 14 December. Da nun der große Rath, vorzüglich auf Antrieb der Herren Curtat und Mestral, Schwierigkeiten erhob, so strömte am 18 December das Landvolk nach Lausanne, läutete die Sturmglocke und zwang den großen Rath, sich in seinen Willen zu fügen.

In Tessin, welches schon vor der Juliusrevolution seine alte Verfassung gestürzt hatte, trat die neue am 18 October ohne Anstand ein. Da dieser Kanton unmittelbar

an Italien gränzt, so hegten Oesterreich und Sardinien den Argwohn, er könne ein Feuerherd der Verschwörung für die Italiener werden. Der eidgenössische Commissär May mußte die Sache untersuchen, und erklärte dem gedachten Staate, daß kein Grund zu jener Beschuldigung vorläge. Inzwischen wurden von Tessin alle österreichischen und sardinischen Unterthanen ausgewiesen, weil der kleine Staat sonst eine Handelssperre an den Gränzen besorgen zu müssen glaubte.

Während dieß in den einzelnen Kantonen vorging trat die Tagsatzung zu Bern außerordentlicherweise zusammen, am 23 December. Ihre Zwecke waren vornehmlich, sich bei der gegenwärtigen europäischen Krise über ihre auswärtige Politik zu verständigen, und sodann, die Ruhe im Innern der Schweiz herzustellen. Am 27 December faßte sie ihre Beschlüsse, welche dahin gingen: 1) daß die Schweiz nach außen hin ihre Neutralität streng behaupten, und deßfalls ihr erstes und zweites Bundescontingent unter die Waffen bringen solle; 2) daß die Tagsatzung alle Eidgenossen zu Ruhe und Friede mahnen, daß aber kein Kanton sich eine bewaffnete Einwirkung in die innern Angelegenheiten des andern erlauben solle.

Am 1 August wurde die neue Straße über den Sanct Gotthard eröffnet, und zum erstenmal über dieses Gebirge gefahren, da es bisher auf seinem höchsten Punkte nur zu Fuß oder auf Mauleseln zu passiren war.

XII.

Deutschland.

1.

Allgemeine Angelegenheiten.

Auch das benachbarte Deutschland wurde durch die Juliusrevolution aus seiner bisherigen Ruhe gerissen. Die Nichterfüllung der wesentlichsten Artikel der deutschen Bundesacte hatte schon längst ein heimliches Mißbehagen erzeugt, dem die allgemeine Furcht und der strenge Preßzwang Stillschweigen gebot. Der berühmte 13te Artikel der Bundesacte hatte Constitutionen versprochen, aber nur ein Theil der deutschen Länder und Ländchen hatte sie erhalten, und die Garantien derselben waren verhältnißmäßig nur schwach. Der 18te Artikel hatte Preßfreiheit versprochen, aber seit den Karlsbader Beschlüssen vom Jahre 1818 lag die deutsche Literatur unter einem geistigen Interdict. Der 19te Artikel hatte Handelsfreiheit versprochen, aber fast alle deutschen Staaten wurden durch Mauthen gegen einander abgesperrt, und erst nach und nach gaben einige wohlwollende Regierungen das

gute Beispiel von Handelsvereinen, die jedoch nur einzelne Staaten, niemals das Ganze vereinigten. Auch die freie Rheinschifffahrt war ausdrücklich auf dem Wiener Congresse ausbedungen worden; allein der König der Niederlande, uneingedenk dessen, daß er den Deutschen seine Erhebung auf den Thron verdankte, sperrte denselben den Rhein zu.

Die Juliusrevolution nun, welche gewissermaßen das geistige Band sprengte, in welchem Europa gefesselt lag, veranlaßte auch diejenigen deutschen Staaten, deren Lage die unbequemste gewesen, ihrer Unzufriedenheit Luft zu machen und eine günstige Veränderung ihrer Lage zu versuchen.

Bevor die Juliusrevolution diese Folgen in Deutschland nach sich zog, blieb Alles in der gewohnten Ruhe. Der Bundestag in Frankfurt am Main hatte kein wichtigeres Geschäft vorliegen, als die schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs geschilderte Streitsache zwischen Hannover und Braunschweig. Erst im Herbste, da die Unruhen ausbrachen, erließ er am 25 November ein allgemeines Decret, welches die Contingente der benachbarten Staaten zu einer bewaffneten Intervention in den etwa noch ferner revolutionirenden Staaten verpflichtete, und die Censur in Bezug auf die Zeitungsnachrichten verschärfte. Deßgleichen folgte am 2 December der Bundestagsbeschluß, der den von seinen Unterthanen vertriebenen Herzog Karl von Braunschweig provisorisch für regierungsunfähig erklärte. — In Folge der Ereignisse in Frankreich wurde im Herbste auch die Bundesfestung Mainz stärker befestigt und ihre Besatzung vermehrt.

Am 27 März wurde ein neuer Handelsverein, der Eimbecker Vertrag, zu Eimbeck unterzeichnet und am 8 Mai zu Kassel ratificirt. Kurhessen, Hannover, Oldenburg und

Braunschweig trennten sich durch denselben von dem bisherigen mitteldeutschen Vereine.

Was noch sonst allgemeine Angelegenheiten betrifft, so ist am 25 Junius 1830 in allen protestantischen und paritätischen Ländern das dreihundertjährige Jubelfest der Augsburgischen Confession feierlich und friedlich begangen worden. Nur in Dresden und Leipzig wurde diese Feier durch katholische Umtriebe und den dagegen sich empörenden protestantischen Eifer getrübt, wie wir bei den sächsischen Angelegenheiten näher berichten werden. — Die deutschen Naturforscher hielten ihre dießjährige Versammlung am 18 September zu Hamburg.

2.

Oesterreich.

Die Geschichte dieses mächtigen Reichs beschränkt sich im Jahre 1830 auf wenige Data. Nach Außen genoß Oesterreich Frieden. Zwar befand es sich im Anfange des Jahres noch im Kriege mit dem Raubstaate Marocco, und wir haben im vorigen Jahrgange die Begebenheiten dieses unbedeutenden Kriegs geschildert, aber schon am 2 Februar wurde der Friede abgeschlossen. Der k. k. Schiffscapitän Bandiera zwang den Sultan von Marocco, die von demselben 1828 gekaperte Handelsbrigantine Veloce wieder herauszugeben, und um die Versöhnung vollständig zu machen, wurde der früher bestandene Handelstractat zwischen Oesterreich und Marocco erneuert. — Im Frühjahre erlaubten sich die Montenegriner räuberische Einfälle in Dalmatien, worauf von

Zara aus Truppen zu ihrer Vertreibung abgeschickt wurden. Dasselbe geschah im Sommer, da sich an der bosnischen Gränze neue Räuberbanden eingefunden hatten. — Am 1 Februar trat der am 29 December 1829 mit England abgeschlossene neue Handelsvertrag in Kraft, wonach die beiderseitigen Schiffe in Zollabgaben den inländischen gleichgesetzt wurden. — Im Junius reiste der Fürst Metternich auf seine Domäne, den Johannisberg am Rhein, mit dem er zur Belohnung seiner Verdienste in den Kämpfen gegen Napoleon 1815 dotirt worden war. Man brachte diese Reise in Verbindung mit der Politik des Ministeriums Polignac, sofern nicht lange darauf die berühmten Ordonnanzen vom 25 Julius erfolgten. Indeß wurde in österreichischen Blättern diesem Gerüchte widersprochen, und der neue König der Franzosen wurde von Oesterreich anerkannt.

Im Innern genoß Oesterreich ebenfalls Friede und Ruhe. Am 1 Februar wurde der Freihafen von Venedig eröffnet. Am 1 März erfolgte eine große Ueberschwemmung der Donau bei Wien, wodurch viele Menschen ihr Leben verloren. Namentlich der Prater und die Leopoldstadt wurden unter Wasser gesetzt. — Am 1 April machte Oesterreich beim Hause Rothschild eine neue Anleihe von 20 Millionen Gulden zu 4 p. C. — Leider blieb auch Oesterreich von der Cholera nicht verschont. Sie brach bereits zu Anfang des Decembers in Gallizien ein.

Ein besonderes Interesse erregte Ungarn. Der Kaiser gab den Ungarn seinen Entschluß zu erkennen, den Kronprinzen Ferdinand noch bei seinen Lebzeiten zum Könige von Ungarn krönen zu lassen, und schrieb deßhalb den ungarischen Reichstag auf den 8 September nach Preßburg aus.

Es ist hier der Ort, die Einrichtung eines ungarischen Reichstags zu beschreiben. Graf Johann Mailáth, der die Sitzung von 1830 ausführlich geschildert hat, sagt hierüber: „Gegenwärtig besteht der ungarische Reichstag aus zwei Theilen, der Magnatentafel nämlich und der Ständetafel; sie sind das, was in England die Häuser der Lords und Gemeinen, und in Frankreich die Pairs- und Deputirtenkammer. Die Magnatentafel besteht aus dem Palatin, als Präsidenten, allen römisch-katholischen Erzbischöfen und Diöcesanbischöfen, den griechisch unirten Diöcesanbischöfen, allen römisch-katholischen Titularbischöfen und den griechisch nicht unirten Diöcesanbischöfen, dem Erzabt von Martinsberg, welcher ein Benedictiner ist, und dem Prämonstratenser-Prälaten. Die weltlichen Mitglieder der Magnatentafel sind außer dem bereits erwähnten Palatin die Großwürdenträger, alle Obergespanne, der Gouverneur von Fiume, alle Titulargrafen und Baronen, welche selbstständig sind, das heißt, welche volljährig und von ihrem Vater getrennt selbstständig wirthschaften. Endlich ein Deputirter von Slavonien und Croatien. — Die Einrichtung des Sitzungssaales ist folgende: Durch die ganze Länge des Saales streckt sich ein mit grünem Tuche bedeckter Tisch, worauf das Corpus Juris und Schreibmaterialien. An dem einen Ende des Tisches sitzt der Palatin, als Präsident; ihm zur Rechten die Geistlichkeit, als Ungarns erster Stamm, und zwar zuerst der Fürst-Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran; dann die zwei andern Erzbischöfe; hierauf die römisch-katholischen und griechisch nicht unirten Diöcesanbischöfe nach dem Alter ihrer Ernennung, dann eben so die Titularbischöfe, zuletzt der Erzabt von Martinsberg und der Prämonstratenser-Prälat. — Ueber Sitz und Stimme

des griechisch nicht unirten Erzbischofs und der Bischöfe gleichen Glaubens ist gesetzlich noch nicht entschieden; sie sitzen also nicht am Tische selbst, sondern im Saale zerstreut, wo sie wollen. Ist der Fürst-Primas oder ein anderer römisch-katholischer Bischof zugleich ein Kardinal, so sitzt er nicht am grünen Tische, sondern an einem kleinen rothen Tische auf der Seite der Bischöfe. — Zur linken Seite des Palatin sitzt der Judex curiae, der Ban von Croatien, der Tavernicus, dann die übrigen Reichsbaronen, nach dem Alter ihrer Ernennung. Hierauf die Erbobergespanne nach dem Alter, wie sie die Verwaltung ihrer Comitate angetreten haben. Hierauf die übrigen Obergespanne nach dem Alter ihrer Ernennung. Sowohl hinter den Bischöfen als hinter den Reichswürdenträgern und Obergespannen sind überall drei und drei Reihen Stühle angebracht, auf denen die bereits erwähnte griechisch nicht unirte höhere Geistlichkeit, der Gouverneur von Fiume, über dessen Sitz noch nicht gesetzlich entschieden ist, die jüngern Obergespanne, für die der Platz am grünen Tische nicht ausreicht, die Titular-Grafen und Baronen und der Ablegat von Croatien ohne bestimmte Ordnung sich niederlassen.

„Der Präsident der Ständetafel ist der Personal (Personalis praesentiae regiae locum tenens). Er hat seinen Platz auf einer Estrade, die an einem Ende des Saales angebracht, die ganze Breite des Saales einnimmt. Hinter ihm sitzt der oberste Gerichtshof, welcher die königliche Tafel heißt und dessen Präsident der Personal ist, und zwei Abgeordnete des Königreichs Croatien. — Die Estrade ist einige Stufen erhöht; von derselben strecken sich durch die Länge des Saales drei grüne Tische; an dem Tische, der dem Personal zur Rechten ist, sitzen die Abgeordneten der Dom- und Collegial-

capitel, von jedem zwei und zwei, sieben Aebte und Pröpste und die Stellvertreter der abwesenden Magnaten (Ablegati absentium). Am mittlern Tische die Abgeordneten der Comitate dießseits und jenseits der Donau, je zwei und zwei, eben so die Abgeordneten der königlichen Freistädte dießseits und jenseits der Donau. Am Tische links vom Personal sitzen die Abgeordneten der Comitate dießseits und jenseits der Theiß, und nach ihnen die Abgeordneten der königlichen Freistädte dießseits und jenseits der Theiß. Die Plätze der Capitel und Comitatsdeputirten sind bestimmt, die der Städte nicht. — Manchmal treten beide Tafeln zu einer vermischten Sitzung zusammen; es kommen nämlich die Stände in den Magnatensaal; der Personal nimmt seinen Platz zwischen den Obergespannen, und zwar nach dem jüngsten Erbobergespann; die übrigen Mitglieder der Ständetafel sitzen und stehen, wo sie Platz finden. — Die Sitzungen sind alle öffentlich; die Zuhörer sind im Saale oder auf den Galerien, wo sie Platz finden.

„Die Verhandlung geht auf folgende Weise vor sich: Die königlichen Propositionen und Alles, was von der Regierung ausgeht, wird in vermischter Sitzung durch einen der vier Landrichter vorgelesen. (Die vier Landrichter sind Mitglieder des Gerichtshofes, welcher die königliche Tafel heißt; beim Reichstage versehen sie die Stelle der Secretäre.) Nach einer solchen Verkündigung begeben sich die Stände nach Hause, und gewöhnlich beginnen die Circularberathungen den andern Tag. Diese Circularberathungen sind vorbereitende Sitzungen. Ungarn ist nämlich ideell in vier Kreise getheilt, dießseits und jenseits der Theiß. Aus jedem dieser Kreise wird nun für die Circularberathungen ein Notar gewählt. Die

Circularnotare verfassen nach den Beschlüssen des Cirkels gewöhnlich zwei Aufsätze; der eine, in ungarischer Sprache, heißt Nuntium, ist an die Magnatentafel gerichtet und enthält den motivirten Beschluß der Stände; der andere ist, in lateinischer Sprache, der Vortrag, welchen die Stände über den fraglichen Gegenstand dem Könige vorlegen wollen.

„Hierauf sagt der Personal eine reichsständische Sitzung an. Darin liest einer der Landrichter das Nuntium vor; es wird verhandelt, und wenn es genehmigt ist, wird auf eben dieselbe Weise der Vortrag nach Hof in Verhandlung genommen. Ist auch diese Berathung geendet, so ernennt der Personal eine Deputation zur Magnatentafel.

„Sobald die Magnatentafel die Deputation der Stände vernommen und diese sich entfernt hat, beginnen die Verhandlungen. Derselbe Landrichter, der die zu verhandelnden Gegenstände bei den Ständen vorgetragen hat, liest die Beschlüsse der Stände vor, welche verhandelt werden. Er schreibt alle Aenderungen auf, welche die Magnaten wünschen, verfaßt noch während der Sitzung in lateinischer Sprache die Antwort der Magnaten, welche ebenfalls Nuntium genannt wird. Diese Antwort wird den Ständen ebenfalls durch eine Deputation überbracht.

„Dieser Austausch von Nuntien zwischen der Stände- und Magnatentafel wird so lange fortgesetzt, bis beide Tafeln über den Gegenstand der Verhandlung vollkommen einig sind. Hierauf wird der Vortrag nach Hof vorgenommen, und wenn beide Tafeln auch hierin übereingekommen sind, wird eine vermischte Sitzung angesagt, welche die sigillatorische heißt, der Vortrag wird gesiegelt und durch den Palatin nach Hof befördert. Ueber die Verhandlung der beiden Tafeln folgen

noch einige Bemerkungen: Jeder spricht von dem Orte, wo er sitzt; wer reden will, steht auf; der Personal steht, wenn er spricht, der Palatin sitzt. Der Primas spricht ebenfalls sitzend. — Ueber die Verhandlungen der Ständetafel wird ein Tagebuch in ungarischer Sprache verfaßt. Die Acten des Reichstags erscheinen im Druck. — Die meisten Gegenstände der Verhandlung werden dictirt, und durch die Juraten, Kanzlisten, Potvaristen, deren jeder Reichstagsherr einen oder mehrere mit sich bringt, für ihren Principal abgeschrieben. — Die Initiative der Verhandlungen ist bei dem Könige und der Ständetafel, und zwar bei dem Könige, in so fern die königlichen Propositionen von ihm ausgehen und der erste Gegenstand sind, der auf dem Reichstage verhandelt werden muß; bei den Ständen, weil alle Verhandlung bei ihnen beginnt, sowohl die der königlichen Propositionen, als auch jene aller der Gegenstände, welche in denselben nicht enthalten sind, und welche die Stände dem Könige vorlegen wollen. Die Magnatentafel verhandelt nie einen Gegenstand, der ihr nicht von der Ständetafel zukommt. — Die Art, wie die Stimmen der Domcapitel und Städte gegen die Stimmen der Comitatsdeputirten abgewogen werden sollen, ist nicht bestimmt, daher ist auch das Enden der Debatten durch Abstimmung sehr schwer und selten. Dieselbe Schwierigkeit tritt noch in erhöhterem Maße ein, wenn berathschlagende vermischte Sitzungen statthaben, weil zu den bereits erwähnten Schwierigkeiten noch die Frage hinzukommt, wie die Stimmen der einzelnen Magnaten gegen die Stellvertreter von Körperschaften abzuwägen sind. — Wenn der Reichstag zu Ende geht, wird eine Deputation ernannt aus Mitgliedern der Magnaten- und Ständetafel, welche mit einigen Mitglie-

dern der königlich ungarischen Hofkanzlei gewöhnlich der Kanzler oder Vicekanzler und einige Hofräthe aus den Vorträgen der Reichsstände, den Hofresolutionen und den der Regierung bereits vorgelegten Gesetzesentwürfen, die eigentlichen Gesetze oder Artikel, wie sie die Ungarn nennen, verfaßt. Jeder Artikel, in welchem die Deputation und die Kanzlei übereinkommen, wird von der Deputation den Reichsständen vorgelegt und von diesen genehmigt, oder der Deputation mit neuer Weisung zurückgestellt. Dieß währt so lange, bis die Reichsstände und die Hofkanzlei in allen Artikeln übereinkommen. Die Ungarn nennen dieß Verfahren das Concertiren der Artikel. Hierauf erfolgt die Sanction.

Der Antrag des Kaisers, seinen Sohn krönen zu lassen, wurde vom Reichstage mit den unterwürfigsten Ausdrücken gränzenloser Ergebenheit beantwortet: „Die Liebe unseres Königs, sprach der Personal, reicht über die Gränzen der Sterblichkeit; ob er gleich mit Zuversicht erwarten darf, daß sein großes Beispiel dem Sohne „heilig" seyn wird, will er doch die Zukunft mit der Gegenwart verbinden; er will, indem er das Haupt seines erstgebornen Sohnes mit der heiligen Krone schmücken läßt, nicht, daß einst der Alten Schwur über die zu haltende Verfassung vom treuen Volke gehört werde, er will ihn selbst hören, er will auf diese Weise unseres Jubels, unseres Nationalfesttages nicht nur Schöpfer, er will auch dessen erlauchter Zeuge seyn. — Dieß ist ein seltenes Beispiel der ihm angebornen Seelengröße; und nur dieß Eine war noch übrig, um die Liebe seiner Vorgänger und Ahnen zu uns zu überbieten. — Denn es gab sowohl in jener Zeit, als die männlichen Arpaden auf dem ungarischen Throne saßen, und auch in der spätern Zeit, besonders aber

unter

FERDINAND
Kaiser v. Oestreich
König v. Ungarn.

unter der Herrschaft des erlauchten Erzhauses Oesterreich, mehrere, die noch bei ihrem Leben ihre Söhne krönen ließen. — Jeder derselben aber hatte hiezu besondere, ihn selbst betreffende Gründe. Unserm Könige allein bleibt der Ruhm, daß er zu gleichem Zwecke bloß durch die Liebe zu seinem treuen Volke geleitet wurde; denn da Ungarn dem erlauchten Erzhause ewig verbunden ist, obgleich seines erstgebornen Sohnes Recht an die heilige Krone durch weltkundige Gesetze begründet ist, will er dadurch, daß er bei seinem Leben, ja in seinem Beiseyn, den Erstgebornen krönen läßt, bloß unsern Jubel und die Freude, die er in der Aufrechthaltung unserer Verfassung findet, auf ihren Gipfel erhöhen."

So wurde denn die Krönung am 28 September mit unerhörter Pracht vollzogen. Wir bemerken nur, daß der ungarische Adel mit dem kaiserlichen Hofe an Glanz und Schaustellung wetteiferte, daß die Eidesleistung des jungen Königs nach alter ungarischer Sitte unter freiem Himmel vor sich ging, und daß Se. Majestät dann, ebenfalls einem alten Herkommen zufolge, im Galopp auf den Königsberg ritten und daselbst das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwangen.

Wie demuthsvoll und unterwürfig auch die Sprache des Reichstags bei dieser Gelegenheit war, so hinderte dieß doch nicht, daß die Landtafel in einige sehr freimüthige Erörterungen über die königlichen Propositionen einging und mehrfache Beschwerden zur Sprache brachte. — Im Jahre 1790 war das erste Protokoll, und zwar in lateinischer Sprache, abgefaßt worden. Im Jahre 1830 entschied die Landtafel, daß es auch in ungarischer Sprache abgefaßt werden müsse. Der Abgeordnete von Torno verlangte noch mehr, nämlich

den Druck der Protokolle. „Die größtmögliche Oeffentlichkeit ist höchst wünschenswerth, ohne dieselbe kann keine Verfassung bestehen; in Ungarn ist kein Gesetz dagegen; sie besteht in andern Reichen, warum sollte sie in Ungarn nicht bestehen?" Die Deputirten von Somogy und Honth brachten sogar die Preßfreiheit in Erwähnung, allein diese Debatten „hatten keine weitern Folgen." — Da über die unpassende Vertheilung der Steuern geklagt worden, hatte man eine Deputation zu deren Regulirung niedergesetzt, einstweilen aber bat der Reichstag den Erzherzog Palatin, die Steuervertheilung selbst auszuarbeiten. — Die vom Könige verlangte neue Truppenaushebung veranlaßte die lebhaftesten Debatten. Alle Deputirten waren zwar bereit, die Recrutirung zu bewilligen, die Mehrzahl aber nur unter der Bedingung, daß der König auch die Gründe, warum diese neue Aushebung nöthig geworden sey, und daß er den Stand und Abgang der ungarischen Regimenter angebe. Dieser von der Landtafel gefaßte Beschluß wurde von der Magnatentafel, welche der Regierung blind ergeben schien, verworfen. Die Landtafel beharrte jedoch ihrerseits auf jenen Bedingungen, und die Regierung trat nun selbst versöhnend ins Mittel, und gab freiwillig die Gründe an, warum die neue Recrutirung nöthig sey: „Dieselbe bezwecke nicht Krieg und Eroberung, sondern nur die Erhaltung des Friedens, und sie sey nothwendig, um die durch Alter und anderweitigen Abgang lückenhaft gewordenen Regimenter wieder zu ergänzen." Hierauf wurde über die Zahl der zu stellenden Truppen debattirt, und die Mehrzahl an der Landtafel zeigte sich wieder nur zu 28,000 Mann geneigt, die Magnatentafel verlangte aber noch fernere 20,000 Mann für dringende Fälle. Diese

wurden nun auch von der Landtafel bewilligt. Einige Deputirte wünschten, daß die ungarische Armee auch nur von ungarischen Officieren befehligt werden sollte, und es kam darüber zu sehr lebhaften Aeußerungen der Nationaleifersucht, welche jedoch auch „keine Folgen hatten.“

Die Landesbeschwerden, welche der Reichstag gesetzmäßig vorlegte, waren im Wesentlichen folgende: Die Stände verlangten, daß Dalmatien, die zu Dalmatien und Croatien gehörigen Inseln, die zu Siebenbürgen gehörigen Comitate Kraszea, mittlere Solnok, Zarand und der District Kövar mit Ungarn vereinigt werden möchten. Zugleich wünschten sie einen engern Verband mit Siebenbürgen und endlich die Einverleibung Galliziens und Lodomeriens mit Ungarn. — Die übrigen Beschwerden betrafen die zu unbeschränkte Ausdehnung der königlichen Gewalt. Man wünschte z. B., daß der Salzpreis nicht mehr von der Regierung allein, sondern im Einverständnisse mit den Ständen festgesetzt, daß alle Geldangelegenheiten bloß auf dem Reichstage verhandelt, daß die königlich ungarische Hofkammer von der k. k. allgemeinen Hofkammer unabhängig erhalten werden möchte. Die Antwort der Regierung auf die ersten Punkte der Einverleibung war nicht ablehnend, doch schob sie die Sache hinaus. Die Einmischung der Stände in die Finanzangelegenheit wurde dagegen abgewiesen. „Se. Majestät widmen den Finanzen ausgezeichnete Sorge, der größte Theil des Papiergelds ist bereits eingelöst. Se. Majestät verlangen also mit Recht, daß sich die Stände auf Ihre väterliche Fürsorge verlassen.“ Der Reichstag wurde am 18 December geschlossen.

3.

Preußen.

Der preußische Staat hat nach der Restauration eine andere Stellung eingenommen, als seine Sprache während der Befreiungskriege erwarten ließ. Er hat einige seiner wichtigsten Versprechungen desavouirt und die Patrioten verfolgt, deren er sich früher bediente. Er hat sich nicht, wie von vielen Seiten her erwartet wurde, an die Spitze des constitutionellen Deutschlands gestellt, sondern ist in europäischen Angelegenheiten der Politik Rußlands und in deutschen Angelegenheiten der Politik Oesterreichs gefolgt. Er hat dadurch seine frühere große Popularität im constitutionellen Deutschland provisorisch verloren. Inzwischen hat der preußische Staat die trefflichen Staatseinrichtungen, die er während seiner Krise einführte, die allgemeine Volksbewaffnung und die Municipalverfassung seitdem folgerecht ausgebildet, und er besitzt in diesen großen und heilsamen Instituten Vorzüge vor allen andern, selbst constitutionellen Staaten. Zugleich hat Preußens physische Macht in der langen Friedenszeit bedeutend gewonnen. Der Schatz wurde gefüllt trotz der ungeheuern Unkosten der Armee und trotz der Fortdauer einer bedeutenden Staatsschuld. Das Volk selbst erholte sich von seinen frühern Kriegsleiden trotz der starken Besteuerung und trotz der Handelskrisen. Im März 1830 wurde auf der Börse officiell angekündigt, daß die große englische Anleihe vom Jahre 1818, die 5 Proc. trug, unter Garantie des Hauses Rothschild, auf 4 Proc. vom 1 Julius an werde reducirt werden. Auch die königliche Seehandlung setzte die Zinsen der bei ihr künftig unterzubringenden Capi-

talien von 4 auf 3 1/3 Proc. herab. So deutete Alles auf Zunahme der Capitalien und steigenden Unternehmungsgeist, Credit und Wohlstand. Die treffliche Handhabung der Finanzen verdankte Preußen vorzüglich dem Minister von Motz, dessen Verdienste allgemeine Anerkennung fanden. Er starb am 30 Junius, und ihm folgte als Finanzminister der bisherige Oberfinanzrath Maaßen.

Bis zum Herbste herrschte in Preußen tiefe Ruhe. Man wußte sich in Berlin viel damit, daß eine Schrift des Barons von Frauendorf, worin die preußische Rechtspflege getadelt war, gedruckt werden durfte. — Mehr Lärm machte die Hallenser Fehde zwischen den Pietisten und Rationalisten, womit sich das Publicum so lange unterhielt, bis die Pariser Juliusrevolution wichtigere Gegenstände an die Tagesordnung brachte. Die Pietisten in Halle und Berlin, unter dem Vorgange des Professors Hengstenberg in letzterer Stadt, klagten in den heftigsten Ausdrücken die rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius in Halle der Irreligiosität an. Man verbreitete das Gerücht, der fromme preußische Hof werde für die Pietisten Partei ergreifen; allein derselbe war weit entfernt, durch eine solche Einmischung Oel ins Feuer zu gießen. Es wurde vielmehr auf besonnene Weise Alles vermieden, was dem religiösen Streite hätte Nahrung geben und ihn über die gelehrten Gränzen hätte hinausführen und zur Sache des Volks machen können. Angesehene Gelehrte traten vermittelnd ein, und so wurde diese Sache, die großes Aufsehn erregt hatte, beigelegt. — Am 28 März wurde mit Hannover ein gütlicher Vergleich über gegenseitige rückständige Entschädigungsforderungen abgeschlossen. — Am 20 Mai trat die Kronprinzessin im Stillen

und ohne Gepränge zum evangelischen Glauben über. — Am 23 Mai legte der Kronprinz den Grundstein zu den Festungswerken Posens. — Im Sommer kam die Kaiserin von Rußland nach Schlesien. Ihr erlauchter Vater, der König von Preußen, reiste ihr nach Breslau entgegen, wo sie am 4 Junius eintraf. Die hohen Herrschaften bezogen dann einen Sommeraufenthalt im Schlosse Fischbach im Riesengebirge, und bestiegen am 15 Junius den höchsten Gipfel dieses Gebirgs, die Schneekoppe. — Um diese Zeit ereignete sich ein schrecklicher Vorfall in der Festung Spandau. Die daselbst befindlichen Sträflinge waren schon lange unzufrieden darüber, daß sie in den zu ihrer Erholung bestimmten Stunden zum Beten commandirt wurden. Sie empörten sich endlich dagegen, und die bewaffnete Macht gab aus den Fenstern auf die unten in einem Hofe eingeschlossenen Aufrührer Feuer, wodurch drei derselben getödtet und mehrere verwundet wurden.

Als die Revolution in Paris ausbrach, erregte dieselbe große Sensation in Preußen, da indeß die Thronbesteigung Ludwig Philipps und dessen Erklärungen Frankreichs Ruhe und friedliche Absichten garantirten, nahm auch Preußen keinen Anstand, den neuen König der Franzosen anzuerkennen. Alles blieb ruhig, bis im Herbste die Unruhen in Belgien und in den constitutionellen Staaten Norddeutschlands ihren ansteckenden Einfluß auch auf Preußen ausdehnten. Der Pöbel, der in dem nahe gelegenen belgischen Fabrikorte Verviers Unfug getrieben hatte, steckte auch den Pöbel von Aachen an, der ungestraft tumultuiren zu können glaubte, da Aachen keine Garnison hatte, und selbst die Landwehr gerade damals zu den Herbstübungen nach Coblenz ausmar-

schirt war. Am 30 August standen die Fabrikarbeiter in Aachen auf, zerstörten die großen Fabriken der Herren Nellessen und Cockerill, mißhandelten den Landrath und die Polizei und entwaffneten die Gendarmen. Allein die rechtlichen Bürger der Stadt bewaffneten sich aufs eiligste und feuerten auf die Meuterer, die eben das Gefangnenhaus erbrechen wollten, um die Gefangenen zu befreien. Ihrer Thätigkeit gelang es, des Aufstandes Meister zu werden, noch ehe die Landwehr zurückkehrte. Die Rädelsführer wurden verhaftet und seitdem die Ruhe nicht mehr gestört. — Auch in Elberfeld fand am 1 September ein Pöbelauflauf statt, dem die Bürger ein eben so rasches Ende machten. Deßgleichen kleine Aufläufe zu Wetzlar am 3 und 8 September, zu welchen Schmuggelei Veranlassung gab, die aber auch schnell unterdrückt wurden. — In Berlin selbst gab es Unruhen, doch von so wenig gefährlicher Natur, daß man sie fast nur einem eiteln Nachahmungstriebe zuschreiben kann. Die polizeiliche Verhaftung einiger Schneidergesellen veranlaßte deren Cameraden, sich am 16 September zusammenzurotten; andere Gesellen vereinigten sich mit ihnen, allein es gelang der Polizei, sie zu zerstreuen. Am 17, 18 und 19 Abends erneuerte sich der Tumult, da indeß zuletzt eine imposante Militärmacht von 14,000 Mann aufgestellt wurde, so war dem Lärm bald ein Ende gemacht. Er lief mit bloßem Geschrei ab, nur etwa 6 Personen wurden verwundet. — Auch in Breslau machten die Schneidergesellen am 27 September großen Lärm und schlugen den Juden die Fenster ein, wurden aber ebenfalls mit leichter Mühe zur Ruhe gebracht.

Um künftigen Unfugen dieser Art zuvorzukommen, baten viele Bürgerschaften, städtische Sicherheitsgarden

bilden zu dürfen, und die Einrichtung derselben wurde durch Cabinetsordre vom 1 October in den Städten erlaubt, in welchen keine Garnisonen lagen. In den Rheinlanden wurde ein Nachlaß der Moststeuer verfügt. — Auch machte die belgische und die bald darauf ausgebrochene polnische Revolution die Aufstellung von Beobachtungstruppen an den Gränzen nothwendig. Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, wurde als Statthalter nach den Rheinlanden gesandt, woselbst eine starke Truppenmacht zusammengezogen wurde, und im Großherzogthume Posen stellte man eine ansehnliche Armee unter dem Befehle des Feldmarschalls Gneisenau auf. — Zugleich wurde die Censur strenger als je gehandhabt, und ein Umlaufschreiben des Ministers des Innern, Freiherrn von Brenn, forderte die Staatsdiener auf, sich ihres Urtheils über die politischen Schritte der Regierung zu enthalten.

Die polnische Revolution bot Preußen Gelegenheit dar, als Schiedsrichter aufzutreten, und Rußlands auch dereinst vielleicht für Preußen gefährliche Uebermacht zu paralysiren; allein der preußische Hof, durch enge Familienbande an den russischen geknüpft, blieb diesem treu, und obgleich er durch die Rücksicht auf Frankreich und England genöthigt war, in dem Kampfe zwischen Polen und Rußland unthätig zu bleiben, so verhehlte er doch nie seine Sympathie für Rußland und unterstützte dasselbe indirect.

4.

Bayern.

Im Jahre 1830 fiel in Bayern nur wenig Merkwürdiges vor. Als eine glückliche Frucht des Friedens war es

zu betrachten, daß die 5 procentige Staatsschuld auf 4 Proc. herabgesetzt wurde, am 16 Januar. Da Alles sich dieses schönen Friedens erfreute, machte König Ludwig auch wieder seine gewöhnliche Sommerreise nach Italien, am 15 März. Als er am 9 Junius zurückkam, brachte er in seinem eigenen Wagen den tapfern Obristen Heidegger mit, der sich so lange und thätig der griechischen Sache gewidmet hatte.

Die Julusrevolution übte auch auf das bisher so ruhige Bayern einen nicht zu verkennenden Einfluß. Eine bis dahin noch nicht völlig gereifte und noch ziemlich verborgene Differenz zwischen der Regierung und der liberalen Volkspartei kam dadurch je mehr und mehr zum Ausbruche. Der König hatte sich durch die großen bei seinem Regierungsantritte 1825 gemachten Ersparungen im Staatshaushalte die Bewunderung und den Dank der Nation erworben, allein die Münchener waren nicht damit zufrieden gewesen, die frühere Verschwendung des Hofes hatte der Bevölkerung der Residenz besser behagt. Auf die Unzufriedenen dieser Art wäre es indeß nicht angekommen, wenn nicht andere Umstände andere Unzufriedene erzeugt hätten. Der König zeigte eine entschiedene Vorliebe für die Erinnerungen des Mittelalters, namentlich für das alte Ansehn der Kirche, er stellte viele im Sturme der französischen Periode aufgehobene Klöster wieder her, und begünstigte Männer, die man für die Häupter einer jesuitischen Partei hielt, namentlich den Minister des Innern, Freiherrn von Schenk, der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war. Ein apostolisches Münchener Blatt, die Eos, nährte den gehässigen Argwohn der Gegner, indem es in der heftigsten

Sprache gegen Liberalismus und Aufklärung eiferte. Dieß erweckte nun eine gleich heftige Opposition in in- und ausländischen Blättern. Der journalistische Kampf wurde mit einer in Deutschland neuen Keckheit und Erbitterung von beiden Seiten geführt, und der König nahm davon Veranlassung, drei ausländische Journalisten, die in Bayern Blätter redigirten, Saphir, Spazier und Grosse, aus Bayern zu verbannen, im November.

Auf diese Weise bildete sich die Opposition in Bayern aus, die jedoch erst im folgenden Jahre 1831 in den Kammern ihre ganze Stärke entfaltete. Der herrschende Gährungsstoff machte sich schon im December 1830 durch einige Volkstumulte in München Luft. In der Christnacht wurden einige lärmende Studenten verhaftet. Ihre Cameraden versuchten sie zu befreien. Man beschwichtigte sie; allein in den folgenden Nächten erneuerten sich die Aufläufe, die Polizei bediente sich ihrer Waffen, wie man sagte, mit zu großer Voreiligkeit, und mehrere Menschen wurden verwundet. Doch hatte dieses Ereigniß keine weitern Folgen.

5.

Würtemberg.

Hier hatte Alles ein friedfertigeres Ansehn. Am 1 Januar 1830 stiftete König Wilhelm I einen neuen Orden, den Friedrichsorden, zum Andenken des verewigten Königs Friedrich I. — Am 14 Januar kamen die Landstände zusammen. Sie sprachen einstimmig ihren Dank

für den von der Regierung im vorigen Jahre mit Preußen und Bayern abgeschlossenen Zollverein aus, und sanctionirten die nicht minder wohlthätige Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld, welche der ständische Ausschuß in der Zwischenzeit bewirkt hatte, obgleich man dem Ausschusse die Befugniß bestritt, dem Lande eigenmächtig eine solche Wohlthat zu erweisen. Die allzu bereitwillige Annahme des Budgets von 1831—1833 von Seite dieses Landtags wurde von der später nach der Juliusrevolution im Lande sich vorbereitenden Opposition getadelt, da wesentliche Ersparungen im Staatshaushalte zum Besten der geringen und verhältnißmäßig armen Bevölkerung des kleinen Landes erforderlich seyen. Der Landtag endete am 7 April. — Im Sommer reiste der König in die Seebäder von Boulogne und nach London. — Am 16 October vermählte sich Markgraf Wilhelm von Baden, Bruder des Großherzogs, mit der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, Schwester der Königin.

6.

Sachsen.

Im Königreiche Sachsen herrschte eine unzufriedene Stimmung. Durch die Beschlüsse des Wiener Congresses in zwei Theile zerschnitten, wovon einer an Preußen fiel, blieb die überlebende Hälfte in einem nichts weniger als befriedigenden Zustande. Während die Mauthen, diese allgemeine Landplage Deutschlands, den Verkehr nach außen einschränkten, bestanden im Innern noch alle die alten reichsständischen und feudalistischen Formen, von denen sich

der hochbejahrte König Anton so wenig entwöhnen konnte, als sein Bruder und Vorgänger Friedrich August, die aber dem Zeitgeiste nicht mehr angemessen und für die an Bildung gereifte Bevölkerung drückend und lästig waren. Schon im Jahre 1829 erregte eine anonym erschienene Adresse des sächsischen Volks an seinen König allgemeine Theilnahme, weil darin die Klagen des Landes ausgesprochen waren.

Als am 6 Januar 1830 der Landtag in Dresden eröffnet wurde, hoffte man von diesem einige Abhülfe, und obgleich die Stände noch ganz nach der alten aristokratischen Weise aus Prälaten, Grafen und Herren einerseits, und aus der Ritterschaft und den Städten andrerseits zusammengesetzt waren, so zeigten sich doch wenigstens die letztern nicht abgeneigt, dem Volke ihre Stimmen zu leihen. Ritterschaft und Städte erließen eine Präliminarschrift, worin sie in großer Bescheidenheit und Unterwürfigkeit doch folgende Beschwerden zum Ohre des Königs gelangen ließen: daß ohne Zuziehung der Landstände der katholischen Geistlichkeit eine Gerichtsbarkeit verliehen worden sey, — daß (wie in Preußen) willkürlich von der Regierung ernannte Immediatcommissionen den regelmäßigen Gang des Rechts unterbrächen, — daß die Regierung willkürlich einzelne Gesetze gäbe, und daß kein allgemeines Gesetzbuch vorhanden wäre, — daß die Gerichte aburtheilten, ohne die Entscheidungsgründe bekannt zu machen, — daß die Regierung nie den Ständen Rechnung ablege, und daß letztern der Staatshaushalt ganz unbekannt sey, — daß die Stände erst seit 6 Jahren wieder zum erstenmal versammelt worden seyen, da das Interesse des Landes doch eine bäldere Einberufung derselben verlange, — endlich daß der Handel durch die Mauthen dar-

iederliege und das Volk andrerseits mit Auflagen sehr be=
chwert sey. Auf diese Klagen erfolgte die Resolution
er Regierung des Inhalts: daß dieselbe in Bezug auf die
Nebensachen einstweilen „sorgfältige Erwägungen und dahin
ienliche Einleitungen" verspricht, in Bezug auf die Haupt=
nche, die Rechnungsabforderung aber das Begehren der
Stände abweist, „weil dieß eine Erweiterung der ständi=
chen Befugnisse herbeiführen würde, die der König nicht
estatten könne." Somit blieb Alles beim Alten, und der
eue Landtag blieb nach wie vor, wie man sich ausdrückte,
in „Bewilligungslandtag," auf welchem Alles bewilligt wurde,
as die Regierung verlangte. Die einzige erhebliche Neue=
ung bestand darin, daß die Regierung nach vielen drin=
enden Bitten und Vorstellungen endlich in den Druck der
andtagsverhandlungen einwilligte; die altmodische Aengst=
chkeit herrschte jedoch immer noch so stark vor, daß mit
em Drucke nicht zugleich die Verbreitung verstattet, son=
ern den Ständen die tiefste Geheimhaltung der gedruckten
Verhandlungen anbefohlen wurde. Als ein Deputirter
om Ritterstande, Moriz von Watzdorf, einen Entwurf
nachte, die sächsische Verfassung im Sinne eines wahren
euen Repäsentativsystems zu ändern, wurde auch der Druck
ieses Entwurfs streng untersagt. Der Landtag ging am
Julius auseinander.

Die Unzufriedenheit des Volks brach während dieser ge=
eimen und vergeblichen, daher unpopulären Landtagssitzung
n einen offenen Tumult aus, der jedoch bei der damals
noch allgemein herrschenden Furchtsamkeit schnell gedämpft
urde und keine Folgen hatte. Die Bevölkerung von Sach=
en ist bekanntlich streng lutherisch, den Hof ausgenommen,

der eben so streng katholisch ist. Der immer rege Argwohn des Volks glaubte nun jesuitische Umtriebe oder wenigstens Gesinnungen in den Umgebungen der Regierung zu wittern, und dieser Argwohn schien dadurch bestätigt, daß am 25 Junius, als der Jahrestag der Augsburgischen Confession gefeiert werden sollte, der Stadtrath in Dresden sich nicht nur nicht des Festes annahm, keine Illumination, Procession und Musik anordnete, sondern sogar die Musik und das Besuchen der öffentlichen Häuser untersagte, und zu gleicher Zeit in Leipzig der Regierungscommissär die von den Studenten bereits getroffenen Anstalten zu einem feierlichen Umzuge durch ein Verbot vereitelte. Die Folge dieser unzeitigen Maßregel war, daß in beiden Städten das Volk am gedachten Jubeltage tumultuirte. Militär und Polizei stellten zwar ohne große Mühe die Ruhe wieder her, doch ließ dieses Einschreiten der Gewalt, wobei in Leipzig ein Handlungsdiener das Leben verlor, einen üblen Eindruck zurück.

Da von Seite der Regierung nichts geschah, die Gemüther zu versöhnen, und da auch nach der Verabschiedung des Landtags keine Aussicht auf eine baldige Abhülfe der Landesbeschwerden übrig blieb, so geschah es, daß die große Sensation, welche die Nachricht von der Pariser Juliusrevolution in Deutschland hervorbrachte, dem sächsischen Volke den Gedanken und den Muth der Selbsthülfe eingab. Der immer zuerst inflammable Pöbel machte den Anfang, die gebildeten Stände aber, ohne den Unfug zu billigen, benutzten doch denselben, um durch eine starke und organisirte Opposition auf gesetzlichem Wege die Regierung zu Reformen zu zwingen.

In Leipzig war die Gährung am stärksten. Die ohnehin unpopuläre Polizei dieser Stadt hatte sich durch die unnöthige Tödtung des Handlungsdieners Gottschalk am 25 Junius vollends den bittersten Haß zugezogen. Ueberdieß bestanden in Leipzig neben den allgemeinen Landesbeschwerden noch besondere Lokalbeschwerden über hohe Abgaben, untreue und willkürliche Verwaltung des Gemeindeguts ꝛc. Namentlich erregte im August eine von auswärtigen Handwerkern besorgte Lieferung für ein städtisches Hospital die Erbitterung der Leipziger Handwerker. Als nun noch bei der Feier eines Polterabends (lärmende Vorfeier einer Hochzeit) ein Schmiedlehrling von Polizeisoldaten stark mißhandelt wurde, brach am Abend des 2 Septembers unter dessen Cameraden zuerst der Aufruhr aus, der sich jedoch an diesem Abend auf tumultuarisches Umherziehen in den Straßen und darauf beschränkte, daß dem königl. Präsidenten von Ende die Fenster eingeworfen wurden; allein am folgenden Abend wiederholte sich der Tumult, es wurden noch mehr Fenster eingeworfen und Verwünschungen gegen die unpopulären Beamten ausgestoßen.

Am Morgen des 14 Septembers wurde beim Magistrate auf die Errichtung einer Bürgergarde angetragen, weil noch größere Ausschweifungen zu befürchten waren. Der Magistrat ging aber nicht darauf ein und ließ erst spät Nachmittags die angesehensten Bürger auf das Rathhaus rufen, um von denselben Beihülfe zur Erhaltung der Ruhe zu verlangen. Die Bürger fanden sich zahlreich ein, und aus ihren heftigen Reden konnte der Magistrat schließen, daß er es nicht bloß mit einem Pöbelaufruhr zu thun habe, sondern

daß auch die ganze Bürgerschaft auf Reformen drang. Von diesem Augenblick an erhielt der Aufruhr durch die Theilnahme der Bürger einen ernstern Charakter. Am Abend drangen die Meister sammt den Gesellen vor das mit Soldaten besetzte Polizeigebäude und verlangten: 1) die Befreiung aller bisher verhafteten Tumultuanten; 2) die Absetzung des Präsidenten von Ende und mehrerer andern Beamten; 3) Verminderung der Abgaben; 4) Entfernung der bisherigen Polizeisoldaten. Die in die Enge getriebenen Behörden, die nur wenig Militär zu ihrer Verfügung hatten, sahen sich gezwungen, der Uebermacht nachzugeben und bewilligten Alles. Der Pöbel unterdeß ließ seiner Rache den Lauf, und zerstörte die Häuser der am meisten gehaßten Raths- und Polizeibeamten, ohne jedoch weder zu rauben noch zu morden. Dann fiel er, was für die Volksmoralität charakteristisch ist, über die zahlreichen Bordelle her und zerstörte auch diese Höhlen des Lasters. Einige Fabrikarbeiter wollten noch weiter gehen und eine Spinnmaschine und die Druckmaschine des Buchhändlers Brockhaus zertrümmern, sie wurden jedoch beschwichtigt und fanden keinen Anhang, da eine solche Privatrache den rein politischen Charakter der Revolution befleckt haben würde.

Am Morgen des 5 Septembers bildeten die Bürger und Studenten eine Nationalgarde und stellten schnell die Ruhe wieder her. Am 6 kam Militär in die Stadt und eine k. Commission, bestehend aus dem geheimen Rath von Carlowitz und Justizrath Meißner, welche den Auftrag hatte, alle Beschwerden anzuhören und die Gemüther durch Concessionen zu versöhnen.

Un-

Unmittelbar darauf sah Dresden noch ärgere Schreckensscenen. Hier herrschte die gleiche Erbitterung wie in Leipzig, und das Beispiel der Leipziger feuerte die Dresdener an. Der Aufruhr brach plötzlich und planmäßig aus, daher auch das Gerücht sich verbreitete, eine auswärtige Regierung habe die Tumultuanten aufgestiftet, um an den Excessen einen Vorwand zu strengern Maßregeln zu gewinnen. Noch war Alles ruhig, als plötzlich in der Nacht des 9 Septembers zwei Volkshaufen in einer gewissen Ordnung und von Anführern commandirt von außen her in die Thore der Stadt eindrangen. Beide Haufen vereinigten sich auf dem Markte, zertrümmerten erst die Fenster der kathol. Geistlichen und der k. Schloßwache, und warfen sich dann zu gleicher Zeit auf das Polizeigebäude und auf das Rathhaus, welche sie gänzlich demolirten und in Brand steckten. Als die ungeheure Lohe aufschlug, riefen sie: „dieß sey die Illumination, welche der Stadtrath bei der Jubelfeier der Augsburger Confession vergessen hätte.“ Alle Acten und Papiere wurden mit verbrannt, viele Geldpakete und Cassenbillets, die man vorfand, mit ins Feuer geworfen. Die Hauptcasse der Polizei wurde von den Meuterern freiwillig der Bürgergarde übergeben; auf dem Rathhause aber mehrere Cassen vom Gesindel geplündert, trotz der Prügel, durch welche die besser Gesinnten es daran zu hindern suchten. In diesem schrecklichen Tumult war die Polizei verschwunden. Die Sturmglocke rief die Bürgergarde herbei, und auch Artillerie und Schützen kamen zu Hülfe. Allein der Anblick des Militärs erbitterte den Pöbel noch mehr. Durch einen fürchterlichen Steinhagel wurde es zurückgeschlagen, und dasselbe Schicksal hatte die Reiterei, die in die Scheffelgasse

eingedrungen war. Doch gelang es der Bürgergarde, alle Posten der Stadt zu besetzen, und am Morgen einigermaßen Ordnung herzustellen.

Diese wurde noch mehr befestigt, als der Neffe des Königs, Prinz Friedrich August, in dessen liberale und protestantische Gesinnung das Volk das größte Vertrauen setzte, sogleich von dem Lustschlosse Pillnitz, wo der König und Hof sich aufhielten, in die Stadt eilte, die Menge anredete, und die Abstellung aller Beschwerden versprach. Er hielt Wort. Schon am 13 September kündete der General von Gablenz, Commandant der Bürgergarde, dem entzückten Volke an, daß König Anton seinen Neffen zum Mitregenten ernannt habe. Am 14 erschien deßfalls die officielle Erklärung des Königs, nebst der Urkunde, in welcher Herzog Maximilian zu Sachsen zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen Friedrich August, auf die Nachfolge in der Krone Sachsens verzichtete. Zugleich wurde der Minister von Einsiedel, der dem ganzen Lande und insbesondere den Dresdnern wegen seines Monopols im Eisenhandel verhaßt war, entlassen. Der geheime Rath von Lindenau trat an seine Stelle.

Da auch in Chemnitz und Bautzen Unruhen ausgebrochen waren und das ganze Land die größte Sympathie für die Leipziger und Dresdener zeigte, so hatte die Volksopposition gegen das bisherige Regierungssystem eine solche Gewalt gewonnen, daß ihr Genüge geschehen mußte. Es wurde also unter dem Vorsitze des Mitregenten sogleich ernstlich Anstalt zu Reformen getroffen, sowohl in Beziehung auf das ganze Land, als insbesondere auf die fehlerhafte Städteverfassung. Die letztere heischte, da sie wesentlich zu

FRIEDERICH

Prinz von Sachsen.

den Tumulten Anlaß gegeben hatte, die schnellste Abhülfe, und es wurden auch augenblicklich die drückendsten Mißbräuche abgeschafft, die Steuern herabgesetzt, das verhaßte Beamtenpersonal entfernt. Als das Militär in Dresden wieder einrückte, und der Bürgergarde den Wachtdienst abnehmen sollte, drohten einen Augenblick neue Unruhen, die jedoch dadurch beschwichtigt wurden, daß die Bürger gemeinschaftlich mit den Soldaten unter den Waffen blieben und den Dienst in der Stadt versahen.

Anfangs herrschte über diese Neuerungen allgemeiner Jubel. Bald aber ging den erhitzten Gemüthern die an der Verfassung und Verwaltung vorzunehmende gründliche Reform zu langsam, und man befürchtete sogar Reactionen. Es brach daher am 4 October in Dresden abermals ein Volkstumult aus, der jedoch durch die Bürgergarden bald gedämpft wurde. Am 5 erschien hierauf ein Publicandum der Regierung, worin es hieß, „daß bereits eine neue Gestaltung der städtischen Verwaltung, die Bearbeitung eines Plans für Landesverfassung und Repäsentation und die Erörterung eines zweckmäßigern Abgabensystems angeordnet sey; daß es aber, um dahin zu gelangen, einer ungestörten Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung bedürfe, und daß die Regierung daher gegen wiederholte Tumulte ernsthafte Maßregeln ergreifen und dieselben nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestrafen werde.“

Einstweilen, bis die neue Städteordnung vollendet seyn würde, wählte man in den Städten provisorische Gemeinderäthe, was einen sehr günstigen Eindruck machte. Als dagegen die Regierung dem Volkswunsche, die Nationalgarden, die sich während des Septemberaufruhrs überall ge

bildet hatten, als allgemeine Nationalgarde nach dem Muster der französischen bestehen zu lassen, nicht entsprach, sondern die Entwaffnung derselben verfügte, und nur den Fortbestand kleiner localer Communalgarden für jede Stadt erlaubte, erregte dieß aufs neue große Unzufriedenheit. Am 4 December sollte in Dresden die Entwaffnung vor sich gehen, aber ein großer Theil der Nationalgarde weigerte sich dessen, zog mit klingendem Spiele ab und zerstreute sich mit seinen Waffen in die Wohnungen. Hierauf erschien ein geschärfter Befehl, alle Waffen abzugeben, und die Widerspänstigen wurden für unfähig erklärt, in die neuen Communalgarden überzutreten. Sie unterwarfen sich zwar, allein es blieb eine böse Stimmung zurück.

Die bevorstehenden Reformen wurden inzwischen unausgesetzt von der Regierung berathen, und die zahlreichen Gelehrten in Sachsen, namentlich die Leipziger, unterstützten sie dabei durch eine große Menge Zeitungsartikel und Flugschriften, worin die Angelegenheiten des Landes besprochen wurden.

7.

Hannover.

Dieses Königreich, der große Brückenkopf Englands auf dem Continent, war in seiner auswärtigen Politik zwar ganz brittisch, die innere Politik dagegen zeigte noch keine Verwandtschaft mit brittischer Freiheit. Die innern Landeseinrichtungen waren vielmehr noch ganz altfränkisch feudalistisch, in Hannover mehr als in irgend einem andern

deutschen Staate. Wir entheben die Klagen des Landes einer lehrreichen, über diesen Gegenstand ausführlich sprechenden Schrift (der Aufstand im Königreiche Hannover im Januar 1831. Leipzig, 1831).

„Begünstigung des Adels auf Kosten der übrigen Stände war eine von den ersten Quellen des allgemeinen, seit der Ernennung des Grafen von Münster zum Staats- und Cabinetsminister zwar theilweise verminderten, aber durch keine erschöpfende Maßregel beschwichtigten Mißvergnügens. Anweisung eigener Gerichtsbänke — Befreiung von mehreren wichtigen Staatslasten — ausschließliche Beförderung zu den höchsten Stellen im Königreiche, und Bevorzugung bei der Aufnahme in wohlthätige Stiftungen, wurden als offenkundige Beispiele dieser Begünstigungen angeführt. — Der Bürgerstand beklagte sich ganz vorzüglich über die Hemmung des Handels und der Gewerbe durch den Druck der Mauthen und Zölle — über Mangel an Aufmunterung von Seite des Staats und über die durch eine lange Reihe von Jahren ihm entzogene (schon bei den alten Sachsen und Friesen für einen wesentlichen Theil der Freiheit gehaltene) Mitwirkung bei der Wahl seiner städtischen Obern, so wie über die ihm von den Letztern geschehene Entziehung seines Einflusses auf städtische Verwaltung des Gemeinwesens. — Der Landmann seufzte unter dem Drucke fast unerschwinglicher Staats- und gutsherrlicher Lasten, als Zehnten, Frohndienste aller Art, Fruchtgefälle u. s. w., unter dem für den Ackerbau verderblichen Maierzwange und unter persönlicher Verachtung. An mehreren Orten des Königreichs, aus welchen unter westphälischer Regierung die Leibeigenschaft vertrieben worden war, hatte man sich bewogen gefunden, sie wieder

zurückzuführen. — Auch die unter eben dieser Regierung begünstigte Ablösung der Zehnten und ähnlicher Gefälle war in Stockung gerathen. Unter den Abgaben, deren seit den letzten 15 Jahren merklich gesteigerten Betrag man schmerzlich beklagte, fand man außer den Mauthen und Zöllen besonders diejenigen drückend, welche unter der Benennung Mahl- und Schlacht-Accise die ersten Lebensbedürfnisse vertheuerten, und die ehemals als Kopfgeld provisorisch eingeführt gewesene Personalsteuer, welche nach einem, wie man glaubte, nicht ganz richtigen, Anschlage selbst den untersten Classen der Gesellschaft zugetheilt worden war. — Auch die Rechtsverwaltung stimmte die Gemüther zu dem lautesten Mißvergnügen. Man klagte über privilegirte Gerichtsstände — über die ein böses Gewissen anklagende, dem hehren Beispiele Großbritanniens und dem schönen Vorgange der ehemaligen westphälischen Regierung zum Trotze wieder eingeführte Heimlichkeit der Gerichte — über ihre an Unglaublichkeit gränzende Kostspieligkeit, und ihre durch die Untergerichtsordnung vom Jahre 1827 selbst bei diesen Gerichten nur unvollständig abgeholfene Langsamkeit, so wie über die damit zusammenhängende Vielschreiberei." — Es muß hierbei bemerkt werden, daß in Hannover noch immer die Tortur fortbestand, unter dem doppelten Namen der Verbal- und Real-Territion. —

„Hinsichtlich auf die allgemeine Staatsverwaltung klagte man über ihre aristokratischen Vorurtheile, ihre Vorliebe zur Verborgenheit vaterländischer Angelegenheiten und ihre geheime und selbst öffentliche Verfolgung gegen Inländer, welche es gewagt hatten, dieselben freisinnig zu berühren, wofür man die schon von Rechtmeier schmerzlich berührte

Unterdrückung eines vaterländischen Geschichtwerkes aus der Feder des braunschweig-lüneburgischen Archivars und Lehnsecretärs Hoffmann; die Absetzung des Bürgermeisters zu Hannover und nachherigen herzoglichen Raths zu Braunschweig, Haase, Verfasser eines Werks über das braunschweig-lüneburgische Proceßverfahren, und aus neuerer Zeit das leidenschaftliche Benehmen gegen den über Angelegenheiten des Vaterlandes sich freimüthig aussprechenden von Berlepsch, ingleichen Schlözers, des allgemein geachteten und gefürchteten Staatsrechtslehrers; Stellung unter Censur wegen Rüge einiger Postverwaltungsmißbräuche, und die darauf erfolgte Beschließung seiner allgelesenen Staatsanzeigen, als Beispiele anführte. — Man ließ der Sorgfalt der höchsten Landesbehörde rücksichtlich auf die Vergrößerung der seit einem halben Menschenalter um das Vierfache vermehrten Einkünfte der Staatsgüter schuldige Gerechtigkeit widerfahren; allein man klagte, daß der volle Betrag derselben und eine vollständige Auskunft über ihre Verwendung fortdauernd der Kenntniß des Publicums entzogen, und eben dadurch die Berathung über die Milderung des allgemeinen Nothstandes in einem hohen Grade erschwert, wo nicht unmöglich gemacht werde. — Man gab es zu, daß ein angemessener Theil des Ertrags dieser Güter schon unter der Regierung Georgs III zur Deckung der Civilliste verwendet worden sey, und auch ferner verwendet werden müsse; doch klagte man, daß aus diesem Betrage manche Institute unterhalten würden, die mit der Wohlfahrt der Unterthanen und mit dem wohlverstandenen Glanze des Thrones in keiner, oder nur sehr schwacher Verbindung ständen. Man klagte ferner über die Verleihung mehrerer Aemter an eine und

dieselbe Person; über Stellen, in denen man bei der ärmlichsten Besoldung unter drückenden Arbeiten seufzt, auf einer — und Sinecuren oder Stellen, in denen nichts gethan wird, auf der andern Seite, und über den, die Kräfte des Landes bedeutend übersteigenden Militär-Etat, von welchem letzteren man als Beispiel anführte, daß die Unterhaltung eines einzigen Cuirassierregiments jährlich 100,000 Rthlr. erfordere. — Einen Hauptgegenstand der allgemeinen Klage gab die zur Abhülfe der Landesbeschwerden, und zur Theilnahme an der Gesetzgebung berufene Ständeversammlung, die man schon seit einer Reihe von Jahren durch die Benennung Simulaker einer Landesrepräsentation zu bezeichnen gewohnt war, und deren unvollkommene, größtentheils aus Adeligen und Beamten bestehende Zusammensetzung, so wie die Art ihrer Ernennung und ihre Nichtentschädigung aus der Staatscasse, wie auch den langsamen Gang ihrer Arbeiten man bitter beklagte. Unvergessen war der schon vor Jahrhunderten in diesen Versammlungen aufgestellte Grundsatz: wo wir nicht mit rathen, da sollen wir auch nicht thaten, und doch war die Langsamkeit dieser Repräsentanten des Landes so weit gediehen, daß sie, um stockende Geschäfte zu bezeichnen, zu dem Sprüchworte: es landtagt, Veranlassung geworden war. Man klagte namentlich über den unverantwortlichen Mangel eines, gleich dem österreichischen und preußischen, in vaterländischer Sprache geschriebenen, bürgerlichen Gesetzbuches, — einer allgemeinen, gleichförmigen Gerichts-, Advocaten- und Depositalordnung, — einer den Zeitbedürfnissen entsprechenden Forstordnung, — einer Concursordnung, und eines den Credit fördernden Hypothekengesetzes ꝛc.

Aus diesen Gründen erklärt es sich, warum auch im Hannöverschen ein Geist der Unzufriedenheit herrschte, der einestheils hin und wieder den Pöbel zu Tumulten reizte, anderntheils die bessern Classen der Bevölkerung veranlaßte, auf dem Wege der Petitionen Reformen zu verlangen. Beides erfolgte erst im Jahre 1831, doch zeigte sich schon das Vorspiel dazu im Jahre 1830 in kleinen unruhigen Auftritten. Am 11 September fand ein Volksauflauf in Hannover statt, der jedoch sehr unbedeutend war. Im October veranlaßte die Druckschrift eines Servilen, worin derselbe den Regierungen gewaltsame Maßregeln anrieth und das Volk eine Canaille nannte, in Göttingen einen Auflauf, der jedoch ruhig ablief, da man dem Verfasser jener Schrift, weil seine Frau im Wochenbette lag, nicht, wie man Anfangs im Sinne hatte, die Fenster einwarf. Am 2 December entstand in derselben Stadt ein neuer Tumult. Die Studenten befreiten einen ihrer Genossen, Namens Auch, aus dem Gefängnisse, wohin er auf Requisition von Hessen-Kassel gesetzt worden war, weil er sich bei seiner Anwesenheit in Kassel „hochverrätherisch" sollte betragen haben. Alles dieses waren kleine Zeichen einer Gährung, die erst im folgenden Jahre in ihrer ganzen Heftigkeit ausbrach.

8.

Braunschweig.

Unter allen Ländern, in welche Deutschland zerstückelt ist, hat das Ländchen Braunschweig in jüngster Zeit die in-

tereſſanteſte Geſchichte erlebt. Wir haben ſchon im vorigen Jahrgange die beklagenswerthe Lage des kleinen Herzogthums unter der Willkürherrſchaft des jungen Herzogs Karl, und die redlichen, obwohl bis dahin völlig fruchtloſen, Bemühungen der von beſagtem Herzog nicht anerkannten braunſchweigiſchen Landſtände, beim Bundestage Hülfe zu finden, geſchildert. Wir haben die letzten Bundestagsbeſchlüſſe mitgetheilt, wonach dem Herzoge Karl nur die Pflicht auferlegt wurde, dem Könige von England, als vormaligem vormundſchaftlichen Regenten des Herzogthums, für die demſelben zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu geben.

Damit konnte denn das Volk um ſo weniger beruhigt werden, als der Herzog Karl ſich nicht einmal um die Bundestagsbeſchlüſſe bekümmerte, ſondern im kühnem Trotze die Befolgung derſelben verweigerte, durch verfaſſungswidrige Verkäufe des Staatsgutes eine Menge baaren Geldes zuſammenraffte und nach Paris reiste, wo er am 10 Januar anlangte. Hier konnte ihn Niemand zum Gehorſam gegen die Bundestagsbeſchlüſſe zwingen, und es ſchien ihm dabei ganz gleichgültig zu ſeyn, ob der Bundestag unterdeß ſein Land mit einer drückenden Execution heimſuchen möchte oder nicht. Er bekümmerte ſich während ſeiner Abweſenheit nur inſofern um das Land, als er auch aus der Ferne ſeine Willkürherrſchaft daſelbſt fortſetzen wollte, ſo lange es ging. Unter Anderm verbot er allen Staatsdienern und Penſionärs mit den Landſtänden, die er fortwährend nicht anerkannte, zu communiciren; ja er ging ſo weit, ſeinem Leibarzte zu verbieten, der Gemahlin eines Landſtandes, des Herrn von Cramm, Geburtshülfe zu leiſten. Im Januar ließ er den Buchhändler Niedmann zum öffentlichen Skan-

dal vor dem Theater verhaften und auf 4 Monate ins Gefängniß setzen, weil er eine Druckschrift verbreitet hatte, die erst nach der Verbreitung verboten wurde. Diese Kleinigkeiten erregten noch wenig Aufmerksamkeit; da aber der Herzog unter der Leitung des Staatsraths Bosse ein neues Finanzcollegium errichten ließ, das lediglich den Zweck hatte, die Privatcasse des Herzogs auf Kosten des Landes zu füllen, wogegen die Stände vergeblich protestirten, nahm der Unwille des Volkes in immer höherem Grade zu. Dieses Finanzcollegium beschränkte nicht nur die Besoldungen, sondern stellte auch die Forstcultur und alle öffentlichen Bauten ein, und verfügte den Verkauf von Stiftsgütern und Domänen, die nicht Privateigenthum des Herzogs, sondern Staatsgut waren.

Mittlerweile verstrich der Termin, an welchem Herzog Karl revociren sollte. Hannover reichte daher eine neue Beschwerdeschrift beim Bundestage ein, welcher dem Herzoge noch drei Wochen Frist gab, nach welcher Zeit ein Bundes-Executionsheer, aus königl. sächsischen Truppen bestehend, Braunschweig besetzen sollte. Jetzt erst bequemte sich Herzog Karl in etwas nachzugeben, aber auf eine Weise, die Hannover als eine neue Beleidigung ansehen mußte. Der Herzog ließ nämlich am 1 Mai in Braunschweig eine Verordnung publiciren, durch welche er vier frühere Verordnungen zurücknahm. Die erste, zweite und vierte waren gleichgültig, nur die dritte war das vielbesprochene Decret vom 10 Mai 1827, durch welches der Herzog die frühern Regierungsacte der vormundschaftlichen Regierung annullirt hatte. So war also die Revocation maskirt und die Hauptsache auf eine verächtliche Weise mit Nebensachen zusammengeworfen. Hannover fand dieses Verfah-

ren verletzend, und bestand auf einer Erklärung des Herzogs in einer anständigeren Form; allein der Herzog erklärte seinerseits, er werde nun keine Concession mehr machen.

Noch befand er sich in Paris, den Vergnügungen dieser Stadt hingegeben, als die Juliusrevolution ausbrach. Da er in seinem Reisewagen wie in seinem Zimmer beständig eine Menge Waffen um sich zu haben pflegte, und es den Parisern gerade damals um Waffen Noth that, so wurden ihm die seinigen genommen. Er selbst aber gerieth so sehr in Furcht und Schrecken, daß er eiliger davonfloh als Polignac und Karl X. Seine Flucht war so übereilt, daß er ohne Begleitung in Brüssel ankam und sogar einen Theil des Weges zu Fuß zurückgelegt haben soll.

Am 13 August kam er nach Braunschweig zurück, nicht aber, um, gewarnt durch das Beispiel der Pariser, den Klagen seines Volkes Gehör zu geben, sondern nur um neue Geldsummen aufzutreiben und sich zu einer neuen Reise zu rüsten. Er wollte nämlich, unbekümmert um sein Land, dasselbe abermals und auf längere Zeit verlassen und, da er nicht mehr nach Paris zurückzukehren Lust hatte, auf mehrere Jahre seinen Aufenthalt in London nehmen.

Zugleich beging der Herzog einige Handlungen, welche die Gemüther in hohem Grade erbitterten. Einem allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge hatte der Bundestag in der Sache des früher vom Herzoge verbannten Freiherrn von Sierstorpff dahin entschieden, daß der Rückkehr desselben kein Hinderniß im Wege stehe. Man erwartete also den allgemein geliebten Mann in Braunschweig, und die Bürger bereiteten ihm einen Fackelzug. Als der Herzog dieses erfuhr, befahl er dem General von Herzberg, in einem solchen

Falle mit Kartätschen unter das Volk zu schießen. Unter diesen Umständen blieb der Erwartete aus. — Noch mehr Unwillen erregte der Tod des Oberstallmeisters von Oeynhausen. Dieser greise Soldat wurde vom Herzoge zur Tafel gezogen und so lange mit Hohnreden gequält, bis er in der tiefsten Erschütterung des Gemüths halbtodt niedersank. Dennoch verfolgte ihn der Herzog an sein Krankenlager und erneuerte die Reden, die eine so tödtliche Wirkung auf den armen Mann übten. Er starb am folgenden Tage. Der Herzog soll gesagt haben: „Ich muß mich an Leichen gewöhnen.“ Später hat der Herzog diese Erzählungen für Lügen erklärt. Wir können ihre Wahrheit nicht verbürgen, wohl aber das, daß sie damals geglaubt wurden, und ungemein viel zur Erbitterung gegen den Herzog beitrugen.

Es ist merkwürdig, daß der Herzog, indem er das Urtheil der Gebildeten verachtete, auch die Gefahren gänzlich mißkannte, mit denen ihn der Pöbel bedrohte. Seitdem das neue Finanzcollegium alle öffentlichen Bauten eingestellt hatte, waren eine Menge Arbeiter aus dem niedrigsten Volke brodlos geworden, und unter diesen zeigte sich ein wilder Geist, noch mehr angeregt durch die Nachrichten aus Paris, die damals alle Völker elektrisirten. In Erwägung dieser bedenklichen Umstände richtete der Magistrat der Stadt Braunschweig am 31 August eine Bittschrift an den Herzog, worin er in den ehrerbietigsten Ausdrücken die Noth der Stadt und des Landes bei seiner langen Abwesenheit und bei seinen Finanzmaßregeln schilderte, ihn um Abhülfe und zugleich um die verfassungsmäßige Einberufung der Stände bat.

Der Herzog antwortete darauf in unbestimmten und ausweichenden Ausdrücken, bewilligte nichts, berief vielmehr

eilends die Beurlaubten zu den Regimentern ein, verstärkte die Wachen in der Stadt, und ließ am 6 September der Besatzung scharfe Patronen austheilen und sechzehn mit Kartätschen geladene Kanonen auf dem Schloßhofe aufführen.

Diese Drohung war eine Herausforderung an das bisher gehorsame, seine Klagen nur in demüthiger Bittweise vortragende Volk. Am Abend desselben Tages versammelte sich daher das Volk in großer Zahl vor dem Schlosse und Theater. Am Ausgange des letztern hielten die Equipagen des Herzogs und der Schauspielerin Dermer. Doch blieb Alles ruhig, bis der Herzog aus dem Theater kam und in den Wagen stieg. Da erhob sich ein ungeheures Geschrei, untermischt mit gellendem Pfeifen, und das Volk stürzte dem Wagen nach, indem es denselben mit Steinen warf und beschädigte. Ein Stein flog durch das Fenster. Mitten im Getümmel hörte man den Ruf: „Nieder mit ihm! Nieder mit dem Herzog!“ Der Wagen, der im Galopp davon fuhr, entkam in den Schloßhof, dessen Thore sogleich hinter ihm gesperrt wurden. Bald darauf erschien der Herzog zu Pferde mit gezogenem Degen. Der General von Herzberg suchte das Volk zu beschwichtigen, aber dieses antwortete: „Es lebe der Herzog Wilhelm! (Bruder des Herzogs.) Es lebe der General von Herzberg!“ untermischt mit Drohungen gegen den Herzog. Andere riefen: „Arbeit! Erlaß der Personalsteuer! Landstände!“ Trotz aller Ermahnungen des Generals wich das Volk nicht vom Platze, weil es keine hinlänglichen Versicherungen von Seite des Herzogs erhielt, daß seine Beschwerden erhört werden würden. Darüber im höchsten Zorne, ließ der Herzog sechs Kanonen gegen das Volk richten, das, obgleich unbewaffnet, nicht davor wich, und nur den dringendsten Vor-

stellungen des Generals gelang es, den Herzog von der beab-
sichtigten Kanonade abzuhalten.

Der Magistrat, unter seinem Director Bode, der Poli-
zeidirector Gravenhorst und eine Anzahl rechtlicher Bür-
ger erwogen die Gefahr, welche der Stadt durch einen Pöbel-
tumult drohte, konnten aber nur mit vieler Mühe vom Her-
zoge die Erlaubniß erhalten, eine Bürgergarde zu errich-
ten. Ausdrücklich verlangte der Herzog dabei, daß dieselbe
nur mit Piken und Säbeln, aber mit keinem Schießgewehre
versehen seyn dürfe, so sehr fürchtete er sich vor den Bürgern,
die doch nur zum Schutze der Ordnung herbeieilten.

Noch konnte der Herzog mit Hülfe der Bürger und durch
zweckmäßige Concessionen der ihn nahe bedrohenden Revolu-
tion begegnen; aber er that es nicht, zeigte sich vielmehr
entschlossen, Gewalt zu brauchen. Am Morgen des 7 Sep-
tembers ließ er den Bewohnern der dem Schlosse gegenüber-
liegenden Häuser rathen, ihre Effecten in Sicherheit zu brin-
gen, weil er gegen einen neuen Volksauflauf unfehlbar das
schwere Geschütz gebrauchen werde. Zugleich befahl er, 5500
Pfund Pulver zum Gebrauche der Truppen nach der nahen
Aegidienkirche zu schaffen. Sobald dieß bekannt wurde, ging
der Branntweinbrenner Götte, ein robuster und herzhafter
Mann, geradezu aufs Schloß, drängte sich mit Gewalt zum
Herzoge durch und machte ihm kraftvolle Vorstellungen wegen
des Pulvers, durch das er die halbe Stadt in Gefahr setze.
Sein energisches Betragen drängte dem Herzog in der That
den Befehl ab, das Pulver sogleich wieder fortzuschaffen.

Den höflichern Bitten des Magistrats gab der Herzog
jedoch nicht sogleich nach. Er wies die Deputation der Stadt
dreimal ab und empfing sie erst das viertemal, zu Mittag.

Das Ganze, wozu er sich verstand, war aber nur, daß er die Kanonen, die außerhalb des Schloßplatzes standen, zurückzog, und unter die brodlosen Arbeiter die kleine Summe von 5000 Thalern auszutheilen befahl. Von den Landständen wollte er nichts wissen, so wenig als von der Abstellung der allgemeinen Landesbeschwerden. Zum Abschiede erklärte er noch, er werde nicht halbe Maßregeln ergreifen, wie Karl X, sondern sich kräftiger gegen das Volk zu schützen wissen.

Diese Antwort befriedigte Niemand, und da die Kanonen auf dem Schloßplatze stehen blieben, so dauerte die Gährung fort, und brach am Abend mit furchtbarer Gewalt aus. „Die Mittagstafel des Herzogs war unruhig, der Herzog selbst ging auf und nieder, ertheilte Instructionen, und gab namentlich zweimal dem Commandeur der Artillerie, Major von Lübek, den Befehl, bei den ersten Unruhen mit den Kanonen unter das Volk feuern zu lassen. Schon während des Nachmittags hatten zahlreiche Haufen von Bürgern sich um das Schloß versammelt, je näher der Abend kam, desto mehr wuchs ihre Zahl, und schon wurden laute Aeußerungen und Pfeifen vernehmbar. Die Gitterthore wurden sämmtlich geschlossen, vor denselben aber, auf dem Bohlwege, häuften sich Tausende von Menschen, welche unter Toben und Verwünschungen Anfangs den in dem Eisengitter an mehreren Stellen befindlichen Namenszug des Herzogs zertrümmerten, und sich sodann bemühten, das mit dem rechten Flügel des Schlosses in Verbindung stehende Kanzleigebäude, den großen, vom Bohlwege in den Schloßgarten führenden Thorweg und die unter dem Bogen am rechten Schloßflügel befindliche hölzerne Thüre zu erbrechen. Aus den Vorstellungen seiner Umgebung entnahm der Herzog die Ueberzeugung, daß auch,

wenn

Herzog v. Braunschweig.

wenn er dem Militär Befehl, zu feuern, ertheilte, dennoch sein Leben bei der großen Ueberzahl der Angreifenden dringender Gefahr ausgesetzt sey; er ertheilte daher jenen Befehl nicht, sondern entschloß sich, als die Angreifer bereits in das Kanzleigebäude eindrangen, und nur mit größter Mühe durch einen Theil des Leibbataillons vom weitern Vorgehen in den Schloßgarten abgehalten wurden, zur schleunigen Flucht. Er nahm das Husarenregiment und das Leibbataillon zu seiner Escorte mit sich. Letzteres war daher wenigstens eine Stunde lang abwesend, wodurch der Garten, gerade der nächste Punkt des Angriffes, von jeder Vertheidigung entblößt wurde. — Der Herzog war fort. Kurz vor seinem Abgange hatte er dem General-Lieutenant von Herzberg das Commando mit unumschränkter Vollmacht, ganz nach eigenem Ermessen zu handeln, übergeben. Von dem Wunsche beseelt, das Schloß wo möglich zu retten, ritt dieser zu dem Magistratsdirector Bode, um ihn zur Rettung des Schlosses aufzufordern. Der Letztere erklärte, seinen Posten unter den jetzt so dringenden Umständen nicht verlassen zu können; doch ward verabredet, daß die disponibeln Bürgergarden zum Schlosse geführt werden sollten, um wo möglich den Sturm zu besänftigen. Der General ward beim Zurückreiten an der Pforte mit gellendem Pfeifen und mit Steinwürfen empfangen, wodurch er an der Schulter gestreift, sein Adjutant am Kopfe verletzt ward. Mehrere Patrouillen von Bürgergarden zeigten sich zwar, aber sie waren zu schwach, um irgend eine Wirkung hervorbringen zu können; in wenigen Augenblicken waren sie entwaffnet und den drohendsten Mißhandlungen ausgesetzt. — Jetzt mußte der General von Herzberg sich entscheiden. Wenn er jetzt angriff, war der Erfolg zweifelhaft

unabsehbares Unglück konnte daraus entstehen — er wählte, und wählte glücklich. Er gab den Befehl, nicht zu feuern, vielmehr die Truppen zurückzuziehen, sobald man, ohne zu schießen, nicht länger würde Widerstand leisten können. — Schon war, im Augenblicke der Abreise des Herzogs, die Kanzlei gesprengt und der Eingang zum Schlosse und Garten geöffnet. Die Truppen zogen sich allmählich bis zum Mittelgebäude des Schlosses und von da in den Garten zurück. Schon loderte die Flamme aus den Fenstern des Kanzleigebäudes empor, denn die Stürmenden hatten die Archive mit Pechkränzen angezündet. Vergebens hatte der Magistratsdirector Bode es versucht, durch Vorstellungen der Wuth Einhalt zu thun; keine Stimme, kein Rath ward mehr gehört, Geschrei und Verwünschungen übertäubten Alles, und Zerstörung war der immer dichter nachstürzenden Menge einziger Gedanke. Bald waren auch die äußersten Zimmer des rechten Flügels des Schlosses, in welchem die vom Herzoge bewohnten Gemächer lagen, in Brand gerathen, Gegenstände aller Art wurden aus den Fenstern hinabgeworfen, Alles, was sich fand, wurde zertrümmert, und selbst in den schon brennenden Zimmern suchte man die werthvollen Effecten dem Feuer zu entreißen, um mit eigenen Händen sie zu vernichten. — Der Magistratsdirector wollte es versuchen, mit Hülfe der Bürgergarden herbeigebrachte Spritzen zur Löschung des Feuers anzuwenden; aber tausend Stimmen erhoben sich dagegen, das Schloß, rief Alles, müsse der Erde gleich gemacht werden, und drohte, die Feuerlöschungsgeräthe zu zertrümmern, wenn man es wagen wolle, sie zu gebrauchen. Die Gluth war so stark, daß die dem Schlosse gegenüberliegenden Gebäude ebenfalls in Brand zu gerathen drohten; die

Fenster in denselben zersprangen, und das Holzwerk fing bereits zu glimmen an. Sie durch Anwendung der Feuerspritzen zu retten, gelang; aber so wie es versucht wurde, den Wasserstrahl gegen das Schloß selbst zu lenken, erhob sich die Wuth des Volks, und Einige, die den Versuch gewagt hatten, trugen schwere Wunden davon. — Der General von Herzberg versuchte durch starke, in das Innere des Schlosses abgesendete Patrouillen die eingedrungenen, mit Fortführung der Sachen beschäftigten Haufen zu vertreiben, und obwohl dieses, bei der Menge derselben, nicht völlig gelang, so ward doch manches, insbesondere das Schatzgewölbe und die Silberkammer, gerettet. Viele Papiere von der äußersten Wichtigkeit waren ebenfalls in dem brennenden Wohnzimmer des Herzogs den Flammen entzogen, und in die Hände von Privatpersonen gefallen, die sie späterhin den Behörden zu angemessenem Gebrauche überlieferten. Auch hatten an mehreren Stellen in der Nähe des Schlosses sich Bürger vereinigt, um die ihrem Schutze übergebenen geretteten Gegenstände aller Art zu bewachen; schon in der Nacht, und noch mehr an den folgenden Tagen, ward eine große Menge derselben an den dazu bestimmten Orten niedergelegt. — Aber welches auch die Gefühle oder die Handlungen des Einzelnen in dieser verhängnißvollen Nacht seyn mochten, in dem Einen Gedanken vereinigten sich Alle, daß eine so außerordentliche That nothwendig gewesen sey, um den unerhörten Druck der zuletzt unerträglich gewordenen Regierung zu beenden, um eine Scheidewand zu ziehen, die die Rückkehr zu derselben unmöglich mache, und um aus den Ruinen eine bessere Zukunft erblühen zu sehen. — Erst gegen den Anbruch des Tages gelang es, Feuerspritzen in den Schloßhof zu bringen und regelmäßigere Lösch-

anstalten zu treffen; doch konnten dieselben nur schwach betrieben werden, da auch zur Rettung des noch übrigen Theiles des Schlosses kaum irgend eine Hand zu finden war, und selbst das Erbieten der Zahlung eines vierfachen Tagelohnes mit Kälte abgewiesen wurde. „Das Schloß muß brennen," war die beständige Antwort, und nur die Vorstellung, daß die nahe an den linken Flügel des Schlosses gränzenden Hintergebäude der Langendammstraße in der drohendsten Gefahr schwebten, wenn nicht Hülfe geschafft werde, vermochte zuletzt Einige, zur Hemmung des Brandes beizutragen. — Nun erließ Bode eine Proclamation, und noch vor Mittag standen 1500 wohlbewaffnete Bürger zusammen. — Sie wählten ihre Officiere, und diese wieder den Kaufmann Lud. Löbbeke zum Anführer; der Kammerjunker Heyer von Münchhausen und der Buchhändler Ed. Vieweg übernahmen den Dienst als Adjutanten desselben, zu welchen sich noch einige Tage später der Dr. Meier gesellte. Um 2 Uhr Nachmittags besetzten sie mit dem Militär das Schloß und die ganze Stadt. — Noch an diesem Tage verkündete der engere Ausschuß der Landstände die Zusammenberufung des größern Ausschusses, und am 9 September ward der Zusammentritt der Stände binnen möglichst kurzer Frist verheißen. — Mit der ersten Wiederkehr der Ruhe hatte der Blick eines jeden Bürgers sich in die Zukunft gewendet. Niemand zweifelte daran, daß die außerordentlichen Umstände auch die außerordentliche That rechtfertigen würden, und der Entschluß, nie wieder unter ein Regiment zurückzukehren, das zu einem so ungeheuern Extreme geführt hatte, stand fest in einem jeden Herzen. Zu dem jüngern Bruder des Herzogs Karl richteten sich Aller Hoffnungen. Eine Adresse ward entworfen, um ihn nach

Braunschweig einzuladen. — Da entstand plötzlich am 10 September, Mittags 1 Uhr, in der Stadt eine lebhafte Bewegung, und man vernahm, der Herzog Wilhelm sey schon auf dem Lustschlosse Richmont angelangt. Der junge Herzog war auf die erste Nachricht von dem Aufstande in Braunschweig aus Berlin herbeigeeilt, wo er in preußischen Militärdiensten stand.

Unter seinen Auspicien wurde die Ruhe vollkommen wieder hergestellt. Viele Brandstifter wurden in Verhaft gebracht, und einerseits ihre Gewaltthat bestraft, andrerseits aber auch all den Beschwerden abgeholfen, die dazu Veranlassung gegeben hatten. Mit Recht sagte damals der englische Courier: „Das Ereigniß in Braunschweig darf nicht in Erstaunen setzen, denn schon seit geraumer Zeit war das Benehmen des Herzogs von der Art, daß es auch von dem geduldigsten Volke auf der Erde nicht länger hätte ertragen werden können. Der Aufstand war von einigen Excessen begleitet, welche jedoch in einem Lande, wo es keine verbindende Behörde zwischen Fürst und Volk gibt, jederzeit stattfinden, wenn letzteres, durch Bedrückungen zur Verzweiflung gebracht, denjenigen zu gehorchen aufhört, denen es lange und geduldig unterthan gewesen war.“

Jedermann war darüber einverstanden, daß der Herzog Wilhelm an seines Bruders Statt die Landesregierung übernehmen solle. Schon am 12 September richtete die Bürgerschaft von Braunschweig zu diesem Zwecke eine Adresse an den Herzog. Am 22 September richteten alle Städte des Landes eine gleiche Adresse an die Stände.

Die Landstände entwickelten nun in einer Adresse an den Herzog Wilhelm am 27 September die Gründe, aus welchen

sie den allgemeinen Volkswunsch unterstützten. Darin werden alle Uebel des alten Regime's aufgedeckt: „Das Aufhören einer geregelten Regierung, Zerrüttung der Finanzen, Unterdrückung des Rechts, moralische Verderbniß der Beamten und fortwährendes Sinken des Wohlstandes der Einwohner, ist in allgemeinen Umrissen das Bild, welches mitten in Deutschland aufgestellt zu werden drohte. — Ein Staatsministerium stand an der Spitze der Verwaltung, ohne Einfluß auf die wichtigsten innern und äußern Angelegenheiten, häufig nur als Vollstrecker von Beschlüssen, welche, ohne dasselbe gehört zu haben, oder gegen dessen eindringlichste Vorstellungen gefaßt waren. — Laut haben die Mitglieder desselben sich über dieses ihr Verhältniß geäußert, um als Vollzieher von verfassungswidrigen Verfügungen sich zu rechtfertigen. Im Hintergrunde befanden sich, im Besitze des höchsten Vertrauens, Rathgeber, deren Einige im begründeten Rufe tiefer moralischer Verderbtheit standen, andere nur schmeicheln und gutheißen konnten, oder, aus untergeordneten Verhältnissen emporgehoben, gänzlich der Fähigkeiten und Kenntnisse ermangelten, um bestehende Rechtsverhältnisse beachten zu können. Für die Weisungen, welche von solchen Personen der höchsten Stratsbehörde und einzelnen Beamten zugingen, ward unweigerliche Befolgung gefordert; sie wußten durch Belohnungen und Verheißungen mehrere der Unterofficianten und manche Privatpersonen als Späher zu gewinnen, um diejenigen, welche den Verfall der guten alten Ordnung beklagten, zur gelegentlichen Kränkung anzuzeigen; sie ließen zu gleichem Zwecke sich die Briefe der im Voraus bezeichneten Personen, besonders der Staatsdiener, vom Postamte einhändigen, um die Stellen daraus zu bemerken, in welchen

sie einen Tadel über die öffentliche Verwaltung zu erblicken wähnten. Da wegen mündlicher Aeußerungen der Art keine Beweise gefordert werden konnten, so durfte man nur den Agenten der geheimen Polizei mißfallen, um, trotz der größten Vorsicht, als Uebelwollender bezeichnet zu werden. Die Schlechtesten wußten durch Anschluß an jene, und durch künstlich abgefaßte Briefe sich leicht den Weg zur Gunst und Beförderung zu bahnen; die bessern Staatsdiener mußten immer mehr zurückgedrängt werden, weil sie um die Gunst solcher Menschen zu buhlen verschmähten und Kränkungen nicht länger zu ertragen vermochten, welche auf vielfältige Weise ihnen und um ihrer willen ihren entferntesten Verwandten zugefügt wurden. — Ferner sollten die Gerichte der höchsten Willkür dienen, und neben denselben auch abhängige Verwaltungsbehörden zur Ausübung des Strafamts ermächtigt werden. In Verfolgung dieses Ziels sind wahre Kriminalstrafen, ohne vorgängige Untersuchung, auf höchsten Specialbefehl gegen allgemein geachtete Personen verhängt, dem Districtsgerichte zu Braunschweig Verbote der Vollstreckung rechtskräftiger Entscheidungen in einzelnen Fällen zugegangen, und Weisungen an dasselbe erlassen, welche nichts weniger bezweckten, als dasselbe in allen das herrschaftliche Interesse berührenden Streitsachen einer förmlichen Beaufsichtigung rechtsunkundiger Personen zu unterwerfen. — Die Mitglieder dieses Gerichts und die der höhern Justizcollegien, welche fest an ihren beschwornen Verpflichtungen hielten und durch bescheidene Vorstellungen den Eingriffen in den Lauf der Justiz zu wehren suchten, haben die höchste Ungnade vielfach und sehr empfindlich fühlen müssen; namentlich ist die Verordnung vom 25 Februar dieses Jahrs, den Urlaub der herzoglichen

Dienerschaft betreffend, dazu benutzt, sie, gleich Gefangenen, ununterbrochen, und selbst an den Fest- und Ferientagen, an ihren Wohnort zu bannen, und von Badereisen sie abzuhalten, welche zur Herstellung ihrer Gesundheit als unerläßlich bescheinigt waren. — So wurde auch im März dieses Jahres verfassungswidrig ein Oberhofgericht, mit Criminal- und Civilgerichtsbarkeit über die zum Hofstaate gehörigen oder herrschaftliche Gebäude bewohnenden Personen, unter unmittelbarer Beaufsichtigung des Staatsministeriums, und unter dem Vorsitze eines der Rechte unkundigen Hofofficianten errichtet, und unter gleichen Abhängigkeitsverhältnissen ein Generalkriegsgericht für nicht-militärische Straf- und Civilsachen der Militärpersonen. Die Beweise für die beabsichtigte Umgestaltung der sämmtlichen Gerichtsbehörden gelangten in Folge des unglücklichen Schloßbrandes durch die aus dem Cabinette geretteten Schriften zur öffentlichen Kunde, und ward daneben dem Publicum die Aussicht in eine schaudererregende Zukunft enthüllt. Wir schweigen über den nähern Inhalt der angedeuteten Documente; möchten glückliche Zeiten sie für immer in Vergessenheit bringen. — Die Finanzen waren beim Regierungsantritte Sr. hochfürstlichen Durchlaucht so zu Höchstdessen Vortheil geordnet, daß die Vorzeit in dieser Hinsicht nicht eine ähnliche günstige Lage eines braunschweigischen Regenten aufzuweisen vermag. Die Kammercasse lieferte, nach Bestreitung der darauf ruhenden Staatshaushaltsausgaben und Vorwegnahme der vertragsmäßig zur Schuldentilgung zu verwendenden Summe, einen Ueberschuß, der mehr als hinreichend war, die Kosten des glänzendsten Hofstaats damit zu bestreiten. Vereint mit den Einkünften eines beträchtlichen Privatvermögens, verlieh jene Ueberschußsumme

Sr. Durchlaucht in reichem Maße die Mittel, alle Neigungen befriedigen, und dabei auf Hebung des Kunstfleißes und Förderung der bürgerlichen Nahrung hinwirken zu können. In die Landescasse zahlte der Kopf 3¼ Thaler. — Vieles war bei den letzten Ständeverhandlungen für die nächsten drei Jahre auf die Steuercasse übernommen, was früher der Kammercasse allein, oder in Gemeinschaft mit jener, obgelegen hatte. Es war Sr. Durchlaucht vorbehalten, Sich durch eine Erleichterung der einstweilen noch forterhobenen außerordentlichen Abgaben der Liebe der Unterthanen noch mehr versichern zu können. — Von allen den Hoffnungen traf indeß nicht nur keine ein, sondern es ward sogar, mit Verletzung aller hinsichtlich des Finanzwesens bestehenden Verträge und Grundgesetze, ja selbst auf die Gefahr einer Hemmung der Staatsverwaltung in ihren wesentlichsten Zweigen, nur darauf Bedacht genommen, den höchstmöglichen Geldbetrag zur herzoglichen Privatcasse zu ziehen. Die neue Ordnung des Steuerwesens unterblieb, weil die Stände nicht berufen wurden; selbst der Antrag der Mitglieder der Ausschüsse, auf Zulassung einer den Kräften der Steuercasse entsprechenden Ermäßigung der Personalsteuer, fand nicht Gehör. Von den Kammereinkünften wurde die nach den bestehenden Verträgen zur Schuldentilgung jährlich zu verwendende Summe zurückbehalten, nicht das erforderliche Geld zu den nöthigen Bauten auf den Domänen, zu den Forstculturen und zu Besserungen der nicht der Steuercasse überwiesenen Wege ferner bewilligt. Erledigte Stellen blieben, in so fern der Gehalt auf der Kammercasse ruhte, unbesetzt, wenn sie nicht ohne Besoldungsvermehrung einem Beamten mit übertragen werden konnten. Alle Schilderungen der Nachtheile, welche

der Verwaltung und Justizpflege hieraus zu erwachsen drohten, fanden keinen Eingang; nicht einmal die Anzeige des Landgerichts, daß die dermaligen Mitglieder, außer Stande den überhäuften Arbeiten vorstehen zu können, sich von der aus der Stockung des Geschäftsganges denselben erwachsenden Verantwortlichkeit lossagen müßten, konnte bewirken, daß auch nur in Einem so dringenden Falle von dem verderblichen Systeme der Geldanhäufung abgewichen wurde. — So schnell nun aber auch auf diese Weise, und bei den außerordentlichen Einschränkungen der Ausgaben für die herzogliche Hofhaltung, sich die Schätze häufen mußten, welche Se. Durchlaucht als Höchstihrem Privatvermögen zugewachsen ansahen, und der öffentlichen Verwaltung entzogen: so erschienen doch bald diese Mittel zu dem beabsichtigten Zwecke nicht mehr genügend; es ward zum Angriffe des indisponibeln Staatsgutes übergegangen. — Das Edict vom 1 Mai 1794, durch welches des verewigten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand Durchlaucht die Kammercasse für ewige Zeiten zur Bestreitung des Unterhalts des herzoglichen Hauses und der darauf lastenden Staatsbedürfnisse im Stande zu erhalten Sich bewogen fand, bot kein Hinderniß mehr, nachdem die Schranken der bestehenden Verfassung nicht weiter beachtet wurden. Selbst die Schwierigkeit, daß die Mitglieder der Kammer und des höhern Justizcollegiums auf die strenge Befolgung der Vorschriften jenes Edicts beeidigt waren, ist gewissermaßen dadurch besiegt, daß, gleichfalls verfassungswidrig, die bestehende Finanzverwaltung eine Umgestaltung erlitt, welche in jeder andern Hinsicht zwecklos und nur den Geschäftsgang zu erschweren geeignet war. — Jene Angriffe begannen mit einem Befehle

an das damals noch existirende Kammercollegium, daß für Capitalien, welche der herzoglich Bevernschen Nebenlinie nur zum Zinsgenusse versichert waren, mit dem erfolgten Aussterben jenes Zweiges des Fürstenhauses aber als erloschen betrachtet werden mußten, so wie für die Privatforderungen Sr. Durchlaucht, welche, zum Theil wenigstens, schon durch die eingezogenen, verfassungsmäßig festgesetzten Schuldentilgungsgelder bezahlt waren, neue, auf den Inhaber lautende Verbriefungen, mit erhöhtem Zinsfuße, ausgestellt werden sollten. Auf die Gegenvorstellungen der Mitglieder jenes, bald nachher aufgelösten Collegiums, ward zwar auf der Ausführung jenes Befehls nicht weiter bestanden; es wurden aber jene Obligationen, ganz in der Form, wie sie das vorerwähnte Edict vom 1 Mai 1794 vorschreibt, mit den in Steindruck nachgebildeten Namen der Mitglieder des Ministeriums, der Kammer und des Präsidenten des Landesgerichts angefertigt, ohne daß einer dieser Beamten darum wußte, geschweige denn ein Concept signirt hatte. Nur ein Formular wurde denselben, ohne Andeutung des Zweckes, vorgelegt, um ihr „gesehen" darunter zu bemerken; unausgefüllt wurden dieselben, durch einen dazu deputirten Cabinetsdiener, mit dem Siegel der herzoglichen Kammer versehen; nur von der Stückzahl, nicht von den Summen, über welche sie ausgestellt werden sollten, ward letztere in Kenntniß gesetzt. — So emsig inzwischen die Obligationen ausgeboten sind, so haben dieselben nur geringen Abgang gefunden, und ist von dieser Maßregel zur Veräußerung der Domänen übergegangen. — Mit den Grundstücken der Stifter St. Blasi und St. Cyriaci, welche nach dem Reichs-Deputations-Hauptschlusse vom 25 Februar 1803 für auf-

lösbar erklärt waren, jedoch, hinsichtlich ihrer besonderen Verhältnisse zur Landschaft, vom Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand nicht, wie solches mit den übrigen danach aufgehobenen Stiftern geschah, dem Kammergute einverleibt wurden, ward der Anfang zur Veräußerung gemacht. Der Verkauf der Curien schien selbst nach dem vorerwähnten Edicte gerechtfertigt, jedoch wurden die Kaufgelder dafür nicht, der Vorschrift gemäß, dem Kammerfonds überwiesen. — Ein mit dem Titel eines Kanzleidirectors begnadigter Schreiber reiste in Vollmacht Sr. Durchlaucht im Lande umher, um die Dorfgemeinden zum Abkaufe ihrer Zehnten, Dienste und sonstigen Grundprästationen zu bereden welche, nach angemessenen Grundsätzen und mit Rücksicht auf die Sicherung des Kammerguts durch eine Verordnung allgemein für ablösbar erklärt zu sehen, die Stände schon auf dem letzten Landtage gewünscht, und ihre desfallsigen Anträge bei den nächsten Verhandlungen zu erneuern beschlossen hatten. — Vollständige Domänen wurden, obwohl mit wenigerem Glücke, von jenem Agenten zu wohlfeilen Preisen bei reichen Privatpersonen feil geboten. Die aus solchen Verkaufungen gelösten Gelder sind unmittelbar an die herzogliche Privatcasse eingezahlt, und hat kein Staatsdiener erfahren, auf welche Weise darüber verfügt ist. Nur die Ueberweisung der veräußerten Grundstücke mußte die neu eingesetzte Domänenverwaltung auf den Befehl des herzoglichen Staatsministeriums, nach den Anweisungen jenes Bevollmächtigten, besorgen. — Schwand längst schon das Vertrauen zur Regierung in dem Maße, daß viele redliche Staatsdiener und unabhängige Privatpersonen unter bedeutenden Opfern ihr früher so sehr geliebtes Vaterland ver-

ließen, daß Allen der Muth entsank, durch Unternehmungen irgend einer Art sich fester an dasselbe zu binden, — konnte die Nahrungslosigkeit schon in Folge des Geschehenen zu dem Punkte gesteigert werden, welchen sie jetzt erreicht hat: so wird man das über seine Erwartungen an die Zukunft gegenwärtig völlig aufgeklärte Volk nicht unerlaubter Anmaßung beschuldigen dürfen, wenn es Gewährleistung für eine dem Zwecke des Staatsvereins entsprechende Regierung verlangt, zugleich aber es für unmöglich hält, daß eine solche Regierung unter einem Fürsten gesichert werden könne, der nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, die ihn umgaben, und nach den vielen zur öffentlichen Kunde gebrachten Documenten, durchaus unempfänglich für alle Vorstellungen war, welche sein eigenes und seines Landes Wohl bezweckten."

Am Tage darauf (28 September) erklärte Herzog Wilhelm, daß er bis auf Weiteres die Regierung übernehmen wolle, daß die Stände aber, wenn sie die Regierung definitiv und für immer in seine Hände gelegt wünschten, zunächst die Vermittlung des Königs von England, als des nächsten Verwandten, nachsuchen möchten, welches auch geschah.

Es wurden nun sogleich die nöthigsten Reformen vorgenommen, die verhaßte Personalsteuer herabgesetzt, die Verkäufe des Staatsguts eingestellt, das landverderbliche Dienstpersonal entfernt, das Oberhofgericht aufgelöst, die alte Justizverfassung wieder eingeführt, den ungerecht Landesverwiesenen oder Geflüchteten die Rückkehr erlaubt, die Mißhandelten in ihre Ehren wieder eingesetzt ꝛc. Das alte Ministerium wurde gänzlich aufgelöst. Die HH.

von Bülow II, v. Münchhausen und Henneberg nahmen ihre Entlassung. Bosse und Frike, die sich vorzüglich beim Volke verhaßt gemacht hatten, wurden schon unmittelbar nach der Flucht des Herzogs Karl außer Activität gesetzt. Das neue Ministerium erhielt zu stimmführenden Mitgliedern Graf v. Veltheim, Hrn. v. Schleinitz, Schulze, zum Secretär Koch. Hr. von Sierstorpff kehrte im Jubel zurück, und die Angelegenheiten des seitdem in hannöverische Dienste übergetretenen Herrn von Schmidt-Phiseldeck wurden zu dessen glänzender Genugthuung revidirt.

Somit kehrte Ruhe und Zufriedenheit nach Braunschweig zurück. Nur unter der rohen Menge zeigten sich noch Spuren von Aufregung, die jedoch keinen politischen Zweck hatten. In Zorge am Harz entstand ein kleiner Auflauf unter den Arbeitern der Hüttenwerke, indem sie höheren Lohn ertrotzen wollten. Die Sache hatte keine Folgen.

Unterdeß bemühte sich einerseits der entflohene Herzog Karl, andrerseits der von den braunschweigischen Ständen abgesandte Graf von Oberg in London um die Vermittlung des Königs von England. Herzog Karl war, sein brennendes Schloß im Rücken lassend, eiligst aus dem Lande geflohen, und hatte den Weg nach England eingeschlagen, wo er am 14 September landete. Umsonst bat er um eine Audienz beim Könige, der ihm sagen ließ, er würde ihn als Privatmann empfangen; da er aber König von England und Bruder des vorigen Königs sey (den er, Karl, so auffallend beleidigt hatte), könne er ihn nicht empfangen. Nichtsdestoweniger verbreitete Herzog Karl das Gerücht, er habe eine Audienz erhalten, um dadurch den Braunschweigern zu imponiren. Allein sogleich erklärte das

Morning-Chronicle: „Se. Majestät beharrten auf Ihrer Weigerung Seine Durchlaucht zu sehen," und bemerkte, „daß der Herzog nach der Indiscretion, mit welcher derselbe vorgegeben, beim Könige gewesen zu seyn, während er doch nicht bei ihm gewesen ist, keine Audienz erhalten könne." Nun versuchte der Herzog, was er noch in Braunschweig selbst ausrichten könne.

Unterm 20 September erklärte er, daß er selbst seinen Bruder Wilhelm einstweilen mit der Führung der Geschäfte in Braunschweig beauftrage, und sodann sandte er seinen Adjutanten Sommer dahin, um die Summe von 60,000 Rthl. als Entschädigung für den Schloßbrand einzucassiren. Dieser Gesandte wurde jedoch verhaftet, weil man fand, daß er zugleich den Auftrag habe, Unruhen zu machen.

Während Herzog Karl sich vergeblich nach Freunden und Gönnern umsah, wurde dagegen der Graf von Oberg in England sehr günstig aufgenommen. Der König zog ihn zur Tafel und gab ihm die herzlichsten Versicherungen, daß er Alles zum Wohle der Braunschweiger und zur Ehre seines, des verschwisterten englisch-braunschweigischen Hauses thun werde. Dieses Versprechen hielt er auch. Wozu hätte eine Intervention zu Gunsten des Herzogs Karl führen können? Sollte man ihn mit Gewalt der Waffen in Braunschweig wieder einsetzen, um dem Buchstaben der Legitimität zu genügen? Dieß hätte das Land ins größte Unglück gestürzt, zu neuen Revolutionen geführt und die Ehre nicht nur des welfischen Fürstenstammes, sondern aller deutschen Fürsten compromittirt, denn Herzog Karl hatte schon genug gethan, um den Namen eines Landesvaters zu entweihen. Läßt sich sein heftiger Charakter durch physische Anlagen, Jugend, böses

Beispiel, Verhetzung durch schlechte Rathgeber ꝛc. entschuldigen, so kann er auf der andern Seite sich wieder nicht beklagen, das Opfer dieser Heftigkeit geworden zu seyn, die sich einmal mit den landesväterlichen Pflichten und mit den Rechten eines Volkes nicht mehr verträgt. Als es der König von England auf sich nahm, zuerst in einem Familienrathe des welfischen Hauses diese Sache zu entscheiden, wurden ihm desfalls von Seite der übrigen deutschen Bundesfürsten keine Hindernisse in den Weg gelegt. Indeß suchte man den bösen Handel auf eine möglichst gütliche Weise zu schlichten, indem der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Aberdeen, vom Könige den Auftrag erhielt, mit dem Herzoge Karl zu unterhandeln, denselben zur freiwilligen Thronentsagung zu bewegen und ihm dagegen eine anständige Geldentschädigung zu sichern. Anfangs hieß es nun, der Herzog Karl habe die ungeheure Entschädigungssumme von 60,000 Pfund Sterling jährliche Revenuen verlangt. Später hieß es, er habe mehr Fügsamkeit gezeigt, und die Unterhandlungen hätten schon am nächsten Tage abgeschlossen werden sollen, als er plötzlich am 9 November, ohne weiter eine Mittheilung zu machen und ohne Abschied England verließ.

Nunmehr erklärte der König von England unterm 21 November: „Wir haben gewünscht, durch eine gütliche Uebereinkunft den entstandenen Beschwerden Abhülfe zu schaffen, und haben uns deßhalb angelegen seyn lassen, den Herzog Karl zu den Bewilligungen zu vermögen, welche die Umstände erfordern. Leider hat der Herzog Karl unsern wohlgemeinten Absichten nicht entsprochen. An seiner bekannten Sinnes- und Handlungsweise ist jeder Versuch gescheitert den entstan-

WILHELM

Herzog von Braunschweig.

standenen Beschwerden im Wege einer gütlichen Verhandlung abzuhelfen. Wir nehmen daher keinen längern Anstand, der vereinigten braunschweig-wolfenbüttelschen und blankenburgischen Landschaft zu eröffnen, daß dieselbe zur Abhülfe ihrer gerechten Beschwerden den Schutz und den Beistand von uns zu erwarten hat, zu welchen wir ohnehin durch die verwandtschaftlichen Bande aufgefordert werden, die uns mit dem braunschweig-wolfenbüttelschen Fürstenhause verbinden. Wir werden vordersamst mit unserm geliebten Neffen, dem Herzoge Wilhelm Durchlaucht, diejenigen Maßregeln berathen und ergreifen, welche geeignet sind, demselben die Ausübung der Regierungsrechte zu sichern."

Man glaubte, Herzog Karl sey auf dem Wege nach Italien, wo er den Winter zuzubringen erklärt hatte, als er plötzlich an der Gränze seines Herzogthums erschien, um sich vermittelst einer Contrerevolution mit Gewalt wieder auf den Thron zu setzen. Kaum gelangte das erste Gerücht von seiner Annäherung nach Braunschweig, als auch schon die Bürgergarde dieser Stadt, unter Anführung des Kammerjunkers von Münchhausen, Dr. E. Meyer und Buchhändler Vieweg, folgenden Revers unterschrieb: „Wir erklären auf das feierlichste und bündigste, daß wir niemals und unter keiner Bedingung den Herzog Karl für unsern Landesherrn wieder anerkennen oder seinen Befehlen Folge leisten wollen; daß wir dagegen fest entschlossen sind, dem durchlauchtigsten Herzoge Wilhelm, den allein wir für unsern rechtmäßigen Landesherrn halten, wie es getreuen Unterthanen eignet und gebührt, den schuldigen Gehorsam stets bezeugen wollen."

Zugleich machten sich die Truppen und alle Bürgergarden im Lande fertig, den Feind zu erwarten.

Herzog Karl bediente sich der Kriegslist, einen Gesandten an seinen Bruder zu schicken, und ihn zu einer Zusammenkunft in Fulda einzuladen. Dorthin hoffte er ihn in den April zu schicken, während er selbst unterdeß von Gotha aus die Contrerevolution ins Werk setzen wollte. Allein als er von Gotha den Baron Bender von Bienenthal mit Proclamationen voraussandte, fiel dieser alsbald den Braunschweigern in die Hände und wurde arretirt. Man fand bei ihm Proclamationen und Verordnungen des Herzogs Karl, worin derselbe 1) seinen Beschluß vom 20 September zurücknahm und seinem Bruder das fernere Regieren untersagte; 2) die Regierung einstweilen dem Herrn Bender von Bienenthal übertrug; 3) die Armee auflöste; 4) alle Zehnten und Frohnden für ablöslich erklärte; 5) den Armen alle Steuern erließ. Auch erklärte der Herzog in einer Proclamation, aus Frankfurt vom 18 November datirt: „Könnten die bisherigen Aufrührer noch ferner Hoch- und Staatsverrath ausüben, und so die Nothwendigkeit eintreten, deren Güter zu confisciren, so ist es unser Wille, daß diese nicht zum Besten des Staats im Allgemeinen, sondern der Aermsten unserer Unterthanen, und derer ausgetheilt werden, welche zuerst nach dem Erscheinen dieser Proclamation sich uns anschlossen."

Am 29 November erschien der Herzog Karl in eigener Person in dem preußischen Städtchen Ellrich, um von hier aus die Contrerevolution zu beginnen. Aus dem oben schon erwähnten Zorge lief ihm in der That einiges be-

zahlte Gesindel zu, welches er haranguirte und an dessen Spitze er am folgenden Tage (30 November) gegen die Gränze vorrückte. Ein braunschweigisches Piket, welches dieselbe besetzt hielt, erklärte dem Herzog, es werde sich seinem Eintritte mit Gewalt widersetzen. Er hielt an, suchte die Soldaten zu gewinnen, fand aber kein Gehör. Dem Lieutenant Jäger, der die Gränze bewachte, warf er seine Untreue vor, da er ihn selbst zum Lieutenant gemacht habe. Dieser aber erwiderte: „Ich und die Truppen haben nicht Eure Durchlaucht, sondern Sie haben uns und das Land verlassen.“ Der Herzog wollte endlich mit Gewalt durchdringen, da ließ der Lieutenant seine Leute anschlagen, und der Herzog — wendete sein Roß und ritt davon, sich nachher entschuldigend, er habe kein Unterthanenblut vergießen wollen. Das Gesindel, das ihm gefolgt war, lief auseinander. Er selbst ritt nach Osterode. Hier aber, am folgenden Tage, rottete sich das Volk gegen ihn zusammen, weil es hörte, daß er einen zweiten Angriff versuchen wolle, und er mußte durch eine Hinterthüre des Gasthofs entfliehen. Zu Fuß und sehr erschöpft langte er um Mitternacht in dem Dorfe Dorste an, von wo er in einem elenden Wagen auf Stroh weiter fuhr, und in diesem traurigen Zustande über Netra, Eisenach am 3 December wieder nach Gotha zurückkehrte. Ueberall verfolgte ihn der Unwille und der Spott. Er reiste daher eiligst weiter und nahm zunächst seinen Aufenthalt in Metz, wohin ihm die auf seiner Flucht zurückgelassenen Bedienten und Effecten nachgeschickt wurden.

Unmittelbar nach diesem Ereignisse erregte folgende Mittheilung des engern Ständeausschusses an die übrigen Ständemitglieder allgemeine Freude im Lande. „Mittelst Re-

scripts des herzoglichen Staatsministeriums vom 6 d. ist uns ein Beschluß des durchl. deutschen Bundes vom 2 d. mitgetheilt, nach welchem derselbe, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß unter den obwaltenden Umständen die Erhaltung der Ruhe und gesetzlichen Ordnung im Herzogthume Braunschweig eine, von der Autorität des Bundes ausgehende, unverweilte Verfügung in Beziehung auf die Regierungsgewalt daselbst gebieterisch erheischt, und daß eine definitive Anordnung wegen der künftigen Regierung dieses Herzogthums von Seite der Agnaten nach den Bestimmungen der Hausgesetze und des Herkommens nicht werde umgangen werden können, 1) Se. Durchl. den Herzog Wilhelm von Braunschweig ersucht, die Regierung des Herzogthums Braunschweig bis auf Weiteres zu führen, und, daß dieses auf Veranlassung des deutschen Bundes geschehe, öffentlich bekannt zu machen; 2) den berechtigten Agnaten Sr. Durchl. des Herzogs Karl von Braunschweig anheim gibt, diejenige definitive Anordnung für die Zukunft, welche bei diesem beklagenswerthen Stande der Dinge die dauernde Ruhe und gesetzliche Ordnung in dem Herzogthume Braunschweig erheischt, in Gemäßheit der herzogl. braunschweigischen Hausgesetze und des in deutschen und andern souveränen Häusern üblichen Herkommens zu berathen und zu bewirken, so wie auch eine baldige Benachrichtigung über die in solcher Art getroffene Feststellung dem deutschen Bunde zur Anerkennung zukommen zu lassen. Zugleich ist uns in jenem Rescripte eröffnet, wie dem durchl. Herzoge Karl von der hohen Bundesversammlung jener Beschluß mit dem Hinzufügen bekannt gemacht sey, daß ihn der Bund nicht mehr für befugt erachte, Regierungsrechte in dem Herzog-

thume Braunschweig auszuüben, sondern auch Se. Durchl. den Herzog Wilhelm als Regenten ansehe. Wir beeilen uns, Sie von diesen Thatumständen, welche in der mehrfachen Hinsicht, daß der ersehnte Zeitpunkt des definitiven Regierungsantritts des durchlauchtigsten Herzogs Wilhelm darnach als sehr nahe sich zeigt, und eine jede Unterstützung der Versuche des Herzogs Karl zum Umsturze der dermaligen Ordnung nicht nur im hiesigen Lande, sondern auch in sämmtlichen Bundesstaaten fortan als straffällig erscheinen muß, im höchsten Grade wichtig und erfreulich sind, sofort in Kenntniß zu setzen."

9.

Hessen-Kassel.

Schon in den für Deutschland so unheilvollen Zeiten der Revolutionskriege hatten die Hessen sich durch patriotische Hingebung und große Tapferkeit auf dem Vorposten gegen Frankreich rühmlichst ausgezeichnet. Als Napoleon den Kurfürsten vertrieb und Hessen dem neuen Königreiche Westphalen einverleibte, wanderten viele Hessen aus, um in Spanien gegen die Franzosen zu fechten, und im Lande selbst blieb das Volk auch unter dem neuen Gewaltherrscher in seiner Gesinnung dem alten Kurhause treu. Es fehlte nicht viel, daß Dörnbergs Aufstand 1809 in Hessen gelungen wäre, und 1813 reichte eine Handvoll Kosaken unter Czernitscheff hin, den verhaßten fremden König zu verjagen. Sobald die Hessen sich unterstützt sahen, bewaffneten sie sich, und brachten

jedes patriotische Opfer, um mit Gut und Blut an dem Kampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen, und den vertriebenen Kurfürsten wieder auf den Thron zu setzen. Es ist nicht möglich, daß ein Volk mehr für seinen legitimen Fürsten thun kann.

Was that nun der Fürst für sein Volk? Kaum aus seiner Verbannung nach Kassel zurückgekehrt, führte Kurfürst Wilhelm I ein Regierungssystem ein, das ungleich drückender und schmachvoller für Land und Volk war, als das des französischen Eroberers. Indem er erklärte, er habe nur 7 Jahre lang geschlafen, brachte er Alles auf den Fuß von 1806 zurück, ohne alle Rücksicht auf die seitdem in den Bedürfnissen und Rechten vorgegangene Veränderung. Sowohl im Civil als Militär wurden alle Beamten, die unterdeß avancirt waren, wieder degradirt, und zugleich in ihrem Gehalte wieder auf die sparsame Summe beschränkt, die sie früher in wohlfeilen Zeiten erhalten. Ein Major also, der sich auf allen Schlachtfeldern glänzend ausgezeichnet, konnte wieder Unterlieutenant werden mit 13 Rthlr. monatlichem Gehalte, oder gar nur, da die Armee reducirt wurde, mit 5 Rthlr. Wartegeld. Deßgleichen wollte auch der Kurfürst die Veränderungen in der Tracht nicht anerkennen, und wie er selbst noch immer Puder und Zopf trug, so mußte sich die ganze Armee bequemen, diese lächerliche Tracht wieder anzunehmen. Nach derselben Consequenz wurden die alten Adelsmonopole und die Frohndienste der Bauern wieder eingeführt. Am allerdrückendsten aber erwies sich der Geiz des Kurfürsten. Er begnügte sich nämlich nicht bloß damit, alle Beamten der vorigen Regierung ohne Pension fortzujagen, und den Gehalt der neuen Beamten auf die oben

erwähnte Weise zu schmälern; er annullirte auch die unter der vorigen Regierung gesetzlich erfolgten Domänenverkäufe, zog die Domänen wieder ein und jagte die Käufer ohne irgend eine Entschädigung fort. Umsonst wandten sich die Unglücklichen an den Bundestag und an den Aachener Congreß; sie wurden überall ohne Hülfe gelassen. Nach dem zweiten Pariser Frieden erhielt Kurhessen von der Frankreich auferlegten Contribution eine Summe von mehr als 5 Millionen Franken. Aber auch diese sollten nur, wie die Domänen, die Privatcasse des ohnehin ungeheuer reichen Kurfürsten füllen helfen; denn er ließ die Kriegskosten das Land selbst bezahlen, und belastete dasselbe mit einer drückenden Kriegssteuer. Als man ihn an das französische Geld erinnerte, willigte er nur ein, davon 40,000 Rthlr. als Beitrag zur Kriegssteuer herzugeben, wies aber diese Summe auf Cassen an, die nur wieder vom Gelde der Unterthanen gefüllt wurden. Ferner war er trotz seines Privatreichthums nicht geneigt, die Schulden, welche der Kurprinz während der Verbannung gemacht hatte, und die sich auf 200,000 Rthlr. beliefen, zu zahlen. Auch diese mußte das Land zahlen. Die Stände, die er ganz nach alter Form, also fast nur aus der Aristokratie, zusammenberufen hatte, protestirten vergeblich gegen diese Willkür. Sie wurden hart und mit Hohn angefahren und entlassen, um nicht wieder berufen zu werden. Die Appellation an die öffentliche Meinung wurde durch die strengsten Censurgesetze verpönt. Die Individuen, namentlich Officiere, die zu protestiren wagten, büßten ihre Kühnheit im Gefängnisse.

Im Jahre 1821 starb der alte Kurfürst, und sein Sohn Wilhelm II übernahm die Regierung. Die altfränkischen

Zöpfe wurden nun abgeschafft, allein an wesentliche Reformen war noch nicht zu denken. Die Domänenkäufer blieben unentschädigt, der finanzielle Druck dauerte fort, die Stände wurden nicht wieder einberufen, und die polizeiliche Willkür nahm sogar in ungemessenem Grade zu. Es wurde eine noch nicht ganz aufgeklärte Intrigue gegen den Kurfürsten gespielt und derselbe durch anonyme Drohbriefe dergestalt in Todesfurcht gesetzt, daß er, um sich vor dem gedrohten Mordversuche zu wahren und die Mörder zu entdecken, jahrelang das Land durch die Polizei tyranniſiren und viele tausend Verhaftungen vornehmen ließ, wobei alle Scheußlichkeiten der Spionage, der Schergenbrutalität und inquiſitoriſchen Willkür vorkamen. Wie mancher Unschuldige seufzte damals in den Gefängniſſen, und es kam so weit, daß die Reisenden einen Umweg nahmen, um nur Kassel oder Hessen überhaupt nicht zu berühren. Was die Mißstimmung noch vermehrte, war der eheliche Unfrieden zwischen dem Kurfürsten und seiner Gemahlin, die lange Zeit getrennt von ihm in Bonn lebte, wo auch der Kurprinz, von seinem Vater entfernt, zubrachte. An ihrer Stelle übte die Gräfin Reichenbach, des Kurfürsten Maitresse, die Rechte nicht nur einer Gemahlin, sondern sogar Regentin, weil durch sie alle Geschäfte gingen und die unbegränzte Liebe des Kurfürsten ihr alle Macht in die Hände gab. Diese Dame nun machte sich durch ihre aristokratische Gesinnung beim Bürgerstande ungeheuer verhaßt, und lenkte die Volksgunst ganz auf die Kurfürstin und ihren Sohn ab. Eine scheinbare Versöhnung der Letzteren mit dem Kurfürsten änderte in der Sache selbst nichts.

So stand es um Kurhessen, als die Pariser Revolution alle gekränkten Gemüther in Deutschland elektriſirte. Auch

hier machte ein Pöbeltumult den Anfang. Der Kurfürst war eben auf einer Badereise begriffen, als am Abend des 6 Septembers in Kassel ein Aufruhr ausbrach, der vom Militär nicht ohne Blutvergießen gedämpft wurde. Es kam jedoch zu keinen weiteren Excessen, da die Bürger sich vereinigten, auf rechtlichem Wege um Abstellung der Landesbeschwerden zu bitten. Der Kurfürst, der eben auf der Rückreise begriffen war, brachte einige angstvolle Tage in Eisenach zu, ehe er es wagte, auf die Wilhelmshöhe zurückzukehren. Da es aber ruhig blieb, kam er zurück, und empfing den Bürgermeister Schomberg mit einer Deputation des Kasseler Magistrats, die ihm am 14 September eine von mehreren tausend Bürgern unterzeichnete Bittschrift überreichte. Dieselbe sprach vorläufig nur in allgemeinen Ausdrücken den Wunsch einer Verständigung zwischen Fürst und Volk aus: „Wir können es uns nicht verhehlen, daß die Noth, welche unser geliebtes Vaterland drückt, auf den höchsten Gipfel gestiegen sey. Wir erkannten es für unsere Pflicht, und beschlossen, alsbald nach der ersehnten Rückkehr Ew. k. Hoh. dieselben um Beseitigung dieses Gefahr drohenden Zustandes, wie Kinder zu ihrem Vater, zu bitten, nicht fürchtend, durch offenherzig ausgesprochene Ueberzeugung bei Ew. Hoh. Mißfallen zu erregen. Denn es ist ein Triumph des guten Fürsten, die ihm leider oft verhehlte Wahrheit ohne Unwillen hören zu können, wie es ein Triumph des redlichen Mannes ist, sie ohne Furcht sagen zu dürfen. Nur um Liebe flehen wir für unsere Liebe, nur um Vertrauen für unser Vertrauen. Versammeln Ew. Hoh. Ihre Stände, um sich als Vater mit Ihren Kindern zu berathen, wie uns in unserer Noth zu helfen sey.“

Die Antwort des Kurfürsten war ausweichend. Als

daher die Deputation zu den auf dem Markte bewaffnet versammelten Bürgern Kassels zurückkehrte, stieg die Gährung, und der Magistrat ließ dem Kurfürsten sagen, daß er für die Erhaltung der Ruhe nicht stehen könne. Diese zweite Deputation wurde nunmehr vom Kurfürsten sehr gnädig empfangen, und er erklärte sich nicht nur bereit, die Stände zu berufen, sondern begab sich auch in eigener Person, vom Kurprinzen begleitet, von der Wilhelmshöhe herab nach Kassel, wo er am 15 September unter lautem Jubel empfangen wurde.

Am 17 erklärte der Kurfürst zur allgemeinen Freude, daß auch die Provinzen Hanau und Fulda, welche bisher von der Vertretung ausgeschlossen waren, an den Ständewahlen Antheil haben sollten. Allein da er zu gleicher Zeit alle beurlaubten Truppen einberief und in den beiden genannten Provinzen eine allgemeine Ablieferung der Waffen befahl, so befürchtete man bei der damaligen Aufregung, es gelte eine gewaltsame Reaction. Diese Furcht nahm zu, als die von den Hanauer Bürgern abgesandte Deputation, welche namentlich die Abschaffung der Mauth und anderer drückender Localübel erbat, nicht vorgelassen wurde. Als diese nun am 24 September unverrichteter Sache nach Hanau zurückkehrte, brach daselbst der lange verhaltene Grimm des Volkes aus, und in derselben Nacht wurden unter wüthendem Jauchzen alle Mauthhäuser in Hanau und an den Gränzen zerstört. Der Haß gegen diese Mauthanstalten, Deutschlands Landplage (im 19ten Artikel der deutschen Bundesacte ausdrücklich verhütet und dennoch fortbestehend), war so allgemein bei allen Classen, daß der Kurprinz, der nach Hanau kam, am 29 September in einer Proclama-

Churfürst v. Hessen.

tion erklärte: „Ich habe mich bereits bei Sr. k. Hoh. dem Kurfürsten, meinem Herrn Vater, dafür verwendet, daß die Erhebung der indirecten Abgabe (Mauth) nicht weiter stattfinde, bis auf dem Landtage über die fortdauernde Aufhebung dieser Abgabe berathen seyn wird.“ Die Hanauer Bürger sagten dem Kurfürsten in einer Adresse: „Wir können nicht umhin, Ew. k. Hoh. allerunterthänigst zu betheuern, daß wir die auch in unserer Stadt vorgefallenen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten tief bedauern; indessen können wir es Ew. k. Hoh. nicht verhehlen, daß die Gemüther noch immer aufs höchste aufgeregt sind. Auf eine vollkommene Herstellung der Ruhe ist nur dann zu rechnen, wenn das schon seiner Natur nach der allgemeinen Volksansicht nicht entsprechende, die untere Classe der Gesellschaft demoralisirende und für eine von allen Seiten vom Auslande umgebene Provinz, wie die hiesige, noch besonders unpassende Licentinstitut nicht ferner beibehalten wird.“

Der Kurfürst ließ die allgemeine Zerstörung der Mauthen einstweilen hingehen, berief aber den Kurprinzen zurück, und schickte Militär nach Hanau, dem es auch gelang, das Volk ferner im Zaume zu halten, und zugleich den gleichzeitig im Darmstädtischen ausgebrochenen Bauernaufstand an den Gränzen zu hemmen. In den Ortschaften Wolfhagen, Felsberg, Steinau, Ubenhain, Sterbfritz ꝛc. erhoben sich Tumultuanten, wurden jedoch theils vom Militär, theils von den Bürgern selbst zur Ruhe gebracht.

Je mehr sich der Kurfürst mit Militär umgab, desto mehr drangen auch die Bürger von Kassel auf Errichtung einer Bürgergarde, und der Kurfürst mußte ihnen dieselbe, obwohl erst nach einigem Zaudern, gewähren. Auch kam es

bald darauf zu einem Streite zwischen dieser Bürgergarde und dem Militär, da die erstere es sich nicht nehmen lassen wollte, bei Eröffnung des Landtags die Wachen zu beziehen. Es kam dabei zu einem Tumult, und die Bürger setzten ihren Zweck durch.

Am 16 October fand die Eröffnung der neuen Ständeversammlung statt. Der Kurfürst legte derselben zunächst einen Verfassungsentwurf zur Berathung vor. In demselben waren viele freisinnige Concessionen enthalten, das Ganze jedoch noch etwas in altem Geschmack; namentlich war die veraltete Eintheilung der Stände nach Curien beibehalten; dagegen machte der Kurfürst ferner den Ständen bekannt: er sey geneigt, die gesammte Landesschuld zu übernehmen, wenn sie ihrerseits seinen Propositionen geneigt entgegen kämen. Der kurfürstliche Commissär drückte sich darüber also aus: „Wofern eine glückliche Vereinigung über alle wesentlichen, zu gemeinsamer Erledigung sich eignenden Punkte zu Stande kommen würde, beabsichtigen Allerhöchstdieselben die Mittel zur Verzinsung und allmählichen Tilgung der Landesschulden vom nächsten Jahre an, vollständig ohne irgend eine deßhalbige Heranziehung der Unterthanen zu gewähren. Wir freuen uns, auch in dieser Beziehung die Ueberbringer einer Botschaft zu seyn, welche vom gesammten Volke mit jubelndem Danke wird empfangen werden! So würde das geliebte Vaterland frei von den Lasten der Vergangenheit in eine heitere Zukunft übertreten, während die meisten Staaten der civilisirten Welt, von den mächtigsten Reichen bis zu den kleinsten Fürstenthümern, durch die Bürden ihrer Staatsschulden schwer gedrückt erscheinen.“ Die Stände nahmen diese Vor-

schläge dankbar auf und beschäftigten sich bis zum Jahresschlusse unausgesetzt mit der zeitgemäßen Umarbeitung des Verfassungsentwurfs, wobei Prof. Jordan von Marburg ein Haupttheilnehmer war.

Die Ruhe wurde nur noch einmal in Hanau und Fulda unterbrochen. Ein Brodaufschlag in Hanau veranlaßte daselbst am 20 November einen Volksauflauf, wobei sich zwischen Volk und Militär eine große Erbitterung äußerte. Als nun am andern Tage die Verhafteten vom Militär forttransportirt werden sollten, sammelte sich das Volk von neuem, befreite die Gefangenen und zersprengte die Escorte. Da neues Militair herbeikam, entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem die Soldaten Sieger blieben. Gleich darauf reichten die Bürger eine Bittschrift beim Kurfürsten ein, worin sie um Gerechtigkeit gegen das Militär baten, das sich, „ohne von den betreffenden Behörden requirirt zu seyn, unbefugt eingemischt habe." Auch in Fulda wurde am 20 November in einem kleinen Auflaufe ein Verhafteter befreit.

In Kassel gewann Alles ein anderes Ansehen, seitdem die Volkspartei gesiegt hatte. Eine Sängerin, die das Publicum früher durch ihre Unverschämtheit beleidigt hatte, mußte es in den unterwürfigsten Ausdrücken um Verzeihung bitten. An die Rückkehr der Gräfin Reichenbach war nicht mehr zu denken. Man machte es ihr unmöglich, indem man dem Hasse gegen sie die größte Oeffentlichkeit gab, und nicht nur zahlreiche Pasquille und Satyren auf sie in Kassel selbst, sondern auch in allen deutschen Blättern eine untergeschobene (später wenigstens officiell desavouirte) Bittschrift der Kasseler Bürger circuliren ließ, worin sich die Stimmung sehr treu aussprach. Sie lautete: „Allerdurchlauchtigster Kur-

fürſt, allergnädigſter Kurfürſt und Herr! Das in der Reſidenz ſeit einiger Zeit verbreitete Gerücht, daß die Gräfin Leſſonitz (Reichenbach) beabſichtigt, in unſere Mauern zurückzukehren, hat die Gemüther aller Bürger mit gerechtem Unwillen und den bangſten Beſorgniſſen erfüllt. Keinem der getreuen Unterthanen Ew. k. Hoh. konnte es ein Geheimniß bleiben, welche ungeheuern Reichthümer jene Fremde ſich auf Koſten des Landes erwarb, die in fernem Auslande angelegt, für immer dem Volke entzogen werden, wie faſt kein Verdienſt im Lande zur Beförderung und Ehre gelangen konnte, wenn es nicht um die Gunſt jener Dame, oder ſelbſt ihrer Dienerſchaft, zu buhlen ſich erniedrigte, wie auch ſelbſt in andern Regierungsangelegenheiten, die der Leitung der Frauen für immer fremd bleiben ſollten, ein ſolcher Einfluß unverkennbar war. Das großmüthigſte Opfer, welches Ew. k. Hoh. durch Entfernung jener Fremden, die das Land zu beherrſchen ſich rühmen durfte, dem Wohle der Unterthanen brachten, fand daher um ſo gerechtere Anerkennung, als die Erbitterung gegen die Gräfin Leſſonitz von jedem Ihrer getreuen Unterthanen, von jedem rechtlichen Manne, der dem Lande wohl will, überall getheilt wurde. Wenn wir nun auch recht gern glauben möchten, daß jenes Gerücht der beabſichtigten Rückkehr der Gräfin von unbeſonnenen Menſchen verbreitet ſey, welche nicht bedenken, wie leicht jene Nachricht, bei der jetzt herrſchenden Stimmung, ein noch unter der Aſche glimmendes Feuer zu hellen Flammen der Empörung anfachen könnte, ſo wiederholt ſich doch daſſelbe ſo oft, und wird mit ſolchen Nebenumſtänden erzählt, daß die getreuen Bürger Ihrer Reſidenz, denen Alles an der Erhaltung der öffentlichen Ruhe gelegen ſeyn muß, von ihrem Landesherrn ſelbſt eine

beruhigende Versicherung hierüber dringend wünschen müssen. Von dem Edelmuthe Ew. k. Hoh. vollkommen überzeugt, wagen wir daher die allerunterthänigste Bitte, die von der Gräfin Lessonitz dem Vernehmen nach beabsichtigte Zurückkunft in das Land zu verbieten und zu hindern, und hierüber das Volk zu beruhigen. Der gerechteste Dank und die Liebe aller Ihrer Unterthanen würde eine solche Aufopferung in ihrem ganzen Umfange zu würdigen und zu lohnen wissen. Mit tiefster Verehrung verharren wir Ew. k. Hoh. Die Bürger der Stadt Kassel.

10.

Hessen-Darmstadt.

Am 6 April starb der Nestor der deutschen Fürsten, Großherzog Ludwig I von Darmstadt, 77 Jahre alt, an demselben Tage, an welchem vor 40 Jahren sein Vater gestorben war. Ihm folgte sein bereits 53jähriger Sohn Ludwig II. Dieser vertagte die eben versammelten Stände bis zum 16 Junius.

Der Druck der Abgaben, der auf den Darmstädtern lastete, da sie unter allen deutschen Völkern am höchsten besteuert sind (vergl. Malchus Finanzwissenschaft, wornach der Kopf in Darmstadt jährlich 6 fl. 12 kr. zu den Staatslasten beizutragen hat), ließ bei dem neuen Regierungswechsel finanzielle Ersparungen dringend hoffen und erwarten. Allein die Regierung begnügte sich mit der Erklärung, daß sie, da ihre Ausgaben durch einen reichlichen Ertrag der Mauthen und Zölle hinlänglich gedeckt seyen, den Unterthanen dafür die

Schlachtaccise im Betrage von 190,000 fl. erlassen wolle, eine Erleichterung, die eigentlich keine war, da die Summe, welche durch die Schlachtaccise abging, durch die Mauthen wieder eingebracht wurde. Dagegen verlangte der Großherzog am 28 Junius von den Ständen; 1) die gleiche Civilliste wie sein Vater, nach Abzug einer kleinen, die Großherzogin angehenden Summe im Betrag von 576,301 fl.; 2) die Erhöhung der meisten Appanagen für die großherzoglichen Familienglieder, im Betrage von 89,822 fl.; 3) auf 10 Jahre jährlich 20,000 fl. als Zins für die Schulden des Landgrafen Georg Karl; 4) eine Dotation zur Verzinsung und Tilgung der 2 Millionen Schulden, welche der Großherzog selbst als Erbprinz gemacht hatte, mit jährlich 100,000 fl.; eine Erhöhung der zum Hofbauwesen ausgesetzten Summe von 48,000 fl. auf 128,000 fl. Die Stände berücksichtigten, auf der einen Seite das Mißverhältniß dieser großen Summe mit der Kleinheit des Landes und mit der Armuth des Volkes, auf der andern Seite aber den Umstand, daß der Großherzog nicht nur als Erbprinz jährlich 101,000 fl. vom Lande bezogen, sondern auch die Schätze seines Vaters jetzt geerbt, und überdieß in der großen Civilliste hinlängliche Mittel habe, um die früher gemachten Schulden selbst zu bezahlen; der Antrag des Ständeausschusses ging daher schon vor der Pariser Juliusrevolution dahin, diese Regierungsanträge abzulehnen, obgleich die Ablehnung selbst erst am 1 September statt fand, mit einer Stimmenmehrheit, auf welche der von Frankreich ausgegangene Impuls immerhin einigen Einfluß gehabt haben mag. Die Stände bewilligten die Civilliste, indem sie nur, um sich das Recht der Verminderung

zu

zu bewahren, 364 fl. davon abzogen; aber die Erhöhung der Appanagen und die Belastung des Landes mit den großherzoglichen Schulden lehnten sie ab.

Bald darauf brachen in Oberhessen, in Verbindung mit dem schon geschilderten kurhessischen Aufstande, bedenkliche Unruhen aus. Das Volk war mannichfach gereizt worden. In den mediatisirten Herrschaften erlag es dem schweren Drucke der doppelten Staats- und Herrschaftslasten. Außerdem klagte man über die Willkür der Beamten. Die Feierlichkeiten, welche dieselben kurz vorher bei einer Durchreise des Großherzogs in Oberhessen veranstaltet hatten, kosteten 100,000 fl., welche die Provinzialregierung auf die armen Gemeinden umlegen ließ. Das Beispiel von Kurhessen exaltirte nun vollends die Gemüther, und es kam zur offenen Empörung. „Die Angriffe des Pöbels in Hanau auf die Mauthgebäude hatten, so wie sie in der Bürgerschaft dieser Stadt einen achtbaren Aufschwung für eine zeitgemäße Verfassung herbeiführten, in mehreren Dorfgemeinden, und namentlich in den Ysenburgischen Bezirken von Meerholz, Wächtersbach und Birstein, Aufläufe gegen die Standesherren und Beamten veranlaßt; und so darf es wohl nicht auffallen, daß diese meuterischen Unruhen auch in das dießseitige Ysenburgische herüberdrangen. Die nach Büdingen gesandten 60 Soldaten konnten dem Andrange der Ysenburgischen Bauern keinen Damm entgegen stellen, und so verbreitete sich der Bauernaufstand auch in das angränzende Stollbergische. Die frühere allgemeine Landesbewaffnung war aufgelöst, die Behörden in Gießen von Schrecken betäubt. Nicht einmal für die Beschützung des Correctionshauses der Provinz wurde gesorgt. Die große Verarmung des Landes und das Betragen mancher Beamten

war nicht für einen entschlossenen Widerstand begeisternd. So schritten die aufgestandenen standesherrlichen Unterthanen in die nächsten altheſſiſchen Bezirke von Nidda und Schotten herüber; allein hier verlor der Aufstand alle Popularität. Nur Gesindel, Diebe und vorzugsweise Trunkenbolde setzten jetzt, bei dem einmal gegebenen Anstoße, eine der sonderbarsten Empörungen planlos fort. Die mit Prügeln bewaffneten Meuterer bedrohten zwar einige Beamte, verletzten aber weder diese, noch überhaupt irgend Jemand persönlich. Sie verbrannten die Papiere der Beamten, Forststrafregister, Proceßacten ꝛc., und warfen auch wohl den Hausrath des Beamten mit in die Flammen, wenn der Beamte gehaßt war, oder der reichliche Vorrath seines Kellers die tollen Köpfe noch toller gemacht hatte. Je weiter die Banden zogen, desto zuchtloser wurden sie. Alle, deren rechtliches Gefühl nicht ganz erstickt war, entfernten sich, und nun verschonte der Pöbel selbst Flur- und Kirchenbücher nicht mehr. So gelangten sie von der Nidda in die Nähe der Wetter, wo sie gänzlich zersprengt wurden. Als sie nämlich, etwa 300 Mann stark, in die Dörfer Wölfersheim und Södel drangen, und dort die Papiere der Bürgermeister und Geistlichen verbrannten, setzten die erbitterten Gemeinden dem Haufen der Meuterer Anfangs keinen Widerstand entgegen, weil sich dieser Haufen für den Vortrab eines Corps von mehreren Tausenden ausgab, sondern erbaten sich Hülfe aus dem benachbarten Friedberg, wo sich einige Hundert Mann Soldaten befanden. Als diese Hülfe verweigert wurde, weil das Militär noch Verstärkungen erwartete, aber auch das angekündigte Rebellencorps nicht erschien, griffen die wackern Bürger dieser Gemeinden die jetzt nach Mehlbach gezogene Bande getrost

an, zersprengten sie fast ohne Widerstand, und nahmen 12 bis 15 Meuterer gefangen. Der Anführer des Haufens, ein Schneider aus der Gegend von Nidda, flüchtete in ein nahes Hanauisches Dorf, und wurde von der dortigen Behörde verhaftet und nach Friedberg geführt, wohin auch die wackern Södeler und Wölfersheimer ihre Gefangenen brachten. So war Alles glücklich beendigt. Aber nun erfolgte eine wahrhaft traurige Scene. Die nach Ablieferung der Gefangenen an das in Friedberg befindliche Militär heimkehrenden Wölfersheimer wurden von dem jetzt aus Friedberg ausrückenden Vortrabe des Militärs, der aus Reiterei und Artillerie bestand, auf der Landstraße angegriffen, und theils verwundet, theils getödtet.“ In öffentlichen Blättern las man noch folgende Details: „Mauthen existiren jetzt nicht mehr in Oberhessen. Deren Zerstörung war mit theils mehr, theils weniger bedeutenden Excessen verknüpft. Auch mehrere einzelne Ortschaften, wo sich die Unterlicenter theilnahmlos verhielten, wurden die Licent-Litteralien von den Einwohnern denselben abgefordert und hierauf verbrannt. An vielen Orten griff freilich dieser Aufschwung von Freiheitsgefühl weiter um sich; man nahm den Schultheißen auch noch das Stempelpapier und die Steuerlisten weg, den Förstern, Forstlaufern ꝛc. die Rügeregister, Straf-Notizbücher ꝛc., und zernichtete sie unter Freudengeschrei. Bei solchen Anlässen fielen jeweilen Persönlichkeiten vor. So konnte sich der Justizbeamte zu Langenselbold, der sich durch sein Betragen seinen Amtsuntergebenen verhaßt gemacht haben soll, nur durch eilige Flucht vor Mißhandlungen retten. Gleiches Schicksal bedrohte den Justizbeamten zu Steinau, der sich aber noch in Zeiten mit seiner Familie hierher flüchtete. Der Rentbeamte zu

Schwarzenfels war ebenfalls noch glücklich genug dem gegen ihn ausbrechenden Volksunwillen zu entkommen; seine hochschwangere Gattin aber ward vor Schrecken von einem todten Kinde entbunden. Diesen Dreien, so wie dem Rentbeamten zu Steinau, der gleichfalls flüchtete, wurden ihre Wohnungen zum größten Theile demolirt, dabei noch mehrere Acten und Urkunden, zum äußersten Nachtheile von Privaten, zernichtet. — Auch die Grafen zu Meerholz und Wächtersbach, denen von mehreren, mit ihnen wegen Waldberechtigungen schon längst in Streit befangenen Gemeinden schriftliche Erklärungen abgedrungen wurden, wodurch sie diesen Gemeinden die früheren Berechtigungen wieder einräumten, suchten hier eine Zufluchtsstätte. Sie verlangten militärischen Schutz, der ihnen aber nicht bewilligt ward, weil man hier kein Militär entbehren zu können glaubte. — Alle diese Gewaltthaten, so bedauernswürdig und strafbar sie sind, waren jedoch keineswegs das Werk getroffener Verabredungen, Verbindungen, oder wie man es sonst nennen möchte, sondern jeder Ort, von Aufregung ergriffen, suchte sich des ihn drückenden oder ihm schon längst lästigen Verhältnisses zu entledigen; und jedem Menschenkenner wird es wohl keine auffallende Erscheinung seyn, wenn bei solchen Gelegenheiten auch manche Unschuldige mit büßen mußten."

Der Sturm auf Büdingen erfolgte am 29 September. Schon am folgenden Tage setzte sich Prinz Emil an der Spitze der Darmstädter Truppen in Marsch, eine Proclamation ward erlassen, und zugleich alle Civilbehörden in Oberhessen der Militärbehörde untergeordnet, und verkündigt, daß Jeder, der mit den Waffen ergriffen würde, auf der Stelle nach Standrecht erschossen werden solle. Auch

der bekannte Commercienrath E. E. Hoffmann in Darmstadt erließ, im Vertrauen auf die große Popularität, die er als bisheriges Haupt der liberalen Opposition im Lande genoß, eine zur Ruhe mahnende Proclamation. Endlich beeilte sich auch der deutsche Bundestag in Frankfurt schon am 1 October einen Beschluß zu erlassen, wonach badische und würtembergische Truppen aufgeboten werden sollten, den Aufruhr zu unterdrücken, um vor allen Dingen die Bundestagsgesandten in Frankfurt zu schützen. Es genügte indeß an den hessischen Truppen, die Bauern zu zerstreuen, nachdem noch in der Nacht vom 2 auf den 3 October durch die Zerstörung der Mauth in Meisenheim den Frankfurtern ein letzter Schrecken eingejagt worden war.

Die schändlichen Vorfälle in Södel erregten in ganz Deutschland die innigste Theilnahme. Wir entlehnen ihre Schilderung aus einem sehr detaillirten Berichte in der Allg. Zeitung: „In der Nacht vom 30 September auf den 1 October d. J. hatten die Södeler und Wölfersheimer tüchtig mitgeholfen, aus dem Dorfe Mehlbach die Aufrührer hinauszuschlagen. Gleiches thaten Andere im Dorfe Södel. Ein Unterförster, zu Södel ansässig, verhaftete einen Tambour der Aufrührer, der die Frechheit hatte, als Belohnung des Trommelns Geld zu fordern, und gab hiemit den ersten Anlaß zur kräftigsten Gegenwehr. Schriftlich und mündlich berichtete der Södeler Ortsvorstand über diesen Vorfall nach Friedberg, woselbst der Generalmajor Zimmermann mit noch geringer Militärmacht stand, und bat gegen die Aufrührer um militärischen Schutz. Er wurde ihm für den folgenden Tag versprochen, indem bereits größere Truppenmassen zur Unterdrückung des Aufstandes im Anzuge seyen. Am 1 October,

Abends, näherte sich wirklich auf der Straße von Friedberg die ersehnte Hülfe. Freudig begaben sich die mehrsten Einwohner von Södel vor ihre Wohnungen; auch jener Unterförster that's, der ausdrücklich seine Frau angewiesen gehabt hatte, ihn zu wecken, ehe er, ermüdet von den Anstrengungen der vorigen Nacht, für kurze Zeit eingeschlafen war. Man ergötzte sich an den schön uniformirten Chevaurlegers, die so stattlich auf den dunkeln Pferden einherzogen; es waren ja ersehnte und willkommene Beschützer, Landsleute, Unterthanen desselben gütigen und menschenfreundlichen Fürsten. Schon war die Hälfte der Reiter durchs Dorf gezogen, als ein Officier im Haufen der Umstehenden einen großherzoglichen Soldaten vom vierten Infanterieregimente bemerkte. Mit einem Schimpfworte sprengte er auf ihn los. „Was hast du hier zu thun? Warum bist du nicht bei deinem Regimente? Hältst du's auch mit den Aufrührern?" rief er den Menschen an, der mit aller möglichen Bescheidenheit gegen jenes Schimpfwort protestirte, und die Umstände aus einander setzte, welche ihn hier und nicht bei seinem Regimente finden ließen. Gleichviel, der Officier, welchem ein in der Nachbarschaft stationirter Gränzaufseher zur Seite ging, gab Befehl zur Arrestation des Soldaten. Wenn es panische Wuth, wie panische Furcht und in dem Sinne gäbe, daß damit ihr höchster Grad und ihre wahrhafte Unerklärlichkeit begriffen sey, gewiß, so hätte im stillen Södel nunmehr panische Wuth der Soldaten ihren Schreckensthron aufgeschlagen gehabt. In einem Augenblicke waren mehrere Männer ergriffen; auch jener Unterförster war's. Nicht als Arrestanten führte man sie mit, um eine Untersuchung zu veranlassen; wenn auch nicht entfernt durch sichtbare Umstände als nöthig

gegeben, wäre doch kein eigentliches rechtliches Bedenken dagegen zu erheben gewesen: nein, man würgte die Männer, als wolle man ihnen den Hals zerbrechen, man schlug, stach, trat sie. Ein sehr braver Mann — der Unterförster — wurde mit Säbelhieben und Stichen verwundet, dann im Galopp von den Reitern vors Dorf geschleppt, dort am Kopfe so gehauen, daß Gehirn und Augapfel bloß lagen; als man ihn ohnmächtig fallen ließ, wurde noch zweimal nach ihm geschossen, ohne daß er jedoch getroffen wurde. Einer der ergriffenen Männer entzog sich schnell den Händen seiner Peiniger und verkroch sich hinter einige Gebünde Bohnenstangen in einem Zwinger, wohin kein Reiter folgen konnte. Sein Verfolger schoß daher zwei Pistolen nach ihm ab, wodurch augenblicklich unter den vordern Reitern das Gerücht entstand, es sey auf sie geschossen worden, obgleich ausgemacht ist, daß kein Bürger geschossen hat, und auch, alle Umstände zusammengehalten, nichts Unwahrscheinlicheres und Unvernünftigeres gedacht werden konnte. Indessen ward dieses Gerücht Anlaß zu einer fortgesetzten feindseligen Behandlung der Gemeinde. Die Chevaurlegers zogen ihre Säbel, durchritten die Straßen mit den Pistolen in der Hand, umschwärmten das Dorf. Vergeblich, daß man anfänglich den Wüthenden einzureden suchte; der Bürgermeister von Södel, ein betagter Mann, nahm sich seiner Gemeindeglieder an. Die Antwort waren Säbelhiebe, und: „Du bist auch ein Spitzbube! Ihr alle seyd Spitzbuben!“ Wer davon lief, forderte durch seine Flucht zum Verfolgen auf; wer blieb, war eben so wenig geschützt. Auf das Haus armer Leute ward von der Reiterei ein heftiger Angriff gemacht. Eine Menge Kugeln durchbohrten Scheuer- und Hofthor, hinter welchem ein fremder

dahin geflüchteter Mann nur durch ein Wunder dem Tode entging, indem es offenbar auf denselben abgesehen gewesen. Ein Officier zeigte nach den Fenstern, welche durchschossen werden sollten. Wer vor dem Dorfe gefunden wurde, war dem Säbel oder den Kugeln ausgesetzt. Ein Einwohner von Wölfersheim wurde auf dem Wege dahin erst zusammengehauen und lag halbtodt im Chausseegraben, als sein Verfolger sich vom Pferde herabbog und ihm eine Kugel durch den Unterleib jagte, daß er sogleich starb. Einem andern Einwohner von Wölfersheim — denn dahin hatten sich mittlerweile die Reiter gezogen — wurde die Hand so zerhauen, daß er zeitlebens für sein Handwerk untauglich ist. Im Ganzen wurden fünf Wölfersheimer verwundet, und noch mehreren würde es geschehen seyn, wenn nicht der Schreckensruf der Södeler Begebenheit durch einzelne Flüchtende noch vor dem Eintreffen der Reiter nach Wölfersheim gelangt wäre, und die freudig aus ihren Wohnungen Getretenen theilweise in dieselben zurückgescheucht hätte. Ein alter Mann aus Södel, der 300 Schritte von der Chaussee Aepfel brach, wurde auf der Leiter durch den Hals geschossen, und mehrere Frauen entgingen den gefährlichsten Mißhandlungen nur dadurch, daß sie mit ihren Kindern sich hinter eine Hecke flüchteten, welche die zahllosen Säbelhiebe auffing. Eine im Freien befindliche Frau entzog sich den nach ihrem Gesichte geführten Säbelstichen zweier Reiter durch schnelles Bücken, und wurde, trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft, mit flachen Klingen unsäglich geschlagen. Ein Haus zu Södel, dessen zwei arme Familien glücklicherweise nicht zu Hause waren, wurde mittelst einer vor der Thüre liegenden Art erbrochen, alle Thüren des ganzen Hauses zerhauen, die Fenster eingeschlagen, Nahrungs-

mittel zerstört, eine Menge Eier ausgetrunken, die Wäsche den armen Leuten zerhauen und die Art im Triumphe mitgenommen, mit der Angabe, sie sey die Waffe eines Insurgenten gewesen. In Wölfersheim hätten sich beinahe diese Scenen wiederholt. Einem Reiter ging der Carabiner los. Plötzlich wurde der Ruf gehört, es sey auf das Militär geschossen worden, und eine Anzahl Menschen war bereits an den Hälsen ergriffen, als der Bürgermeister den Mann bemerklich machte, welcher geschossen hatte. Schon war die Wuth der Reiter etwas gelöscht, sonst würde es diesem Bürgermeister schwerlich besser als dem zu Södel gegangen seyn, der, um den schon oben erwähnten Mißhandlungen, und der Gefahr, zerhauen zu werden, sich zu entziehen, in einen Graben voll tiefen Schlammes sprang. Die Kugeln sind unzählbar, welche nach Leuten abgeschossen wurden, die, nichts Böses ahnend, in ihren Höfen arbeiteten; weßwegen es kaum zu begreifen ist, daß nicht wenigstens 30 Menschen todt geblieben sind. Zu Södel starb nur Einer, der brave Unterförster, zwei Tage nach den Unglücksscenen, an vielen Wunden. Er hatte unsägliche Schmerzen gelitten. „Grausamkeit! Grausamkeit!“ war das einzige Wort, was der Unglückliche bisweilen noch lallte. Seiner Leiche folgte die Bevölkerung von ganz Södel und Wölfersheim. Der Pfarrer von Södel predigte über die biblischen Worte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Des Unterförsters Frau wurde beinahe wahnsinnig, daß sie ihren Mann auf sein Geheiß geweckt hatte. Der beurlaubte Soldat, der noch keine Ordre hatte, zum Regimente zu kommen, und mit dessen Arretirung der Anfang der Schreckensscenen gemacht worden war, hatte solche Mißhandlungen hiebei erlitten, daß er 14

Tage im Spitale zu Friedberg liegen mußte. Ein Verwundeter aus Södel, der nun geheilt ist, scheint seines Verstandes verlustig zu werden. Man frägt: Wie konnte aber alles dieses nur geschehen? Leider genug, daß es so geschah. Man versichert, daß die Chevaurlegers, als sie Friedberg verließen, größtentheils betrunken gewesen wären. Nur so läßt es sich einigermaßen erklären; aber nach dem Militärgesetz ist das Sich-betrinken schon an sich eine Schuld; es entschuldigt also nicht einmal, und dann — — die Officiere! Leider traf Se. Hoheit der Prinz Emil von Hessen erst nach jenem Vorfalle bei den Truppen ein; er hätte sonst gewiß nicht stattgehabt, oder wäre schneller unterdrückt worden; nicht noch in Wölfersheim wäre die Aeußerung eines Officiers gefallen: „Zu Södel habe man sie wie Vögel von den Bäumen geschossen.“ Etwa eine Woche nach jenem Vorfalle fand sich eine Deputation von Södel bei Sr. k. H. dem Großherzoge in Darmstadt ein. Se. k. H., dessen Milde und Menschlichkeit Niemand zu loben affectirt, weil sie des herzlichsten, uneingeschränktesten Lobes würdig ist, fühlte sich tief bewegt durch die einfache, gar keines traurigen Aufschmuckes bedürftige Erzählung. Er gab sein fürstliches Wort, daß die Sache streng untersucht werden sollte.“

Aber wann und wie wurde sie untersucht? Erst im folgenden Jahre, und die Strafen fielen so mild aus, daß ganz Deutschland darüber erstaunt ist.

Der hessische Landtag wurde am 1 November geschlossen, nachdem er sich durch seine Freimüthigkeit und Standhaftigkeit wohl um das arme Land verdient gemacht hatte. In der Geldsache setzte der Landtag seine Weigerung durch, dagegen hatten zwei Anträge von E. E. Hofmann, der eine die

Abschaffung des Cölibats, der andere die Einführung der Preßfreiheit in innern Angelegenheiten betreffend, keine Folge.

11.

Baden.

Am 30 März starb der alte Großherzog Ludwig (geboren 1763), von seinem Volke wenig betrauert, da er durch das Regierungssystem, welches sich namentlich auf dem schmählichen Landtage von 1825 offenbarte, und überdieß durch seinen Umgang mit Maitressen in der Liebe seiner Unterthanen gesunken war. Es wurden daher bei seinem Tode sogar Aeußerungen der Freude laut. — Man hatte gefürchtet, Bayern werde den Besitz der ehemaligen Pfalz dem Thronfolger Leopold streitig machen, weil dieser Prinz, des Verstorbenen Halbbruder, aus der Ehe seines Vaters Karl Friedrich mit einem Fräulein von Geyersperg entsprossen, Anfangs nur den Namen eines Grafen von Hochberg führte und erst 1817 für successionsfähig erklärt worden war. Allein Bayern machte sein älteres Erbrecht auf die Pfalz nicht geltend, sondern erkannte Leopold als legitimen Thronfolger an unter uns unbekannten Bedingungen. Der neue Großherzog machte eine Rundreise durch Baden und wurde überall enthusiastisch empfangen, indem man in seine landesväterliche und namentlich constitutionelle Gesinnung das größte Vertrauen setzte. — In Folge dieses Vertrauens wurde auch Baden, obgleich es unmittelbar an Frankreich gränzt, von dem Beispiele der nachbarlichen Revolution weniger als andere deutsche Staaten angesteckt. Ein Pöbelauflauf, der zu Karlsruhe am 17

September, am Neujahr der Juden, stattfand, wobei weiter nichts geschah, als daß die muthwillige Jugend das bekannte Hepp! Hepp! rief, würde kaum der Rede werth seyn, wenn sich die Polizei durch ihre riesenhaften Anstalten und Truppenrequisitionen nicht dabei lächerlich gemacht hätte. Der Großherzog war gerade abwesend. — Eben so unbedeutend war ein Auflauf in Mannheim am 2 October, wo einigen Juden die Fenster eingeworfen wurden. Obgleich diesen elenden Emeuten kein politisches Motiv zu Grunde lag, glaubte doch der Großherzog Beweise seiner Liebe geben zu müssen, und am 28 October wurden zwei Verordnungen erlassen, wodurch der Wildstand eingeschränkt und die Steuern vom Weinbau ermäßigt wurden. — Am 8 November vermählte sich Prinz Gustav von Wasa, Sohn des ehemaligen Königs von Schweden und Schwager des Großherzogs Leopold, mit der Prinzessin Louise, Tochter des vorletzten Großherzogs Karl und der Prinzessin Stephanie, geb. Gräfin Beauharnais und Adoptivtochter Napoleons. — Am 29 December traten Veränderungen im Ministerium ein. Statt des Freiherrn von Berckheim wurde Staatsrath Winter Minister des Innern.

12.

Weimar.

Am 1 März verwandelte der Großherzog Karl mit Zustimmung der Landstände die ganze aufkündbare Staatsschuld in 4 Proc. tragende Obligationen. Sonst erfuhr man nichts von dem friedlichen Staate, wo die Musen das Scepter führen, bis plötzlich auch hier der Geist der Empörung Eingang fand,

fand, der in den Septembertagen fast durch ganz Deutschland seinen Umzug hielt. Am 15 und 16 September brach ein Tumult in Kahla aus. Die Bauern bewaffneten sich, insultirten den Beamten und mehrere Förster, und verlangten die Niederschießung des den Aeckern verderblichen Wildes. Am 18 und 19 lief sofort auch in Jena das Volk zusammen, nachdem die Anzündung eines Gartenhauses, zufällig oder absichtlich, das Signal gegeben hatte. Einige Fenster wurden eingeworfen, und die Ruhe zwar wieder hergestellt, allein die Bürgerschaft von Jena benutzte diese Gelegenheit, der Regierung mannichfache Beschwerden vorzulegen. Schnell improvisirte man eine Bürgergarde, welche die Ordnung erhielt. Auch in Sulza wurden einige verhaßte Justizbeamte thätlich insultirt. Die Regierung schickte Commissarien ab, diese Unruhen möglichst friedlich beizulegen.

13.

Altenburg.

Auch dieses benachbarte Herzogthum wurde von einer kleinen Revolution heimgesucht. Schon am 11 September wurde das Haus eines verhaßten Staatsbeamten bestürmt und zerstört. Das Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir," anstimmend, und Fahnen von ausgeraubten Betttüchern vor sich her tragend, durchzog der wüthende Pöbel die Stadt, drang selbst in die Frohnfeste ein und fiel zerstörend über manche Wohnung her, deren friedliche Bewohner nur durch die Flucht ihr Leben in Sicherheit bringen konnten. Und diese ausgelassene Menge, von einem Korbmachergesellen

und einem Schneider angeführt, die später auf dem Schub aus der Stadt geschafft wurden, wagte es, sogar nach dem Schlosse ihre Schritte zu richten. Der bejahrte Herzog Friedrich erschien am Arme des Erbprinzen, beruhigte mit väterlicher Milde die Gemüther und begab sich selbst mit den drei Prinzen auf das Rathhaus, um in der Mitte geachteter Bürger die geeigneten Maßregeln zu treffen. Beim Nachhausefahren wurde der Wagen des Herzogs ausgespannt und von allerlei Menschen im größten Laufe nach der Residenz zurückgezogen. — Viele Familien hatten sich aus der Stadt geflüchtet; endlich gewann die Bürgergarde, die bereits am 12 zusammenzutreten begann, mehr Ordnung, und es schlug sich auch das Gymnasium dazu. Eine Proclamation des Herzogs erneuerte den Bürgern die ertheilten mündlichen Versprechungen zur Prüfung und Abhülfe der vorgetragenen Beschwerden und ermahnte vorzüglich zur Ordnung und Ruhe, welche seitdem nicht mehr gestört wurde. Schon am 14 September wurde befohlen, alles den Aeckern schädliche Wild außerhalb der herzoglichen Forsten zu erschießen.

14.

Coburg-Gotha.

Herzog Ernst genehmigte den Antrag des am 15 Febr. geschlossenen Landtags, die Landtagsverhandlungen öffentlich bekannt zu machen und einige drückende Steuern aufzuheben. Als später im Herbste in den meisten kleinen Nachbarstaaten die Volksunruhen ausbrachen, versammelte der Herzog am 22 September die ansehnlichsten Bürger von Gotha, und for-

derte sie persönlich auf, ihm ihre etwaigen Beschwerden vorzulegen, welches sie auch thaten.

15.

Meinungen-Hildburghausen.

Der wackere Herzog Bernhard Erich Freund machte am 12 October öffentlich bekannt: „Meine treuen Unterthanen! In dieser heftig aufgeregten Zeit, deren zerstörender Geist sich immer drohender ausspricht, nehmet ein Wort zu Herzen, das ich unmittelbar an euch, an die Getreuen — also gewiß an die große Mehrzahl meiner geliebten Unterthanen richte. Haltet euch zu mir, damit wir, durch Eintracht stark, Aufruhr und Gesetzlosigkeit mit ihren verwüstenden Folgen von uns entfernt halten, nöthigenfalls mit gewaffneter Hand bekämpfen. Hegt ihr Wünsche, die ich im Interesse der Gesammtheit zu erfüllen vermag, — säumt nicht, sie mir auf dem Ordnungswege zu eröffnen. Ich helfe gern, wo ich kann! Aber vertraut mir unbedingt, so wie ich euch vertraue, und wirkt selbst nach Kräften mit zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung.“

In diesem wechselseitigen Vertrauen wurde am 1 November der Landtag eröffnet.

16.

Schwarzburg-Sondershausen.

Auch hier machte Fürst Günther am 25 September bekannt: „Alle Beamten sollten bei höchster Ungnade bei

allen Gelegenheiten die Bürger und Unterthanen auf eine freundliche und höfliche, dem Zeitgeiste angemessene Weise behandeln.“ Auch wurde die Errichtung einer Bürgergarde erlaubt, und bald darauf dem Lande eine Verfassung und Landstände versprochen.

17.

Reuß.

In dem reußischen Städtchen Gera brachen am 16 September Unruhen aus, die jedoch sogleich wieder beschwichtigt wurden. Im November wurden hierauf dem entsetzlich verarmten Volke die rückständigen Steuern erlassen.

18.

Mecklenburg-Schwerin.

Auch in Schwerin wurde am 19 September die Ruhe gestört. Der niedrigste Pöbel suchte das Münzgebäude zu stürmen, um das darin befindliche Geld zu rauben. Er steckte ein Hintergebäude in Brand; der General von Campts ließ aber das Militär auf die Meuterer schießen, und eine schnell improvisirte Bürgergarde stellte die Ruhe vollends her. — Zu Ende des Novembers entstanden Mißhelligkeiten zwischen dem Magistrate und der Bürgerschaft von Wismar, welche durch Einschreitung der Regierung beigelegt wurden. Im December glaubte die Regierung, den vielen ungestümen Petitionen, die ihr eingereicht wurden, durch eine Verordnung Schranken setzen zu müssen.

19.

Oldenburg.

Am 5 October erließ der Großherzog August Folgendes: „Zuversichtlich dürfen wir erwarten, daß Unsere getreuen Unterthanen das Vertrauen zu Uns hegen, daß Wir Alles, was durch die Bundesverfassung zugesichert ist, auch gewissenhaft erfüllen werden, wie Wir selbst eine Beruhigung besonders darin finden, bei einer etwaigen Veränderung des Steuer- oder Abgabensystems zuvor die Wünsche Unserer getreuen Unterthanen darüber zu vernehmen. Zunächst fordern Wir aber dieselben auf, vereint mit Uns nach Kräften dem Nothstande zu wehren, welcher der ärmern Classe ihrer Mitbürger, in Folge mißrathener Ernten, im bevorstehenden Winter zu drohen scheint, und hoffen von göttlicher Gnade, daß es Unsern und Unserer Unterthanen gemeinschaftlichen Bestrebungen gelingen werde, in Ruhe, Ordnung und gesetzmäßiger Haltung jeder Gefahr vorzubeugen und manches Uebel zu lindern, so daß Wir in einer minder bewegten Zeit die etwa erforderlichen Verbesserungen der Staatseinrichtungen eintreten lassen können."

In den übrigen kleinen deutschen Staaten fiel nichts Merkwürdiges vor, außer dem Regierungswechsel in Anhalt-Köthen, woselbst der Herzog Ferdinand am 23 August starb. Ihm succedirte sein Bruder Heinrich.

Die freien Städte wurden zum Theil von dem Revolutionsgeiste angesteckt. In Hamburg erhob sich der Pöbel gegen die Juden und machte vom 31 August an alle Nächte Lärm vor den Wohnungen derselben. Am 2 September fielen

Naturerscheinungen.

Unter allen großen Naturerscheinungen, die auf eine wunderbare Weise gleichzeitig mit den großen politischen Ereignissen eintraten, nimmt die Cholera den ersten Rang ein. Sie steht aber nicht allein. Als eine allgemeine Krankheit der Atmosphäre steht sie aufs genaueste in Verbindung mit vielen andern Phänomenen, die gleichfalls als Störungen der Natur sich zu erkennen gaben. Erdbeben, vulcanische Ausbrüche, unnatürliche Schwüle der Luft selbst in der kalten Jahreszeit, Sterben der Vögel in der Luft und der Fische im Wasser, wunderbare Abend- und Morgenröthen, die eine Stunde vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang mit dem düstern Scheine des Nordlichts glühten, dieß waren die Begleiter der Cholera, und man schloß daraus, daß sie eine kosmisch-tellurische Ursache haben müsse.

Die Cholera, auch die asiatische Brechruhr genannt, brach am 19 August 1819 zu Tilla Jessore in Ostindien aus, hundert Meilen nördlich von Calcutta. Alsbald verbreitete sie sich über das ganze Gebiet des Ganges, indem sie den Fluß hinaufstieg, drang dann im Winter von 1818 auf 1819 in beiden indischen Halbinseln bis zu deren südlichster Spitze vor,

Naturerscheinungen.

Unter allen großen Naturerscheinungen, die auf eine wunderbare Weise gleichzeitig mit den großen politischen Ereignissen eintraten, nimmt die Cholera den ersten Rang ein. Sie steht aber nicht allein. Als eine allgemeine Krankheit der Atmosphäre steht sie aufs genaueste in Verbindung mit vielen andern Phänomenen, die gleichfalls als Störungen der Natur sich zu erkennen gaben. Erdbeben, vulcanische Ausbrüche, unnatürliche Schwüle der Luft selbst in der kalten Jahreszeit, Sterben der Vögel in der Luft und der Fische im Wasser, wunderbare Abend- und Morgenröthen, die eine Stunde vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang mit dem düstern Scheine des Nordlichts glühten, dieß waren die Begleiter der Cholera, und man schloß daraus, daß sie eine kosmisch-tellurische Ursache haben müsse.

Die Cholera, auch die asiatische Brechruhr genannt, brach am 19 August 1819 zu Tilla Jessore in Ostindien aus, hundert Meilen nördlich von Calcutta. Alsbald verbreitete sie sich über das ganze Gebiet des Ganges, indem sie den Fluß hinaufstieg, drang dann im Winter von 1818 auf 1819 in beiden indischen Halbinseln bis zu deren südlichster Spitze vor,

setzte 1820 auf die Inseln über, durchlief dieselben, drang südwärts bis zur Insel Bourbon, wandte sich aber 1821 von Manilla wieder nordwärts nach China. Von da machte sie einen ungeheuern Sprung und erschien plötzlich am persischen Meerbusen, stieg am Euphrat und Tigris hinauf und verheerte bis 1823 ganz Persien und die asiatische Türkei. In demselben Jahre drang sie auch zu gleicher Zeit am weitesten nach Osten vor, nämlich bis Amboina. Seitdem verfolgte sie ausschließlich eine nordwestliche Richtung, drang durch Persien ans kaspische Meer nach Astrachan und Orenburg und endlich 1830 nach Moskau und bis in die Nähe von Petersburg. Daß Kaiser Nicolaus sich sogleich selbst nach Moskau begeben, um die Gemüther zu beruhigen und die Sanitätsanstalten selbst in Augenschein zu nehmen, ist schon bei der Geschichte Rußlands erwähnt worden.

Da seitdem die Cholera noch weiter in Europa vorgedrungen ist und im Jahre 1831 mit reißender Schnelligkeit Polen, Oesterreich, Preußen und selbst England überfallen hat, so sind unsere Leser entweder durch eigene Anschauung oder durch hundertfältige Lecture mit allen Erscheinungen dieser Krankheit bekannt worden, und wir können uns die Mühe ersparen, das allgemein Bekannte hier zu wiederholen.

Was die andern Naturerscheinungen betrifft, so verdient zuerst der harte Winter von 1829/30 Erwähnung. Nicht nur wir in Deutschland haben ihn hart empfunden. Er dehnte seine kalten Arme auch weit nach Süden aus. In der Nacht auf den 12 Januar stand das Thermometer in Bologna auf 13 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkte. Die Etsch in Italien, der Duero in Spanien, der Tajo in Portugal waren fest zugefroren. In Spanien erfroren viele

Menschen und Viehheerden. Selbst in Africa soll der Frost so ungewöhnlich gewesen seyn, daß die Tiger aus der Wüste an die Küsten kamen. Während aber Italien und die pyrenäische Halbinsel voll Schnee lagen, herrschte umgekehrt im hochnordischen Island eine sehr gelinde Temperatur, und auch im Chamouny-Thal in Savoyen, dicht unter dem Montblanc, lag kein Schnee. In der Nähe von Berlin zeigten sich im Januar Vögel, die nur dem höchsten Norden angehören. Am 10 Januar fing eine ganz mit Schnee bedeckte Bergspitze in der Gegend von Zittau zu rauchen an, ohne daß man die Erscheinung zu erklären wußte. Am 5 Februar zog über Neapel ein großes Gewitter.

Auf den harten Winter folgten im Frühjahre große Ueberschwemmungen. Am 10 Februar zerstörte ein ungewöhnlich gewaltsamer Eisgang das Dorf Lay bei Coblenz und führte die Eisblöcke selbst in die Straßen der Stadt. Zu Anfang des März traten gleichzeitig die meisten Flüsse aus, und am furchtbarsten war insbesondere die Ueberschwemmung der Donau am 1 März bei Wien, welche einen großen Theil der Stadt, den Prater und viele Dörfer unter Wasser setzte; ferner der Ausbruch der Elbe bei Torgau, der Weser bei Bremen. Am 15 April trat in Ungarn die Theiß aus, durchbrach den Damm bei Tokai und richtete schreckliche Verheerungen an.

Auch die Erdbeben, die im vorigen Jahre das Königreich Murcia zerstörten, setzten im Jahre 1830 ihre Thätigkeit fort, und man will überhaupt bemerkt haben, daß sie seit der Erscheinung der Cholera im Jahre 1817 wieder viel häufiger geworden seyen als in den frühern Jahren. — Am 9 März 1830 wüthete ein Erdbeben im Caucasus und stürzt in der Stadt Tarki 200 Häuser ein. Am 12 März zerstörte

ein Erdbeben das Dorf Andrejewskeja im Caucasus und begrub über 400 Menschen. „Ein Berg spaltete sich mit gewaltigem Getöse und die eine Hälfte senkte sich tiefer. Dieses Erdbeben hielt über 9 Tage an.“ Später wurde aus Petersburg gemeldet: „Bei Baku in Grusien hat sich der Gipfel des Berges Laos Tepe nach einem starken unterirdischen Getöse gespalten, und an verschiedenen Stellen abwechselnd Steine, Rauch, Staub und Flammen ausgeworfen.“ Am 21—23 April und am 3 Mai wurde Guatemala von Erdbeben heimgesucht, wodurch viele Häuser und Pflanzungen zu Grunde gingen. — Bei weitem das größte Erdbeben soll aber in China gewüthet haben. Englische Blätter berichteten aus ostindischen Nachrichten, daß im Sommer im Umkreise von Peking 12 Städte zerstört und ½ bis 1 Million Menschen begraben worden wären. — Kleinere Erdstöße spürte man vom 9—12 September in der schwäbischen Alp, am 3 December in Tyrol, und am 29 December in den Abbruzzen bei Neapel.

Auch die Vulcane zeigten sich in einer ungewöhnlichen Thätigkeit, und dieß muß noch mehr auffallen, da diese Erscheinung nie so häufig ist, als es die Erdbeben sind. Zu Anfang des Mai setzte der Vesuv die Neapolitaner in großen Schrecken, indem er furchtbar zu krachen anfing, zwei neue Oeffnungen bekam und viele Steine auswarf. Zu Anfang des Octobers fing er wieder an auszuwerfen, und eine ungeheure Rauchsäule in Gestalt einer Fichte über sich zu erheben, eine bei seinen Ausbrüchen von früher her bekannte Erscheinung. Besonders aber vom 15—25 November war er in großer Arbeit, und warf Rauch, Flammen und Steine aus unter fortwährendem Krachen. — Auch der Aetna erwachte

aus seiner Ruhe. Am 16 Mai brach die Lava aus sieben neuen Oeffnungen und zerstörte 8 Dörfer. Der ungeheure rothe Aschenregen, der den Ausbruch begleitete, bedeckte Sicilien und Calabrien. — Später erfuhr man, daß sich am 13 März ein neuer Vulcan bei Island aus dem Meere erhoben habe. — Der rothe Staubregen, der sich zur Zeit des Aetna-Ausbruchs in Sicilien gezeigt hatte, wurde auch später am 8 Junius in der Gegend von Lucca bemerkt, und man behauptet, er käme nicht vom Aetna her, sondern es sey rother Sand aus Africa, der in der Wüste durch heftige Orkane aufgewirbelt worden sey. Seltsam erscheint es, daß am 9 Junius auf dem See von Neufchatel in der Schweiz eine große Wasserhose beobachtet wurde.

Als ungewöhnlich muß auch die gelbliche Färbung des Mondes bei der Mondsfinsterniß am 2 September betrachtet werden.

Im Jahre 1830 erschien auch wieder ein Komet. Er wurde am 25 April von Harding in Göttingen zwischen dem Delphin und Pegasus aufgefunden. Er hatte einen kleinen glänzenden Kern, und mehr breiten als langen Schweif. Die Südländer müssen ihn in seiner Annäherung zur Sonne gesehen haben. Wir sahen ihn nur in seiner Entfernung von der Sonne, daher er auch bis gegen den Junius verschwand.

Reisen.

Soviel uns von den im Jahre 1830 unternommenen wissenschaftlichen und Entdeckungsreisen unter dem Gedränge

der uns näher liegenden politischen Ereignisse bekannt geworden ist, geben wir darüber folgende Notizen:

Dr. Siebold aus Würzburg kam nach einer langen Gefangenschaft in Japan im Julius glücklich mit allen seinen Sammlungen nach Europa zurück. — Von Dr. Schulz aus Gießen erfuhr man die traurige Nachricht, daß dieser gelehrte Reisende in Kurdistan ermordet worden sey. — Von dem kühnen Ungarn Csoma de Körös langte die Nachricht an, daß derselbe in Tibet wohlbehalten lebe und seine Untersuchungen über das Himalayagebirge rüstig fortsetze. — Der englische Gesandte, Major Bourney langte am 24 April glücklich am Hofe von Ava, der Hauptstadt des birmanischen Reiches, an. — Dr. Richardson war von seiner Reise nach Laos nach Calcutta zurückgekehrt. — Der schwedische Professor Hansteen sandte aus China mehrere Sammlungen nach Stockholm. — Dr. Meyer entdeckte im Caucasus Silbergruben.

Auch Africa wurde mehrfach bereist. Die toscanische Ausrüstung unter Prof. Rosellini kehrte im Januar mit reichen Sammlungen aus Aegypten nach Florenz zurück. — Caillée's merkwürdige Reise nach Tombuctu erschien im Druck. — Die Brüder Lander, wovon der eine den berühmten Clapperton auf seinen früheren Reisen begleitete, machten sich abermals auf den Weg, um den Niger aufwärts ins innere Africa einzudringen. — Der französische Reisende Douville erforschte das noch sehr unbekannte portugiesische Königreich Angola. — Eine österreichische Gesandtschaft hatte am 29 October Audienz bei dem Sultan von Marocco.

Aus America erfuhr man, daß der englische Capitän

Fitzroy die Küsten des Feuerlandes geographisch aufgenommen habe, und daß der dänische Capitän Graah Ostgrönland entdeckt habe.

In der Südsee entdeckte das russische Schiff Helena die kleine neue Insel Löwendahl. — Eine nordamericanische Südsee-Ausrüstung scheiterte. — Von Frankreich aus wurden zwei Schiffe, Aleute und Dordogne, auf Entdeckungen in die Südsee ausgeschickt.

Eine englische Nordpol-Ausrüstung drang bis zum 67sten Grade nördlicher Breite vor.

Nekrolog
des Jahrs 1830.

Gestorben.

Januar.

5. v. Praun, berühmter Virtuose auf der Violine, zu Krakau.

6 Charlotte, verwittwete Königin von Portugal, Mutter Don Pedro's I und Don Miguels, geb. 1775.

7 Thomas Lawrence, Maler in London.

13 Falsen, einflußreiches Mitglied des norwegischen Storthings, zu Christiania.

17 Wilhelm Waiblinger, talentvoller Dichter; erst 25 Jahre alt, in Rom.

21 Marchese Fuscaldo, neapolitanischer Gesandter in Rom.

25 Tierney, Veteran des englischen Parlaments, in dem er seit 1786 saß.

Januar.

? Medici, neapolitanischer Finanzminister, starb auf der Reise des Königs, den er begleitete, zu Madrid.

Februar.

3 Cardinal Mauri, in Rom.

14 Louise, verwittwete Großherzogin von Sachsen-Weimar, 73 Jahre alt.

15 Herzog von Lewis, Pair und Akademiker.

— Lavalette, vormals Generaldirector der Posten, berühmt durch den Heldenmuth seiner Gattin, die ihn aus dem Kerker befreite.

21 Clermont-Tonnerre, Erzbischof von Toulouse.

22 Theresia Beninrampi, Bildhauerin und Professorin der Florentinischen Akademie, in Rom.

? General Beaumont.

? Gosselin, Geograph in Paris.

März.

2 Sömmering, berühmter Physiologe zu Frankfurt a. M., 75 Jahre alt.

4 Hartmann, Arzt in Wien.

7 Marquis von Chaves, berühmter Chef der Ultras in Lissabon.

12 Marquis von Lally Tolendal, berühmter Constitutioneller und Vertheidiger Ludwigs XVI, in Paris.

20 Marschall Gouvion St. Cyr, berühmter Feldherr unter Napoleon, 67 Jahre alt, auf den hierischen Inseln.

21 Professor Wyß, Dichter in Bern.

30 Ludwig, Großherzog von Baden, geb. 1763.

März.

? Barthelemy, Pair von Frankreich, berühmt durch seine Theilnahme am Baseler Frieden, 83 Jahre alt.

April.

2 Cardinal Somaglia, Staatssecretär unter Papst Leo XII.

6 Ludwig, Großherzog von Darmstadt, geb. 1753.

9 Bischof Dr. Münter in Kopenhagen.

16 Katharina Wilhelmine Belderdyk, Dichterin in Harlem.

17 Landgraf Christian Ludwig von Darmstadt, Bruder des verstorbenen Großherzogs.

? General Beauvais, militär. Schriftsteller, zu Paris.

? Rennel, Geograph in London.

Mai.

5 Papudschi Achmed, Kapudan-Pascha.

6 Niedmann, Buchhändler und Novellist in Braunschweig.

16 Baron Fourrier, Secretär der Akademie der Wissenschaften in Paris.

27 Gaspari, Geograph in Königsberg.

28 Gohier, vormals Mitglied des Directoriums, 85 Jahre alt.

? Garat, Minister unter dem Convent.

Junius.

15 Wenzel Leopold, Erzbischof von Prag.

26 Graf Feurtrier, Bischof von Beauvais, Minister unter Martignac, berühmt durch seine Ordonnanz gegen die Jesuiten.

Junius.

27 Prof. Strohmeyer in Göttingen.

30 v. Motz, preußischer Finanzminister.

Julius.

14 Lecoq, sächsischer General, starb auf der Reise im Kantone Wallis.

15 Vandamme, der berüchtigte General unter Napoleon, in seiner Geburtsstadt Cassel bei Lille.

21 v. Royer, preußischer Gesandter in Constantinopel.

22 von Dalmann, Opponent im schwedischen Reichstage.

August.

2 Gráter, nordischer Alterthumsforscher, in Schorndorf im Würtembergischen.

10 Herzog Wilhelm von Würtemberg, Oheim des Königs, 70 Jahre alt, in Stuttgart.

27 Herzog Ludwig Heinrich Joseph von Bourbon-Condé, geb. 1756, Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, entleibte sich selbst zu Paris.

28 Graf Ségur, Pair, ausgezeichneter Schriftsteller, Vater des eben so berühmten Philipp Ségur.

September.

15 Huskisson, berühmtes Parlamentsglied, durch einen unglücklichen Fall auf der Eisenbahn bei Manchester.

October.

4 Feldmarschall York, berühmt durch seinen Uebertritt zu Rußland im Jahre 1813, starb auf seinen Gütern in Schlesien.

8 Ebel, der berühmte Schweizer-Reisende, in Zürich.

17 Staatsrath Falk, Mitglied der Regentschaft in Norwegen.

November.

5 Graf Friedrich von Merode, schon zum Regenten Belgiens bezeichnet, starb an seinen im Kampf für das Vaterland erhaltenen Wunden.

7 Antonio Ugarte, Günstling des Königs von Spanien.

8 Franz I, König von Neapel, geb. 1777.

— Weishaupt, Stifter des Illuminatenordens, 83 Jahre alt, in Gotha.

29 Die Generale Haucke, Blümer, Potozki, Tremnizki, Sementkow, Nowizki, Obrist Saß ꝛc. ermordet zu Warschau.

30 Papst Pius VIII.

? General Barbanegre, der tapfere Vertheidiger von Hüningen.

December.

8 Benjamin Constant, berühmter französischer Deputirter und Haupt der Liberalen.

16 Simon Bolivar, der große Libertador von Columbien, 47 Jahre alt.

28 Dankelmann, Justizminister in Preußen.

— Schmidlin, Minister des Innern in Würtemberg.

30 Gräfin Genlis, berühmte Schriftstellerin, 85 Jahre alt.

Chronologische Tabelle

über

alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1830.

Januar.

1 Der König von Würtemberg stiftet den Friedrichsorden.
— Lacoste wird statt Gobbelschroy niederl. Minister des Innern.
3 Poinsett, nordamericanischer Gesandter, muß Merico verlassen.
6 Karl X beruft die franz. Kammern auf den 2 März.
— Eröffnung des sächs. Landtags in Dresden.
8 Absetzung der niederl. Staatsdiener, die sich der Opposition angeschlossen.
9 Aufhebung des philos. Collegiums.
10 Herzog Karl von Braunschweig kommt nach Paris.
11 Bittschrift von New-York, zu Gunsten der Indianer, dem Congreß überreicht.
12 Französische Anleihe von 30 Mill.
14 Eröffnung des würtembergischen Landtags.
20 Eröffnung des columbischen Congresses. Abdankung Bolivars.
21 Spanisches Edict zu Gunsten der königl. Freiwilligen.
25 Große Volksversammlung in Birmingham.
27 Karl X ernennt Labourdonnaye, Vitrolles und andere Ultras zu Pairs.

Februar.

1 Der Freihafen von Venedig eröffnet.

Februar.

— Der Handelsvertrag zwischen England und Oesterreich tritt in Kraft.
2 Friede zwischen Oesterreich und Marocco.
— Gesetz zu Gunsten der Sklaven in den englisch-westindischen Colonien.
4 Londoner Protokoll, die künftige Regierungsform Griechenlands betreffend.
— Eröffnung des englischen Parlaments.
4 Versammlung der Serbier zu Kragujewaz.
6 Boyer, Präsident von Hayti, weist die Forderungen Spaniens zurück.
8 Der nordamericanische Congreß verwirft die Reduction des Zolltarifs.
— Geburt des türkischen Prinzen Abdul-Hayiz.
9 Audienz des Halil-Pascha beim russischen Kaiser.
— Eröffnung des norwegischen Storthings.
10 Ueberschwemmung der Mosel bei Koblenz.
11 Prinz Leopold macht der Londoner Conferenz Vorschläge zu Gunsten Griechenlands.
14 Karl X befiehlt die Errichtung von Primärschulen.
15 Schluß des Gothaischen Landtags.
16 Hamid Bei wird Reis Effendi.
17 Volksversammlung in London, unter Hunts Vorsitz.
20 Londoner Protokoll, worin dem Prinzen Leopold einige Zugeständnisse in Betreff Griechenlands gemacht werden.
23 Lord Russels Motion zu Gunsten einer Parlamentsreform wird verworfen.
25 Quiroga wird von Paz bei Laguna Larga überfallen und geschlagen.

Februar.

26 Brand der Stadt Bergen in Norwegen.

März.

1 Ueberschwemmung der Donau bei Wien.

2 Eröffnung der französischen Kammern.

3 Volksversammlung in London unter der Leitung von Hunt und O'Connel.

9 Antwortsadresse der französischen Pairskammer.

— Erdbeben im Caucasus.

12 Versammlung der Freeholder auf der Haide von Penenden in Kent.

— Paskewitsch unterwirft die Lesghinisch-Tschars'schen Stämme am Caucasus.

13 Entstehung eines neuen Vulcans auf Island.

15 Abschaffung der Bier-, Leder- und Obstweintare in England.

— Der König von Bayern reist nach Italien.

16 Erklärung des französischen Seeministers über die Expedition gegen Algier.

— Einsetzung der Regentschaft auf Terceira.

18 Antwortsadresse der französischen Deputirtenkammer.

19 Prorogation der französischen Kammer auf den 1 Sept.

— Schluß des langen schwedischen Reichstags.

21 Eröffnung des freien Verkehrs im Hafen Lamar.

22 O'Connel verlangt die Aufhebung der Union zwischen England und Irland.

23 Clanricarde's Motion, die Minister wegen ihres Benehmens gegen Terceira zu tadeln, wird verworfen.

26 Die russische Flotte verläßt Malta, um heimzukehren.

27 Eimbecker Handelsvertrag.

März.

31 Pragmatische Sanction des Königs von Spanien.

April.

1 Die Stadt Paris gibt den liberalen Deputirten ein Gastmahl.

— Neue österreichische Anleihe von 40 Mill.

6 O'Connell stiftet die Gesellschaft der Freunde Irlands.

7 Prinz Leopold reist nach Paris.

— Schluß des würtembergischen Landtags.

— Landammann Quadri in Tessin unterdrückt die freie Presse.

11 Bourmont wird zum Oberbefehlshaber der Armee gegen Algier ernannt.

12 Villele verläßt Paris.

14 Abreise der königlichen Familie von Neapel aus Madrid.

15 Große Ueberschwemmung der Theiß in Ungarn.

16 Capodistrias nimmt das Londoner Protokoll an.

17 In Chili wird General Freyre vom General Pinto bei Mauli geschlagen.

20 Rußland bestätigt die neue Verfassung der Moldau und Wallachei.

21 Die Erklärung des englischen Gesandten Turner verhindert die Föderalisirung Columbiens.

21—23 Erdbeben in Guatemala.

24 Die Pforte nimmt das Londoner Protokoll an.

— Major Burney kommt an den Hof zu Ava.

25 Entdeckung eines neuen Kometen.

26 Allarm der k. Freiwilligen in Madrid, um die Königin zu erschrecken.

27 Rückkehr des Prinzen Leopold von Paris nach London.

April.

30 Verurtheilung Potters, Thielemanns ꝛc.

Mai.

1 Unbefriedigendes Decret des Herzogs Karl von Braunschweig in Bezug auf die Forderungen Hannovers.

3 Eröffnung der brasilianischen Kammern.

4 Neue columbische Verfassung. Präsident Mosquera.

6 Diebitsch verläßt Burgos.

7 Handelsvertrag zwischen der Pforte und Nordamerica.

8 Der Eimbecker Vertrag wird zu Kassel ratificirt.

9 Bolivar verläßt Bogota.

10 Vertreibung der türkischen Commissarien von der Insel Samos.

11—19 Einschiffung der franz. Armee gegen Algier in Toulon.

15 Schiffbruch der französischen Briggs Aventure und Silène an der Küste von Algier.

— Ankunft der königl. Familie von Neapel in Paris.

16 Ausbruch des Aetna, Zerstörung von 8 Dörfern.

17 Auflösung der französischen Kammern.

— Grant's Motion zur Emancipirung der Juden wird verworfen.

— Unruhen in Christiania am Jahrestage der Verfassung.

19 Karl X ernennt Peyronnet, Chantelauze und Capelle zu Ministern.

20 Die Kronprinzessin von Preußen nimmt den evangelischen Glauben an.

21 Prinz Leopold schlägt die griechische Krone aus.

— Die Generalstaaten nehmen das neue Preßgesetz an.

25—27 Abfahrt der franz. Expedition gegen Algier von Toulon.

29 Graf Orloff verläßt Constantinopel.

Mai.

30 Die französische Flotte erscheint vor Algier, ohne landen zu können.

31 Die Bill zur Vertreibung der Indianer geht im nordamericanischen Congresse durch.

Junius.

2 Die französische Flotte, durch einen Sturm zerstreut, sammelt sich bei Palma.

— Schluß der Generalstaaten.

4 Zusammenkunft des Königs von Preußen mit seiner Tochter, der Kaiserin von Rußland, in Breslau.

7 Unabhängigkeitserklärung der Insel Samos.

— Verfassungsreform im Kanton Tessin.

8 Rother Staubregen in Lucca.

9 Rückkehr des Königs von Bayern mit dem Philhellenen Obristen Heidegger, von seiner italienischen Reise.

10 Abfahrt der französischen Flotte von Palma.

12 Ankunft derselben vor Algier.

13 Proclamation Karls X, die neuen Wahlen betreffend.

14 Landung der französischen Truppen bei Algier.

15 Die königl. preußische Familie besteigt die Schneekoppe.

16 Große Ungewitter vor Algier.

17 Paskewitsch verläßt Erzerum.

19 Schlacht bei Sidi-Chalef vor Algier.

21 Verschwörung gegen Bustamente in Merico.

24 Zweite Schlacht bei Sidi-Chalef.

— Neue Ungewitter vor Algier.

— Halil Pascha's Rückkehr nach Constantinopel.

25 Jubelfest der Augsburgischen Confession. Unruhen in Leipzig und Dresden.

Junius.

26 Tod König Georgs IV.

30 Abreise der königl. Familie von Neapel aus Paris.

Julius.

4 Eroberung des Kaiserschlosses bei Algier.

— Eröffnung der Tagsatzung in Bern.

— Kronprinz Oscar von Schweden reist nach Petersburg.

5 Capitulation von Algier.

7 Einzug der Franzosen in Algier.

8 Schluß des sächsischen Landtags.

12 Abreise des Dey's von Algier.

15 Bourmont wird Marschall.

18 Neue Constitution von Montevideo.

19 Deputation der Damen der Halle bei Karl X.

23 Prorogation des englischen Parlaments.

25 Karl X erläßt die berüchtigten Ordonnanzen.

— Bourmonts Zug gegen Blida.

27—29 Die drei Tage. Große Schlacht in Paris.

30 Der Herzog von Orleans wird Generallieutenant des Königreichs.

— Die königl. Familie von Neapel kehrt nach Neapel zurück.

31 Der Herzog von Orleans auf dem Stadthause.

— Flucht Karls X von St. Cloud.

— Ankunft des Dey's von Algier in Neapel.

August.

1 Der Sultan ertheilt den Candioten eine Amnestie.

— Bona von den Franzosen besetzt.

— Eröffnung der Fahrstraße über den St. Gotthard.

2 Peyronnet zu Tours verhaftet.

August.

2 Die Tagsatzung nimmt den Militärstrafcoder an.
3 Eröffnung der französischen Kammern. Entsagung und Flucht Karls X von Rambouillet.
5 Unruhen in Nimes.
6 Volksauflauf gegen die Pairs in Paris.
— Französische Expedition gegen Oran.
— Prinz Oscar kehrt von Petersburg zurück.
7 Reform der französischen Charte. Anklage der Exminister.
— Schluß der Tagsatzung in Bern.
9 Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, wird König der Franzosen.
11 Neues französisches Ministerium, Dupont de l'Eure, Guizot, Gerard u. s. w.
— Vertrag mit Tripoli von den Franzosen erzwungen.
13 Herzog Karl, von Paris geflüchtet, kommt nach Braunschweig zurück.
14 Duperré pflanzt zu Algier die dreifarbige Fahne auf.
15 Unruhen der Arbeiter zu Paris.
— Verhaftung Polignacs zu Granville.
16 Abreise Karls X von Cherbourg.
— Lafayette wird Generalcommandant aller französischen Nationalgarden.
— Unruhen zu Paris, Rheims und Nimes.
17 Karl X kommt zu Portsmouth an.
— Bourmont muß zu Algier die dreifarbige Fahne aufpflanzen.
23 Neue Unruhen der Arbeiter zu Paris.
24 Ankunft Karls X in Lulworth.
— Das Gesetz gegen die Verbannten aus Frankreich wird zurückgenommen.

August.

25 Aufruhr in Brüssel.

26 Die französischen Kammern cassiren alle politischen Verurtheilungen und decretiren den Helden des Julius Nationalbelohnungen.

— Obrist Ximenes macht zu Bogota eine Contrerevolution zu Gunsten Bolivars.

28 Baron Hooghvorst bewirkt, daß die holländischen Truppen nicht nach Brüssel kommen.

29 Deputation und Adresse der Brüsseler an den König.

— Die französischen Regimenter in Metz jagen ihre Officiere fort.

30 Die französische Kammer erklärt ihren Fortbestand.

— Neue Unruhen zu Nimes.

— Pöbelaufstand zu Aachen.

— Mina reist von Paris nach den Pyrenäen ab.

31 Unruhen in Hamburg.

— Bittschrift des Magistrats von Braunschweig an den Herzog Karl.

September.

1 Ankunft des Prinzen von Oranien in Brüssel.

— Die darmstädtischen Stände lehnen die Schuldenübernahme und andere Finanzanträge ab.

— Auflauf in Elberfeld.

2 Unruhen der Drucker in Paris.

— Herstellung der Ruhe in Nimes.

— Ausbruch der Unruhen in Leipzig.

— Wiederholte Unruhen in Hamburg, bis zum 5.

— Manifest der constitutionellen Spanier, aus London.

— Ankunft des Generals Clauzel in Algier.

September.

3 Bourmont verläßt Algier.
— Entlassung des niederländischen Ministers van Maanen.
— Schluß des brasilianischen Congresses.
— Auflauf in Wetzlar.
4 Frankreich erkennt die südamericanischen Freistaaten an.
— Der Prinz von Oranien erklärt sich für die Trennung Belgiens von Holland.
6 Ausbruch der Unruhen in Braunschweig und in Kassel.
7 Schloßbrand in Braunschweig.
— Einzug der Lütticher in Brüssel.
8 Der Sultan belehnt den Pascha von Aegypten mit der Insel Candia.
— Außerordentliche Versammlung der brasilianischen Kammern.
9 Dresdener Schreckensnacht.
— Aufhebung des Sacrilegiengesetzes in Frankreich.
10 Ankunft des Herzogs Wilhelm in Braunschweig.
11 Tumult in Altenburg.
— Kleiner Auflauf in Hannover.
12 Versammlung in Lenzburg, wegen Verfassungsreform in Aargau.
13 Eröffnung der Generalstaaten.
— Prinz Friedrich wird Mitregent in Sachsen.
— Pöbelauflauf in Kopenhagen.
14 Protestation Joseph Napoleons gegen Ludwig Philipp.
— Vermählung des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prinzessin Mariane von den Niederlanden.
— Herzog Karl von Braunschweig landet auf seiner Flucht in England.

September.

14 Bittschrift der Kasseler Bürger.
15 Eine ägyptische Flotte läuft nach Candia aus.
— Tumult in Kahla.
16 Tumulte in Berlin und in Gera.
17 Kleiner Pöbelauflauf in Karlsruhe.
— Duperré's Rückkehr nach Toulon.
18 Brief des Kaisers Nicolaus an König Ludwig Philipp.
— Aushebung von 40,000 Franzosen.
— Bolivar erklärt zu Carthagena, daß er den Oberbefehl wieder annehme.
— Schluß des norwegischen Storthings.
— Tumult in Jena.
— Versammlung der Naturforscher in Hamburg.
19 Tumult in Schwerin.
20 Der Pöbel unterjocht die Bürgergarde in Brüssel.
21 Provisorische Regierung in Brüssel.
— Todtenfeier der Unterofficiere von La Rochelle in Paris.
22 Kreisschreiben Berns gegen die revolutionären Umtriebe.
— Der Herzog von Gotha fordert die Bürger auf, ihm ihre Beschwerden vorzulegen.
23 Prinz Friedrich rückt in Brüssel ein. Schlacht in den Straßen von Brüssel bis zum 7.
— Berengers Bericht über den Prozeß der Exminister.
24 Tumult in Hanau, Zerstörung der Mauthen.
— Verschwörung der Karlisten in Spanien gegen die Königin.
25 Auflösung der Clubs in Paris.
— Ankunft Talleyrands in London.
26 108,000 Franzosen werden ausgehoben.
— Aufruhr in Ostende.

September.

26 Der Sultan gibt den christlichen Diplomaten ein Fest.
27 Vertreibung der Holländer aus Brüssel.
— Potters Ankunft in Brüssel.
— Aufruhr in Brügge.
— Volksversammlung in London, unter Hunts Vorsitz, zum Behufe der Glückwünschungsadresse an die Pariser Juliushelden.
— Adresse der braunschweigischen Stände an Herzog Wilhelm.
— Guerrero's Partei siegt bei Teraca.
— Tumult in Breslau.
28 Krönung des jungen Königs Ferdinand von Ungarn zu Preßburg.
— Erste Erscheinung der Cholera in Moskau.
— Cort-Heiligers bei Tirlemont zum Rückzuge genöthigt.
— Aufruhr in Tournay.
— Herzog Wilhelm in Braunschweig nimmt die Regentschaft an.
29 Die Generalstaaten erklären die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland.
— Aufruhr in Gent und Mons.
— Bauernaufstand in Oberhessen, Sturm auf Büdingen.
30 Erster Angriff Mauguins. Versöhnung der Opposition mit dem Ministerium durch Periers Antwort.
— Die Lütticher schlagen ein Corps Holländer.
— Prinz Emil von Darmstadt zieht gegen die Bauern ins Feld.
— Verhaftung des Paters Cyrillo.

October.

1 Aufruhr in Namur, Ypern und Philippeville zu Gunsten der belgischen Unabhängigkeit.

October.

1 Gräuelthat des darmstädtischen Militärs gegen die unschuldigen Einwohner von Södel.

—. Die preußischen Städte ohne Garnison erhalten die Erlaubniß, Sicherheitsgarden zu bilden.

2 Audienz des Dey's von Algier beim Könige von Neapel.

— Kleiner Auflauf in Mannheim.

4 Die Jury in Frankreich auf Preßvergehen angewandt.

— Hubert, Thierry und Coffin, die Häupter des Clubs amis du peuple, verurtheilt.

— Empörung des Rodriguez zu Orense.

— Neuer Tumult in Dresden.

5 Belgien erklärt sich unabhängig.

— Proclamation des Prinzen von Oranien in Antwerpen.

— Die Citadelle von Lüttich und Charleroi gehn an die Belgier über.

— Der Handel zwischen Nordamerica und Canada für frei erklärt.

— Publicandum in Dresden, worin die Beschleunigung der Reform versprochen wird.

— Der Großherzog von Oldenburg verspricht seinen Unterthanen Erleichterung.

9 Die provisorische Regierung von Belgien erklärt das Haus Nassau aller seiner Ansprüche auf Belgien verlustig.

10 Geburt der Prinzessin Marie Isabelle Louise, nach der pragmatischen Sanction Thronfolgerin in Spanien.

11 Kaiser Nicolaus kommt nach Moskau, Anstalten gegen die Cholera zu treffen.

12 Der Herzog von Meiningen fordert seine Unterthanen auf, ihm ihre Wünsche vorzutragen.

October.

13 Der Präfect von Bayonne befiehlt den constitutionellen Spaniern, auseinanderzugehn.

14 Obrist Valdez geht über die spanische Gränze.

15 Versammlung zu Burgdorf, für Verfassungsreform im Kanton Bern.

16 Der Prinz von Oranien erkennt die Unabhängigkeit Belgiens an und bewirbt sich um die Krone.

— General Milans geht bei Perpignan über die spanische Gränze und wird von General Espanna geschlagen.

— Eröffnung des Landtags in Kassel.

— Markgraf Wilhelm von Baden vermählt sich mit Prinzessin Elisabeth von Württemberg.

18 Belgien protestirt gegen den Prinzen von Oranien.

— Die Generalstaaten werden für Holland allein eröffnet.

— Riellon schlägt den Herzog von Weimar bei Lierre.

— Tumult in Mons, durch Juan van Halen erregt.

— Neue Zusammenrottungen in Paris.

— Gefecht des Obristen Valdez mit General Juanito.

— Tumult in Bruntrut.

— Die neue Verfassung von Tessin tritt in Kraft.

19 General Mina geht über die spanische Gränze.

— Excesse zu Brügge.

— Der Herzog von Northumberland verbietet die Antiunionsgesellschaft in Irland.

20 Juan van Halen in Mons verhaftet.

— Gregoire dringt bis Hulst vor.

— Ankunft Karls X in Holyrood.

— Abreise des Kaisers Nicolaus aus Moskau.

October.

22 Versammlung des Thurgauer Landvolks zu Weinfelden, für Verfassungsreform.

23 O'Connel stiftet die Gesellschaft der irländischen Freiwilligen.

24 Der König von Holland erklärt, er werde nur Holland und Luxemburg fortregieren, Belgien aber sich selbst überlassen.

— Der Dey von Algier kommt nach Livorno.

25 Die Holländer bei Berchem geschlagen. Graf Friedrich von Merode fällt.

— Der Prinz von Oranien flieht aus Antwerpen.

26 Der Herzog von Wellington vom Londoner Pöbel insultirt.

27 Bombardement und Brand von Antwerpen.

— Obrist Valdez bei Vera geschlagen.

28 Der Wildstand und die Steuer auf den Weinbau in Baden werden eingeschränkt.

29 Vertrag des Generals Clauzel mit Tunis.

— Galotti in Neapel wird frei, durch französische Verwendung.

— Audienz der österreichischen Gesandtschaft beim Sultan von Marocco.

30 Grausame Ermordung des Majors Gaillard in Löwen.

31 Pontecoulant dringt bis Ostburg vor.

November.

1 Die zweite ägyptische Expedition geht nach Candia unter Segel.

— Der große Rath von Zürich erklärt sich für die Verfassungsreform.

— Eröffnung des Meiningenschen Landtags.

November.

1 Schluß des darmstädtischen Landtags.
2 Eröffnung des englischen Parlaments.
3 Das Ministerium Lafitte tritt an die Stelle des Ministeriums Guizot.
— Bern verwirft die Burgdorfer Adresse.
— Unruhen in Christiansund in Norwegen.
— Der Prinz von Oranien reist nach London.
4 Der Ministercongreß in London eröffnet.
7 Große Volksversammlung zu Wolenschwyl, für Verfassungsreform im Kanton Aargau.
8 Tumult in London.
— Französisches Gesetz wegen Caution der Journale.
— Tod des Königs Franz I von Neapel.
— Bourmont landet in England.
— Prinz Gustav von Wasa vermählt sich mit der Prinzessin Louise von Baden.
— St. Gallen erklärt die Verfassungsreform.
10 Eröffnung des belgischen Nationalcongresses.
11 General Daine überrumpelt Venloo.
13 Potter dankt ab.
15 Adresse der Stadt London gegen Wellington.
— Ausbruch des Vesuvs, bis zum 25.
16 Abdankung des Ministeriums Wellington.
— Proclamation des Königs von Dänemark in der Sache von Lornsen.
17 Soult und Sebastiani werden Minister.
— Das zweite Londoner Protokoll.
— Die brasilianischen Kammern versetzen das Kriegsministerium in Anklagestand.

November.

18 Der belgische Nationalcongreß erklärt die Unabhängigkeit Belgiens.
20 Neuer Tumult in Hanau.
21 Der König von England erklärt sich für die Regentschaft des Herzogs Wilhelm von Braunschweig.
22 Graf Grey erklärt dem Unterhause die Grundsätze seines neuen Regierungssystems.
— Der belgische Nationalcongreß erklärt sich für die Beibehaltung der monarchischen Verfassung.
— Die Franzosen erobern Midiah im Atlasgebirge.
— Große Versammlung des Züricher Landvolks zu Uster, für Verfassungsreform.
— Volksversammlung zu Luzern, für Verfassungsreform.
— Adresse der holsteinischen Prälaten und Ritter.
24 Der belgische Nationalcongreß schließt das Haus Nassau vom belgischen Throne aus.
— Verurtheilung des Grafen Kergorlay.
25 Bundestagsbeschluß gegen die Unruhen.
26 Solothurn verspricht die Verfassungsreform.
27 Murten verlangt von Freiburg die Verfassungsreform.
29 Große Revolution in Warschau.
30 Mißlungene Contrerevolution des Herzogs Karl an der braunschweigischen Gränze.
— Schluß der brasilianischen Kammern.
— Langermann überrumpelt eine Anzahl Chouans in der Vendée.

December.

1 Provisorische Regierung in Warschau.
— Papst Pius VIII stirbt.

December.

2 Rückzug des Großfürsten Constantin.
— Bundestagsbeschluß, wodurch Herzog Wilhelm von Braunschweig zur Regentschaft ermächtigt wird.
— Das Volk im Kanton Freiburg erzwingt die Verfassungsreform.
— Kleiner Tumult in Göttingen.
4 Widersetzlichkeit der Nationalgarden in Dresden.
5 Bewegung der Clubisten in Warschau gegen die Gemäßigten.
— Unruhen im Kanton Bern.
— Die äußern Bezirke von Schwyz verlangen eine Verfassungsreform.
6 General Chlopizki wird Dictator von Polen.
— Großfürst Constantin geht über die Weichsel zurück.
— Das Aargauische Landvolk unter Gastwirth Fischer nimmt die Stadt Aarau ein und erzwingt die Verfassungsreform.
— Die Berner Regierung wird vom Volke gezwungen, die Verfassungsreform zu bewilligen.
— Fürst Milosch hält seinen feierlichen Einzug in Belgrad.
7 Präsident Jackson erläßt die herkömmliche Botschaft an den nordamericanischen Congreß.
8 Kaiser Nicolaus hält eine Anrede an die russischen Officiere.
9 In Luzern wird der neue Verfassungsrath gewählt.
10 Die französische Kammer entzieht den Emigrirten den Rest der Milliarde.
11 Erleichterung der holstein-schleswigschen Lande durch freien Verkehr mit Dänemark und Herabsetzung des Zolls.

December.

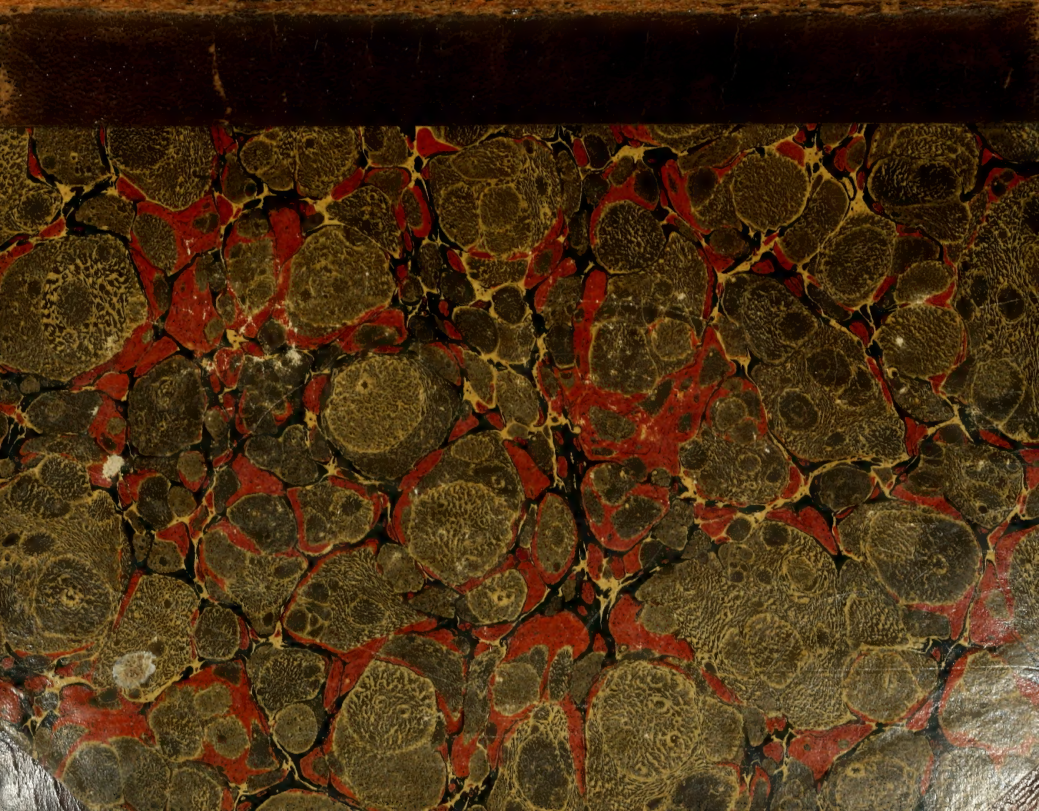
13 Diebitsch kommt von Berlin nach Petersburg zurück und wird Obergeneral gegen Polen.
— Die Verschwörung der Carbonari in Rom unterdrückt.
14 Eröffnung des neugewählten großen Raths von Zürich, um die Verfassung definitiv zu ändern.
15 Der Proceß der Exminister beginnt.
— Der belgische Nationalcongreß nimmt das Zweikammersystem an.
— Wahl der Gemeinderäthe in Sachsen.
16 Der russische Obrist Haucke kommt nach Warschau.
— Wahl des Aargauischen Verfassungsrathes.
17 Russische Manifeste gegen Polen.
— Tod Bolivars.
18 Eröffnung des polnischen Reichstags.
— Schluß des ungarischen Reichstags.
— Das Landvolk im Waadtland erzwingt die Verfassungsreform.
— Neapolitanisches Decret zu Gunsten der wegen politischer Vergehen Verhafteten.
19 Unruhen in Gent.
20 Ausbruch neuer Unruhen in Paris beim Processe der Exminister.
— Manifest des polnischen Reichstags.
— Drittes Londoner Protokoll.
— Besondere Verwahrung Oesterreichs und Preußens hinsichtlich Luxemburgs.
21 Verurtheilung der französischen Exminister.
— Strenges Decret gegen die preußischen Unterthanen, die den Polen Hülfe leisten.

December.

23 Eröffnung der außerordentlichen Tagsatzung.
23 — 29 Gefechte bei Maestricht.
24 Kleiner Christnachtstumult in München.
25 Lafayette's Entlassung.
26 Lubezki und Jezierski erhalten beim Kaiser Nicolaus Audienz.
27 Dupont de l'Eure entlassen.
— Die Tagsatzung beschließt, nach Außen eine bewaffnete Neutralität, nach Innen Nichtintervention in den Angelegenheiten der einzelnen Kantone.
29 Die Ermininister nach dem Schlosse Ham gebracht.
— Staatsrath Winter wird Minister des Innern in Baden, statt des Freiherrn von Berckheim.
30 Pozzo di Borgo erhält sein Beglaubigungsschreiben als russischer Gesandter in Frankreich.
— Quatre Taillon wird gefangen.
31 Herzog Bernhard von Weimar wird zum holländischen Gouverneur von Luxemburg ernannt.

D
2
T27
1830

Taschenbuch der neuesten Geschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY